N12<516023009 021

ubTÜBINGEN

theol

Ordens Korrespondenz

41
2000
ohne T.R

Zeitschrift für Fragen des Ordensleben

Ordensleben
Dokumentation
Mitteilungen
Neue Bücher

61
1d3

Organ der deutschen Ordensobern-Vereinigungen

41. Jahrgang 2000 · Heft 1

EINGEGANGEN
03. Mai 2000
Univ.-Bibl.
ZA 5168

Ordens Korrespondenz
Zeitschrift für Fragen des Ordenslebe

Inhalt

Vorwort 1

Ordensleben

Hermann Schalück
„Ihr alle seid Brüder und Schwestern"
Über die trinitarische Grundstruktur der Nachfolge 3

Dokumentation

Diarmuid Martin
Ethische Überlegungen zur Frage der Auslandsverschuldung 10

Dennis de Jong
Sambia und die internationale Schuldenkrise 16

Roman Malek
Die vergessene Mutter der fernöstlichen Lokalkirchen 23

Gisela Lauer
Ansprüche ehemaliger Ordensangehöriger nach ihrem Austritt aus der Ordensgemeinschaft 33

Barbara Glaßl/Steffen W. Hillebrecht
Grundlagen für eine Marketingkonzeption für die VDO . . . 43

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

Thérèse Winter
Mitteilungen 48

Neue Bücher

Bericht 72
Buchbesprechungen 79
Eingesandte Bücher 102

Vorwort

Mit diesem Heft beginnt der 41. Jahrgang der Ordenskorrespondenz. In der Aufmachung unterscheidet sich die Zeitschrift von früheren Jahrgängen, wie schon der erste Blick zeigt. Der Wechsel in der Schriftleitung war den Herausgebern Anlass, über Inhalt und Gestalt des Organs der drei Ordensoberen-Vereinigungen in Deutschland nachzudenken. Eine Akzeptanzanalyse unter den Beziehern der Ordenskorrespondenz machte einige Desiderate deutlich, die für ein neues Konzept berücksichtigt werden sollten und bei den folgenden Planungen eine Rolle spielten. Neben den mehr inhaltlichen Wünschen bzw. Veränderungen hat sich – und das fällt als erstes ins Auge – das Layout der Zeitschrift verändert. Die ausschlaggebenden Gründe dafür sind eine bessere Lesbarkeit, etwa durch die Wiedergabe der Texte in jeweils zwei Spalten auf einer Seite, und die deutlichere Gliederung der einzelnen Teile eines jeden Heftes. Zur Verbesserung der Lesbarkeit sollen in Zukunft auch Zwischenüberschriften in den Teilen „Dokumentation" und „Ordensleben" beitragen, ein Wunsch, der bereits an dieser Stelle an alle Autoren der Ordenskorrespondenz weitergegeben wird.

Die Überlegungen, Planungen und Entscheidungen kosteten Zeit, und so ist es verständlich, dass das erste Heft des Jahrgangs 2000 mit einiger Verspätung erscheint und sicherlich das eine oder andere noch „nachgebessert" werden muss. Auch wie sich der „Medienspiegel", der über die Vorstellung bzw. Besprechung von Büchern hinausgehen soll, entwickeln wird, lässt sich noch nicht absehen. Die audiovisuellen und andern neuen Medien spielen in der Gesellschaft eine immer größere Rolle. Dem will für den Bereich der Orden auch die Ordenskorrespondenz gerecht werden. Die Schriftleitung ist gerade in diesem Bereich für Anregung und Mitarbeit dankbar.

Der erste Dank der neuen Schriftleitung gebührt P. Dr. Karl Siepen CSsR, der die Ordenskorrespondenz seit ihrer Geburt im Jahr 1959 redigiert hat. Im Vorwort zum vierten Heft des Jahrgangs 1999 (S. 385–387) hat P. Siepen die Anfänge kurz beschrieben. Dank gesagt sei auch den Mitbrüdern von P. Siepen. In besonderer Weise zum Profil der Ordenskorrespondenz beigetragen hat P. Dr. Joseph Pfab CSsR, der seit Mitte der 60er Jahre die „Mitteilungen der OK" zusammengestellt hat, und das selbst in Zeiten besonderer persönlicher Beanspruchung, nämlich als Generaloberer seines Ordens. Den bisher von P. Pfab abgedeckten Bereich hat dankenswerterweise Sr. Dr. Thérèse Winter neben ihrer hauptberuflichen Tätigkeit beim Institut der Orden in Mannheim übernommen. Den Bereich „Neue Bücher" betreut weiterhin P. Franz Karl Heinemann CSsR, Bibliothekar im Kloster Geistingen bei Hennef, der die Rezensionen seiner Mitbrüder koordiniert, und das seit 1965!

Mit dem Wechsel in der Schriftleitung – aber nicht nur dadurch bedingt – hängt eine geografische Verlagerung der Ordenskorrespondenz zusammen: vom Rheinland nach Bayern. Bisher hat der Wienand-Verlag in Köln die Zeitschrift betreut. Druck und Auslieferung werden in Zukunft durch den Don-Bos-

co-Verlag in München und dessen grafischen Betrieb in Ensdorf erfolgen. An der Aufgabe der Ordenskorrespondenz, Organ der deutschen Ordensoberenvereinigungen zu sein, hat sich nichts geändert.

In diesem ersten Heft des Jahrgangs 2000 dokumentiert die Ordenskorrespondenz die Referate der Jahrestagung 1999 des Deutschen Katholischen Missionsrates, der sich Mitte Juni 1999 im Exerzitienhaus Himmelspforten in Würzburg traf. Den Referaten voraus geht ein Beitrag von P. Hermann Schalück, Präsident von MISSIO Aachen und ehemaliger Generaloberer des Franziskanerordens, mit dem Titel „Ihr alle seid Brüder und Schwestern – Über die trinitarische Grundstruktur der Nachfolge".

Das Schwerpunktthema der Jahrestagung des Missionsrates war „Die internationale Schuldenfrage und der Schuldenerlass". Der Brief des DKMR zur internationalen Schuldenfrage wurde unter der Überschrift „An die Kraft der kleinen Schritte glauben" bereits im dritten Heft (S. 305) der Ordenskorrespondenz des Jahrgangs 1999 veröffentlicht. Das erste Referat hielt Bischof Diarmuid Martin / Rom zum Thema „Ethische Überlegungen zur Frage der Auslandsverschuldung". Bischof Martin stand auch der Eucharistiefeier am zweiten Tag vor und hielt dabei die Predigt. Das zweite Referat trug Bischof Dennis de Jong von Ndola / Sambia vor. Bischof de Jong kommt aus einer Diözese der Dritten Welt, die in besonderer Weise von der Verschuldung betroffen ist und unter dem Wertverlust des einzigen Reichtums, nämlich Kupfererz, leidet.

Aus einem anderen Teil der einen Welt berichtete der Steyler Missionar P. Dr. Malek, Professor in St. Augustin und anerkannter China-Experte, mit seinem Referat „Die vergessene Mutter der fernöstlichen Lokalkirchen – Macau und der Übergang in die Volksrepublik China".

Neben den Referaten dokumentiert dieses Heft unter der Überschrift „Grundlagen für eine Marketingkonzeption für die VDO" die Ergebnisse einer Umfrage unter den Mitgliedern, durchgeführt und ausgewertet von der Diplom-Soziologin Barbara Glaßl und dem Unternehmensberater Dr. Steffen Hillebrecht.

Besondere Aufmerksamkeit verdient auch der Beitrag „Ansprüche ehemaliger Ordensangehöriger nach ihrem Austritt aus der Ordensgemeinschaft", verfasst von Frau Gisela Lauer, Vizepräsidentin des Sozialgerichtes Koblenz.

P. Basilius Doppelfeld OSB

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

ZA 5168

H. Schalück ofm:

„Ihr alle seid Brüder und Schwestern“

Über die trinitarische Grundstruktur der Nachfolge

1. Vater – ein belastetes Wort

Das christliche Credo beginnt mit dem Satz: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen.“ Das ist eine zugleich wichtige und schwierige Aussage. Wichtig, weil sie die gesamte neutestamentliche Botschaft Jesu präzise zusammenfasst, nämlich das Kommen des „Reiches Gottes“ in sichtbaren Zeichen, inmitten der menschlichen Geschichte. Schwierig – und für viele schier erdrückend – ist die Aussage, weil nach unseren menschlichen Erfahrungen, vor allem der Neuzeit – das Bild des „Vaters“, zudem eines „allmächtigen“ Vaters, belastet ist: Der Psychoanalytiker Albert Mitscherlich hat bekanntlich im Anschluss an S. Freud von der „vaterlosen Gesellschaft“ gesprochen. H. Tellenbach prägte sogar das Wort vom „Vater-Debakel“, das mit dem Ende der patriarchalischen Gesellschaftsform in der modernen Industriegesellschaft eingesetzt habe. Freud deutet das ambivalente Verhältnis des neuzeitlichen Menschen zum Vater als „Vaterkomplex“: Er ist nach Freud der Ursprung aller Neurosen. W. Kasper analysiert: „Wo alles auf gleichwertige Leistung und Gegenleistung aufgebaut, wo alles auf Eigenständigkeit, Aufstieg, Fortschritt, Emanzipation und Selbstverwirklichung abgestellt ist, da ist kein Platz mehr für Autorität und Würde, schon gar nicht für die Autorität des Alten und Ursprünglichen. Entsprechend ist die Familienstruktur und – kultur und mit ihr die Autorität des Vaters in einem revolutionärem Umformungs-, ja Auflösungsprozess begriffen. Dabei ist das Problem nicht nur der Protest und die Auflehnung gegen den Vater, sondern der Verzicht der Väter auf verantwortliches Vatersein und auf verbind-

liche und verantwortliche Autorität."[1] Zur Kritik des Vaterbildes in Gesellschaft und Kirche hat auch die moderne Frauenbewegung sowie die feministische Theologie beigetragen. Ihr Protest gegen patriarchalische Denk- und Gesellschaftsformen und die faktische Überordnung des Mannes über die Frau führt zu einer z.T. sehr radikalen Kritik an der Vorstellung von einem Gott-Vater. Nicht wenige Frauen (und Männer) lehnen die Sakralisierung des Patriarchates und die ideologische Überhöhung des Vorranges des Mannes als evangeliumswidrig ab. Viele Theologinnen und Theologen versuchen die Einseitigkeit des patriarchalischen Modelles zu überwinden und die prophetische Kritik herauszustellen, die vom biblischen Bild des „Vaters" ausgehen kann. Diese prophetische Kraft liegt darin, dass Gott der Vater aller Menschen ist, und dass er allein der Vater aller ist (Mt 23,9). Wenn das so ist, darf es keine Unterdrückung von Menschen durch Menschen geben. Alle sind vielmehr Schwestern und Brüder unter dem einen Vater im Himmel.

2. Gott der Vater Jesu Christi

Im Munde Jesu wird „Vater" zur Bezeichnung Gottes schlechthin. Die Exegeten stimmen weitgehend darin überein, dass dieser persönliche und intime Sprachgebrauch auf Jesus selber zurückgeht. Das Wort „Vater" drückt bei Jesus die Mitte und den Horizont seiner gesamten Verkündigung aus: das Kommen des Reiches Gottes in Herrlichkeit, Glanz, aber auch in vielen kleinen Zeichen. Das Kommen des Reiches ist kein Werk des Menschen. Es ist Gottes Tat, welche neue Wirklichkeiten und neue Beziehungen unter den Menschen schafft. Es kann nicht durch moralische Leistung noch durch politischen Kampf erzwungen werden, sondern es ist Geschenk und Vermächtnis (vgl. z.B. Mt 21,43; Lk 12, 32; Lk 22,29). Das Gottesreich „kommt" inmitten vieler Widersprüche, im überraschenden Kontrast zu vielen menschlichen Erwartungen und Planungen. Menschen können das Gottesreich nicht machen. Sie können aber um sein Kommen beten. Diese Bitte um das Kommen des Reiches ist ein zentraler Punkt im Gebet Jesu (Mt 6,10). Wer so glaubt und betet, der empfängt schon jetzt (Lk 11,9). Eine solche Haltung ist „Antizipation" der Herrschaft Gottes.

Für das, was „Vater" in der Erfahrung Jesu bedeutet, ist weiter auf die synoptischen Texte von der Zuwendung zu den Sündern, den Gottlosen, den Verlorenen zu verweisen, vor allem auf die Parabel vom verlorenen Sohn, die, wie immer wieder zu Recht gesagt wird, besser die Parabel vom gnädigen und liebenden Vater heißen könnte (cf Lk 15,11–32). Der Kern dieses Textes ist ja eben nicht die „Emanzipation", die der Sohn sich erkämpft, sondern die Zuwendung, die der Vater schenkt, ohne den Heimkehrer zu demütigen. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist zudem die Antwort Jesu auf das Murren der Pharisäer über seinen Umgang mit Sündern (Lk 15,2). Jesus will sagen: „So wie ich mich zu den Sündern verhalte, so verhält sich Gott zu seiner Welt." Auch wenn er Dämonen austreibt, ist die Herrschaft Gottes gekommen (Mt 12,28). Jesus erschließt uns in seinem Verhalten ein Verständnis und Bild von Gott. Das macht auch die bekannte Stelle in Mt 11,27 deutlich: „Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden. Niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn, und der, dem es der Sohn offenbaren will." Das bedeutet: Jesus selber und Jesus allein zeigt uns, wer der Vater ist. Er selber zeigt uns, wie man zum Vater beten kann, in welch tiefem Vertrauen wir uns Gott überlassen können.

Für die christliche Spiritualität ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass es sich bei den Aussagen über Gott nicht um eine allgemeine Wahrheit, z.B. der Philosophie, handelt. Vielmehr geht es um eine in der Geschichte offenbarte Wahrheit, die an den

Sohn gebunden ist. Erst durch Jesus, d.h. dass was er sagt, das was er tut und wie er es tut, wird offenbar, daß Gott der Vater aller Menschen ist. Er läßt die Sonne über Gute und Böse aufgehen, er läßt den Regen fallen auf Gerechte und Ungerechte (Mt 5,45). Er sorgt für alle Menschen und für die ganze Schöpfung (Mt 6,26.32). Mit anderen Worten: Die Offenbarung, was und wer der „Vater" ist, geschieht in der Geschichte, „konkret" ablesbar am Verhalten Jesu, seiner Zuwendung zu den Armen, an der Vergebung, die er den Sündern zuspricht, an der Liebe, von der er niemanden ausschließt. Dennoch hat diese Konkretion einen universalen Charakter und universale Bedeutung: Gott der „Vater" ist der Ursprung jener Liebe, die Jesus verkörpert. In ihm liegt der universale Sinn und Ursprung von Sein und Zeit und Schöpfung. Alles und alle sollen heimkehren in sein Haus.

Noch eine wichtige Beobachtung, ohne die sich die Relevanz einer erneuerten Theologie des „Vaters" für die heutige Praxis christlicher Nachfolge nicht zeigen läßt: Jesus redet den Vater sehr persönlich und intim an. Das aramäische Wort „abba" (vgl. auch Gal 4,6; Röm 8,15), das er gebraucht, gehört zur „ipsissima vox" (J. Jeremias) Jesu. Es ist für sein Gottesverhältnis charakteristisch. Es ist ein Ausdruck familiärer Vertrautheit, das dem Judentum skandalös erscheinen musste.

Bei Paulus finden wir ein getreues Echo der Botschaft Jesu: Das Wort „Vater" wird bei Paulus fast wie ein Eigenname gebraucht. Es erscheint jedoch fast immer mit der nachfolgenden Erwähnung „Vater unseres Herrn Jesus Christus". In der Aussage der paulinischen Theologie ist es der Sohn, der uns zu „Söhnen und Töchtern" macht (Röm 8,15; Gal 4,6). Der Vater ist und bleibt aber Ausgangspunkt und Ziel für alles, was Jesus sagt und tut. Vom Vater her kommen Segen, Gnade, Trost, Erbarmen, Freude, Liebe, Kraft zum Durchhalten, Hoffnung. Dem Vater gilt der Lobpreis, der Dank und die Bitte. Gott zum Vater zu haben bedeutet schließlich nach Paulus Befreiung von jeder Knechtschaft und Einsetzung in die Stelle einer erwachsenen Tochter und eines erwachsenen Sohnes (Gal 4; Röm 8). „Mündigkeit" im Sinne des Paulus bedeutet aber Freiheit, die sich in der Liebe, in der Zuwendung zum anderen, im Dienst erweist (Gal 5,13). In der johanneischen Literatur schließlich kommt es zu den bekannten Aussagen, dass Jesus Kunde vom Vater bringt (Joh 1,18), dass der Sinn des Lebens Jesu darin liegt, den Namen des Vaters zu offenbaren (Joh 17). Und alles gipfelt in der Aussage: „Gott ist die Liebe" (1 Joh 4).

3. Vermittlung von Gotteserfahrung in der Vita Consecrata

Kommen wir nun „unvermittelt" zu einer zentralen Frage der „sequela Christi" heute. Eines ist im schwierigen und spannenden Prozeß der Erneuerung und „Neubegründung"[2] (ri-fondazione) unserer Institute wohl klar geworden: Der Sinn der VC liegt nicht in dem, was sie tut, sondern in dem, was sie ist oder sein sollte: Ort der Gotteserfahrung, „Zeugin Gottes in der Welt von heute", Antizipation des Reiches Gottes, wenn auch nur zögernd und in kleinen Schritten. Dieser bleibende Grundauftrag der Orden und geistlichen Gemeinschaften ist in den Grundauftrag der Kirche eingebunden, nämlich den, sich nicht selber absolut zu setzen und in allem Werkzeug und Sakrament des in Christus angebrochenen Heils zu sein. Orden sind, so formulierte es während der Synode der deutschen Diözesen W. Kasper, „zeichenhafte, man könnte fast sagen, quasisakramentale Verdichtung, prophetische Verdeutlichung dessen, was Kirche eigentlich ist, was Leben nach den Seligpreisungen, was Leben nach dem Heiligen Geist ist, was radikal gelebter Glaube ist, der alles auf-

gibt, um alles zu gewinnen." Kirche und alles, was sie ausmacht, dient dem Reich Gottes, seiner Gerechtigkeit und seinem Frieden und verkündet in Wort und Zeugnis den Gott, der das Leben ist und der für seine Schöpfung das Leben (und nicht etwa das Elend und den Tod) will.

Orden und alle anderen Institute der Vita Consecrata sind im letzten Zeichen von „Transzendenz", d.h. von dem, was/wer Gott ist und von dem, was Gott mit der Geschichte vorhat. Sie sind trotz aller Zeitbedingtheit „eschatologische" Zeichen, welche die Zeit deuten und zugleich über sie hinaus nach vorn weisen und daran erinnern, dass die Geschichte von Menschheit und Kosmos im letzten eine Heils- und Befreiungsgeschichte ist, die noch der Vollendung harrt, eine Geschichte nicht allein der Tragik und der Schuld, sondern der geschenkten Vergebung, der neuen Horizonte, der je neuen Inkarnation des Evangeliums. Wer erinnert den postmodernen Menschen mit seinem Hang zu a-historischer, oft rein innerlicher, z.T. exotischer Religiosität „à la carte" noch an diese Perspektive?

4. Trinitarische Gotteserfahrung in der VC

Die VC bedarf in dieser Phase seiner Geschichte einer starken Öffnung für den dynamischen Geist Gottes, der die Kirche, die Welt, ja die ganze Schöpfung und den Kosmos am Leben hält, ständig umwandelt, erneuert, in neue Zeiten führt. Eine „trinitarische und pneumatologische Korrektur" legt sich also nahe. Und das nicht nur aus Gründen der theologischen Korrektheit: Christliches Leben und Ordensleben orientieren und normieren sich natürlich am armen und gekreuzigten Jesus, seiner Nähe zum Vater, seiner Hingabe für alle, besonders für die Armen, seiner Hingabe in den Dienst und in den Tod, damit alle Leben, Würde und Zukunft haben. Aber unsere christliche Nachfolge, persönlich und in der communio unserer Kirche und unserer einzelnen Institute, ist keine bloße Reproduktion: Unser Leben ist nicht rückwärtsorientiert, sondern ein „Leben im Geiste", „geistliches Leben", das die Nachfolge fruchtbar macht für das Heute und das „Morgen" vorbereiten hilft, d.h. es ist immer auch schöpferisch. Es ist nur echt, wenn es aus der Erinnerung lebt, und wenn dieser Erinnerung nicht ein intellektueller Prozess, sondern eine auch sakramental gefeierte Lebenskultur ist, eine tägliche Begegnung mit dem Grund unseres Lebens, den wir/ich in der Liebe Gottes erfahren. Nur eine solche „Erinnerung", für die der Geist Gottes der Garant ist, ermöglicht uns ein aufmerksames und intelligentes Lesen der Zeichen unserer Zeit, notwendige kreative neue Anfänge, Neuorientierungen und evangelische Prophetie.[3]

In dieser Perspektive ist nicht die „Nachfolge" das letzte Ziel christlichen Lebens, sondern das Durchdrungen- und Gestaltetwerden durch den Geist, der immer auch der Geist des Vaters, d.h. der fortdauernden Schöpfung von Welt und Kosmos ist. Ich möchte betonen, dass es dabei nicht um „Geistschwärmerei" geht. Es ist vielmehr eine allgemeine Erkenntnis westlicher Theologie, dass unsere römische Kirche noch immer an einem Defizit an Pneumatologie, an wirklicher „Geistvergessenheit", leidet.[4] Eine stärkere Betonung des „Geistes" in einer erneuerten Trinitätstheologie[5] und Ekklesiologie kann auch für die Theologie des Ordenslebens und seiner Sendung in die Welt von heute nur von Nutzen sein. Ein a-trinitarisches und „christomonistisches" Kirchenbild sieht die Kirche ausschließlich als Werk Christi, als sein statisches Herrschaftsgebiet, als ein geschlossenes System, in dem das monistische Einheitsprinzip vorherrscht und in dem patriarchale (respektive: matriarchale) Elemente das Denken und das Leben bestimmen. Gerade Ordenschristen haben aber am eigenen Leibe erfahren, wie sehr bei einem solchen Verständnis die juridischen Prinzipen Vorrang haben vor dem Leben, der

Buchstabe vor dem Geist, ein abstraktes Modell von „Vollkommenheit" vor dem dynamischen Prozess der täglichen Bekehrung zu den Seligpreisungen, die „Autorität" vor dem Dienst, die graue Farbe der Uniformität vor der bunten Komplexität der Inkulturation, die ängstliche Beharrung vor der je neuen mutigen Sendung bis an die Grenzen der Welt und bis an die Grenzen der sichtbaren Kirche.

Es ist deshalb m. E. von enormer Bedeutung, dass das Dokument „Vita Consecrata" gleich im ersten Hauptkapitel von den christologisch-trinitarischen Quellen des geweihten Lebens spricht. Dieser Ansatz erlaubt es nämlich, inmitten der turbulenten Entwicklungen und für manchen nur negativen Zeiterscheinungen der letzten Jahrzehnte und angesichts der vielen Fragen, welche unsere Gegenwart und die Zukunft verdunkeln, eines nicht zu vergessen: Der Geist ist allen Zeiten verheißen, auch uns. Er ist ein Geist des Lebens, nicht des Todes. Neues ist bereits im Entstehen. Die Zukunft hat schon begonnen. Sie liegt schon in uns. Wir erkennen das aber leider oft nicht (vgl. Jes 43, 18-19), haben Schwierigkeiten, ihr von innen her zum Durchbruch zu verhelfen. Geistliches Leben ist doch eigentlich nichts anderes als die hohe Sensibilität für die Gegenwart des Geistes Gottes in uns und in aller Kreatur, zugleich aber auch das Engagement, ihm gegen so manchen Un-geist und alle falschen Götter und Götzen zum dauerhaften Durchbruch zu verhelfen. Ich meine, wir können als Christen und als Ordensleute die gegenwärtigen Zeiten nur dann deuten, verstehen und leben, wenn wir zusammen mit der bisher vorherrschenden christologischen Begründung unseres Weges (als Nachfolge, Nachahmung Jesu im Sinne unserer jeweiligen Gründerinnen und Gründer) die trinitarischen insbesondere pneumatologischen Aspekte der Ekklesiologie und der Theologie der VC betonen. Denn der „Geist" ist die lebendige Wirklichkeit Gottes in uns, die Quelle, aus der wir trinken, der Lichtstrahl, der unseren Weg erleuchtet, die einzige Instanz, die uns in die volle Wahrheit unseres Lebens, unserer Geschichte, unseres Gottes einführt.

Einige Folgerungen

Wenn ich in wenigen Sätzen zusammenfassen sollte, welche Konsequenzen ein trinitarischer Ansatz in der Praxis der VC der Zukunft haben sollte, dann möchte ich diese Aspekte nennen:

(1) Wir können die Krise der VC als kairós erfahren, wenn wir ins Zentrum unserer Erneuerung die Erneuerung der Gotteserfahrung stellen. Es genügt dabei nicht, ja es wäre gefährlich, sich den „postmodernen" Formen von Religiosität zu sehr anzupassen und unsere Erneuerung in rein „innerlichen" charismatischen Erfahrungen zu suchen. Wir können nur Zukunft haben in der einen authentischen Erfahrung und Anbetung dessen, der sich in der Geschichte als „Vater unseres Herrn Jesu Christus" gezeigt hat. Wenn, wie W. Kasper[6] gesagt hat, die Trinitätslehre die Summe und die Grammatik der gesamten Geschichte Gottes mit seiner Schöpfung ist, dann gilt für die VC: Die Erfahrung des drei-einen Gottes ist ihre tragende Grundstruktur. Es geht in allen ihren Formen um die Zuwendung des Vaters zur Welt, um die „Inkulturation" dieser Liebe in Jesus, dem Christus, in der Geschichte, um die fortdauernde „transformatorische" Präsenz des Geistes, der vom Vater und vom Sohne ausgeht.

(2) Wir sollten uns in der ri-fondazione der VC nicht auf sekundäre Optionen verlassen. Es geht darum, in der Kraft des Geistes so für den Gott des Lebens zu optieren, wie er sich in Jesus Christus der Welt und dem ganzen Kosmos erschlossen hat. Der trinitarische Gott hat sich als Beziehung erschlossen, als Prinzip des Dialogs, als Ein-

heit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit, als dynamische Wirklichkeit, welche bis an das Ende der Zeit Neues schafft.

(3) Die tragende Struktur der VC ist die im Namen Jesu, im Hören des Wortes und im Brechen des Brotes versammelte communio von Schwestern und Brüdern, die „im Namen Gottes, des Vaters", als Schwestern und Brüder radikal gleich sind. Ich glaube, wir werden in Zukunft, auch in bewusster Abkehr von patriarchalischen und matriarchalischen Verirrungen und Sünden der Vergangenheit, immer kleine, für die geistliche Kommunikation und für die effektive Partizipation offene Kommunitäten und Gemeinschaften haben, weniger große Strukturen, dafür immer mehr „Zellen lebendigen Glaubens". Für unseren Weg in die Zukunft ist es lebenswichtig, dass unsere Gemeinschaften solche lebendigen Zellen sind oder werden, in denen wir voreinander Rechenschaft ablegen über unseren Glauben und über die Hoffnung, die in uns ist, in denen wir unseren Glauben auch erfahren und feiern. Wenn das nicht geschieht, bauen wir alle unsere anderen Pläne auf Sand.

(4) Es geht m. E. insbesondere darum, mitten in unserer säkularisierten, digitalisierten, funktionalisierten und globalisierten Welt Orte der Kontemplation zu schaffen. Kontemplation verstehe ich hier als eine Grundhaltung der Zweckfreiheit, der Freude an Gott und am Gebet, an einer kreativen, nicht ritualisierten Liturgie. Die Vertiefung der kontemplativen Dimension kann nicht nur ein Anliegen unter vielen sein. Sie ist für die VC in der Welt wie im Claustrum von vitaler Notwendigkeit: Sind wir „Zeugen" Gottes, mit einem „kontemplativen" Blick auch für die Schöpfung, die Welt und ihre Menschen, auf ihre Bedrohungen und Hoffnungen? Denn nur aus der Kontemplation erwächst „compassion", „Gefährtenschaft", Solidarität, die von Dauer ist. Nur aus der Kontemplation finden wir den Weg zu und mit den Menschen, nicht nur mit denen aus dem eigenen Haus des Glaubens. Wir sind von Gott auf den Weg zu den Armen und Schwachen gesandt. In der heutigen Welt sind Werkzeuge des Friedens, des Zuhörens, des Versöhnens gefragt.

(5) Die VC der Zukunft muss im Namen des einen Vaters den bis heute faktisch geltenden Vorrang der klerikalen Elemente vor den laikalen Elemente sowie den bis heute geltenden Vorrang der Männer vor den Frauen überwinden. Diese Klassenunterschiede sind für das Zeugnis der VC in der modernen und postmodernen Welt schädlich. Sie finden in einer erneuerten Theologie der VC keine Rechtfertigung mehr.

(6) Die besonders „radikale" Form der sequela in der VC bringt es mit sich, dass die VC in besonders intensiver Weise die Bande der „Geschwisterlichkeit" mit den Armen und Notleidenden sucht. Die Botschaft Jesu vom liebenden Vater ruft uns auf zur Befreiung der Armen und zur Überwindung aller menschengemachten Diskriminierungen, sei es aufgrund von Rasse, Geschlecht oder sozialem Status. Sie lädt nicht zuletzt dazu ein, die gesamte belebte und unbelebte Schöpfung nicht unter dem Aspekt der „Nützlichkeit" zu sehen, sondern als Geschenke des Schöpfers, als Zeichen Zuwendung, als Abbild seiner Schönheit.

(7) Die VC hat nur Zukunft in einer „ganzheitlichen" (integralen) Spiritualität, die aus der primären Option für Gott folgt. In ihr sind im Sinne des Gebetes Jesu die Bitte um die Verherrlichung des Namens Gottes und die Bitte um das Kommen seines Reiches zwei Aspekte einer einzigen

Glaubenshaltung. Die VC hat m. E. Zukunft, wenn sie sich in einer engen Verbindung von „Mystik und Politik", von Gottesdienst und Dienst an der Welt „dem Leben der Welt" im Sinne Jesu verbunden weiß und die „spiritualistischen" und „fundamentalistischen", aber auch die „funktionalistischen" Häresien in den eigenen Reihen überwindet.

Schlußbemerkung:

Kehren wir zum Ausgang dieser Darlegungen zurück: Auf den ersten Blick erscheint es wenig hilfreich, für die Erneuerung der VC auf den Begriff des „Vaters" zu rekurrieren. Kirche, Theologie und die verschiedenen Formen der VC leiden bis heute unter zeitbedingten Deformationen des biblischen Vaterbegriffes. Dennoch gibt es keinen anderen Weg der Umkehr und Erneuerung als den Weg und die Glaubenserfahrung Jesu. Er hat in der Übergabe an das Geheimnis, das er „Vater" nannte, seine Freiheit gefunden. Er hat in seinem „Gehorsam" seinem Vater gegenüber allen Menschen und der gesamten Schöpfung „Freiheit" geschenkt. Die Anerkennung der „Herrschaft Gottes" ermöglicht Freiheit, bewahrt davor, falschen Göttern und Idolen nachzulaufen. Dem biblischen Gottesglauben, so wie Jesus ihn authentisch lebt, kommt für die neue Zeit, in der wir leben, eine prophetische und ideologiekritische Funktion zu: Die VC braucht in Zukunft eine große Freiheit, um ihren Weg in „schöpferischer Treue" (fedeltà creativa) zu finden. Die VC muss auf dem weiten Markt der religiösen Angebote, der sich aufgetan hat, ihr klares Profil erhalten: Sie muss von Gott als einer personalen Wirklichkeit sprechen, der die Welt ins Dasein gerufen hat, sie in Händen hält und auch einem guten Ziel zuführt. Gegenüber den falschen Göttern des Marktes, der Macht der Starken über die Schwachen, der Verabsolutierung des Individuums und der do-it-yourself-Religiosität liegt die Chance der erneuerten VC darin, den Menschen, Verheirateten wie Zölibatären, Klerikern wie Laien, Männern wie Frauen einen unersetzbaren Dienst zu leisten, indem sie ihnen sagt: Du bist trotz aller Grenzen und Konditionierungen zur Freiheit berufen. Dein Leben kennt nicht nur operationalisierbare Ziele, sondern hat auch einen tieferen Sinn und ein Ziel. Du bist, wie immer du eingeschätzt wirst oder dich selber siehst, in Gottes Augen wertvoll. Denn du bist geliebt.

Hermann Schalück ofm
12. April 1999

[1] W. Kasper, Der Gott Jesu Christi, Mainz 1982, 172.

[2] „For a Creative Fidelity". Refounding (54mus Conventus Semestralis. Unione Superiori Generali), Roma 1998.

[3] Hermann Schalück, Zwischen Erinnerung und Prophetie. Überlegungen des Generalministers der Franziskaner zur Evangelisierung, Werl 1996.

[4] J. Freitag, Geist-Vergessen – Geist-Erinnern. Vladimir Losskys' Pneumatologie als Herausforderung westlicher Theologie. Würzburg 1996. (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, Band 15).

[5] Vgl. J. Moltmann, Der Geist des Lebens. Eine ganzheitliche Pneumatologie, München 1991; Gisbert Greshake, Der dreieinige Gott. Eine trinitarische Theologie. Freiburg (Herder) 1997.

[6] W. Kasper, a.a.O. 378.

Bischof Diarmuid Martin

Ethische Überlegungen zur Frage der Auslandsverschuldung

Vortrag bei der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 18. Juni 1999 in Würzburg

Ist es realistisch im Zusammenhang mit dem Jubiläum einen Nachlass der Auslandsschulden zu fordern, oder handelt es sich dabei nur um einen gut gemeinten frommen Wunsch? Diese Frage haben wahrscheinlich auch Sie oft gehört. Menschen erklären mir in der Tat, sie könnten Johannes Paul II. verstehen, wenn er in Tertio millennio adveniente an die reichen Nationen appelliert, „an eine Überprüfung, wenn nicht überhaupt an einen erheblichen Nachlass der internationalen Schulden zu denken, die auf dem Geschick vieler Nationen lasten" (Nr. 51). Der Papst spreche schließlich als religiöser Führer, sagen sie. Sie fügen aber sofort hinzu, wer in der „realen Welt" lebe, habe diese Frage pragmatisch und realistisch anzugehen.

Ich habe das Gefühl, daß manche, die die Frage der Verschuldung zum zentralen Thema des Jubiläums und ihrer Überlegungen gemacht haben, zu solchen Mißverständnissen beigetragen haben. Nun werden Sie sich fragen: Wer hat denn zu einer Konferenz zum Thema Schuldenerlass eingeladen? Wie kann er denn behaupten, die Frage der Verschuldung sei nicht die entscheidende? Ich will es im folgenden erklären.

Der Nachlass der Schulden ist in der Sicht des Alten Testaments vom Jubeljahr in der Tat kein Ziel in sich selbst. Wer diesen Punkt des Jubiläums daher in der heutigen, ziemlich komplexen Welt aufgreift, darf den bedingungslosen Schuldenerlass nicht als Ziel betrachten, das um seiner selbst willen erreicht werden muss. In der Sicht des Jubiläums geht es in erster Linie um die Wiederherstellung einiger ursprünglicher Beziehungen: zwischen den Menschen und der übrigen Schöpfung. Johannes Paul II. stellt in der Tat fest, dass die Vorschriften für das Jubeljahr „mehr eine Hoffnung als eine konkrete Verwirklichung" (TMA, 13) waren.

Das heißt aber nicht, dass eine solche Sicht heute irrelevant ist – auch nicht, wenn man in der heutigen Zeit äußerst realistisch und pragmatisch denkt. Der Papst erklärt, dass „sich auf der Grundlage der in ihnen (den Vorschriften) enthaltenen Rechtsnormen eine bestimmte Soziallehre abzuzeichnen begann" (ebd.). Sie sollen, wie der Papst sagt,

„die Gleichheit zwischen allen Söhnen und Töchtern Israels" (ebd.), das heißt die rechtmäßige Gleichheit in den menschlichen Beziehungen wiederherstellen. Dieser weitere Kontext der menschlichen Beziehungen, die konkrete Situation von Männern, Frauen und Kindern, bildet stets den Rahmen für eine Überprüfung der Frage der Verschuldung.

Heute heißt dies konkret, dass wir die Frage der Verschuldung im Hinblick auf eine neue Struktur internationaler Zusammenarbeit und Entwicklung erörtern müssen. Damit meine ich die Frage, wie die internationale Gemeinschaft das Problem der anhaltenden Armut in der heutigen Wohlstandswelt effektiv bewältigen und wie sie die zunehmenden Ungleichheiten zwischen den Nationen und innerhalb der Nationen überwinden kann. Die Bedeutung des Schuldenerlasses ist nur innerhalb der allgemeinen Sicht des Jubiläums als Wiederherstellung der Gleichheit aller Menschen und Völker zu verstehen. Die internationale wirtschaftliche Entwicklung ist in erster Linie eine Entwicklung des Menschen. Wenn die Nachrichten im Fernsehen über die Wirtschaftskrise in Ostasien berichten, zeigen sie gewöhnlich Bilder von der Wall Street oder der Londoner Börse oder von internationalen Büros, wo über die wirtschaftliche Stabilität diskutiert wird. Nur selten lenken sie unsere Aufmerksamkeit auf die riesige Zahl von Menschen, die infolge dieser Krisen in äußerste Armut geraten sind: Männer und Frauen, die gerade neue Hoffnung für ihre Zukunft und die Zukunft ihrer Kinder geschöpft hatten, müssen mit ansehen, wie diese innerhalb von einigen Wochen wieder zerstört wurden.

Wenn die Frage der Verschuldung der ärmeren Länder nicht bald gelöst wird, werden diese Länder nie in der Lage sein, das Problem der Armut nachhaltig zu bewältigen. Ich möchte in diesem Zusammenhang den Begriff nachhaltig betonen. Was meine ich damit?

- Man muss nach Wegen suchen, wie man den ärmeren Ländern helfen kann, endgültig aus dieser Schuldenkrise herauszukommen. In der Vergangenheit hat man sich allzu oft mit Übergangslösungen begnügt. Diese konnten aber keine Abhilfe schaffen. Solche Lösungen sind daher in Zukunft nicht mehr akzeptabel und dürfen nicht mehr vorgeschlagen werden. Festzuhalten ist, dass einige Vorschläge von G7-Staaten aus jüngerer Zeit oft nur dazu dienten, „das eigene Image aufzupolieren". Dieser „Schönheitswettbewerb" konnte aber keine ernsthafte Lösung des Problems bringen. Wenn es beispielsweise in einigen G7-Staaten heißt, die Vorschläge würden den Steuerzahler nur wenig oder überhaupt nichts kosten, dann beginnt man dort aufrichtig darüber nachzudenken, dass es hier eher um Buchhaltung, als um reale Schuldenerlassprogramme geht.
- Ich meine damit die Einführung von Währungs-, Wirtschafts- und Sozialreformen, welche die ärmeren Länder von ihrer Abhängigkeit von der Entwicklungshilfe befreien und es den Bürgern dieser Länder erlauben, die Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übernehmen. Dann gingen die Früchte ihrer Arbeit und die Zinsen ihrer Ersparnisse nicht verloren.
- Ich meine damit ein neues Entwicklungsmodell, in dem die wirtschaftlichen und sozialen Komponenten, sowie auch die Bewahrung der Schöpfung als integrale Bestandteile betrachtet werden.

Dies setzt bei den ärmeren Ländern allerdings die Bereitschaft voraus, ihre Wirtschaft transparenter und effizienter zu gestalten. Sie müssen eine angemessene Sozialpolitik betreiben und für dauerhafte Investitionen im sozialen Bereich bürgen. Man sagt aber oft einfach nur, die ärmeren Länder müßten dies oder jenes tun und übersieht dabei, dass sie kurzfristig nicht dazu in der Lage sind. Will man Vorschläge zum Schuldenerlass er-

arbeiten, muss man neue Modelle finden, damit der Schuldenerlass in sozialen Fortschritt mündet. Dies ist nur möglich, wenn die Menschen der sogenannten ärmeren Länder und die Organisationen der Zivilgesellschaft in den Sanierungs- und Entwicklungsprozess einbezogen werden. Dies ist ein wichtiger Aspekt, der nicht den Sachbearbeitern im Finanzministerium überlassen werden darf. Es muss einen viel weiteren Kreis von Menschen aktiv einbeziehen.

Wenn ich von der Verantwortung der ärmeren Länder spreche, dann möchte ich auch die Frage der Militärausgaben kritisch erörtern. Die Zusammenhänge zwischen bewaffneten Konflikten und Armut liegen klar auf der Hand. Leider haben auch einige schwer verschuldete arme Länder (HIPC = Heavily Indebted Poor Countries) nach Eintritt in das Schuldenerlassprogramm ihren Militärhaushalt erhöht. Wir haben gerade erörtert, dass es unannehmbar ist, wenn Schuldenrückzahlungen und Sozialausgaben in keinem Verhältnis stehen. Gleichzeitig müssen wir betonen, dass unverhältnismäßig hohe Militärausgaben ebenso inakzeptabel sind.
Die genannten Reformen brauchen Zeit und sind nur schrittweise durchzuführen. Deshalb ist es wichtig, dass die Schuldenerlassprogramme Zeichen von gutem Willen und Opferbereitschaft auf seiten der ärmeren Länder Schritt für Schritt mit konkreten Schulderlassmaßnahmen verbinden. Vor diesem Hintergrund erweist sich die derzeitige Initiative der Weltbank zugunsten der schwer verschuldeten armen Länder (HIPC) – zumindest in diesen Tagen vor dem G8-Gipfel in Köln – als unangemessen. Sie muss vor allem schneller durchgeführt werden, damit die ärmeren Länder schneller einen Schuldenerlass erlangen. Dies verlangt eine größere Flexibilität und mehr Hochherzigkeit. Bei der Bewertung des Prozesses gilt es vor allem zu bedenken, dass der Arme die Kosten für Unentschlossenheit und Verzögerungen zu tragen hat.

Klar ist auch, dass konkrete Wege zur Finanzierung dieses von uns vorgeschlagenen weitreichenden Schuldenerlasses gefunden werden müssen. Um die Forderung eines Schuldenerlasses im Zusammenhang mit dem Jubiläum durchzusetzen, muss man einen neuen Konsens über den Wert der internationalen Zusammenarbeit finden und sich über deren Struktur verständigen. Die staatliche Entwicklungshilfe ist heute so niedrig wie eh und je. Ohne eine neue Finanzspritze von seiten der Industrieländer sind die Bemühungen der internationalen Währungsinstitutionen in großem Umfang gehemmt.

Wir wollen nun kurz die internationale Zusammenarbeit betrachten und schauen, wie sie sich auf die Frage der Verschuldung auswirkt.

Der himmelschreiende Unterschied zwischen der starken wirtschaftlichen und finanziellen Globalisierung und den bescheidenen internationalen Solidaritätsstrukturen springt hierbei sofort ins Auge. Und die Kluft wird immer größer, weil wir es mit zwei unterschiedlich schnell ablaufenden Prozessen zu tun haben. Die wirtschaftliche Globalisierung nimmt auf den modernen Autobahnen rasch und ungehindert ihren Lauf, während die Globalisierung der Solidarität langsam auf alten, schmalen Landstraßen dahinschleicht und in Dörfern und Städten ins Stocken gerät. Wir verfügen noch nicht über die angemessenen Strukturen, um diese Elemente, die das „Gemeinwohl" einer globalisierten Welt bilden, zu erkennen und zu bewahren. In einem Staat trägt die Regierung eine besondere Verantwortung für die Verteilung des Reichtums. In der globalisierten Wirtschaft gibt es aber noch keinen eindeutigen Garanten für diese Verteilung.

Darüber hinaus ändert sich in dieser komplexen Geographie der internationalen Zusammenarbeit ständig die Beziehungsland-

schaft, das heißt, die jeweiligen Rollen der Regierungen und des Privatsektors. Die staatliche Entwicklungshilfe ist auf einem historischen Tiefpunkt und in der Vergangenheit wegen Fehler und falscher Maßnahmen zum Teil auch in Misskredit geraten. Direkte private Investitionen spielen eine neue Rolle, weil sie sehr oft für größere Kapitalflüsse vom Norden in den Süden verantwortlich sind. Den armen Ländern erklärte man, ihre Zukunft hänge mehr davon ab, dass sie für Investitionen als für finanzielle Hilfen Anreiz böten.

Die privaten Kapitalflüsse schaffen sicherlich neue Arbeitsplätze und tragen zum Wirtschaftswachstum der armen Länder und zu ihrer Integration in die Weltwirtschaft bei. Doch sie erreichen nur eine begrenzte Zahl von Ländern.

Direkte private Initiativen können auch zu dauerhafteren Partnerschaften führen, in denen beide Partner die Risiken tragen und der Investor ein größeres Interesse am Erfolg seines Unternehmens hat. Man muss sich aber fragen, welche Auswirkungen sie auf die Arbeitsbedingungen und die Umwelt haben. Es handelt sich oft nur um kurzfristige Investitionen und Kapitalflüsse; sie können sich nur allzu leicht als Spekulationen entpuppen und schnell wieder zurückgenommen werden. Der Investor kann sich für das Entwicklungsland als vorteilhafter Partner erweisen, er ist aber öfters ein untreuer Liebhaber, taucht ein attraktiverer oder billigerer Partner auf, ist die Ehe vorbei. Wir müssen mehr tun, um dem Privatsektor seine sozialen Verantwortlichkeiten klarzumachen.

Der Schlüssel zu wirklich tragfähigen Modellen wirtschaftlicher Zusammenarbeit besteht in dem, was Papst Johannes Paul II: als „Subjekthaftigkeit der Gesellschaft" (Centesimus annus, Nr. 49) bezeichnet hat. Es gilt daher, solche Modelle zu finden und in solche Modelle zu investieren. Es geht darum, sowohl in den Geber- als auch in den Empfängerländern eine größere Beteiligung der Zivilgesellschaft zu erwirken.

Ein neuer Konsens über die Werte der internationalen Kooperation innerhalb der Industrieländer verlangt von allen Bürgern in erster Linie eine Änderung der inneren Einstellung, eine Bekehrung. Und hierfür tragen auch die Kirchen Verantwortung. Wirtschaftlicher Wohlstand im Norden kann leicht auch zu Gleichgültigkeit führen, wirtschaftliche Rezession hingegen Angst auslösen. In beiden Fällen besteht die Reaktion im Denken an sich selbst. Man erkennt nicht, dass die Integration aller Länder – einschließlich der ärmeren – im Interesse aller liegt, und zwar unabhängig von der eigenen Wirtschaftslage. Ein Wirtschaftssystem, das große Teile der Bevölkerung im Randdasein beläßt, ist in sich zerbrechlich und moralisch unhaltbar. Einbeziehung ist deshalb sowohl ein wirtschaftlicher als auch moralischer Imperativ.

Eine Sicht der wirtschaftlichen Zusammenarbeit auf der Grundlage der Prinzipien der Subjekthaftigkeit der Gesellschaft verlangt in den Industrieländern, dass zuallererst in Menschen und ihre Fähigkeiten investiert werden muss. Der eigentliche Motor von Wirtschaftswachstum ist nicht der Markt – er ist gleichsam nur Mittel -, sondern die Kreativität, Innovation und Arbeit des Menschen. Die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen und in die Verbesserung ihrer menschlichen und technischen Fähigkeiten zu investieren, ist die wichtigste Investition im Hinblick auf eine erfolgreiche Wirtschaft.

Industrieländer und Entwicklungsländer müssen solidarisch zusammenarbeiten. Der Harvarder Wirtschaftswissenschaftler Jeffrey Sachs spricht von einem „gemeinsamen Stewardship aus Armen und Reichen". Die armen Länder – und wir sprechen hier von 85 % der Bevölkerung – müssen an der Ge-

staltung einer gemeinsamen Zukunft beteiligt werden. Für diese Beteiligung sind aber radikale Pläne erforderlich. Es genügt nicht, neben den G7-Staaten noch andere 7er, 8er-Gruppen oder dergleichen zusammenzurufen. Wahre Kooperation gründet in Solidarität und Teilhabe und muss die Bürger und nicht nur die ranghöchsten Vertreter eines Landes einbeziehen. Für ihren Erfolg ist die „Übernahme" der Entwicklungsprojekte durch das Volk wesentlich, und dies gilt auch für Schuldenerlassprogramme.

An dieser Stelle möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen besonderen Aspekt der Schuldenfrage lenken. Es ist paradox, dass man von den ärmeren Ländern gleichsam als deren Beitrag zur Lösung des Problems eine größere Transparenz in ihrer Regierung und ihrer Wirtschaft verlangt, während die Verhandlungen um den Schuldenerlass nur allzu oft unter größter Geheimhaltung geführt wurden, so dass weder den Parlamenten noch den Menschen in den Entwicklungsländern umfassende Informationen zuteil werden durften. In einem System, in dem die führenden Länder der „freien Welt" Entscheidungen treffen wollen, von denen die freien Bürger ärmerer Ländern nicht die ganze Wahrheit wissen dürfen, ist etwas faul. Eines der erklärten Ziele westlicher Entwicklungspolitik ist die Errichtung freier demokratischer Gesellschaften. Schuldenerlass muss daher so gestaltet und durchgeführt werden, dass er Demokratie und Beteiligung fördert.

Es mag den Anschein erwecken, dass ich mich in meinen Ausführungen von der Ausgangsfrage: ‚Was tut also der Päpstliche Rat für Gerechtigkeit und Frieden, um den Appell des Papstes zu fördern?' weit entfernt habe. Ich habe vor allem versucht, deutlich zu machen, dass die Frage der internationalen Verschuldung nur im Rahmen eines neuen Konsenses über Zusammenarbeit und Entwicklung zu lösen ist, der die Wiederherstellung einer dauerhaften Gleichheit der Menschen und Völker zum Ziel hat.

Wenn ich von „Wiederherrichtung" und „Wiederherstellung" gewisser ursprünglicher Beziehungen unter den Menschen spreche, dann möchte ich daran erinnern, dass die Weltbank nach dem Zweiten Weltkrieg als Bank für den Wiederaufbau gegründet wurde, und zwar vor allem für den Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Strukturen in Europa. Heute dürfen – in einer Wirtschaft, in der Menschen die treibende Kraft sind -, die Weltbank und andere Institutionen ihre Rolle nicht darin sehen, Gebäude oder Finanzstrukturen wieder aufzubauen. Sie müssen vielmehr in erster Linie auf die Wiederherstellung der Gleichheit der Menschen und Völker hin arbeiten.

Der erste Schritt ist heute wie in der Zeit des Alten Testaments, die Ursachen für anhaltende Ängste und Ungleichheiten zu beseitigen. Und in diesem Zusammenhang ist die Auslandsverschuldung zu einem Symbol für einen notwendigen Gesinnungswandel geworden. Wenn unsere Industrieländer ihre Gesinnung und ihr Verhalten ändern und nicht mehr nur die äußeren und oberflächlichen Aspekte des Konsums betrachten würden, stünden die Mittel zur Verfügung, um das Problem der Verschuldung der ärmsten Länder zu bewältigen.

Der Päpstliche Rat für Gerechtigkeit und Frieden bemüht sich, die Aufmerksamkeit auf die dringliche Frage der Verschuldung sowie auf einen notwendigen Konsens in der Frage der Zusammenarbeit und Entwicklung zu lenken. Deshalb hat er betont, daß die Appelle einen großen Kreis von Adressaten erreichen müssen: arme und reiche Länder, internationale Institutionen, den Privatsektor und Nicht-Regierungs-Organisationen. Auch in der Kirche und bei ihren Gläubigen ist ein radikaler Gesinnungswandel notwendig. Das Jahr 2000 ist ein entscheidender und

symbolischer Augenblick. Wir müssen darauf hinwirken, dass eine möglichst große Zahl von Staaten, die einen Schuldenerlass brauchen, aus dem Jahr 2000 einen größtmöglichen Nutzen ziehen. Das neue Jahrtausend soll mit einem neuen und ausgeglicheneren Modell der Beziehungen unter den Völkern beginnen.

Die Geschichte lehrt uns, was geschieht, wenn Ängste schwären. Die Geschichte lehrt uns auch, und hier komme ich auf die Worte zu Beginn meiner Ausführungen zurück, dass hohe Ideale und Träume eines Tages Wirklichkeit werden können. Die Geschichte hat ihre Höhepunkte. Wahrer Realist ist deshalb, wer sie möglich macht.

Bischof Diarmuid Martin, gebürtig in Dublin/Irland; 1969 zum Priester geweiht; nach ergänzenden Studien in Rom seit 1977 für die Päpstliche Kommission Justitia et Pax tätig; seit 1994 Sekretär dieser Kommission; am 6. Januar 1999 zum Bischof geweiht. Im Auftrag des Vatikans hat er an verantwortlicher Stelle als Repräsentant des Hl. Stuhls an großen Weltkonferenzen teilgenommen (z.B. 1992 Rio, 1994 Kairo, 1995 Peking, 1996 Istanbul etc.) und koordiniere z.B. die Kontakte des Vatikans mit der Weltbank.

Bischof Dennis de Jong (Bischof von Ndola, Republik Sambia)

Sambia und die internationale Schuldenkrise

Vortrag bei der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 19. Juni 1999 in Würzburg



Besuchsbotschaft

Bischof Dennis de Jong, geboren 1931 in Sambia. Nach dem Abitur studierte er 1952–1959 zunächst in Rom und absolvierte später ein Ergänzungsstudium der Erziehungswissenschaften in London. Von 1960 an war er sieben Jahre lang Lehrer am Kleinen Seminar in Ndola und dessen Direktor. 1967 wurde er zum Generalvikar der Diözese Ndola und im Juli 1975 zum Bischof dieser Diözese ernannt. Damit war er der erste einheimische Bischof Sambias überhaupt. Mit der Diözese Limburg verbindet ihn und sein Bistum eine enge Partnerschaft. Er gilt als „Kirchenmann, der Klartext redet". So stammt aus seiner Feder z.B. ein 1994 veröffentlichter Offener Brief afrikanischer Bischöfe in Europa und Amerika. Bischof de Jong gehört zu den Paten der deutschen Kampagne Erlassjahr 2000.

So, wie die Jahrtausendwende immer näher rückt, wird ein Schuldenerlass nicht länger als diskutierbar, sondern als notwendig angesehen. Wir haben von einem stärkeren Engagement der G 7 Länder und auch des IWF gehört, mehr Mittel bereit zu stellen. Es kann überhaupt keinen Zweifel daran geben, dass die Streichung der nicht rückzahlbaren Schuldenlast, die auf den Armen der Welt ruht, wünschenswert ist. Dieser einzigartige Akt der Solidarität beinhaltet einige Herausforderungen, für uns im Süden genauso wie für Sie im Norden. Einige Herausforderungen davon richten sich an das Überdenken von Fragen auf weltweiter wie auf nationaler Ebene, andere führen zu einer Befassung mit der Frage, wie sich die Entschlossenheit, die Menschlichkeit in den Dienst eines größeren Gutes aller, und zu allen Zeiten, stellt.

Ich möchte zu Ihnen über die besondere Situation meines Landes sprechen und dabei auf die Anhäufung der Schulden, Handhabung der Kredite und die Tiefe der Krise eingehen. In Ergänzung dazu möchte ich mit Ihnen einige Gedanken darüber austauschen, wie dem Schuldenproblem begegnet werden

kann und schließlich über die Herausforderungen sprechen, die in einer Situation nach dem Schuldenerlass bestehen.

Entwicklung der Verschuldung Sambias

Seit dem letzten Jahrhundert war Sambia eine britische Kolonie, bis 1964, als sie in die Unabhängigkeit entlassen wurde. Während der Zeit der Kolonialherrschaft bestand das Interesse vorrangig darin, die reichen Kupfervorkommen, die das Land besaß, zu plündern. Konsequenterweise richteten sich alle Aktivitäten auf den Abbau und den Export des Kupfers. Anderen Bereichen der wirtschaftlichen Entwicklung, wie z.B. der Landwirtschaft, der Ausbildung des Humankapitals, des Handwerks oder der sozialen Dienstleistungen wurde kein besonderes Augenmerk geschenkt. Zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit gehörte Sambia in die Gruppe der Länder mittleren Einkommens.
Während der 70er Jahre wurde Sambia vom Anstieg des Ölpreises und dem Verfall des Kupferpreises getroffen. Da das Land über keine eigenen Ölvorkommen verfügt, führte dieser Wandel zu einer defizitären Haushaltsbilanz. Das Land war jedoch optimistisch, dass sich der Kupferpreis wieder erholen wird. Auf dieser Basis und auf der Verfügbarkeit billiger Kreditgelder versuchte man diesem Defizit zu begegnen.
Das aufgenommene Geld wurde in erster Linie für entwicklungsbezogene Projekte wie z.B. den Straßenbau, Fabriken, Brücken, Schulen und Krankenhäuser verwandt. Zu diesem Zeitpunkt verfolgte die Entwicklungstheorie sehr stark aus dem Ansatz der Modernisierung und einer nachholenden Entwicklung nach Vorbild der Ersten Welt. Es gab jedoch auch einige Kredite, die aufgenommen wurden, insbesondere in den 80er Jahren, um Konsumgüter zu subventionieren. Dies trifft auf die Gelegenheiten von Nahrungsmittelkrediten zu. In der Zeit der Kreditaufnahme in den 70er Jahren waren die Zinsraten sehr niedrig. Die meisten Regierungen gingen davon aus, dass die zu erzielenden Preise ihrer bevorzugten Exportprodukte wieder ansteigen, und sie in der Lage sein werden, alles zurückzubezahlen.
Während der 70er und 80er Jahre hat sich der kalte Krieg zwischen Osten und Westen auch auf dem afrikanischen Kontinent abgespielt. In Konsequenz dessen wurde Geld leicht verfügbar gemacht, um zu verhindern, dass afrikanische Regierungen enge Verbindungen zum Ostblock durch Geldaufnahme entwickeln.
Sambias Verschuldung ist Ende der 80er Jahre steil angestiegen. Während dieser Periode nahm das Land Gelder in Verbindung mit struktureller Anpassung auf. Es kam hinzu, dass die Zinsrate bezüglich der von Sambia aufgenommenen Kredite anstieg. Sambia blieb auf seinen Schulden sitzen, weil es für die Bedienung der Obligationen höhere Zinsen zahlen musste. 1980 betrug Sambias Auslandsverschuldung 3,2 Milliarden US $. 1990 schuldete Sambia 7,2 Milliarden US $. Gegenwärtig beträgt die Verschuldung 6,4 Milliarden US $. Sambia ist ein Land, an dem in typischer Weise die Schuldenfalle vieler armer Länder ablesbar ist.

Schuldendienst an Deutschland (in Millionen US $)

1994	1995	1996	1997	1998
11.7	17.2	–	3.5	4.0

Hochrechnung des Schuldendienstes an Deutschland (1.1.1999–31.12.2003)

1999	2000	2001	2002	2003
65.5m	87.8	82.1m	78.9m	75.8m

Jährliche Zahlungen in US $

Sambia ist eines der Länder, die als hochverschuldete arme Länder (HIPC) bezeichnet werden. Dies geht auf eine Definition der Weltbank und des IWF zurück. Diese Klassifizierung bezieht sich auf die Exporterlöse

des Landes und seine Schuldenlast, sowie seine Fähigkeit zurückzuzahlen. Aus diesem Blickwinkel gesehen, ist die Schuldenhöhe Sambias untragbar. Wie Sie wissen, ist die Klassifizierung der Schuldenlast eines Landes durch den IWF/Weltbank kritisiert worden, weil sie sich alleine an den Exporterlösen orientiert. Es bezieht in keiner Weise Fragen der menschlichen Entwicklung in diese Überlegungen mit ein. Die weiteren Ausführungen werden nun die wirtschaftlichen Daten der Schuldenlast Sambias darlegen und aufzeigen, dass die Lasten wirtschaftlich nicht tragfähig sind.

Bei einer Bevölkerung von annähernd 10 Millionen Menschen hat Sambia eine pro Kopf Verschuldung von 650 US $. Das Bruttosozialprodukt des Landes liegt bei etwa 250 US $ pro Kopf, etwa 2,5 mal weniger als die Schuldenlast. Das bedeutet, dass selbst wenn alle Sambier sich entschließen ein Jahr lang zu fasten, und sie würden dies wirklich schaffen zu tun, um die Schulden zurückzuzahlen, sie lediglich 38 % ihrer Schulden bedienen könnten. Wirtschaftlich gesehen ist die Schuldenlast untragbar. Das Land hat 1998 lediglich 837 Millionen US $ an Exporterlösen erzielt. 1997 lag der Wert noch knapp über 900 Millionen US $. Aber die Gewinne aus den Exporten sind nicht angemessen für die Erfüllung der Schuldendienstleistung. Die nachfolgende Tabelle zeigt auf, wie wenig tragfähig die Situation ist. Selbst wenn wir alle unsere Einnahmen für den Schuldendienst aufwenden, wie sollen wir in andere Bereiche der Entwicklung investieren?

Während der 80er Jahre stieg Sambias Verschuldung bei Umsetzung der Strukturanpassungsprogramme (SAP) weiter an. Der Schwerpunkt in den neunziger Jahren bestand darin, die Strukturanpassungsprogramme durchzusetzen und die Schulden zurückzubezahlen. So hat Sambia beispielsweise zwischen 1990 und 1993 1,3 Milliarden US $ alleine an den IWF bezahlt und nur 37 Millionen US $ für die Grundschulbildung ausgegeben. Aber während der gesamten Zeit sah die Wirtschaft sehr armselig aus. Der geringe Wert der Exporterlöse, der siebenmal geringer ist als die Schulden, ist ein Indikator dafür. Das armselige Bild der Wirtschaft ist gekennzeichnet durch die Arbeitslosigkeit. Gegenwärtig arbeiten in Sambia nur 11 % der arbeitsfähigen Bevölkerung (4,1 Millionen) in geregelten Arbeitsverhältnissen und 74 % sind im informellen Sektor tätig. Diese Situation sorgt nicht für ausreichende Einkommen zum Überleben; der informelle Sektor ist hauptsächlich von Kleinhändlern und Verkäufern geprägt. Die Wirtschaft als Ganzes konnte in den vergangenen sieben Jahren kein Realwachstum verzeichnen.

Ungeachtet dieses düsteren Bildes der Wirtschaft muss Sambia bis heute den Schuldendienst aufbringen. Dies geschah auf Kosten der Ausgaben für die menschliche Entwicklung. Die folgende Tabelle zeigt diesen Trend auf.

1997 hat die Regierung 43,4 Millionen US $ für die Grundbildung ausgegeben, musste aber 4,5 mal soviel für den Schuldendienst bezahlen. 1998 wurde 3,5 mal mehr Geld für den Schuldendienst als für die Grundbildung ausgegeben.

Jahr	**1995**	**1996**	**1997**	**1998**
Gesamtschulden	6.09 Mrd. Us $	6.2	6.40	6.46
Schuldendienstquote (%)	–	40.7	28.8	33.3
Schulden/Exporterlöse %	515	625	538	741
Schulden/Bruttosozialprodukt %	179	191	164	205

Quelle: Wirtschaftsbericht 1998, Ministerium für Finanzen und Wirtschaftliche Entwicklung

Schuldendienst und Sozialausgaben

Tabelle 2 US $

Jahr	1996	1997	1998
Schuldendienst	169.2	199	123.1
Gesundheit		131.2	92.5
Bildung		112.6	97.2
Grundbildung		43.4	36.4

Die sozialen Kosten:

Hinter diesen erbärmlichen Ausgaben für den sozialen Sektor verbergen sich Gesichter leidender Eltern und Kinder, Kinder, denen die Hoffnung auf eine gute Bildung vorenthalten wird. Eltern, die die schwere Entscheidung zu treffen haben, ein Kind aus der Schule zu nehmen, damit es mithilft, den Unterhalt der Familie zu verdienen. Familien müssen einen großen Teil ihres Einkommens dafür aufopfern, den schulischen Anforderungen wie Schulgeld, Uniform und Bücher begegnen zu können. In der Tat haben bereits einige Studien belegt, dass die Eltern mehr Geld für das Schulsystem aufwenden als die Regierung. Ausbildung wird immer schneller nur noch denjenigen offenstehen, die sie bezahlen können.

Mit den minimalen Mitteln der Regierung gab es in den letzten 2 Dekaden einen Verfall der Qualität der Ausbildung. 1996 hat eine Studie festgestellt, dass 25 % der Kinder der 6. Klasse der Grundschule nicht über die von ihnen erwartete Fähigkeit zu lesen verfügen. Aufgrund geringer Lehrergehälter sind diese nur mit niedrigem moralischen oder gar keinem Engagement bei der Sache. Streikaktionen kommen in den Schulen häufig vor, mit dem Ergebnis, dass die Schülerinnen und Schüler ihre notwendige Unterrichtung nicht erhalten und sie nicht angemessen ausgebildet sind.

Ergänzend kommt hinzu, dass Lehrer nicht in der Lage sind Lohnforderungen an die Regierung zu richten. Sie führen anstelle dessen höhere Schulgebühren für die Schülerinnen und Schüler ein. Die Lehrergehälter pro Monat bewegen sich bei etwa 38 US $, obwohl das Existenzminimum zur Ernährung einer Familie viel höher liegt. Untersuchungen haben gezeigt, dass der Warenkorb für die Ernährung bereits größer ist. Aufgrund der Unfähigkeit der Regierung, ausreichende Lehrergehälter zu zahlen, werden pro Kopf extra Schulgelder von den Schülerinnen und Schülern gefordert. Dies ist mehr und übersteigt das, was die Schule einzusammeln fähig ist. Diese Handhabung ist soweit verbreitet, dass die Eltern es bereits vollkommen akzeptiert haben, dass Schülerinnen und Schüler nur dann unterrichtet werden, wenn sie das „Zusatzgeld" bezahlt haben. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt bringt Sambia das Analphabetentum des nächsten Jahrtausends hervor.

Ich bin mir sicher, wenn Sie das mit Standards in Deutschland vergleichen, dass Sie überrascht sein werden, dass hart arbeitende Lehrer mit einem solch niedrigen Gehalt bezahlt werden, das noch niedriger als die Armutsgrenze – oder bei Ihnen der Sozialhilfesatz, liegt. Aber ich muss Sie erneut daran erinnern, dass eine der Auflagen des IWF die eines ausgeglichenen Haushaltes ist, damit die Regierung die Preissteigerungen niedrig hält. Also, egal in welcher Weise Gewerkschaften verhandeln, oder dass Lehrer in den Streik treten, die Regierung wird einem Preisanstieg nicht zustimmen können, weil es gegen die Abmachungen mit dem IWF verstößt.

Ich habe mich lange bei der sozialen Krise im Bildungsbereich aufgehalten. Andere Sektoren haben in der gleichen Weise gelitten. Hier in Deutschland beträgt das pro Kopf Einkommen 27.310 US $, wohingegen in Sambia lediglich 400 US $ (1995) erzielt werden. Man kann auch sehen, wie wenig mein Land für das Gesundheitswesen pro Kopf ausgibt. Die Lebenserwartung ist drastisch gefallen: von 52 Jahren (1980) auf etwa 43 Jahre heute.

Während der siebziger Jahre wurde viel von dem aufgenommenen Geld für den Bau von Krankenhäusern und Kliniken, sowohl in ländlichen Gebieten als auch im städtischen Ballungsraum, ausgegeben. Diese geschaffenen Möglichkeiten sind nun Skelette dessen, was sie sein sollten. Die Regierung ist nicht in der Lage sie zu finanzieren. Die Einführung von geteilten Kosten hat nicht dazu beigetragen, diese Mittelkürzung aufzufangen. Bei 85 % der Landesbevölkerung, die pro Tag 1 US $ zur Verfügung hat, gibt es einfach keine Gelder, um Gesundheitsdienste bezahlen zu können. Lassen Sie mich Ihnen eine wahre Geschichte erzählen, die sich angesichts der riesigen Schuldendienstzahlungen ereignen konnte.

Ich möchte damit beginnen, Ihnen zwei Fragen zu stellen: „Ist es bei Ihrer Regierung üblich, die Gehälter der Angestellten und Beamten verzögert auszuzahlen? Und ist für die Menschen bei Ihnen üblich, sich selbst verschriebene Medikamente zu kaufen?" In meinem Land sind beide Situationen an der Tagesordnung. Die Regierung hält die Gehälter zurück, weil zuerst die Zahlungen für die Auslandsschulden beglichen werden müssen bevor andere Ausgaben getätigt werden. Zweitens kaufen sich die Menschen selbst verschriebene Medikamente, wenn sie krank werden. Sie sehen nicht ein, Gebühren in den Gesundheitszentren dafür zu bezahlen, dass sie erzählt bekommen, dass es dort keine Medikamente gibt.

Ja, die Geschichte handelt von Frau Banda, die als Hausreinigungskraft im universitären Lehrkrankenhaus arbeitet. Ihr Sohn wurde krank mit Verdacht auf Malaria. Da sie genau wusste, dass in der Klinik keine Medikamente vorrätig sind, entschloss sie sich einige Medikamente für ihren Sohn Nicholas zu kaufen. Einige Tage nachdem Nicholas diese Medikamente eingenommen hatte, entwickelte sich eine Allergie. Sie brachte ihn in die Klinik, aber der Doktor behandelte ihn nicht, weil sie für diesen Monat die Gebühren nicht bezahlt hatte. Sie wunderte sich, wie sie die Gebühren denn hätte bezahlen sollen, wenn sie für diesen Monat ihr Gehalt noch nicht vorher bekommen hat?

Ich könnte nicht fortfahren die verschiedenen Probleme, die im Zusammenhang mit der Schuldenlast des Landes verknüpft sind, darzustellen ohne nicht ausreichend darauf hinzuweisen, dass unser Volk, die Frauen, Männer und Kinder meines Landes durch diese Entbehrungen leiden. Nicht weil sie etwa faul sind, sondern weil das heute bestehende Wirtschaftssystem immer mehr den Schwerpunkt auf die Schuldenrückzahlung setzt, anstatt auf die Menschen und die menschliche Entwicklung. Menschen leiden in meinem Land, nicht weil sie Geld missbraucht oder zweckentfremdet hätten, sondern weil arme Länder immer noch am Kolonialismus leiden; sie leiden unter den armseligen Welthandelsbedingungen.

Antworten auf das Verschuldungsproblem

Aufgrund der fortgesetzten Kampagnenarbeit vor allem durch „Erlassjahr 2000"-Gruppen auf der ganzen Welt, wurde den Fragen der Verschuldung mehr Aufmerksamkeit gewidmet. In der Vergangenheit wurden eine Vielzahl von Wegen, das Problem zu lösen, versucht, aber diese sind nicht zufriedenstellend verlaufen. Diese Maßnahmen reichen von der Streichung eines Teilbereichs bilateraler Schulden bis zur Neuterminierung des Schuldendienstes. Beide Wege sind bezüglich der Freisetzung zusätzlicher Mittel für die Förderung der Schlüsselbereiche menschlicher Entwicklung unangemessen. Bezogen auf Sambia wird der größte Anteil der Schulden (48 %) durch die multilateralen Finanzorganisationen wie die Weltbank und den IWF gehalten. Eine Neuterminierung andererseits schiebt den Zeitpunkt der Verrechnung lediglich hinaus. Im Fall von Sambia sind einige Rückzahlungen so terminiert, dass sie erst nach dem Jahr 2000 an-

fallen. In der Konsequenz bedeutet das, dass obwohl der Schuldendienst zwischen 200 und 300 US $ liegt, er nach dem Jahr 2000 auf einen Betrag von über 600 US $ jährlich hochschießt. Das ist offensichtlich nicht bezahlbar.

Die HIPC-Initiative ist die jüngste Maßnahme der Schuldenerleichterung. Sie unterscheidet sich durch die Einbeziehung der multilateralen Schulden. Ich bin sicher, Sie haben bereits davon gehört, inwiefern diese Initiative zu kurz greift, und so will ich nicht im Detail darauf eingehen. Der ausschlaggebende Punkt im Bezug auf HIPC ist, dass sie die Frage des bestehenden Schuldenproblems, so wie es ausgedrückt wurde, als HIPC verkündet wurde, nicht ernsthaft genug behandelt. Die Initiative bezieht nicht genügend Linderung der Armut bei den Berechnungen der Tragfähigkeit in die Beratungen mit ein, sie bietet zu wenig Entlastung, sie kommt zu spät. Es dauert 6 Jahre einer bewährten Umsetzung der Strukturanpassungsprogramme, die an sich schon diskreditiert sind und in keiner Weise am Schuldenerlass Maß nahmen. Es ist lediglich beabsichtigt, die Bücher auszugleichen und die Schulden auf ein tragfähiges Maß zu bringen. Zwei Länder in Afrika, die sich für die HIPC-Initiative qualifiziert haben, Uganda und Mosambik, zeigen, dass damit nichts gewonnen ist. Unter Anwendung des HIPC-Verfahrens bezahlt die Regierung von Uganda 149 Millionen US $ Schuldendienst im Vergleich zu 165 Millionen US $ vor der HIPC-Initiative. Im Mosambik ist es dieselbe Geschichte. So fragen wir, wo ist die Gerechtigkeit geblieben?

Unsere Regierungen in Afrika sind gegenüber den Herausforderungen von HIPC in einer schwachen Position, obwohl sie wissen, dass die Initiative nicht hält was sie verspricht. Aber als Kirchen, die Christus verkörpern, sind wir aufgerufen, unsere Stimme zu erheben gegen die Ungerechtigkeiten. Das ist der Grund, warum die Kirche in Sambia unaufhörlich daran arbeitet, die Menschen über die Verschuldungsfragen aufzuklären, für eine Streichung einzutreten und unsere Regierung aufzurufen, redlicher und verantwortungsvoller gegenüber dem eigenen Volk zu sein. Es ist nicht nur die Kirche, die mit dem Ruf nach einem Schuldenerlass die Stimme erhebt, es ist die Zivilgesellschaft gleichermaßen. Die Zivilgesellschaft hat begonnen gemeinsam zu handeln, und gemeinsame Grundlagen bezüglich einiger Fragen der Verschuldungskampagne entwickelt. Dazu gehören die Abkoppelung der Wirtschaftsreform vom Schuldenerlass, die Unterstützung des Sozial-Sektors aus den Mitteln, die durch einen Schuldenerlass zur Verfügung stehen, die Forderung nach demokratischeren Systemen und einer Redlichkeit der Führer und die Einbeziehung breiter Gruppen der Gesellschaft.

Ein besonderer Ansatz ist der Bedarf eines Wandels unseres parlamentarischen Systems. Wir sind gerade dabei, unsere Lektion aus der Erfahrung Ugandas zu lernen, wo derzeit ein offenes System des Schuldenmanagements eingerichtet wird.

Antworten aus den südlichen Zivilgesellschaften haben dazu geführt, die ungleichen Handelsbedingungen, die die Schuldenkrise immer weiter fortsetzen wird, zu hinterfragen. Die meisten bedeutenden südlichen Zivilgesellschaften treten für einen totalen Schuldenerlass zur Jahrtausendwende und für eine Zurückweisung der Politik des „Washington Konsens" ein.

Die Kirche verstärkt die Resonanz dieser Forderung, die dazu beitragen wird, dass unsere Länder zurück zu dem Pfad menschlicher Entwicklung finden. Wir können uns nicht zurücklehnen und zuschauen, wie unser Volk durch die neo-liberale Wirtschaftspolitik seiner Menschlichkeit beraubt wird. Diese Politiker haben immer wieder das Wohlergehen unseres Volkes ignoriert.

Die G 7 Staaten haben im Endspurt vor dem Kölner Gipfel verschiedene Vorschläge zur Handhabung eines Schuldenerlasses auf den Tisch gelegt. Bedauerlicherweise scheitern

die neuen Vorschläge von Deutschland, Frankreich, Kanada, Großbritannien und USA alle an der Entkoppelung des HIPC von den Strukturanpassungsprogrammen, die das Scheitern der Schuldentragfähigkeit zugunsten menschlicher Entwicklung hervorrufen.

Wenn die entwickelten Länder alle zusammenkämen und einen Beitrag für eine wahrhafte Schuldenstreichung beitragen würden, würden die Kosten gar nicht so hoch sein. Die Kosten im Bereich des Konsums hierzulande könnten bei der Schuldenreduzierung helfen. Sambia schuldet Deutschland 613 Millionen US $, die ihre Wirtschaft nicht destabilisieren würde, wenn sie erlassen würden.

Wenn ich die Kosten für den Kosovo-Krieg, die Luftstreitmacht, den Unterhalt der Truppen und alle anderen von der NATO und den G 8 Staaten einbezogenen Kosten in meine Überlegungen einbeziehe, wundere ich mich wirklich über die moralische Haltung, auf der diese Entscheidungen beruhen. Reiche Länder scheuen sich nicht, diese Mittel bereitzustellen, noch sparen sie daran, die Jahr 2000 Panne zu bekämpfen. Nur wenn es darum geht das Leben von Millionen Menschen, die an Hunger und vermeidbaren Krankheiten in der Dritten Welt sterben, zu retten, beginnen sie zu zaudern und zu zögern. Wo ist da unsere Solidarität?

Nach den Schuldenerlass

Abschließend möchte ich gerne ein paar Punkte benennen, die Herausforderungen des nächsten Jahrtausends zu sein scheinen. Für den Süden, in Sambia im Besonderen, besteht unsere Herausforderung in der Umwandlung unserer Institutionen, redlicher und offener zum Volk zu werden. Sie müssen zu einer echten Entwicklung unseres Volkes führen. In unserer prophetischen Rolle als religiöse Menschen rufen wir dazu auf, die Ausgabenpolitik unserer Regierung zu hinterfragen und zu kontrollieren, genauso wie wir unsere Menschen auffordern, für ihre eigenen Rechte einzutreten und aufzustehen. Das ist ein langer Prozess, der aber verwirklicht werden muss, wenn einfache Sambianerinnen und Sambianer von einem Schuldenerlass profitieren sollen.

Eine weitere Herausforderung richtet sich an beide, an Sie in Deutschland und uns in Sambia, an der Beseitigung der wirtschaftlichen Bevormundung zu arbeiten. Wir müssen die weltweiten Strukturen überdenken, damit Gerechtigkeit eine Chance hat. Wenn solche Strukturen wie die der Welthandelsorganisation (WTO) dazu beitragen die Vormachtstellung, die nur den Interessen der reichen Länder Rechnung trägt, zu verfestigen, bleibt immer die Notwendigkeit den menschlichen Faktor hervorzuheben, auf allen Ebenen.

Bischof Dennis de Jong
Bischof von Ndola, Republik Sambia
(Übersetzung: Winfried Montz)

Die vergessene Mutter der fernöstlichen Lokalkirchen

*Macau und der Übergang in die Volksrepublik China**

Roman Malek SVD

Vorbemerkungen

Am 20. Dezember 1999 geht die portugiesische Kolonie oder wie Macau (Chin. Aomen) offiziell seit 1976 heißt: „Territorium unter portugiesischer Verwaltung", an die VR China über. Anders als beim Übergang Hongkongs am 1. Juli 1997, spricht man in der Welt nur wenig über diese zwar kleine, aber nicht nur missionsgeschichtlich bedeutende, multikulturelle Stadt und über ihre Zukunft nach dem Übergang. Dabei steht viel auf dem Spiel, vor allem eine reiche, in jahrhundertelanger Begegnung mit dem Christentum geformte Tradition und Kultur.[1] In bestimmtem Sinne steht also auch die Fähigkeit des Westens, mit den chinesischen Menschen, der chinesischen Kultur und Zivilisation einen Dialog zu führen, auf dem Spiel.

Macau, die drittälteste Diözese in Ostasien, ist jedoch nach all den Wechselfällen seiner viereinhalb Jahrhunderte währenden Geschichte von der Weltkirche – und als Metropole – von der internationalen Gemeinschaft vernachlässigt worden, spätestens seit es während des vergangenen Jahrhunderts in den Schatten seiner Nachbarmetropole Hongkong geraten ist. Doch gehört Macau wie Hongkong zur pazifisch-asiatischen Region, der man trotz gewisser politischer Unwägbarkeiten in wirtschaftlicher und zivilisatorischer Hinsicht eine glänzende Zukunft voraussagt. Macau war Europas frühester und es ist der letzte Außenposten in Ostasien. Und wenn Macau am 20. Dezember 1999 an die Volksrepublik China übergeben wird, wird sich diese Änderung sicherlich auf die gesamte asiatisch-pazifische Region in irgendeiner Form auswirken. Allein dies begründet die Notwendigkeit, dass wir uns hier in Europa über Macau mehr informieren und uns für die *transicão* dort mehr interessieren. Denn wir geben sozusagen unsere ganze ostasiatische Missionsgeschichte an die VR China zurück, und es lohnt sich im Zusammenhang mit dem Übergang daran zu erinnern, dass diese Missionsgeschichte eben in Macau und von Macau aus – insbesondere im Hinblick auf China – auch sehr wirksam war, auch wenn das Christentum sich nur in einem geringen Ausmaß in China verbreitet hat.

Realien

Macau liegt an der Küste der südchinesischen Provinz Guangdong auf der Westseite der Perlflußmündung, ca. 60 km westlich von Hongkong. Es besteht aus der Halbinsel Macau sowie den zwei südlich vorgelagerten Inseln Taipa und Coloane. Die Halbinsel besitzt im Norden die einzige Landverbindung zur Volksrepublik China, die nur 240 m breit ist. Zwei Brücken verbinden die Halbinsel Macau mit der Insel Taipa, die wiederum durch einen befahrbaren Damm mit der Insel Coloane verbunden ist.[2]

Seit seinen Anfängen als winziges Fischerdorf – wohl schon im 12. Jh. – wuchs Macau zu einer modernen Stadt heran, ein großer Teil des Landes wurde dabei dem Meer abgerungen. Die Fläche des Territoriums hat sich allein seit Ende des 19. Jhdts. durch Landaufschüttungen um mehr als das Doppelte vergrößert. Die Gesamtfläche beträgt heute 23,5 qkm, davon entfallen 9,1 qkm auf die Halbinsel Macau, 6,33 qkm auf die Insel Taipa und 8,07 qkm auf die Insel Coloane. Die Bevölkerung wuchs ebenfalls von einigen Hundert auf knapp unter eine halbe Million an; sie setzt sich hauptsächlich aus Übersiedlern aus den nahegelegenen chinesischen Regionen (vornehmlich aus den Provinzen Guangdong und Fujian), wie auch aus Europa (insbesondere Portugal) und aus anderen asiatischen Ländern zusammen. Es gibt einen kontinuierlichen Strom von Ein- und Auswanderungen im Territorium, das geschichtlich betrachtet den Emigranten als Sprungbrett diente. Ca. 70% der heutigen Bevölkerung Macaus stammt aus diversen Flüchtlingswellen, die meisten Einwohner sind erst nach 1978 gekommen! Etwa 96% der Bevölkerung lebt in der Stadt Macau. Über 95% der Bevölkerung sind Chinesen. Daneben leben ca. 15.000 Portugiesen und Macanesen sowie über 5.000 Filipinos in Macau. Die Bevölkerungsdichte beträgt über 21.000 Einwohner pro qkm – damit ist Macau das am dichtesten besiedelte eigenständige Territorium der Welt.[3]

Dieses kleine Territorium am Ausgang der Bucht von Kanton, in der sich in den Jahren 1552–1557 die Portugiesen angesiedelt haben, wurde schon 1576 eine katholische Diözese, die damals China, Japan sowie „angrenzende Länder" und Inseln umfaßte. Inzwischen sind aus dieser Diözese mehr als 600 Diözesen in ganz Asien entstanden (Tonkin, Beijing, Nanjing, Timor, Singapur u.a.). Gegen Ende des 17. Jh. zählte die Bevölkerung Macaus 20.500 Einwohner, wovon 19.500 Katholiken waren, darunter 18.500 Chinesen, d.h. fast die ganze Bevölkerung war damals katholisch. Macau war Ausgangs- und Hauptstützpunkt der alten Japan- und Chinamission, es war die Wiege der Märtyrer aber auch – immer wieder, nicht zuletzt nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahre 1949 – ein Zufluchtsort der aus China vertriebenen Missionare. Macau war der „Leuchtturm, von dem aus der Glaube und das Licht ihres geistigen und kulturellen Lebens in den ganzen Fernen Osten ausstrahlte" – sagt der bekannteste Kirchenhistoriker Macaus, P. Manuel Teixeira.[4] Hier haben Matteo Ricci (1552–1610), Johann Adam Schall von Bell (1592–1666) – der die Stadt gegen die protestantischen Holländer persönlich verteidigte[5] – und andere Jesuitenmissionare ihr China-Apostolat durch intensives Studium und Forschung begonnen. In Macau wurden die ersten christlichen Bücher für Ostasien gedruckt.[6] Hier wurde aber auch der Ritenstreit ausgetragen. Macau war synonym mit dem *Padroado*. Später diente Macau auch als Ausgangspunkt der nach den Opiumkriegen 1840–1842 beginnenden protestantischen Mission, mit ihrem Pionier Robert Morrison (1782-1834) von der China Inland Mission, dem ersten Übersetzer der Bibel ins Chinesische, dessen Grabstätte sich heute in Macau befindet.[7]

Macau gestern und heute

Heute ist Macau, die Mutter so vieler Diözesen des Fernen Ostens, die kleinste von allen. Die Diözese Macau beschränkt sich auf die Stadt Macau und die Inseln Taipa und Coloane; nur kleine Teile liegen heute in der VR China. Ca. 25.000 Katholiken, davon ca. 6.000 portugiesischsprechende gibt es in Macau heute – es sind lediglich fünf Pfarreien in der Stadt und zwei auf den Inseln. Es arbeiten hier 45 Weltpriester und 46 Ordensleute (darunter 12 Brüder).[8] 1987 wurde der erste chinesische Bischof, Domingos Lam Ka-tseung, geweiht, was als ein wichtiger Schritt im Hinblick auf den Übergang 1999 und die Einheimischwerdung („Sinisierung") der äußerlich sehr westlichen (portugiesischen) Kirche in Macau gilt.

Obwohl so klein, verfügt die Diözese über gut ausgebaute soziale Dienste (vor allem *Caritas*), Schulen mit über 40.000 Schülern (mehr als Katholiken insgesamt!) und hervorragende Einrichtungen für die Medienarbeit (Studios, Radioprogramme, Videoproduktion, Kinos etc.).[9] Die Diözese ist noch voll von Leben, sie hat aber auch mit vielen Problemen zu kämpfen. Es ist schwer, z.B. chinesischsprechenden Nachwuchs für den Ortsklerus zu finden. Das Priesterseminar wurde bereits 1966 geschlossen. Seitdem studieren die Priesteramtskandidaten von Macau in Hongkong. 1999, nach 31 Jahren (seit 1968) fand wieder eine Priesterweihe statt. Obgleich viele Orden und Kongregationen sagen, dass sie weiter in Macau arbeiten werden, nimmt ihre Zahl ab, und die Berufungen sind wenige. Von außen her werden auch nur wenige Missionare nach Macau entsandt. Es gibt auch wenige Berufe unter den Frauen. Vermutlich finden die Missionsorden und -kongregationen, dass es sich „nicht lohnt" in das kleine Macau zu „investieren". Dabei ist Macau nicht nur missionsgeschichtlich von Bedeutung, sondern auch als ein integraler Teil Chinas, der am 20. Dezember 1999 eine Sonderverwaltungszone (SAR Macau) wird und als ein Territorium, das an die Sonderwirtschaftszone Zhuhai – mit all den sozialen Problemen, die es in diesen Zonen gibt – grenzt und eine neue, schwierige Dialog- und Evangelisierungsperspektive und -aufgabe darstellt.

Aber auch die sozialen Probleme in der Metropole Macau selbst stellen die kleine Diözese vor neue, große Herausforderungen: das Casino-Milieu, die wachsende Prostitution, Mafiakämpfe und täglichen Schießereien, allgemeine Korruption, Materialismus – dies alles sind Bereiche, in denen die Diözese Macau auch in Zukunft bedeutende Aufgaben zu erfüllen haben wird und sicherlich die Solidarität der Weltkirche braucht und wünscht. Die Kirche muss sich natürlich auch, ähnlich wie in Hongkong, von ihren kolonialen Spuren entfernen, und eine echte macanesische Ortskirche werden, eine multikulturelle Ortskirche, die in diesem Sinne auch modellhaft für die Zukunft von vielen Ortskirchen werden könnte. In diesem Zusammenhang steht auch die gegenwärtig in Macau diskutierte Frage der Identität der Stadt und der katholischen Kirche.

Identität

In Macau sind einerseits die traditionellen Kulturen der Herkunftsorte der Migranten vertreten, wie vor allem die Verehrung der Gottheit Mazu, der Beschützerin der Seefahrer, die aus Fujian stammt, sowie Sitten und Gebräuche aus Guangdong, einschließlich des kantonesischen Dialektes, der im Territorium die vorherrschende Sprache ist. Andererseits gibt es den starken Einfluss der überseechinesischen Kultur, vor allem durch die Verbindungen der alteingesessenen Einwohner Macaus, die viele Verwandte im Ausland haben, sowie auch durch die Rückkehr überseechinesischer Emigranten, die sich in Macau während der sozialen Unruhen in Asien und Afrika nach dem Zweiten Weltkrieg niederließen. Hinzu kommt noch der starke

portugiesische Einfluß sowie die Traditionen der früheren Sklaven und Diener (heute „Mischlinge"), die oft aus Afrika stammten. Trotz all dieser multikulturellen Verschiedenheit dominieren in Macau Harmonie und Toleranz. Macau gab sich auch nach außen hin stets als eine tolerante, fast liberale Gesellschaft. Konflikte zwischen den unterschiedlichen ethnischen Gruppen gab es kaum. Lediglich die Kommunisten verstanden es, Hass zu schüren, als sie während der „Kulturrevolution", insbesondere 1967, Teile der Bevölkerung gegen die Portugiesen aufwiegelten. Die Tatsache, dass Macau ansonsten – trotz vorübergehender Armut – keine ernsten Rassenprobleme kannte, hat vermutlich etwas mit dem informellen Charakter seiner Gesellschaftsordnung zu tun. Macau war ein Sammelsurium von persönlichen Netzwerken und Patronagebeziehungen, quer durch alle ethnischen Gruppen hindurch. Vor diesem Hintergrund sind auch die künftigen Entwicklungsperspektiven Macaus nach 1999 zu sehen.[10]

Als ein Ergebnis der Harmonie und Toleranz erhielt sich in Macau die religiöse Freiheit sehr gut. Katholizismus, Protestantismus (ca. 6.200 Gläubige), Buddhismus, Daoismus, Islam und der Bahai-Glaube haben seit Jahrhunderten Seite an Seite gelebt und ihre eigenen Rituale und Glaubensvorstellungen ohne Konflikte und Blutvergießen bewahrt. Es ist zu einem einzigartigen Phänomen Macaus geworden, dass der katholische Bischof und der höchste buddhistische Mönch bei größeren Zeremonien der örtlichen Gemeinden gemeinsam auftreten und anläßlich wichtiger Ereignisse gemäß ihren jeweiligen Traditionen ihren Segen spenden, wie dies auch z.B. bei der Einweihung des neuen Flughafens von Macau der Fall war. Dieses tolerante Zusammenleben, wie es bis heute herrscht, gilt es zu bewahren. Die katholische Kirche kann dabei – unterstützt durch die Weltkirche und Geschwisterkirchen in der Welt – zweifelsohne eine positive Rolle spielen.

Die sehr alte Tradition der chinesischen Religiosität, und manches von dem alten chinesischen Kulturerbe, das auf dem chinesischen Festland bereits durch Bürgerkriege, die ständigen sozialen Aufstände und den Kommunismus zerstört wurde und auch in Hongkong nicht mehr vorhanden ist, findet sich in Macau noch gut erhalten. Die alten Tempel und Schreine des Daoismus, Buddhismus und Konfuzianismus wie auch die damit zusammenhängenden traditionellen Praktiken zwischen Geburt und Tod machen für viele Bewohner Macaus noch immer einen Teil des gegenwärtigen sozialen Lebens aus. Auch dies gilt es zu bewahren und in die VR China hineinzutragen.[11]

Die religiöse und kulturelle Identität Macaus ist sino-romanisch (lusitanisch): das heißt, sie beinhaltet die Koexistenz, Interaktion und Mischung beider, basierend auf gegenseitiger Achtung und Toleranz – was eher Harmonie als Konflikte impliziert, eher Kontrolle und Ausgewogenheit denn Konfrontation, mehr Versöhnung als Trennung und die Aufrechterhaltung von Stabilität in der Pluralität. Dies kann als das „Modell Macau" bezeichnet werden – ziemlich verschieden von dem Modell Hongkongs, welches angelsächsisch ist, mit mehr Konflikten, Wettbewerb und Konfrontation, aber auch mit einer effizienteren Verwaltung. Es bleibt zu hoffen, dass das „Modell Macau" nach dem 20. Dezember 1999 noch genug Freiräume in den neuen Strukturen – „ein Land, zwei Systeme" – bekommt. Dazu bedarf es aber auch internationaler Aufmerksamkeit und Unterstützung, auch von der Weltkirche. Dieses „Modell" intensiver in der Weltkirche und Weltgesellschaft bekanntzumachen wäre sicherlich eine missionarische und zukunftsweisende Aufgabe. Darüber hinaus kann diese sino-lusitanische Tradition als Fenster und Verbindung zwischen China und der lateinamerikanischen Welt dienen.[12]

Zu bewahren wäre noch eine andere Tradition, die man am missionsgeschichtlichen Beispiel des 1565 gegründeten Universitätskol-

legs St. Paul und des Seminars St. Josef, das 1657 entstand, aufzeigen kann.[13] Beide Institutionen weisen auf Aspekte hin, die man stärker in dem sog. „China-Apostolat", im Dialog und dem Evangelisierungswerk heute und in Zukunft (allerdings nicht nur in China!) potentialisieren müßte. Mit der Gründung des Universitätskollegs St. Paul und des St. Josef-Seminar in Macau, verfolgte man das Ziel, die westlichen Missionare, die nach China gesandt wurden, gründlich vorzubereiten, indem man ihnen in aller Deutlichkeit aufzeigte, dass sie die zu erreichenden Ziele und die anzuwendenden Mittel genau festlegen müßten, wenn sie die missionarischen Bemühungen in China zum Erfolg führen wollten. Außerdem müßten sie die chinesische Kultur hochschätzen, sich an die traditionellen Riten und die Mentalität der Chinesen anpassen. Schließlich müßten sie die Chinesen davon überzeugen, dass die Erziehung und die Lehre Christi vollständig mit dem Gedankengut und der vorherrschenden Kultur Chinas übereinstimmen. Gerade deswegen mussten die westlichen Missionare, wenn sie einmal in Macau angekommen wären, mit Bescheidenheit und mit allem Eifer die chinesische Sprache lernen, sich vertraut machen mit den chinesischen Bräuchen und Riten und die traditionelle Kultur Chinas strengstens respektieren.

Nach P. Aloysius B. Chang S. J. verdienen im Hinblick auf den immer noch aktuellen Evangelisierungsauftrag in China folgende Elemente der „Macau-Methode" unsere Beachtung: (a) In der Ausbildung von Missionaren ist wichtig, der Kultur und dem traditionellen Gedankengut Chinas noch mehr Bedeutung beizulegen, dem Studium der chinesischen Werke und dem Erlernen von Konzepten, die als typisch für China identifiziert wurden; (b) In der Ausbildung von Missionaren ist des weiteren wichtig, über das Studium der chinesischen Klassiker hinaus den westlichen Disziplinen wie der Philosophie, den Sprachen, der Theologie, den Wissenschaften und der Technologie sowie der Zivilisation allgemein größere Bedeutung zuzumessen, so dass sie noch tiefere Erkenntnisse erwerben, die es ihnen ermöglichen, den Glauben in ihrer eigenen Sprache zu verkünden, akademische Forschung zu betreiben und den kulturellen Dialog zwischen China und dem Westen voranzutreiben; (c) In der Ausbildung von Missionaren scheint sodann wichtig, dem Ausbildungsziel eine noch größere Bedeutung beizumessen, nämlich die Persönlichkeit des Missionars ganzheitlich zu entwickeln und aus ihm eine physisch und geistig gesunde Person zu machen, die der Gesellschaft nützlich und des Schöpfers würdig ist. Das Ausbildungskonzept muß darin bestehen, dem Missionar zu helfen, Erkenntnisse zu erwerben und ihm gleichzeitig eine religiöse Erziehung zu geben.

All dies belehren uns die missionarischen Erfahrungen in Macau, die dort entwickelte „Methode" und Praxis. Eine offene Frage bleibt allerdings: Wie und mit wem läßt sich dies heute verwirklichen?

Zur jetztigen und künftigen gesellschaftlichen Rolle der katholischen Kirche

Die katholische Kirche, die in Macau als ein sehr bedeutendes Netzwerk gilt, geht in ihrer Geschichte bis auf das 16. Jahrhundert zurück, als sich die Portugiesen in Macau ansiedelten.[14] Sie gewann immer wieder Ansehen und Gläubige vor allem durch Nothilfe und soziale Dienste. Als Stichworte und Beispiele genügt es hier die 1569 gegründete Sta. Casa da Misericórdia (Armenkrankenhaus) und die Casa Ricci, die 1971 in Caritas Macau umbenannt wurde, anzuführen. Protestantische Kirchen kamen seit dem 19. Jahrhundert nach Macau und haben gleichfalls soziale Dienste und Schulen gegründet.

Bis 1974 war die Führung der katholischen Kirche vom portugiesischen Gouverneur zur

Partizipation am formalen politischen System eingeladen; dies war eine Ausdehnung des besonderen portugiesischen Verhältnisses von Staat und Kirche auf Macau. Seit der demokratischen „Nelkenrevolution" in Portugal im Jahre 1974 sind alle Religionen und Kirchen vor dem politischen System grundsätzlich gleich. Die Partizipation der Führung der katholischen Kirche an der portugiesischen Regierung von Macau hat sich vermindert. Dennoch ist besonders die katholische Kirche, was ihre Struktur in Macau angeht, immer noch ziemlich stark. Über 50% aller Schüler besuchen überwiegend katholische Grundschulen und weiterführende Schulen. Die *Caritas Macau* spielt zusammen mit anderen katholischen und protestantischen Einrichtungen eine wichtige Rolle in verschiedenen Bereichen der lokalen Fürsorge und sozialen Wohlfahrt. So werden zum Beispiel von den neun gemeinnützigen Altenheimen Macaus fünf von katholischen Einrichtungen, zwei von protestantischen Einrichtungen und zwei von anderen Wohltätigkeitsinstitutionen geführt. Von den sechzehn Altenzentren Macaus werden fünf von katholischen Einrichtungen, eins von einer protestantischen Einrichtung, zwei von Einrichtungen der Vereinigung der Einwohnerverbände Macaus, zwei von Einrichtungen des Gewerkschaftsbunds Macau und nur zwei von der Regierung geführt. Von den zwölf sozialen Diensten für Behinderte werden sechs von katholischen Einrichtungen, drei von protestantischen Einrichtungen, zwei von der Regierung und zwei von sonstigen Einrichtungen geführt.[15]

Trotz dieses positiven Bildes gibt es jedoch Schwierigkeiten in allen Bereichen der kirchlichen Arbeit. Ein Artikel aus dem Jahr 1989, der soziale Einrichtungen im Nordterritorium von Macau analysiert,[16] weist auf einige dieser Schwierigkeiten hin. So gibt es z.B. keine substantielle übergeordnete Organisation zur Koordinierung aller katholischen Einrichtungen, die von der Diözese und vielen internationalen Gemeinschaften geführt werden und getrennt für ihre jeweiligen Ziele oder sogar ohne Entwicklungsziel arbeiten, während ihren übergeordneten Stellen im Ausland nicht klar ist, was in Macau geschieht. Die protestantischen Kirchen errichteten z.B. viele kleine Institutionen im Nordterritorium von Macau für den Dienst an den in den 1980er Jahren neu eingewanderten Chinesen vom Festland. Zwischen diesen Einrichtungen, die zu mehr als dreizehn verschiedenen Kirchen gehören, besteht kaum Zusammenarbeit.

Man argumentiert natürlich auch in Macau, dass die Kirchen nicht versuchen sollen, die Entscheidungsfindung des politischen Systems durch Massenmobilisierung zu beeinflussen, sondern dem politischen System und der Zivilgesellschaft nach dem Prinzip der Liebe und Gerechtigkeit durch Überzeugung und Diskussionen Anleitung geben müssen. Doch es wird gleichzeitig konstatiert, dass die Kirchen eigentlich sehr schwach sind, was Überzeugungsarbeit und Diskussionen angeht. Die schreckliche Erfahrung der späten sechziger Jahre, d.h. der Kulturrevolution und der sog. „Kapitulation" der portugiesischen Regierung vor den Kommunisten im Jahre 1967, sowie die mit dem Jahr 1999 verbundene Unsicherheit lassen die Religionen und Kirchen in öffentlichen Angelegenheiten schweigen. Leider streben die Religionen und Kirchen in der Zivilgesellschaft Macaus nicht die Rolle eines moralischen Führers an – behaupten die Expterten.[17]

Den Expterten scheint es auch unwahrscheinlich, dass die Religions- und Kirchenführer in der Zukunft, nach 1999, an der Macht und Regierung partizipieren werden, die von von der pro-Beijing-Gruppe monopolisiert ist und sein wird (wie die im Mai 1999 erfolgte Wahl des künftigen Regierungschefs der SAR Macau zeigt!). Die Prognose der Experten besagt: Die Entwicklung der sozialen Dienstleistungseinrichtungen der Religionen und Kirchen wird sich verlangsamen, und ihre Fähigkeit, durch insti-

tutionelle Kraft in der Zivilgesellschaft Entscheidungen im formalen politischen System zu beeinflussen, wird abnehmen. Die Kirchen im Ausland werden eher Investitionen in soziale Dienste auf dem Festland unterstützen als in Macau, und die neue Regierung wird zur Gewährleistung der sozialen Grundversorgung lieber mit anderen als den kirchlichen oder religiösen Einrichtungen zusammenarbeiten.

Zur Religionsfreiheit

Die Gemeinsame Erklärung *(Declaração Conjunta, Zhong Pu lianhe shengming)* zwischen Portugal und der VR China aus dem Jahre 1987 sieht vor, dass Macau nach dem 20. Dezember 1999 „das alte System" für 50 Jahre behält („Ein Land, zwei Systeme").[18] Das für diese Zeit erarbeitete neue Grundgesetz *(Lei básica, Aomen jibenfa)*[19] von 1992 garantiert zwar auch Religionsfreiheit für die künftige Sonderverwaltungszone Macau, die Religionsgemeinschaften aber, einschließlich der katholischen Kirche, müssen sicherlich mit einer Umstellung ihrer pastoralen und sozialen Arbeit nach 1999 rechnen. Teilweise wurden schon konkrete Schritte unternommen. So wurde z.B. im Jahre 1997 von der Diözese Macau, der Portugiesischen Katholischen Universität und anderen Institutionen eine Katholische Universität Macau gegründet. Die Dozenten stammen aus Portugal, China und Hongkong. Die akademischen Grade werden auch in Zukunft in Portugal und in der EU anerkannt. Auch im pastoralen Bereich arbeitet man an einem Plan.[20]

Artikel 34 des neuen Grundgesetzes von Macau garantiert die Freiheit des religiösen Glaubens und religiöser Aktivitäten in der Sonderverwaltungszone Macau, und Artikel 128 erklärt, dass die Regierung sich nicht in die inneren Angelegenheiten religiöser Organisationen, die Aufrechterhaltung und Entwicklung von Beziehungen zwischen lokalen und ausländischen religiösen Organisationen einmischen wird, dass religiöse Organisationen in Übereinstimmung mit dem Gesetz Schulen, Krankenhäuser und Wohlfahrtseinrichtungen gründen und andere soziale Dienste anbieten können, dass die von religiösen Organisationen geleiteten Schulen Religionsunterricht anbieten können und dass die religiösen Organisationen in Übereinstimmung mit dem Gesetz Eigentum besitzen und Spenden annehmen dürfen. Wirklicher Schutz hängt jedoch nicht vom Gesetz ab, sondern von der politischen Situation vor Ort und von den Entscheidungen in Beijing. Da die traditionelle Religiosität und die katholische Kirche so tief in der lokalen Gesellschaft verwurzelt sind, wird die neue Lokalregierung – so die Experten – zumindest in der Anfangsphase wahrscheinlich nicht versuchen, die Freiheit der religiösen Aktivitäten einzuschränken, um keine Instabilität zu erzeugen.

Auf der Basis des Grundgesetzes hat Macau im Sommer 1998 ein neues Religionsgesetz verabschiedet. Das neue Gesetz, das vom offiziellen Mitteilungsblatt Macaus (Nr. 31 vom 3. August 1998, S. 900–905) veröffentlicht wurde, ist am 7. Juli 1998 von der gesetzgebenden Versammlung gebilligt und von Gouverneur Vasco Rocha Vieira am 24. Juli 1998 als Gesetz Nr. 5/98/M mit dem Titel „Religions- und Kultfreiheit" promulgiert worden. Es besteht aus vier Kapiteln (Allgemeine Prinzipien, Individuelle Religionsfreiheit, Religiöse Konfessionen, Religionsgeheimnis) sowie einem Abschnitt mit Schlussbestimmungen.[21]

Obwohl das neue Gesetz von den Religionsgemeinschaften unterschiedlich bewertet wird, besteht kein Zweifel daran, dass es ein Mindestmaß an Freiheit garantiert, so z.B. die Freiheit der religiösen Konfessionen, Versammlungsfreiheit, Erhaltung von Kult- und Ausbildungsstätten, freien Religionsunterricht, Veröffentlichung lehramtlicher Inhalte, geistliche Betreuung der Angehörigen verschiedener Konfessionen. Das Gesetz ga-

rantiert Einzelpersonen bzw. Familien die Freiheit, sich einer Konfession anzuschließen oder aus ihr auszutreten, sowie das Recht auf Ausübung der eigenen religiösen Überzeugung und die freie Wahl des religiösen Unterrichts für die Kinder ohne Auswirkung auf staatsbürgerliche Rechte und Pflichten. Das Gesetz legt die bürgerrechtliche Gleichberechtigung von religiösen Organisationen und Verbänden und Vereinigungen im allgemeinen fest.

Obschon das Konzept der Religionsfreiheit ausdrücklich bereits im Grundgesetz aus dem Jahre 1992 erwähnt wird, sind die Normen aus dem Jahre 1998 von großer Bedeutung für die Zeit nach dem 20. Dezember 1999. Bei einer Analyse des neuen Gesetzes kann man gewisse Unterschiede zur gegenwärtigen Praxis erkennen, z.B. was die Anmeldung von Eheschließungen anbelangt, die ausschließlich beim Standesamt oder bei der katholischen Kirche stattfinden können. Außerdem wurden Zweifel darüber laut, dass das neue Gesetz möglicherweise religiöse Minderheiten nicht in ausreichendem Maß schütze, d.h. die katholische Kirche bevorzuge.

Angesichts dieser neuen juristischen Lage stellen einige Experten fest, dass innerhalb der Religionen und Kirchen möglicherweise ein Balancezustand gefunden werden kann zwischen den religiösen Amtsträgern, die es vorziehen werden, sich vor dem neuen Gesetz und der neuen herrschenden Klasse harmlos zu geben (wobei die Entstehung einer Patriotischen Vereinigung der Katholischen Kirche ziemlich undenkbar ist) und den aktiven Gläubigen der neuen Generation, die von der Kirche mehr Eintreten für Gerechtigkeit erwarten. Die Religionen und Kirchen könnten jedoch ihren Einfluss auf einige Entscheidungsprozesse im politischen und gesellschaftlichen System vergrößern, indem sie die politische Partizipation verstärken – so lautet einer der Vorschläge der Fachleute.[22]

Abgesehen von der politischen Partizipation könnten die Religionen und Kirche die Entscheidungsfindung im politischen System durch verstärkte Meinungsäußerung beeinflussen – meinen des weiteren die Experten. Die lange Erfahrung verschiedener sozialer Einrichtungen und die professionelle und überlegene Rolle der Kirchen hinsichtlich der Moral stellen ein besonders günstiges Potential für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung und mancher Entscheidungen im politischen System dar. Zu diesem Zweck sind allerdings Organisationen notwendig, die solide Information und ein Forum für Meinungsäußerung bieten. Die müßten in Macau noch geschaffen werden.

Macau und die „Brückenfunktion"

Bei all den Überlegungen über die Zukunft von Macau nach 1999 spielt natürlich die Verbindung der Religionen und der Kirche in Macau mit den jeweiligen Partnern in der VR China eine ziemlich große Rolle. Erhöhte Erwartungen an die Kirche von Macau, am Verschmelzungsprozess zwischen der Kirche in China und der Weltkirche teilzunehmen, könnten die Macau-orientierte Planung der Kirchenführer beeinflussen, doch ist es nicht sicher, ob die einheimischen Gläubigen hierzu ihre Zustimmung geben werden. Einige kirchliche Institutionen unterstützen Projekte im Bereich von Religion, Bildung und Restaurierung auf dem chinesischen Festland und versuchen, als Brücke zwischen der Kirche auf dem Festland und im Westen, manchmal auch als Brücke zwischen religiösen Organisationen auf dem Festland und in Taiwan zu dienen. Die Summe der Gelder ausländischer Organisationen, die über Macau auf das Festland transferiert werden, übersteigt bei weitem die Gesamtsumme der Ausgaben aller kirchlichen Institutionen für soziale Dienste in Macau selbst. Die meisten der auf dem Festland agierenden Institutionen berichten den Gläubigen Macaus nicht über ihre Arbeit, und die meisten dieser Gel-

der werden nicht in Macau gesammelt. Daher partizipieren die Gläubigen Macaus im allgemeinen nicht an der Brückenfunktion der Kirche und schenken dieser Rolle keine besondere Beachtung.[23]

In der gegenwärtigen Situation, kurz vor dem Übergang, wird bei dem Auftrag, eine Brücke zwischen der Kirche Chinas und der Weltkirche zu sein, die „institutionelle" Ebene stark betont; die Kirchen sollten jedoch nicht vergessen – warnen einige engagierte Laien, – moralische Führung durch Überzeugungsarbeit und Diskussion auszuüben. Es wird in diesem Zusammenhang vorgeschlagen, dass die Religionen und Kirchen stärker auf signifikante Veränderungen in dem Verhältnis zwischen der Lokalregierung und der Zivilgesellschaft, auf die Erwartungen der Gläubigen der neuen Generation und auf die miteinander in Konflikt stehenden Rollen einer Lokalkirche und einer Brückenkirche eingehen sollen. Zur Zeit gibt es jedoch keine Einrichtung in Macau, die diesem Anliegen „strukturell" dienen würde.

Die Ortskirche in Macau trägt sich selbstverständlich selbst. Für die Flüchtlingshilfe gibt sie große Summen aus. Das vermittelt jedoch den Katholiken manchmal den Eindruck, die Kirche bedürfe ihrer örtlichen finanziellen Unterstützung nicht, da das Geld internationaler Einrichtungen einen großen Teil der Flüchtlingshilfe ausmacht. Gleichzeitig tragen die Überbleibsel der Unterstützung für die Kirche durch das Padroado-System zu diesem falschen Eindruck bei. Als Folge davon nehmen nicht nur viele Katholiken an, die Diözese sei reich, sondern gleichzeitig schwächt die fehlende finanzielle Unterstützung das persönliche Gefühl der Zugehörigkeit, welches für die Gründung einer starken Ortkirche lebenswichtig ist. Die Eigenträgerschaft beinhaltet darüber hinaus mehr als nur Geld; sie schließt auch Personal ein. Und in diesem Bereich steht die Kirche in Macau vor vielen Problemen.

Was steht der Kirche Macaus bevor? Auf einem Seminar in Macau wurde diese Frage von 200 Teilnehmern angesprochen und sie kamen zu folgenden wesentlichen Empfehlungen, die zweifelsohne auch die künftigen Aufgaben der Kirche in Macau darstellen: Mehr Formation und Ausbildung der Laien in Bezug auf den Glauben; Reorganisation und Erneuerung aller von der Kirche betriebenen Einrichtungen; größere Anstrengungen bei der direkten Bekehrung neuer Immigranten, der Jugend und der Angehörigen der arbeitenden Klassen; Anwendung moderner Methoden bei der Missionierung; stärkere Beteiligung bei sozialen Fragen, um eine gerechtere und stärker anteilnehmende Gesellschaft zu errichten; Werbung für und Förderung von christlichen Basis-Gemeinden. Des weiteren wurde vorgeschlagen: Erweiterung des Kommunikationsnetzwerkes mit anderen Ortskirchen; Aufgabe aller früheren Privilegien, die sie von der portugiesischen Regierung erhalten hat und völlige Selbstfinanzierung und –unterstützung; Die Kultivierung eines tieferen Zugehörigkeitsgefühls unter den Gläubigen zur Kirche und zu Macau; Konzentration auf die Entwicklung von Laien-Programmen und Erneuerungsprogrammen; Einrichtung von Informationszentren, in denen die Menschen zuverlässige Materialien erhalten, anhand derer sie ihre Entscheidungen treffen können; Förderung aktiver Unterstützung und Teilnahme an Diensten sozialer Wohlfahrt; Initiierung von Laienämter und des ständigen Diakonats für die Diözesanverwaltung; Förderung einer engeren Zusammenarbeit unter religiösen Orden und Gemeinden innerhalb der Diözese; vielfältigere Angebote zur christlichen Familienbildung und Erziehung.

Viele Menschen in Macau sind davon überzeugt, dass das Jahr 1999 der Kirche eine Gelegenheit gebe, über sich selbst und über ihre Zukunft im Lichte der Arbeit für das Gottesreich in einer neuen Ära nachzudenken. Die vor der Kirche liegende Zeit wird eine Zeit der Herausforderung und Verantwortlichkeit sein. Die Katholiken Macaus

hoffen, den Veränderungen mit einem aktiven Geist entgegenzusehen.

* Bei dem folgenden Beitrag handelt es sich um eine leicht überarbeitete Fassung des Vortrags vor der Mitgliederversammlung des DKMR, gehalten in Würzburg am 16. Juni 1999.

[1] Über Macau, seine Traditionen und Kultur gibt es umfangreiche Literatur. Einen hervorragenden Überblick hierzu gibt Roderich Ptak, „Macau and sino-Portuguese Relations, ca. 1513/1514 to ca. 1900. A Bibliographical Essay", in: Monumenta Serica xv-li (1998), S. 343-396.

[2] Zu Macau im allgemeinen siehe vor allem das Handbuch von Roderich Ptak und Peter Haberzettl, Macau: Geographie, Geschichte, Wirtschaft und Kultur, Wiesbaden 1995. Man vgl. auch den Katalog Ausstellung Macau '99. „Herkunft ist Zukunft". Aula des Missionspriesterseminars, 16. Juli bis 15. Dezember 1999, Sankt Augustin (Kloster), St. Augustin 1999 (zu beziehen durch das China-Zentrum e.V.).

[3] Siehe hierzu u.a. Peter Haberzettl und Roderich Ptak, „Macau 1920–1930. Geschichte, Wirtschaft und Politik", in: Monumenta Serica xli (1993), S. 249–281 und G. Bös und R. Ptak (Hrsg.), Hongkong, Macau, Südchina: Wandel und Wachstum, Köln 1999 (hier insbesondere R. Ptaks „Wirtschaftlicher und demographischer Wandel in Macau: Stadien einer Entwicklung").

[4] M. Teixeira, „Die Kirche in Macau. Geschichte und Gegenwart", in: China heute (St. Augustin) x (1991), S. 160–164.

[5] Siehe hierzu die Berichte in A. Väth S.J., Johann Adam Schall von Bell S.J. Missionar in China, kaiserlicher Astronom und Ratgeber am Hofe vn Peking 1592–1666. Ein Lebens- und Zeitbild von ... Neue Auflage mit einem Nachtrag und Index, St. Augustin – Nettetal 1991).

[6] Manuel Cadafaz de Matos, „Die portugiesischen Missionen in China und der portugiesische Beitrag zum Druckwesen (16. Jahrhundert)", in: R. Malek (Hrsg.), Macau, St. Augustin – Nettetal 1999 (im Druck).

[7] Zu Morrison und seiner Bibelarbeit siehe u.a. L. Ride, Robert Morrison. The Scholar and the Man, Hong Kong 1957; I. Eber et al. (eds.), Bible in Modern China. The Literary and Intellectual Impact, St. Augustin – Nettetal 1999; J.O. Zetzsche, The Bible in China: The History of the Union Version or The Culmination of Protestant Missionary Bible Translation in China, St. Augustin – Nettetal 1999.

[8] Zu aktuellen Lage der Diözese siehe u.a. D. Domingos Lam, A Diocese de Macau durante os anos de 1967 a 1997, Macau 1998.

[9] Dazu siehe die ausführliche Darstellung von Bischof D. Lam in ebd.

[10] Siehe dazu Gary M.C. Ngai, „Die Identität Macaus. Zur Notwendigkeit, sie zu bewahren und in das nächste Jahrhundet hinein zu entwickeln", in: China heute xvii (1998), S. 123–133.

[11] Siehe hierzu u.a. die Beiträge von Tan Shibao („Die Geschichte des Ama-Tempels in Macau. Neue archäologische Entdeckungen"), P. Zheng Weiming („Volkstümliche Glaubensvorstellungen in Macau"), Zhang Wenqing („Die Verehrung von Seefahrer-Schutzgottheiten und ihr westöstlicher Synkretismus in Macau"), alle in: R. Malek (Hrsg.), Macau, St. Augustin – Nettetal 1999 (im Druck).

[12] Vgl. hierzu R. Ptak, „Macau: China's Window to the Latin World?". Vortrag gehalten auf dem Internationalen Symposium „Culture of Metropolis in Macau", 14.–18. September 1998 in Macau.

[13] Dazu siehe u.a. den Beitrag von D. M. Gomes dos Santos, „Die erste westliche Universität im Fernen Osten", in R. Malek (Hrsg.), Macau, op. cit. (im Druck).

[14] Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Kirche in Macau siehe Victoria Lau, f.m.m. – Thomas Luk Man Hoi – Peter Chung, „Die römisch-katholische Kirche Macaus und 1999", in: R. Malek (Hrsg.), op. cit. (im Druck).

[15] Nach Services of Statistics and Census of Macau (ed.), Guide of Social Services of Macau 1991.

[16] „Social Organizations in North Territory", in: Current No. 38, ed. Current Editorial Commission of Macau Diocesan Pastoral Center of Youth.

[17] Dazu und zu den folgenden Ausführungen siehe Antonio Ng Kuok Cheong, „Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Macau in der Perspektive der Zivilgesellschaft", in: China heute xviii (1999), S. 16–20.

[18] Den deutschen Text siehe in Beijing Rundschau 1987, Nr. 14, S. 14f. und Nr. 15, 24–31, und in R. Malek (Hrsg.), Macau, op. cit. (im Druck).

[19] Auszüge aus dem deutschen Text siehe China heute xi (1992), S. 130, und in R. Malek (Hrsg.), Macau, op. cit. (im Druck).

[20] Siehe hierzu die Ausführungen von Bischof D. Lam, op. cit.

[21] Siehe dazu China heute xvii (1998), S. 150.

[22] Vgl. A. Ng Kuok Cheong, op. cit.

[23] Zu diesem Fragekomplex siehe u.a. Beatrice Leung, „Beziehungen zwischen Ortskirchen innerhalb der Universalkirche. Eine Studie über die Brückenkirche in China". Vortrag gehalten auf der Dritten Europäischen Katholischen Chinakonferenz „The Catholic Church in China – Message, Response and Commitment" vom 15.–19. September 1999 in Krynica Morska, Polen (erscheint in China heute 1999, Nr. 5).

Ansprüche ehemaliger Ordensangehöriger nach ihrem Austritt aus der Ordensgemeinschaft

Gisela Lauer, Vizepräsidentin des Sozialgerichts, Koblenz

I. Einleitung
II. Hauptteil
1. Sozialversicherungsrechtliche Ansprüche
2. Vermögensrechtliche Ansprüche
a) Gerichtliche Durchsetzbarkeit
b) Unterhaltsansprüche
aa) Bereicherungsrecht
cb) Schenkungsrecht
cc) Treu und Glauben
III. Schluß

I Einleitung

Die Ordensgemeinschaften bedienen sich sowohl staatlichen wie auch kirchlichen Rechts, um ihre Rechtsbeziehungen nach außen wie aber auch nach innen zu ihren Ordensangehörigen zu regeln. Vielfach sind Ordensgemeinschaften als eingetragene Vereine organisiert.

Das Ausscheiden von Ordensangehörigen aus ihrer Ordensgemeinschaft vollzieht sich indes ausschließlich nach kanonischem Recht und dem Eigenrecht der jeweiligen Gemeinschaft. Im Codex juris canonici (CIC) sind hierfür verschiedene Formen vorgesehen. Je nach dem Grad der Lockerung der Mitgliedspflichten im Orden, unterscheidet man den Austritt und die Entlassung einerseits sowie die Exklaustration und die Beurlaubung, d. h. der Aufenthalt außerhalb der Ordensgemeinschaft für höchstens 1 Jahr, andererseits. Die beiden Letzteren führen nicht zur Beendigung der Ordensmitgliedschaft. Bei seinen Regelungen differenziert der CIC nach den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens und hierbei nach der zeitlichen sowie der endgültigen bzw. ewigen Eingliederung. Den Austritt aus dem Ordensinstitut (instituta religiosa) regelt der CIC ebenso wie das Verlassen der Säkularinstitute. Bei den Gesellschaften des apostolischen Lebens bestimmt sich der Austritt nicht endgültig eingegliederter Mitglieder nach eigenen Konstitutionen der Gesellschaft und bei endgültig eingegliederten Mitgliedern nach CIC.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist allgemein festzuhalten, dass es sich nach den Vorschriften des CIC (can 688 § 2, 691,726 § 2, 727, 742, 743 CIC) nur dann um einen Austritt im eigentlichen Sinne handelt, wenn während bestehender Gelübdebindung des Ordensmitgliedes auf sein Betreiben ein sogenanntes Austrittsindult ausgesprochen und damit ein Dispens von den Gelübden gewährt wird. Folge ist, dass die Eingliederung des Ordensmitgliedes in den Verband aufgehoben wird.

II Hauptteil

Die nachfolgenden Ausführungen haben zum Gegenstand die Prüfung der Fragen, welche Konsequenzen der Austritt eines Professen in sozialversicherungsrechtlicher Hinsicht hat und welche vermögensrechtlichen Konsequenzen sich im Hinblick auf gegen die Ordensgemeinschaft gerichtete Unterhalts- und Ausgleichsansprüche rechtlich ergeben. Soweit es um vermögensrechtliche Ansprüche geht, ist auch auf die Frage ihrer Durchsetzbarkeit einzugehen.

Bevor im einzelnen die vorgenannten Themen erörtert werden, ist die Feststellung wichtig, dass man sich bei der Frage nach den Ansprüchen eines ausgetretenen Ordensmitgliedes gegenüber seiner Gemeinschaft an einer Schnittstelle des kirchlichen und des staatlichen Rechts bewegt. Die Ordensgemeinschaften und ihre Mitglieder agieren in beiden Rechtskreisen und sind sowohl staatlichem als auch kirchlichem Recht bei der Gestaltung ihrer Rechtsbeziehungen unterworfen. Ungeachtet der Trennung beider Rechtskreise stehen sie jedoch nicht isoliert einander gegenüber, sondern unjuristisch ausgedrückt bisweilen in einem „widerstreitenden Dialog".

1. Sozialversicherungsrechtliche Ansprüche

Sozialversicherungsrechtliche Ansprüche für die Fälle des Austrittes aus der Ordensgemeinschaft sind im wesentlichen auf die Frage zu konkretisieren, ob der ausgeschiedene Ordensangehörige einen Anspruch auf Nachversicherung in der Rentenversicherung hat. Nach § 8 Abs. 2, Nr. 3 SGB VI – das 6. Sozialgesetzbuch befasst sich mit der gesetzlichen Rentenversicherung – werden Personen, die als satzungsmäßige Mitglieder geistlicher Genossenschaften, Diakonissen oder Angehörige ähnlicher Gemeinschaften versicherungsfrei waren oder von der Versicherungspflicht befreit worden sind, wenn sie ohne Anspruch oder Anwartschaft auf Versorgung aus der Beschäftigung ausgeschieden sind oder ihren Anspruch auf Versorgung verloren haben und Gründe für einen Aufschub der Beitragszahlung (§ 184 Abs. 2 SGB VI) nicht gegeben sind, nachversichert. Damit schließt die 1992 geschaffene Regelung an die früheren Regelungen der §§ 1232 Abs. 5 RVO bzw. 9 Abs. 5 AVG an.

Gegen diese Bestimmung bestehen weder im Hinblick auf das auch Ordensgemeinschaften zustehende Grundrecht der kollektiven Religionsfreiheit (Art. 4 Abs. 1 und 2 GG) noch aus Art. 140 GG iVm Art. 137 Abs. 3 S 1 WRV, wonach jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes ordnet und verwaltet, verfassungsrechtliche Bedenken. Ordensgesellschaften haben insoweit dieselben Rechte wie die katholische Kirche selbst, der sie zugerechnet werden. Im Rahmen des Sozialstaatsprinzips (Art. 20 Abs. 1 GG) hat der Staat für etwaige Versorgungslücken bei verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter grundsätzlich einzustehen, so dass diejenigen der Sicherung bedürfen, die ohne Alters- und Erwerbsunfähigkeitssicherung die Ordensgemeinschaft verlassen. Die Vorschrift ist ebenso wie die sonstigen Vorschriften des SGB VI, die die Rentenversicherung von Ordensleuten betreffen, für alle geltendes Gesetz iSd Art 137 Abs. 3 S 1 WRV. Denn es wird Ordensmitgliedern lediglich eine allen Bürgern zustehende soziale Sicherheit gewährt.

Zwar sind alle Ordensangehörigen grundsätzlich rentenversicherungspflichtig. Denn nach § 1 Abs. 1 Nr. 4 SGB VI, sind u. a. Mitglieder geistlicher Genossenschaften während ihres Dienstes für die Gemeinschaft und während der Zeit ihrer außerschulischen Ausbildung versicherungspflichtig. In Aner-

kennung der Eigenständigkeit der Orden und ihrer internen Altersversorgung, letztlich aber auch um eine Mehrfachvorsorge in verschiedenen Alterssicherungssystemen zu vermeiden, hat der staatliche Gesetzgeber eine Befreiung der Professen von der Rentenversicherungspflicht normiert. Versicherungsfrei sind nach § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI satzungsmäßige Mitglieder geistlicher Gemeinschaften, wenn ihnen nach den Regeln der Gemeinschaft Anwartschaft auf die in der Gemeinschaft übliche Versorgung bei verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter gewährleistet und die Erfüllung der Gewährleistung gesichert ist, in dieser Beschäftigung und in weiteren Beschäftigungen, auf die die Gewährleistung einer Versorgungsanwartschaft erstreckt wird.

Diese Befreiungsregelung setzt voraus, dass nach den Regeln der Gemeinschaft eine Alters- oder Invaliditätsvorsorge für die Ordensangehörigen in der Gemeinschaft begründet und gewährleistet wird und die Erfüllung dieser Gewährleistung im Einzelfall gesichert ist. Nach Austritt aus der Ordensgemeinschaft fällt indes die ordensinterne Absicherung weg, so dass die Nachversicherung für das ausgetretene Ordensmitglied die soziale Sicherung wiederherstellt. Mit anderen Worten tritt die Nachversicherung als Ersatz an die Stelle der ordensinternen Versorgung und stellt das ausgetretene Mitglied so, als ob es von Anfang an versicherungspflichtig gewesen wäre.

Die Verpflichtung zur Nachversicherung nach § 8 Abs. 2 Nr. 3 SGB VI ist deutlich an einer Schnittstelle von kirchlichem zu staatlichem Recht angesiedelt. Voraussetzung für die Nachversicherung ist zunächst, dass Versicherungsfreiheit oder Befreiung von der Versicherungspflicht bestand. Dem Wortlaut des § 8 Abs. 2 S 2 iVm S 1 SGB VI ist zu entnehmen, dass nur solche Beschäftigungszeiten nachversichert werden können, während derer dem Grunde nach Versicherungspflicht bestanden hätte, aus einem der in § 8 Abs. 2 S 1 Nr. 1 bis 4 SGB VI genannten Freistellungsgründe jedoch Versicherungsfreiheit oder Befreiung von der Versicherungspflicht vorlag. Demnach können weder Zeiträume nachversichert werden, in denen überhaupt keine Versicherungspflicht bestand, noch solche wo neben der Versicherungsfreiheit bzw. Befreiung von der Versicherungspflicht aus einem der in § 8 Abs. 1 S 1 Nr. 1 bis 4 SGB VI genannten Gründe noch zusätzlich aufgrund anderer Freistellungsbestände Versicherungsfreiheit bzw. Befreiung von der Versicherungspflicht vorlag. Dies führt dazu, dass die sonst rentenversicherungsrechtlich folgenlose mehrfache Begründung von Versicherungsfreiheit bzw. Befreiung von Versicherungspflicht bei der Nachversicherung grundsätzlich zu deren Ausschluss führt. Dies entspricht auch Sinn und Zweck der Nachversicherung.

Weitere Voraussetzung für die Nachversicherung ist das „Ausscheiden ohne Versorgungsanspruch oder Versorgungsanwartschaft". Das kanonische Recht regelt das Verfahren des Ordensaustritts und der hier maßgeblichen Gründe. Grundsätzlich enden die aus der Profess entstandenen Verpflichtungen und die Gelübde mit der Aushändigung des Austrittsindult. Grundsätzlich besteht auch erst ab diesem Zeitpunkt keine Unterhaltsverpflichtung des Ordens mehr. Can 702 § 1 cic, der auch die Ansprüche nach dem Ordensaustritt regelt, spricht von einem rechtmäßigen Austritt. Nach der Rechtsprechung der Sozialgerichte handelt es sich bei dem Tatbestandsmerkmal „Ausscheiden" um einen Begriff, der allein nach rentenversicherungsrechtlichen Merkmalen auszulegen ist. Für die Feststellung, ob und wann ein Ausscheiden vorliegt, sind die kodikarischen Regeln und die Konstitutionen der betroffenen Gemeinschaft nicht heranzuziehen. Nach der Rechtsprechung des Bundessozialgerichts entfalten die Regelungen des CIC

oder sonstige kirchenrechtliche Regelungen in dem auch das Sozialversicherungsrecht umfassenden staatlichen Zuständigkeitsbereich keine unmittelbaren Rechtswirkungen. Maßgeblich für die Nachversicherung ist damit das faktische Ausscheiden, d. h., dass das Mitglied tatsächlich aus der Gemeinschaft auszieht und die Gemeinschaftsbindung tatsächlich beendet. Ein Ordensmitglied, das eigenmächtig den Orden verlässt, in der Absicht nicht mehr zurückzukehren, wird in diesem Sinne als auch aus dem Orden ausgeschieden betrachtet.

Der Ordensangehörige muss unversorgt ausscheiden. Ein Ordensmitglied scheidet dann unversorgt aus, wenn es zum Zeitpunkt des faktischen Ausscheidens keine Versorgung zu erwarten oder zu beanspruchen hat, die ihm nach dem in der Gemeinschaft üblichen Maß Schutz im Alter und bei Erwerbsunfähigkeit gewährt. Gleiches gilt für den Fall des Verlustes des Anspruchs oder der tatsächlichen Nichterfüllung. Die Nachversicherung hat nicht das Ziel Minderungen, die sich im Bezug auf die Höhe der Beiträge ergeben, zu kompensieren.

Für die Berechnung der Nachversicherungsbeiträge ist das Recht maßgebend, das im Zeitpunkt des Eintritts des Nachversicherungsfalls gilt, weil die Beiträge zu diesem Zeitpunkt fällig werden (§ 184 Abs. 1 SBG VI). Beitragsbemessungsgrundlage sind gem. § 181 Abs. 2 S 1 SGB VI die beitragspflichtigen Einnahmen aus der Beschäftigung im Nachversicherungszeitraum bis zur jeweiligen Bemessungsgrenze. Dies sind gemäß § 162 Nr. 4 SGB VI die Geld- und Sachbezüge, die das Ordensmitglied persönlich von seiner Gemeinschaft erhalten hat; unbeachtlich sind die Gestellungsverträge der Gemeinschaft für die Tätigkeit ihres Mitgliedes. Für die Berechnung des Wertes der Sachbezüge ist die jeweils geltende Sachbezugsverordnung heranzuziehen. Liegt kein persönliches beitragspflichtiges Einkommen vor, wie dies bei Ordensangehörigen in aller Regel der Fall ist, so erfolgt die Berechnung der Nachversicherungsbeiträge nach der gesetzlich festgelegten Mindestbeitragsbemessungsgrundlage. Dies führt vielfach bei langjährigen Ordensmitgliedschaften zu sehr geringen Renten. Nach den gesetzlichen Bestimmungen kann ein ausgetretenes Ordensmitglied aber nach meiner Auffassung keine höhere Versicherung verlangen.

Sowohl die Tatsache, dass die Beiträge zur Nachversicherung allein von der Ordensgemeinschaft aufzubringen sind als auch dass in der Regel lediglich die Mindestbeiträge zu zahlen sind, ist aus meiner Sicht verfassungsrechtlich nicht zu beanstanden. Die alleinige Belastung der Gemeinschaft mit den Beiträgen rechtfertigt sich daraus, dass das einzelne Mitglied in aller Regel nicht über eigenes Vermögen verfügt und auch ungeachtet der Qualifizierung seiner Tätigkeit nach staatlichem Recht jedenfalls faktisch zur Mehrung der Einkünfte des Ordens beigetragen hat. Soweit lediglich Mindestbeiträge erbracht werden, kann das ausgeschiedene Mitglied keine durchgreifenden verfassungsrechtlichen Einwände erheben, da letztlich das Sozialstaatsprinzip lediglich eine Grundsicherung verlangt, der mit den Mindestbeiträgen Rechnung getragen wird.

Eine Pflicht zur Höherversicherung ergibt sich für ausgetretene Ordensmitglieder auch nicht aus Art. 3 Abs. 1 GG mit dem Argument die gesetzliche Regelung über die Nachversicherung verstoße gegen den Gleichheitssatz und zwar einerseits unter Berücksichtigung der im Orden verbliebenen Mitglieder und andererseits bei Berücksichtigung der tatsächlich ausgeübten Tätigkeit z. B. im Verhältnis zu einer im Ordenskrankenhaus tätigen Krankenschwester und im Vergleich zu einer weltlichen Krankenschwester. Der Gleichheitssatz gebietet es, gleichgelagerte Fälle gleich zu behandeln. In beiden Fällen sind jedoch unterschiedliche also ungleiche

Sachverhalte gegeben. Ein Ordensmitglied kann nicht verlangen, so gestellt zu werden wie ein Angestellter, der die gleiche Tätigkeit ausübt, denn der Status des Professen, während dessen die Leistung erbracht wurde, unterscheidet sich grundlegend von dem eines vergleichbaren Angestellten. Die Tätigkeit des Ordensmitgliedes ist ursächlich verbunden mit einer Mitgliedschaft in der Ordensgemeinschaft und geprägt von ihr. Die Altersversorgung der in der Ordensgemeinschaft verbliebenen Ordensangehörigen unterscheidet sich nach dem Austritt ebenfalls hinsichtlich des Status von dem eines ausgetretenen Ordensmitglieds. Seine Mitgliedschaft endet und eine Teilhabe an der anders strukturierten Altersversorgung, die von den in der Ordensgemeinschaft verbliebenen in Solidarität getragen wird, kann nicht mehr stattfinden.

2. Vermögensrechtliche Ansprüche

Neben der bereits erörterten sozialversicherungsrechtlichen Problematik der Nachversicherung in der Rentenversicherung stellt sich für das ausgeschiedene Ordensmitglied die Frage nach Unterhalts- bzw. Ausgleichsansprüchen gegen seine frühere Gemeinschaft, obwohl der can 702 § 1 CIC grundsätzlich von keinen Ansprüchen des austretenden Ordensmitgliedes ausgeht, wenn es den Orden verläßt.

a) Gerichtliche Durchsetzbarkeit

Unabhängig von der materiellen Frage der Verpflichtung der Ordensgemeinschaft gegenüber dem ausgetretenen Mitglied und seinen Ansprüchen ist zu prüfen, ob das Ordensmitglied diese überhaupt rechtlich, d. h. gerichtlich durchsetzen kann. Die Frage ist zu stellen, ob das ehemalige Ordensmitglied im Streitfalle gegen die Ordensgemeinschaft gerichtlich vorgehen kann?

Wie bereits ausgeführt bestimmt Artikel 140 GG iVm Artikel 137 Abs. 3 Satz 1 WRV, dass jede Religionsgemeinschaft und damit auch jede Ordensgemeinschaft ihre Beziehungen zu ihren Mitgliedern selbständig und eigenverantwortlich innerhalb der Schranken der für alle geltenden Gesetze ordnet und verwaltet. Zu diesen Angelegenheiten, deren selbständige Regelung den Kirchen garantiert ist, gehören auch die Beziehungen zwischen einer kirchlichen Ordensgemeinschaft und ihren Mitgliedern auch soweit hiervon Unterhaltsansprüche eines Ordensmitgliedes oder sonstige vermögensrechtliche Streitigkeiten gegen die Ordensgemeinschaft umfasst sind. Zwischen der allgemeinen Justizgewährleistungspflicht des Staates einerseits und dem Selbstbestimmungsrecht der Kirche und ihren Ordensgemeinschaften andererseits besteht ein Spannungsverhältnis, das nach den Grundsätzen der praktischen Konkordanz widerstreitender Verfassungsprinzipien im Einzelfall aufzulösen ist.

Ob eine Maßnahme dem innerkirchlichen und dem damit für staatliche Gerichte nicht mehr justiziablen Bereich zuzurechnen ist oder den staatlichen Bereich berührt, entscheidet sich nach der Rechtsprechung des BVerfG danach, was materiell, der Natur der Sache oder Zweckbindung nach, als eigene Angelegenheit der Kirche anzusehen ist. Soweit sich die Kirchen zur Regelung ihrer Rechtsbeziehungen der allgemeinen zivilrechtlichen Rechtsformen etwa in Gestalt von Dienstverträgen bedienen, unterstellen sie diese Rechtsbeziehungen von sich aus der staatlichen Rechtsprechung. Staatlicher Rechtsschutz ist aber auch dann zu gewähren, wenn kirchliche Maßnahmen den innerkirchlichen Bereich überschreiten. Auch wenn die innere Ordnung von Ordensgemeinschaften zum Kernbereich des kirchlichen Selbstverwaltungsrechts gehört und die vermögensrechtlichen Beziehungen zwischen Ordensmitgliedern und ihrer Gemeinschaft der staatlichen und damit der ge-

richtlichen Regelungs- und Entscheidungsbefugnis grundsätzlich entzogen sind, so ist bei Versorgungsansprüchen eines ausgetretenen Ordensmitglieds der verfassungsrechtlich normierte Justizgewährleistungsanspruch (Art. 19 Abs. 4 GG) des Staates zu beachten.

Dem Anspruch auf Jusitzgewährleistung des ehemaligen Ordensmitgliedes ist jedenfalls dann Vorrang vor den Rechten der Ordensgemeinschaft einzuräumen, wenn es um die persönliche und die soziale Existenz sowie die Sicherung eines Mindeststandards des ausgetretenen Professen geht. Sind Ansprüche, die der Existenzsicherung dienen, vor staatlichen Gerichten justiziabel, so führt dies jedoch nicht zu einer generellen Zurückdrängung des verfassungsrechtlich geschützten Bereichs der Ordensgemeinschaft. Denn die Garantie des Art. 137 Abs. 3 WRV ergänzt – in einem weiten Sinne verstanden – in organisatorischer Hinsicht die vorbehaltlosen grundrechtlichen Gewährleistungen der Glaubens- und Bekenntnisfreiheit (Art. 4 Abs. 1 u. 2 GG) sowie der freien Religionsausübung. Dies hat zur Folge, dass bei der Prüfung der Ansprüche des ausgetretenen Ordensmitgliedes ein eingeschränkter Prüfungsmaßstab gilt und die verfassungsrechtlich geschützte Eigenart der Ordensgemeinschaft unangetastet bleibt.

Im weiteren sind einige mögliche vermögensrechtliche Ansprüche, für die in der Regel die Zivilgerichte zuständig sind, des ausgetretenen Ordensmitgliedes zu prüfen.

b) Unterhaltsansprüche

Unterhaltsansprüche oder Ausgleichsansprüche aus kirchlichem Recht stehen dem ausgetretenen Ordensmitglied ungeachtet der Frage, ob Normen des CIC oder der Konstitutionen der Ordensgemeinschaft vor staatlichen Gerichten geltend gemacht werden können, nicht zu. Da die Unterhaltsansprüche mit dem faktischen Verlassen der Gemeinschaft regelmäßig enden und der Professvertrag praktisch mit dem Ausscheiden beendet wird, bestehen danach keinerlei gegenseitige Verpflichtungen mehr. Das Ordensmitglied ist nach dem Verlassen seiner Gemeinschaft nicht mehr bereit seine Verpflichtungen zu erfüllen, so dass auch die Unterhaltspflicht der Ordensgemeinschaft entfällt.

Can 702 § 1 CIC, der durch die Verweisung für die Gesellschaften des apostolischen Lebens aber auch analog für die Säkularinstitute gilt, sieht keinerlei vergütungsrechtliche Verpflichtungen der Ordensgemeinschaft nach dem rechtmäßigen Austritt für das ehemalige Ordensmitglied vor. Die im can 702 § 2 CIC getroffene Regelung, dass das Institut jedoch Billigkeit und evangelische Liebe gegenüber dem ausgeschiedenen Mitglied walten lassen soll, hat zumindest appellativen Charakter, eröffnet den staatlichen Gerichten aber keinerlei anspruchsbewehrte Grundlage für den ausgeschiedenen Ordensangehörigen.

Auch gesellschaftsrechtliche Ansprüche eines ausgetretenen Ordensmitglieds gegenüber seiner Gemeinschaft bzw. den übrigen Ordensmitgliedern bestehen nicht. Maßgeblich für die Frage des Anspruchs ist zunächst die Rechtsform der Gemeinschaft. Soweit sie ein eingetragener Verein ist, besteht bei Beendigung der Mitgliedschaft kein Anspruch auf Vermögensanteile oder Auseinandersetzung. Ist die Ordensgemeinschaft als GmbH oder AG organisiert, erwirbt das Mitglied nicht mit dem Profeßvertrag oder der Ablegung der Gelübde Gesellschaftsanteile, und damit sind diese nicht zu übertragen bei dem Austritt aus der Gemeinschaft. Die Rechtsprechung qualifiziert Ordensgemeinschaften wegen ihres Charakters und ihrer Konstitutionen, sofern sie sich nicht in einer bestimmten Rechtsform organisiert haben, als nichtrechtsfähige Vereine, wobei unge-

achtet des Verweises in § 54 BGB auf die Vorschriften über die Gesellschaft, die Rechtsprechung die Vorschriften des rechtsfähigen Vereins analog anwendet mit Ausnahme der Vorschriften, die die Rechtsfähigkeit voraussetzen. Damit scheidet jedoch ein Auseinandersetzungsanspruch aus.

Vom Ergebnis her ebenso zu behandeln sind etwaige arbeitsrechtliche Ansprüche. Einem freiwillig ausgeschiedenen Ordensmitglied stehen solche Ansprüche nicht zu. Ungeachtet der Tatsache, dass das Verhältnis zwischen Ordensmitglied und Ordensgemeinschaft nicht als Dienst- oder Arbeitsverhältnis zu qualifizieren ist, enden die gegenseitigen Verpflichtungen mit dem Austritt. Eine Anspruchsgrundlage unter diesen vermögensrechtlichen Aspekten fehlt.

aa) Bereicherungsrechtliche Ansprüche

Das zivilrechtliche Institut des Bereicherungsrechtes bedeutet grundsätzlich, dass derjenige, der durch die Leistung eines Anderen oder in sonstiger Weise auf dessen Kosten etwas erlangt hat, ohne hierfür einen rechtlichen Grund zu haben, das so Erhaltene wieder zurückgeben muß. Diese Rückgabe- bzw. Herausgabepflicht besteht auch dann, wenn zunächst ein rechtlicher Grund dafür vorhanden war, dass er das Erlangte behalten darf, dieser rechtliche Grund aber später weggefallen ist oder der mit einer Leistung nach dem Inhalt des Rechtsgeschäftes bezweckte Erfolg nicht eintritt. Diese bereicherungsrechtliche Ausgleichsregelung ist ein Grundprinzip des bürgerlichen Rechtes und normiert in § 812 Abs. 1 BGB. Sie ist Ausdruck dafür, dass niemand etwas ohne rechtlichen Grund behalten können soll. Wenn wir eben festgestellt haben, dass nach Kirchenrecht die für die Ordensgemeinschaft erbrachten Leistungen des Ordensmitgliedes auch nach dem Austritt nicht zurückgefordert werden können, so bedeutet dies nicht, dass nach dem Austritt Ansprüche aus zivilrechtlichen Rechtsinstituten gegenüber der Ordensgemeinschaft ausgeschlossen sind. Vorab ist allerdings festzuhalten, dass das sich nach meiner Auffassung aus Bereicherungsrecht für das ausgeschiedene Ordensmitglied kein Anspruch herleiten läßt. Es kann das **während** der Zugehörigkeit zur Ordensgemeinschaft Geleistete nicht nach § 812 BGB zurückfordern.

Voraussetzung wäre nämlich, dass die Ordensgemeinschaft etwas ohne rechtlichen Grund von dem dann später ausgeschiedenen Ordensmitglied erlangt hätte. Das ehemalige Ordensmitglied hat durch den Einsatz und die Bereitstellung seiner Arbeitskraft sowie die Leistung von Diensten das Vermögen der Ordensgemeinschaft bewusst und zweckgerichtet gemehrt. Dies geschieht einerseits und vorrangig aus religiöser Überzeugung und andererseits in Erfüllung einer Verpflichtung aus dem Professvertrag. Rechtsgrund im Sinne des § 812 Abs. 1 BGB muss zwar ein konkretes Schuldverhältnis sein, dies muss jedoch nicht zwingend bürgerlich-rechtlicher Natur sein. Dies bedeutet, dass der Professvertrag als kirchenrechtlicher Vertrag unabhängig von seiner Rechtsnatur und der Frage, ob er nur innerkirchliches Recht darstellt, Rechtsgrund sein kann, für die Leistung des Professen während seiner Ordensmitgliedschaft.

Der Austritt begründet auch nicht ein rückwirkendes Wegfallen des Professvertrages im bereicherungsrechtlichen Sinne. Ihm kommt insoweit nur für die Zeit der Zukunft Gültigkeit zu. Mit dem Austritt entfallen die Wirkungen der im Professvertrag getroffenen Verpflichtungen nur für die Zukunft, nicht für die Vergangenheit. Der Austritt ist vergleichbar mit einer Kündigung

bb) Schenkungsrecht

Das ausgeschiedene Ordensmitglied hat ggf. Ansprüche aus § 528 BGB aufgrund Schenkungsrechts, wobei zu differenzieren ist zwischen den Vermögensgegenständen, die auf-

grund des vor der ewigen Profess dem can 668 § 4 Satz 1 CIC geleisteten Vermögensverzichts, der auch nach staatlichem Recht wirksam sein soll, an die Ordensgemeinschaft geleistet wurden und der Arbeitsleistung, die das ausgetretene Ordensmitglied zumindest teilweise unentgeltlich erbracht hat.

Nach § 528 Abs. 1 BGB kann der Schenker, soweit er nach der Vollziehung der Schenkung außerstande ist, seinen angemessenen Unterhalt zu bestreiten, von dem Beschenkten die Herausgabe des Geschenkes nach den Vorschriften über die ungerechtfertigte Bereicherung verlangen. Ob eine Schenkung vorliegt richtet sich nach § 516 BGB. Voraussetzung ist dabei eine Zuwendung, durch die jemand aus seinem Vermögen einen anderen bereichert. Die Tätigkeit des Ordensmitglieds selbst ist keine anfechtbare Zuwendung, weil die Arbeitskraft des Schuldners kein Zugriffsobjekt für den Gläubiger darstellt und deshalb eine unentgeltliche Tätigkeit für einen anderen keine Rechtshandlung darstellt. Die Zuwendung kann jedoch in dem Erlaß der Vergütung bzw. Verzicht auf Vergütung oder in der Überlassung der Vergütung liegen. Soweit Unterhaltsleistungen an das Ordensmitglied erbracht werden und der Wert seiner Tätigkeit dies übersteigt, verbleibt es bei einem teilweisen Verzicht auf den Vergütungsanspruch. Hier besteht kein Widerspruch dazu, dass kein Arbeitsvertrag vorliegt. Denn bei den erbrachten Leistungen des ehemaligen Ordensmitglieds handelt es sich grundsätzlich um geldwerte Leistungen.

Ungeachtet des Rechtscharkters des Professvertrages als kirchenrechtlicher Vertrag und der Tatsache, dass die Leistungen aus apostolischem Verständnis erbracht werden, handelt es sich um einen Verzicht auf einen Anspruch auf Gegenleistung. Dieser Verzicht setzt einen rechtsgeschäftlichen Willen des Ordensmitglieds voraus. Allein die kirchenrechtliche Bestimmung des can 668 § 3 CIC, wonach ein Ordensangehöriger das, was er durch eigenen Einsatz im Hinblick auf das Institut erwirbt, vermag nicht zum Verlust des Anspruchs führen. Denn trotz dieser Regelung und der Verpflichtung im Professvertrag bleibt das Ordensmitglied in seiner zivilrechtlichen Stellung unberührt. Insoweit werden die kanonischen Regeln gemäß Art. 140 GG iVm Art. 137 Abs. 3 WRV durch das „für alle geltende Gesetz" beschränkt. Die Rechtsstellung des Professen als Staatsbürger wird weder durch die Profess noch die Ordensmitgliedschaft verändert. Er bleibt unbeschränkt rechtsfähig. Um die im CIC oder nach Eigenrecht der Ordensgemeinschaft vorgesehenen Folgen der Profess im staatlichen Recht wirksam werden zu lassen im Hinblick auf den Vermögensverzicht bzw. eine Schenkung, sind entsprechend Willenserklärungen abzugeben. Nach BGB sind Vermögensverzicht und Schenkung grundsätzlich formbedürftig. Es ist nicht möglich, für künftige unbestimmte Ansprüche ein wirksames Schenkungsversprechen abzugeben. Es besteht jedoch die Möglichkeit der Heilung einer formungültigen Schenkung. Dies kann dann geschehen, wenn trotz bestehenden Anspruchs die Forderung durch das Ordensmitglied nicht geltend gemacht wird.

Eine Schenkung kann also insoweit angenommen werden, als der Ordensangehörige die Vergütung für seine erbrachte Arbeit erläßt, oder aber die Arbeitsleistung durch Unterhaltsleistungen des Ordens nicht voll zum Ausgleich kommt, gemessen an der tatsächlich wahrgenommenen Tätigkeit; mit anderen Worten, kommt etwa bei der Ordensangehörigen, die als Krankenschwester eingesetzt ist, im Verhältnis zu der tatsächlich gewährten Unterhaltsleistung des Ordens ein teilweiser Verzicht auf die Vergütung in Betracht.
Dem Anspruch steht can 702 § 1 CIC nicht entgegen. Zwar verneint diese Regelung nach

ihrem Wortlaut jeglichen Anspruch wegen Arbeitsleistungen während der Tätigkeit für die Ordensgemeinschaft nach dem Austritt. Im Rahmen des § 528 BGB geht es um die Rückforderung im Falle der Verarmung bzw. Bedürftigkeit des Ordensangehörigen als Schenker. Ein Ausschluss eines Anspruchs auch für diesen Fall erscheint unter Berücksichtigung des can 702 § 2 CIC nicht gewollt und unbillig. Darüber hinaus ist fraglich, inwieweit die Ausschlussregelung überhaupt nach staatlichem Recht zur Anwendung kommen kann. Zwar sind hier verfassungsrechtlich gesicherte Positionen der Ordensgemeinschaft betroffen. Dem steht aber die Existenzsicherung (Art. 1 u. 2 GG) des ausgeschiedenen Ordensangehörigen gegenüber.
Der Anspruch ist auch nicht ausgeschlossen nach § 529 BGB unter dem Gesichtspunkt, dass der Schenker seine Bedürftigkeit vorsätzlich oder grob fahrlässig herbeigeführt hat. Dies wird man auch bei einem freiwilligen Ausscheiden nicht bejahen können, da das ausgetretene Ordensmitglied von seinem Grundrecht auf freie Religionsausübung Gebrauch gemacht hat. Soweit Vermögensgegenstände geschenkt wurden, können diese bei Eintritt von Bedürftigkeit innerhalb der zehn Jahresfrist zurückgefordert werden.

Zwar verweist § 528 BGB auf das Bereicherungsrecht. Wegen der Unentgeltlichkeit der Zuwendung wird jedoch eine Berufung auf Entreicherung entfallen.

cc) Treu und Glauben

Einen Anspruch des ausgetretenen Ordensmitgliedes auf einen Ausgleichsbetrag im Sinne einer Starthilfe kann sich im Falle der Mittellosigkeit auch aus Treu und Glauben gemäß § 242 BGB iVm dem Sozialstaatsprinzip ergeben. § 242 BGB hat weit über seinen Wortlaut hinaus Bedeutung erhalten als allgemeiner Rechtsgrundsatz. § 242 BGB ist eine Norm des Billigkeitsrechts, die in allen Rechtsgebieten gilt. Voraussetzung ist nicht, dass ein vertragliches oder gesetzliches Schuldverständnis besteht. Zwar ist § 242 BGB als Anspruchsgrundlage nur eingeschränkt heranziehbar, gleichwohl kann die Norm auch Verpflichtungen im Zusammenhang mit rechtlichen Sonderbeziehungen begründen. Denkbar erscheint, soweit es um die Frage der Existenzsicherung eines ausgetretenen Ordensmitgliedes geht, eine quasi nachvertragliche Verpflichtung der Ordensgemeinschaft zu konstituieren. Anknüpfungspunkte für eine solche Verpflichtung sind einerseits die Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft über einen sehr langen Zeitraum mit Leistungen für die Ordensgemeinschaft, die Existenzbedrohung des ehemaligen Mitglieds und die Regelung des can 702 § 2 CIC, der eine Hilfeleistung vorsieht. Can 702 § 2 CIC bestimmt nämlich, daß die Grundsätze der evangelischen Liebe und der Billigkeit maßgeblich sind gegenüber dem ausgeschiedenen Ordensmitglied.

Der Umfang der zu gewährenden Hilfe ist abhängig von den Umständen des Einzelfalles.

III Schluß

Die Frage nach Ansprüchen des ausgetretenen Ordensmitgliedes gegen seine Gemeinschaft sind äußerst schwierig. Ich habe sehr bewußt provokative und neue Überlegungen zu den zivilrechtlichen Ansprüchen nämlich zum Schenkungsrecht und § 242 BGB in den Raum gestellt.

Nachdem die sozialversicherungsrechtliche Seite durch Gesetz im wesentlichen geklärt ist, bewegen wir uns dort auch auf gesicherterem Grund. Allerdings bleibt festzustellen, dass die Rechtssprechung der Sozialgerichte den Wirkungsbereich des innerkirchlichen Rechtes im Unterschied zu den Verwaltungsgerichten und ordentlichen Gerichten eng umgrenzt zieht. Maßgeblich hierfür könnte sein, dass es bei der Frage der Nach-

versicherung letztlich um Mindeststandards geht. Entscheidungen anderer Gerichte etwa zu Unterhaltsfragen sind nicht greifbar. Insgesamt ist auch zu berücksichtigen, dass es keine neueren Entscheidungen gibt, insbesondere nicht zu dem zuletzt behandelten Gegenstand der Unterhaltsansprüche ausgeschiedener Ordensangehöriger.

Wir sind – und hier darf ich mich auf den Einladungstext von Sr. M. Mediatrix beziehen – eingespannt in die Koordinaten von Zeit und Raum und beide Größen verändern sich immerfort. Dies gilt auch für das Recht und die Rechtsprechung. Lassen Sie mich hier Gustav Radbruch zitieren, der bereits 1919 geschrieben hat: „... denn das Recht ist ein Ausschnitt der Kultur überhaupt, die das Recht so formt, wie es geformt ist. Es ist ein fortgesetzter Versuch, der über allem Recht stehenden Idee des Rechts zu dienen, die nichts anderes ist, als der Wille der Gerechtigkeit. Seine Anwendung hängt nicht nur von der Kenntnis des Rechts, sondern auch von tatsächlichen Anschauungen ab, von dem Vermögen, sich einzufühlen in die hohen menschlichen Interessen, die in jedem Rechtsgebäude verankert sind, die von dem Richter mehr als nur Scharfsinn, die von ihm Lebensgefühl, Weit- und Fernsicht, höchste Verantwortlichkeit nicht nur im Sinne einer äußeren Korrektheit, sondern im Sinne eines Dienstes an der Pflege von Menschengut erfordert".

Fundstellennachweise

Die Verfasserin hat diesen Vortrag am 28.05.1999 auf der VOD-Mitgliederversammlung in Freising gehalten.

Literatur:

1. Heimerl, Pree, Handbuch des Vermögensrechts der katholischen Kirche, Regensburg 1993
2. Listl, Müller, Schmitz (Strg.), Handbuch des katholischen Kirchenrechts, Regensburg 1983
3. Sailer, Die Stellung der Ordensangehörigen im staatlichen Versicherungs- und Vermögensrecht, Berlin 1996
4. Palandt, Bürgerliches Gesetzbuch, Kommentar, 1999
5. Schumacher, Rechtliche Fragen im Zusammenhang mit Postulat und Noviziat, Ordenskorrespondenz, 1997, 1 ff
6. de With, Gustav Radbruch, Reichsminister der Jusitz, Köln 1978

Rechtsprechung:

BVerfG	Beschluß v. 21.01.1992 –	1 BvR 517/91-,	NJW 1992, 2471
dass	Beschluß v. 01.06.1983 –	2 BVR 453/93-,	NJW 1983, 2569
dass	Beschluß v. 05.07.1983 –	2 BvR 514/83-,	NJW 1983, 2569
dass	Beschluß v. 04.06.1985 –	2 BvR 1703,1718/83, 2 BvR 856/84-,	NJW 1986 367
dass	Beschluß v. 25.03.1980 –	2 BvR 208/76-,	NJW 1980, 1895
BSG	Urteil v. 17.12.1996 -	2RK 2/96-, SozR3-2500 § 6 SGB V Nr. 14	
dass	Urteil v. 19.12.1995 -	4 RA 84/94-	
dass	Urteil v. 30.01.1997 -	4 RA 110/95-	
dass	Urteil v. 18.04.1996 -	4 RA 18/94-	
dass	Urteil v. 18.03.1982 -	11 RA 27/81-	
Bay LSG	Urteil v. 13.09.1990 -	L 4 Kg 9/89 – Breith 1991, S 87	
BAG	Urteil v. 07.02.1990 -	5 AZR 84/89-,	NJW 1990, 2082
OVG	Münster Urteil v. 22.03.1994 -	5 A 2378/93-,	NJW 1994, 3368
Bay VGH	Urteil v. 04.10.1995 -	7 B 94.593	

Grundlagen für eine Marketingkonzeption für die VDO

Die Ergebnisse einer Umfrage unter den Mitgliedern

von Barbara Glaßl und Steffen W. Hillebrecht[1]

1. Überlegungen zu einer neuen Marketingkonzeption

Die Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) ist der Zusammenschluß der Höheren Obern der Priesterorden und –kongregationen in Deutschland und damit beauftragt, verschiedene Aufgaben und (Lobby-) Funktionen für die Mitglieder wahrzunehmen. Diese Leistungen der VDO lassen sich in zwei Aufgabenbereiche mit jeweils unterschiedlichen Zielgruppen und Zielsetzungen untergliedern: Auf der einen Seite gibt es die Aufgaben nach innen, die sich an die Mitgliedsgemeinschaften als primäre Zielgruppe richten. Nach außen vertritt die VDO ihre Mitglieder gegenüber kirchlichen und staatlichen Stellen und leistet allgemeine Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.
Obwohl diese Aufgabenbereiche formuliert und definiert sind, herrscht seit geraumer Zeit innerhalb der VDO ein gewisses Unbehagen hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung der von ihr zu leistenden Tätigkeiten, Dies betrifft insbesondere den Bereich der Öffentlichkeitsarbeit.

Hier ist nicht ausreichend geklärt, welche Erwartungen die Mitgliedsgemeinschaften an die VDO haben, d.h. welche Aufgaben im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit die VDO übernehmen soll und welche Aufgaben die einzelnen Mitglieder der VDO bzw. deren Niederlassungen selbst durchführen wollen und/oder können. Auch fehlen genaue Kenntnisse darüber, was in einzelnen Ordensgemeinschaften bisher in Bezug auf Öffentlichkeitsarbeit bereits geleistet wird.

Daneben wird erkannt, dass die Präsenz von Orden und Ordensgemeinschaften in der Öffentlichkeit nicht ausreicht. Als Beleg hierfür gilt aus Sicht der VDO, dass

- Verantwortlichen in der Kirche ein grundlegendes Wissen hinsichtlich des „Ordenswesens" in Deutschland häufig fehlt;
- bei bestimmten Themen die Orden als „Stimme der Kirche" im Gegensatz zu Bischöfen oder ZdK nicht vorkommen;
- die Öffentlichkeit eine diffuse oder gar keine Vorstellung vom Begriff „Orden" bzw. von der dahinterstehenden Lebensform hat. Bestenfalls wird der Begriff „Orden" mit einem „Klosterprodukt" assoziiert.

Angesichts dieser Ausgangslage vereinbarten die Beteiligten, folgende Fragen zugrunde zu legen:

- Was leisten die Mitgliedsgemeinschaften der VDO bisher im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit?
- Wie wird die VDO durch ihre Mitglieder wahrgenommen?
- Welche Dienstleistungen kann die VDO für ihre Mitglieder erbringen/Welche Wünsche haben die Mitglieder an die VDO (um sich damit sowohl gegenüber den Mitgliedern als auch der Öffentlichkeit innerhalb und außerhalb der Kirche zu positionieren)?

Wesentliches Element war eine Umfrage unter repräsentativ ausgewählten Ordensobern und ebenso repräsentativ ausgewählten Beauftragten für die Öffentlichkeitsarbeit der einzelnen Niederlassungen. Bei der Auswahl wurde insbesondere darauf geachtet, die Vielzahl der Ordensgemeinschaften ausreichend abzubilden. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Befragung werden im folgenden dargestellt.

2. Vorgehen

Zunächst ist einmal das Vorgehen vorzustellen, um einen Eindruck vom hohen Aufwand zu vermitteln, der mit Befragungen allgemein und der VDO-Umfrage im vorliegenden Fall verbunden ist. Umfragen können je nach Zielrichtung und Inhalten als qualitative Befragung (offene, nichtstandardisierte Befragung weniger Personen) und als quantitative Befragung (Befragung einer repräsentativen Auswahl an Personen anhand eines standardisierten Fragebogens) konzipiert werden. Je nachdem, ob bereits gesicherte Kenntnisse vorliegen oder nicht, können verschiedene Vorgehensweisen gewählt werden. Bisher wurde im Bereich der VDO noch keine ausführliche Befragung vorgenommen. Die vorliegenden Informationen beruhten im wesentlichen auf Daten und Erkenntnissen, die der Vorstand aufgrund eigener Anschauung gewann oder die durch vereinzelte Rückmeldungen seitens der Mitglieder zustande kamen. Um eine ausreichend gesicherte Informationsbasis zu gewinnen, entschloss man sich daher, eine Mischung aus qualitativen und quantitativen Methoden zu wählen. Das Vorgehen beinhaltete persönliche, leitfadengestützte Interviews mit Vertretern der VDO-Mitglieder und eine telefonische Befragung von Beauftragten für Kommunikation i.w.S. (z.B. Öffentlichkeitsarbeiter, Marketingleiter u.ä.) der Niederlassungen, sowie eine Interpretation der Daten mit ersten Handlungsempfehlungen. Die notwendigen Erhebungsinstrumente (Fragebögen) wurden im Juni 1999 entwickelt und mit der Geschäftsstelle der VDO abgestimmt.
Die Befragung selbst fand im August und September 1999 in zwei verschiedenen Wellen statt, die 75 Niederlassungen von VDO-Mitgliedern und 15 Ordensobere umfasste. Sie wurde durch einen Informationsbrief an alle Ordensobern bzw. deren Kommunikationsbeauftragte eingeleitet. Mit dem Informationsbrief sollte die Akzeptanz für die Umfrage und die Auskunftsbereitschaft erhöht werden. Bei dieser Befragung konnten die Befragten – ähnlich wie bei allen anderen Umfragen renommierter Institute – davon ausgehen, dass ihre Angaben nur anonymisiert und entsprechend den Vorgaben der Datenschutzgesetzgebung erhoben und verarbeitet wurden.

Am 24. November 1999 wurden die Ergebnisse der Untersuchung dem Vorstand der VDO präsentiert. Zur Umsetzung der Befragungsergebnisse wurde bei dieser Sitzung ein Workshop vereinbart. Der Vorstand der VDO wird sich voraussichtlich am 17. April 2000 in München zu einem Workshop unter Moderation der MDG treffen, um weitere Maßnahmen zu erarbeiten.

3. Wesentliche Ergebnisse

Die Untersuchung hat als wesentliche Ergebnisse ergeben:

- In 9% der befragten Niederlassungen findet Öffentlichkeitsarbeit – aus welchen Gründen auch immer – überhaupt nicht statt.
- Bei 44% der Befragten ist es die Leitung, die sich für Fragen der Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich zeigt. Die Mehrzahl der Befragten verfügt dabei nicht über ein spezielles Qualifikationsprofil.
- Wichtigstes Ziel der Öffentlichkeitsarbeit ist die Bekanntmachung des eigenen Hauses. Wichtigste Zielgruppe ist die breite Öffentlichkeit.
- 97% der Befragten nutzen Pressemitteilungen als Kommunikationsmittel. Immerhin 68% verfügen über eine eigene Homepage. (Hier wird sich mit Sicherheit noch Handlungsbedarf ergeben, da ein eigener Auftritt im Internet eine sowohl sehr kostengünstige als auch sehr effiziente Form der Öffentlichkeitsarbeit darstellt).
- Als erfolgreichstes Kommunikationsmittel wird die Durchführung von Veranstaltungen beurteilt. Am wenigsten erfolgreich werden die Homepage sowie Werbe- und Imageanzeigen eingeschätzt.
- In den meisten befragten Häusern möchte man den Bereich Öffentlichkeitsarbeit zukünftig intensivieren. Dabei sollen die Zielgruppen genauer definiert und das Medium Internet stärker genutzt werden.
- Als Hauptgrund, der bisher die Verbesserung der Arbeit behinderte, wird Zeitmangel angegeben. Ein Problem, das angesichts der Mitgliederzahlen in den einzelnen Orden und Gemeinschaften und den damit einher gehenden Belastungen der Verantwortungsträger leicht nachzuvollziehen ist.
- Weniger als die Hälfte der befragten Beauftragten zur Öffentlichkeitsarbeit konnten die Fragen zur Arbeit der VDO beantworten. Den übrigen, deutlich mehr als 50 %, ist die Arbeit der VDO nicht oder zu wenig bekannt, um Aussagen darüber treffen zu können. Hier wird man sich sicher seitens der VDO Gedanken machen, wie eine erhöhte Wirksamkeit gewährleistet werden kann.
- Die Beauftragten für Öffentlichkeitsarbeit beurteilen die Beratungsleistungen gut, den Informationsaustausch und die Koordinationsleistungen der VDO weniger gut.
- Die Ordensobern beurteilen dagegen den Bereich „Aufgaben nach Innen" als sehr gut. Besonders hervorgehoben werden die monatlichen Rundschreiben und die Beratungsleistungen.
- Die große Stärke, die Fachkompetenz des Generalsekretärs, ist aus Sicht der Ordensobern zugleich auch die eigentliche Schwäche, da die Qualität der Arbeit allein von seiner Person abhängt.
- Was bisher hinsichtlich Öffentlichkeitsarbeit von der VDO geleistet wird, ist für Ordensobern quantitativ wenig und qualitativ nicht überzeugend. Zudem fehlen offenbar ausgereifte Konzepte. Grund dafür ist hauptsächlich die zu geringe personelle Ausstattung des Generalsekretariats.
- Nicht alle Ordensobern sind allerdings der Ansicht, dass die VDO im Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit tätig sein sollte. Dies sei Aufgabe der einzelnen Orden. Die VDO kann hier nur unterstützend tätig werden.
- Eine Mehrheit der Ordensobern wünscht demgegenüber eine Ausweitung dieses Be-

reichs. Ordensgemeinschaften und Ordensleben soll im öffentlichen Bewusstsein wieder stärker verankert werden. Es gilt „Orden als Lebensform" qualifiziert nach außen zu kommunizieren.

- Dass die VDO bei gesellschaftspolitischen Themen als „Stimme der Orden" spricht, wird kontrovers diskutiert. Insgesamt verspricht man sich davon aber eine stärkere Präsenz in der Öffentlichkeit.
- Die gesamte Öffentlichkeitsarbeit für die Mitgliedsgemeinschaften soll nicht von der VDO übernommen werden. Auch eine zentrale Vermarktung der Angebote der Niederlassungen durch die VDO wird nicht gewünscht. Die VDO soll hierbei lediglich unterstützend und koordinierend tätig werden.
- Will man den Bereich Öffentlichkeitsarbeit ausbauen, muss nach Meinung der Ordensobern das Generalsekretariat personell erweitert werden. Sinnvoll erscheint die Einrichtung einer Pressestelle, möglicherweise auch zusammen mit VOD und VOB.
- Eine Erhöhung der Mitgliedsbeiträge ist aus Sicht der VDO-Mitglieder möglich, sollte aber aus Beratersicht nur mit verbesserten Serviceleistungen für die Mitglieder einher gehen.

4. Handlungsperspektiven

Bevor auf die Handlungsmöglichkeiten eingegangen wird, lohnt zunächst einmal ein Blick auf die breite öffentliche Wirkung, die die verschiedenen Angebote aus Klöstern und Gemeinschaften erzielen. Sie zeigen, dass die Themen und Aufgaben der Orden auch heutzutage auf Interesse stossen. Beispielhaft sei auf folgende Beiträge hingewiesen:

- Im Handelsblatt vom 16. April 1999 wird unter dem Titel „Suche nach Stille und Abgeschiedenheit" das Angebot „Kloster auf Zeit" für Manager vorgestellt, verantwortet durch das Prämonstatenserstift Bad Schussenried. Ähnliches erfolgt am 3. September 1999 im „Rheinischen Merkur" unter dem Titel „Ein Dach für die Seele" und am 18. August 1999 in der „Süddeutschen Zeitung", in der Dietrich Mittler ein Besinnungsangebot des Benediktinerinnenklosters Frauenchiemsee beschreibt.
- In der „Süddeutschen Zeitung" vom 21. Juli 1999 berichtet Annette Ramelsberger über den enormen Beitrag der Ursberger Schwestern zur Caritas.
- In der „Absatzwirtschaft" Nr. 4/1999, dem Fachorgan der Deutschen Marketingvereinigung, stellen Clemens Koob und Michael Weber das Marketing-Konzept des Klosters Andechs vor.
- In der „Zeit" vom 6. Mai 1999 wird die Werbeaktion des Bistums Essen thematisiert, die sich der Förderung der Berufung zu geistlichen Berufen widmet, im Handelsblatt vom 12. Januar 1999 wird von einer vergleichbaren Aktion in den Vereinigten Staaten berichtet.
- Im allgemeinen Dienst von KNA Katholische Nachrichtenagentur werden seit geraumer Zeit unter der Rubrik „Orden von A–Z" verschiedene Orden und Gemeinschaften vorgestellt.

Dies sind nur wenige von ungezählten Beiträgen. Sie zeigen aber sehr deutlich auf, dass den Angeboten der Orden und Gemeinschaften auch von kritisch eingestellten Medien wohlwollendes Interesse entgegen gebracht wird. Die Medien sind eine mögliche und gute Plattform, das eigene Wirken darzustellen und damit breite Kreise in der Öffentlichkeit zu erreichen.

Aus Beratersicht sind in Anbetracht der Befragungsergebnisse einerseits und der Resonanz der Medien auf Ordensthemen andererseits einige Punkt festzuhalten, die für die zukünftige Marketingarbeit der VDO von Bedeutung sein werden. Insbesondere ist zu denken an:

1. Eine bessere Bekanntmachung der Arbeit und der Dienstleistungen der VDO für ihre Mitglieder als Ziel der zukünftigen Marketingarbeit. Es sollte über Kommunikationsformen nachgedacht werden, die eine bessere Breitenwirkung erzielen als die bisherigen Formen, zumindest sind die bisherigen Formen zu überarbeiten.

2. Die Mitglieder der VDO sind die Ordensobern. Die Entscheidung über die Wahrnehmung von Angeboten der VDO wird aber oft auf anderer Ebene vorbereitet oder teilweise auch dort – stellvertretend für die Ordensobern – getroffen. Von daher erscheint es sinnvoll, die Überarbeitung der Kommunikationsarbeit an den Nutzungsgewohnheiten der Mitarbeiter der Ordensobern auszurichten.

3. Eine verbesserte Öffentlichkeitsarbeit erfordert nicht nur, über regelmäßige Angebote zu berichten, sondern auch gezielt einzelne Anlässe publizistisch vorzubereiten, durchzuführen und auf ihre Wirksamkeit hin zu überprüfen („Event-Marketing"). Gerade hierzu kann die Geschäftsstelle der VDO, bei entsprechender personeller Ausstattung (quantitativ und qualitativ), für die Mitglieder wertvolle Diente leisten, die im Rahmen des Möglichen bereits jetzt vorhanden sind und auch entsprechende Wertschätzung erfahren.

4. Wichtig erscheint der Grundsatz „Selbständiges Arbeiten nach gemeinsamen Qualitätsstandards gewährleisten". Das heißt, Fortbildungsangebote für die Mitarbeiter der Mitgliedsorden, z.B. im Rahmen von Schulungen zum Thema Marketing, Öffentlichkeitsarbeit u.ä. anzubieten. Nach Möglichkeit können Synergien im kirchlichen Bereich gesucht werden, z.B. durch die Wahrnehmung der Fortbildungsangebote der AKP Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e.V., Bonn[2], im Bereich Publizistik, oder die Angebote des GEP Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, Frankfurt/Main (Öffentlichkeitsarbeit, Fundraising).

Die Erarbeitung von konkreten Maßnahmen und deren Einbettung in einen geeigneten Zeitplan sollte dem bereits angekündigten Workshop im April 2000 vorbehalten bleiben. Dies bietet den Vorteil, die Arbeitsergebnisse der Arbeitsgruppe Zukunft des VDO-Vorstandes zu berücksichtigen, die für den März 2000 erwartet werden.

[1] Dipl.-Soz. Barbara Glaßl ist Projektleiterin bei XIT forschung.beratung.planung, Nürnberg. Dr. Steffen W. Hillebrecht ist Unternehmensberater bei der MDG Medien-Dienstleistung GmbH, München.

[2] Die AKP hat eine eigene Arbeitsgruppe Ordens- und Missionspresse, die den naheliegenden Gesprächspartner darstellt.

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 4. 2. 2000)

Aus dem Vatikan

Bischofssynode für Europa

Vom 1. bis 23. Oktober 1999 fand in Rom die zweite Bischofssynode für Europa statt. Sie stand unter dem Leitmotiv „Jesus Christus, der lebt in seiner Kirche, Quelle der Hoffnung für Europa". Als Delegierte der deutschen Bischofskonferenz nahmen der Bischof von Dresden-Meißen Joachim Friedrich Reinelt, der Weihbischof in München-Freising Bernhard Hasselberger, der Weihbischof in Paderborn Reinhard Marx, der Erzbischof von Köln Kardinal Joachim Meisner, der Bischof von Augsburg Viktor Josef Dammertz OSB und der Weihbischof in Köln Norbert Trelle teil.
Aufgabe der Synode war eine Analyse der Kirchensituation in Europa und die Frage nach dem künftigen Kirchenkurs. In seiner Abschlußpredigt sprach der Papst seinen Dank an alle Synodenmitglieder aus und ermutigte sie, Christus weiterhin in ihr Leben mit hineinzunehmen.

Aus der Predigt des Papstes am 23.10.99

Darum wiederholt die Kirche mit fester Überzeugung für die Männer und Frauen des Jahres Zweitausend, besonders für alle, die im Relativismus und im Materialismus zu versinken drohen: Nehmt Christus in euer Leben hinein! Wer ihm begegnet, erkennt die Wahrheit, entdeckt das Leben, findet den Weg, der zum Leben führt (vgl. Joh 14,6; Ps 15,11). Christus ist die Zukunft des Menschen: „Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen" (Apg 4,12).
4. Diese Verkündigung der Hoffnung, diese Gute Nachricht ist das Herz der Evangelisierung. Sie ist alt, was ihren Wesenskern betrifft, aber neu, was Methode und Formen ihrer apostolischen und missionarischen Ausdrucksweise angeht. Ihr, verehrte Brüder, habt bei den Arbeiten der Synode, die heute schließt, den Ruf aufgenommen, den der Geist an die Kirchen in Europa richtet, um sie angesichts der neuen Herausforderungen in Dienst zu nehmen. Ihr habt euch nicht gefürchtet, die Realität des Kontinents mit offenen Augen in den Blick zu nehmen, und dabei habt ihr seine Lichtpunkte, aber auch Schatten festgestellt. Ihr habt sogar den Problemen der jetzigen Stunde gegenüber

brauchbare Orientierungen aufgezeigt, um das Antlitz Christi immer mehr sichtbar zu machen durch eine markantere Verkündigung, bekräftigt durch ein konsequentes Lebenszeugnis.
Licht und Trost gehen in diesem Sinn aus von den Heiligen, Männern und Frauen, die die Geschichte des europäischen Kontinents aufzuweisen hat. In erster Linie denke ich an die hll. Edith Stein, Brigitta von Schweden und Katharina von Siena, die ich gerade zu Beginn dieser Synodenversammlung als Mitpatroninnen Europas verkündet und den hll. Benedikt, Kyrill und Method zur Seite gestellt habe. Doch wie sollte man nicht an die zahllosen Söhne und Töchter der Kirche denken, die im Lauf dieser zwei Jahrtausende in der Familie, im Beruf und in der Gesellschaft verborgen eine nicht weniger hochherzige und echte Heiligkeit gelebt haben? Und wie sollten wir nicht die Scharen von Bekennern des Glaubens und die vielen Martyrer dieses letzten Jahrhunderts ehren? Sie alle haben als „lebendige Steine", mit Christus, dem „Eckstein", verbunden, Europa als geistiges und moralisches Bauwerk errichtet und den Nachkommen das kostbarste Erbe hinterlassen. Jesus, der Herr, hatte es versprochen: „Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, denn ich gehe zum Vater" (Joh 14,12). Die Heiligen sind der lebendige Beweis dafür, dass dieses Versprechen in Erfüllung geht, und sie machen Mut zu glauben, dass das auch in den schwierigsten Stunden der Geschichte möglich ist.
5. Wenn wir den Blick auf die vergangenen Jahrhunderte richten, können wir nicht umhin, dem Herrn dafür zu danken, dass das Christentum in unserem Kontinent ein erstrangiger Faktor der Einheit unter den Völkern und den Kulturen und der integralen Förderung des Menschen und seiner Rechte gewesen ist.
Wenn es Verhaltensweisen und Entscheidungen gegeben hat, die leider manchmal in die entgegengesetzte Richtung gegangen sind, empfinden wir in dem Augenblick, in welchem wir uns darauf vorbereiten, die Heilige Pforte des Großen Jubiläums zu durchschreiten (vgl. Incarnationis mysterium, 11), das Bedürfnis, demütig unser Verschulden zuzugeben. Von allen Christen wird diese notwendige Einsicht gefordert, damit sie, immer mehr geeint und versöhnt, mit Gottes Hilfe das Kommen seines Reiches beschleunigen können.
Es handelt sich um eine brüderliche Zusammenarbeit, die noch dringender erforderlich ist im augenblicklichen Zeitabschnitt, gekennzeichnet von einer neuen Phase des europäischen Integrationsprozesses und seiner starken Entwicklung im multi-ethnischen und mulit-kulturellen Sinn.
In dieser Hinsicht mache ich mir die Worte der Schlussbotschaft der Synode zu eigen und wünsche zusammen mit euch, verehrte Brüder, Europa möge in einer Haltung schöpferischer Treue seine menschliche und christliche Tradition, den Primat der ethischen und geistigen Werte zu wahren verstehen. Das ist ein Wunsch, der „aus der festen Überzeugung hervorgeht, dass man Europa keine wahre und fruchtbare Einheit gibt, wenn es nicht auf seinen geistigen Fundamenten aufgebaut wird".

Der Weg, der zur Hoffnung führt

6. Bei dieser Eucharistiefeier wollen wir dafür beten. Vom Antwortpsalm aufgefordert, wiederholen wir: „Zeige uns, Herr, den Weg des Lebens." In jedem Augenblick des Lebens, Herr, zeige uns den Weg, den wir gehen müssen.
Diese Worte kommen dem Gläubigen besonders jetzt über die Lippen, da die zweite Sonderversammlung der Bischofssynode ihren Abschluss nimmt: Nur Du, Herr, kannst uns den Weg zeigen, den wir gehen müssen, um unseren Brüdern und Schwestern

von Europa die Hoffnung zu zeigen, die nicht enttäuscht. Und wir, Herr, werden dir willig folgen.
Die ikonographische Tradition des christlichen Ostens kommt unserem Gebet zu Hilfe und bietet uns einen sprechenden Hinweis in der Ikone der Heiligen Jungfrau, bezeichnet als Hodighitria, d.h. „die den Weg zeigt". Die Mutter weist mit der Hand auf den Sohn, den sie auf dem Arm trägt, und erinnert die Christen aller Zeiten und Orte daran, dass Christus der Weg ist, dem es zu folgen gilt. Die Kirche ihrerseits, die sich in der Ikone widerspiegelt, findet in Maria sozusagen sich selbst und ihre Sendung wieder: der Welt Christus zu zeigen, den einzigen Weg, der zum Leben führt.
Maria, du fürsorgliche Mutter der Kirche, komm uns entgegen, und zeige uns deinen Sohn. Wir spüren, dass die Heilige Jungfrau auf unser vertrauensvolles Flehen antwortet, indem sie auf Jesus zeigt und zu uns wie zu den Dienern bei der Hochzeit zu Kana sagt: „Was er euch sagt, das tut!" (Joh 2,5).
Haltet den Blick fest auf Christus gerichtet, liebe Brüder und Schwestern, und kehrt in eure Gemeinschaften zurück, stark in dem Bewusstsein, dass Er in der Kirche lebt als Quelle der Hoffnung für Europa. Amen.

OR 5.11.99

In klarer Anerkennung der Würde und der Gaben der Frau

Zu Beginn der römischen Bischofssynode zu Europa hat Papst Johannes Paul II. die Heiligen Birgitta von Schweden, Katharina von Siena und Edith Stein (unter ihrem Ordensnamen Theresia Benedicta a Cruce) zu Schutzpatroninnen Europas ausgerufen. Das entsprechende „Motu proprio" trägt das Datum vom 1. Oktober 1999 und stellt Leben und geistlich-politische Bedeutsamkeit dieser drei Frauen in den Mittelpunkt. Schon 1980 hatte der Papst zwei Heilige des ersten Jahrtausends dem Hl. Benedikt an die Seite gestellt, die Brüder Cyrill und Methodius, und zu Mitpatronen Europas erklärt. Die jetzige Wahl dreier bedeutsamer Frauengestalten des zweiten Jahrtausends soll Ausdruck für die Option der Kirche sein, das weibliche Antlitz der Heiligkeit hervorzuheben und in ihrer Würde anzuerkennen. Johannes Paul II. weist auf das Bild Mariens hin als der „idealen Frau", aber auch auf den Mut der Märtyrerinnen, auf das Zeugnis der Frauen, die sich mit beispielhafter Radikalität zum asketischen Leben verpflichtet haben, auf die tägliche Hingabe so vieler Ehefrauen und Mütter in ihren Familien, auf die Charismen so vieler Mystikerinnen, die zur theologischen Vertiefung beigetragen haben. Diese vielfältigen Gaben der Frauen, exemplarisch aufgezeigt im Leben von Birgitta, Katharina und Edith, sind nicht zuletzt für den Aufbau eines neuen Europas von entscheidender Wichtigkeit, so der Papst. Er betont am Schluß des „Motu proprio":
„Um das neue Europa auf solide Grundlagen zu stellen, genügt es sicher nicht, nur an die wirtschaftlichen Interessen zu appellieren, die manchmal zusammenführen und dann wieder spalten. Vielmehr gilt es, die für Europa authentischen Werte zu betonen, deren Fundament das in das Herz eines jeden Menschen eingeschriebene allgemeine Sittengesetz ist. Ein Europa, das den Wert der Toleranz und der allgemeinen Achtung mit ethischem Indifferentismus und Skeptizismus in Bezug auf die unverzichtbaren Werte verwechselte, würde sich den riskantesten Abenteuern öffnen und früher oder später die erschreckendsten Gespenster seiner Geschichte in neuer Gestalt wieder auftauchen sehen."
Weil die Öffnung für das Transzendente eine lebenswichtige Dimension der Existenz

bleibt, wird die Kirche und die Gesellschaft auch künftig vom Zeugnis engagierter Christinnen und Christen leben.

Weltmissionssonntag: Papst erinnerte an das Vorbild Pauline Jaricots

Am Sonntag, den 24. Oktober 1999, dem Sonntag der Weltmission, gab Papst Johannes Paul II. offizell die Feier des Weltmissionskongresses bekannt, der im Oktober des Jahres 2000 in Rom stattfinden wird. In diesem Zusammenhang dankte er auch allen Missionaren ad gentes und vertraute sie zusammen mit allen, die sich für die universale Sendung der Kirche engagieren, der Fürbitte Mariens, Stern der Evangelisierung an. Vor dem Angelusgebet sagte der Papst wörtlich:

„Die Aufforderung zur missionarischen Tätigkeit nimmt heute eine universale Dimension an: wir feiern heute den Sonntag der Weltmission, den letzten dieses Jahrtausends. Angesichts der spirituellen Bedürfnisse unserer Zeit sind alle Christen berufen, sich wirkkräftig für das Reich Gottes einzusetzen und zwar mit jenem Eifer, den Pauline Jaricot seit ihrer Jugend als Urheberin des Päpstlichen Werkes für die Evangelisierung der Völker angeregt hat. Wir feiern diese Jahr ihren 200. Geburtstag. Ihr leuchtendes Beispiel soll die Kirche dazu ermutigen, mit wachsendem Engagement die Botschaft Christi auf der Welt zu verbreiten.

In dieser Perspektive wird auch die Feier eines besonderen missionarischen Jubiläums und eines von der Kongregation für die Evangelisierung der Völker veranstalteten Weltmissionskongresses am 22. Oktober 2000 von großem Interesse sein. Dies wird eine willkommene Gelegenheit sein, Gott für alles zu danken, was bisher getan wurde, und den Eifer und die Antriebskraft unter dem ganzen christlichen Volk beim Einsatz für das Werk der Neuevangelisierung zu erneuern.

Zusammen mit der ganzen Kirche richte ich heute meinen herzlichen Gruß an all Missionare und Missionarinnen ad gentes, die das ihnen anvertraute Werk verrichten ohne sich von Schwierigkeiten einschüchtern zu lassen und dafür sogar ihr Leben opfern. Es soll ihnen nie an unserer spirituellen und materiellen Unterstützung fehlen."

(Fides 29/10/99)

Papstbotschaft zum 37. Weltgebetstag für die geistlichen Berufe am 14. Mai 2000

In seiner Botschaft zum Weltgebetstag für die geistlichen Berufe, der dieses Jahr am 14. Mai gefeiert wird, betont Papst Johannes Paul II. die Bedeutung der Eucharistie als der Quelle jeder Berufung und jedes Dienstes in der Kirche. Er fordert alle, die sich zum Weiheamt und zum geweihten Leben berufen wissen, auf, die Schönheit der eigenen Berufung wiederzuentdecken und den Mitmenschen zu bezeugen. Gleichzeitig dankt er allen Brüdern und Schwestern, die in der heute so schwierig gewordenen Berufungspastoral tätig sind, für ihren Einsatz und ihr Zeugnis.

Verehrte Mitbrüder im Bischofsamt,
liebe Brüder und Schwestern
der ganzen Welt!

Der Weltgebetstag für die geistlichen Berufe wird in der freudigen Atmosphäre des Osterfestes – verstärkt durch das Heilige Jahr – gefeiert. Dies gibt mir Gelegenheit, zusammen mit euch über das Geschenk der göttlichen Berufung nachzudenken und

eure Sorge um die Berufung zum Weihedienstamt und zum geweihten Leben zu teilen. Das Thema, das ich euch dieses Jahr vorlegen möchte, stellt sich im Zusammenklang mit der Feier des Großen Jubiläumsjahres. Ich möchte mit euch über „Die Eucharistie, Quelle jeder Berufung und jedes Dienstes in der Kirche", meditieren. Ist nicht die Eucharistie das Geheimnis des in der Geschichte lebendigen und wirksamen Christus? Durch die Eucharistie beruft Christus fortwährend in seine Nachfolge und dazu, allen Menschen die „Fülle der Zeit" anzubieten.

1. „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau" (Gal 4,4).

„Die Fülle der Zeiten ist identisch mit dem Geheimnis der Fleischwerdung des Wortes ... und mit dem Geheimnis der Erlösung der Welt" (Tertio millennio adveniente, 1): mit dem Sohn, der dem Vater wesensgleich ist und der im Schoß der Jungfrau Mensch wurde, setzt die erwartete „Zeit" ein und erfüllt sich die Zeit der Gnade und der Barmherzigkeit, die Zeit des Heils und der Versöhnung.

Christus offenbart den Plan Gottes mit der ganzen Schöpfung und mit dem Menschen im besonderen. Er macht „dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung" (Gaudium et spes, 22), die im Herzen des Ewigen verborgen war. Das Geheimnis des fleischgewordenen Wortes wird erst dann vollkommen offenbar sein, wenn jeder Mensch und jede Frau in ihm verwirklicht ist, Söhne und Töchter Gottes, Glieder seines mystischen Leibes, der die Kirche ist.

Das Heilige Jahr und besonders das gegenwärtige, in dem wir die 2000 Jahre des Eintritts des Sohnes Gottes in die Zeit und das Geheimnis der Erlösung feiern, ruft jeden Gläubigen auf, mit Rücksicht auf die eigene persönliche Berufung darüber nachzudenken, was in seinem Leben am Leiden des Sohnes zugunsten Seines Leibes, der die Kirche ist, noch fehlt (vgl. Kol 1,24).

2. „Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen. Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr. Und sie sagten zueinander: ‚Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss?" (Lk 24,30–32).

Die Eucharistie stellt den höchsten Augenblick dar, in dem Jesus in seinem hingegebenen Leib und in seinem zu unserem Heil vergossenen Blut das Geheimnis seiner Identität offenbart und den Sinn der Berufung jedes Gläubigen angibt. Die Bedeutung des menschlichen Lebens findet sich nämlich ganz in diesem Leib und Blut, da uns von dort Leben und Heil kommt. Mit ihnen muss sich auf irgendeine Weise die Existenz der Person identifizieren, die sich selbst im Maße verwirklicht, in welchem sie sich ihrerseits zur Gabe an die anderen zu machen imstande ist.

In der Eucharistie ist all dies geheimnisvoll im Zeichen von Brot und Wein bedeutet zum Gedächtnis des Leidens und der Auferstehung unseres Herrn: der Gläubige, der sich von diesem hingegebenen Leib und dem vergossenen Blut nährt, empfängt die Kraft, sich seinerseits zur Gabe zu verwandeln. Wie der hl. Augustinus sagt: „Seid, was ihr empfangt, und empfangt, was ihr seid" (Sermo 272,1: An Pfingsten).

Beim Empfang der Eucharistie entdecken einige, dass sie berufen sind, Diener des Altars zu werden; andere entdecken, die Schönheit und Tiefe dieses Geheimnisses zu betrachten; andere entdecken, den Anstoß der Liebe an die Armen und Schwachen weiterzugeben; wieder andere entdecken, daraus die verwandelnde Kraft für die Gegebenheiten und die Gesten des Alltagslebens zu sammeln. Jeder Gläubige findet in der Eucharistie nicht nur den Schlüssel zum Verständnis der eigenen

Existenz, sondern auch den Mut, diese in Tat umzusetzen, um auf diese Weise in der Verschiedenheit der Charismen und Berufungen den einen Leib Christi in der Geschichte aufzuerbauen.

In der Erzählung von den Emmausjüngern (Lk 24,13–35) lässt Lukas erkennen, was im Leben dessen passiert, der von der Eucharistie lebt. Als sich „beim Brechen des Brotes" durch den „Fremden" die Augen der Jünger öffnen, wird ihnen bewusst, dass ihnen das Herz in der Brust brannte, während sie ihm zuhörten, wie er ihnen die Schrift erklärte. In diesem brennenden Herzen sind wir imstande, Geschichte und Innewerden jeder Berufung zu erkennen, die keine vorübergehende Gemütsaufwallung ist, sondern immer sicherere und stärkere Wahrnehmung, dass Eucharistie und Ostern des Sohnes immer mehr Eucharistie und Ostern seiner Jünger sind.

3. Ich schreibe euch, ihr jungen Leute, dass ihr stark seid, dass das Wort Gottes in euch bleibt und dass ihr den Bösen besiegt habt (1 Joh 2,14).

Das Geheimnis der Liebe Gottes, „das seit ewigen Zeiten und Generationen verborgen war" (Kol 1,26), ist nun offenbart worden im „Wort vom Kreuz" (1 Kor 1,18). Dieses wohnt in euch, liebe jungen Leute, wird eure Kraft und euer Licht sein und euch das Geheimnis eurer persönlichen Berufung enthüllen. Ich weiß um eure Zweifel und eure Mühen, ich sehe, wie ihr euch manchmal verlauft, ich verstehe die Angst um die Zukunft, die euch überkommt. Aber in meinem Sinn und in meinem Herzen habe ich das fröhliche Bild vieler Begegnungen mit euch auf meinen apostolischen Reisen, auf denen ich die aufrichtige Suche nach Wahrheit und Liebe spüren konnte, die in jedem von euch wohnt.

Jesus, der Herr, hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen, und aus dieser eucharistischen Wohnung ruft er jedem Mann und jeder Frau immer wieder zu: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen" (Mt 11,28).

Liebe Jugendliche, geht Jesus, dem Erlöser, entgegen! Liebt ihn, und betet ihn an in der Eucharistie! Er ist anwesend in der heiligen Messe, die das Kreuzesopfer sakramental gegenwärtig setzt. Er kommt zu uns in der heiligen Kommunion und wohnt in den Tabernakeln unserer Kirchen, weil er unser Freund ist, Freund aller und insbesondere von euch Jugendlichen, die ihr euch nach Vertrauen und Liebe sehnt. Von Ihm könnt ihr euch Mut holen, in diesem besonderen geschichtlichen Übergang seine Apostel zu sein: das Jahr 2000 wird sein, wie ihr es wollt und aufbaut. Nach so viel Gewalt und Unterdrückung braucht die Welt junge Leute, die Brücken bauen können, um zu einen und zu versöhnen; nach der „Kultur des Menschen ohne Berufung" bedarf es dringend der Männer und Frauen, die an das Leben glauben und es als Anruf von oben auffassen, von jenem Gott, der beruft, weil er liebt; nach dem Klima der Verdächtigungen und des Misstrauens, das die zwischenmenschlichen Beziehungen vergiftet, können nur mutige junge Leute mit offenem Sinn und Herzen für hohe Ideale und Freigebigkeit die Schönheit und Wahrheit des Lebens und der zwischenmenschlichen Beziehungen wiederherstellen. Dann wird diese Jubiläumszeit wirklich für alle ein „Gnadenjahr des Herrn", ein Heiliges Jahr der Berufung.

4. „Ich schreibe euch, ihr Väter, dass ihr den erkannt habt, der von Anfang an ist" (1 Joh 2,13).

Jede Berufung ist ein Geschenk des Vaters und erreicht uns, wie alle Geschenke von Gott, durch vielfältige menschliche Vermittlung: durch die Eltern oder Lehrer, die Hirten der Kirche, durch Leute, die direkt einen Dienst in der Berufungspastoral ausüben, oder durch einfache Gläubige. Mit dieser Botschaft möchte ich mich an alle

Personengruppen wenden, mit denen die Entdeckung und Unterstützung des göttlichen Rufs verbunden ist.
Ich bin mir dessen bewusst, dass die Berufungspastoral keinen einfachen Dienst darstellt. Aber was könnte es Schöneres geben als ein leidenschaftliches Zeugnis von der eigenen Berufung? Daran möchte ich euch nur erinnern. Wer freudig dieses Geschenk lebt und es täglich in der Begegnung mit der Eucharistie nährt, wird den guten Samen der treuen Nachfolge in der göttlichen Berufung in die Herzen vieler Jugendlicher aussäen können. In der eucharistischen Gegenwart ist es, wo uns Jesus erreicht, uns in die Dynamik der kirchlichen Gemeinschaft hineinversetzt und uns zu prophetischen Zeichen vor der Welt macht.
Ich möchte mich an dieser Stelle voll Liebe und Dankbarkeit an alle Mitarbeiter in der Berufungsarbeit wenden – Priester, Ordensleute und Laien –, die sich voll Enthusiasmus diesem mühsamen Dienst widmen. Lasst euch nicht von den Schwierigkeiten entmutigen, habt Vertrauen! Der Same des göttlichen Rufs bringt reiche Frucht, wenn er großzügig gesetzt wird. Angesichts der schweren Krise in den Berufungen zum Weiheamt und zum geweihten Leben, die manche Gegenden dieser Welt heimsucht, ist es zumal in diesem Heiligen Jahr 2000 notwendig, darauf hinzuwirken, dass jeder Priester, jeder Ordensmann und jede Ordensfrau die Schönheit der eigenen Berufung wiederentdeckt und den Mitmenschen bezeugt. Jeder Gläubige soll Erzieher in der Berufung werden, ohne Furcht, radikale Entscheidungen vorzuschlagen. Jede Gemeinde soll die zentrale Bedeutung der Eucharistie und die Notwendigkeit für Diener des eucharistischen Opfers erkennen. Das ganze Volk Gottes erhebe immer stärker und eifriger die Bitte an den Herrn der Ernte, Arbeiter in seine Ernte zu senden. Dieses Gebet soll der Fürbitte der Frau anvertraut werden, die die Mutter des ewigen Hohenpriesters ist.

5. Gebet
Jungfrau Maria,
demütige Tochter des Höchsten,
in dir erfüllte sich auf wunderbare Weise
das Geheimnis des göttlichen Rufs.
Du bist das Abbild dessen,
was Gott in dem vollbringt,
der sich ihm anvertraut;
in dir hat die Freiheit des Schöpfers
die Freiheit des Geschöpfs erhoben.
Der in deinem Schoß geboren wurde,
hat in einem einzigen Wollen
die heilende Freiheit Gottes
mit der gehorsamen Nachfolge
des Menschen vereint.
Dank deines Jaworts haben sich
endgültig verbunden
der Anruf Gottes und die Antwort
des Gott-Menschen.
Du bist die Erstfrucht eines neuen Lebens,
du bewahrst für uns
alle das großzügige Ja
der Freude und Liebe.
Heilige Maria, Mutter jedes Berufenen
und jeder Berufenen,
lass die Gläubigen die Kraft haben,
mit Freimut dem göttlichen Anruf
zu entsprechen
und frohe Zeugen der Liebe zu Gott
und zum Nächsten zu sein.
Jugendliche Töchter Sion, du Morgenstern,
der du die Schritte
der Menschheit geleitest
durch das Heilige Jahr und das
Große Jubiläum in die Zukunft,
richte die Jugend des neuen
Jahrtausends aus
auf den, der da ist „das wahre Licht,
das jeden Menschen erleuchtet (Joh 1,9).
Amen!

Aus dem Vatikan, am 30. September 1999
(Orig.ital. in O.R. 28.11.99)

Weltfriedenstag am 1. Januar 2000

Anläßlich des Weltfriedenstages am 1. Januar 2000 wies Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft vor allem auf das unerläßliche Anliegen des Friedens und der Versöhnung hin. Er betonte, dass das große Jubiläumsjahr 2000 unlösbar mit der Botschaft der Liebe und Versöhnung innerhalb der Menschheitsfamilie verbunden sei. Obwohl die Wege zum Frieden oftmals entmutigend steinig seien, so bliebe das Bedürfnis nach Frieden doch in jedem Menschenherzen tief verwurzelt. Der Papst forderte alle Menschen auf, sich für „harmonische Beziehungen unter den einzelnen Menschen und zwischen den Völkern" einzusetzen und eine „Kultur des gegenseitigen Austausches" zu leben, damit eine „Öffnung für das Transzendente" und die „Förderung des Menschen und die Achtung vor der Natur" möglich seien. Dies alles geschehe nur dann, wenn das Gemeinwohl der ganzen Menschheit Vorrang behielte vor dem Wohl einzelner Gemeinschaften und Nationen.
Johannes Paul II. stellte besonders den Zusammenhang von Frieden und ursprünglicher Berufung des Menschen heraus. Seine Botschaft für das neue Jahrtausend: „Es wird in dem Maße Frieden herrschen, in dem es der ganzen Menschheit gelingt, ihre ursprüngliche Berufung wiederzuentdecken, eine einzige Familie zu sein, in der die Würde und die Rechte der Personen jeden Standes, jeder Rasse und jeder Religion als vorgängig und vorrangig gegenüber jeglicher Unterschiedenheit und Art anerkannt werden. Von diesem Bewußtsein her kann die von der Dynamik der Globalisierung gekennzeichnete Verflochtenheit unserer heutigen Welt Seele, Sinn und Richtung erhalten."

Jubiläum des geweihten Lebens

Rund 20 000 Ordensleute sind zum „Jubiläum des geweihten Lebens", das am 2. Februar begangen wurde, in die Ewige Stadt gekommen. Die Mitglieder aller Gemeinschaften trafen sich in der Audienzhalle zu Gebet, Reflexion und Zeugnissen ihrer Berufung. Am Mittwoch feierte Johannes Paul II. mit ihnen auf dem Petersplatz gemeinsam die Eucharistie. Danach richtete der Papst Grußworte an die Ordensleute. In deutscher Sprache sagte er: „Sehr herzlich grüße ich alle Ordensmänner und Ordensfrauen, die aus den Ländern deutscher Sprache zur Feier des großen Jubilöäums und zur Erneuerung ihrer Gelübde nach Rom gekommen sind. Möge dieses Treffen für Euer Leben nach den evangelischen Räten zu einer Quelle innerer Freude und Bereicherung werden."

(OR 4.2.2000)

Zum Angelus am 30. Januar hatte der Papst einen besonderen Gruß an alle Ordensleute gerichtet. Hier der Wortlaut:

Angelus am 30. Januar

Das geweihte Leben ist ein Geschenk für die gesamte Kirche

Liebe Brüder und Schwestern!
1. Am Mittwoch, dem 2. Februar, Fest der Darstellung des Herrn im Tempel, wird die Heilig-Jahr-Feier des geweihten Lebens stattfinden, das heißt der Menschen, die ihr Leben Christus geweiht haben, als sie sich bei ihren Gelübden zu Armut, Keuschheit und Gehorsam verpflichteten.
An diese unsere Brüder und Schwestern möchte ich einen herzlichen Gruß richten:

sowohl an diejenigen, die zu diesem Anlaß nach Rom gekommen sind, als auch an diejendigen, die ihr Jubiläum in den jeweiligen Diözesen auf der ganzen Welt begehen werden. Ich ermutige alle dazu, die Heilige Pforte vertrauens- und hoffnungsvoll zu überschreiten und dabei ihre volle Bereitschaft zu erneuern, das eigene Leben zu einem Lobpreis auf die Allerheiligste Dreifaltigkeit zu machen.

Hier in Rom bereiten wir uns auf dieses Ereignis mit einem heute beginnenden Triduum vor. Der heutige Tag ist der Danksagung für die Berufung und Weihe gewidmet: Es sind unschätzbare Geschenke Gottes, die einem Menschen in Jesus Chistus, den vom Vater „Geweihten", mitgeteilt werden. Morgen wird das Thema die geschwisterliche Gemeinschaft sein, und in der Aula Paolo VI, dem Audienzsaal im Vatikan, wird am Nachmittag ein festliches Treffen der geweihten Personen stattfinden, das in Radio und Fernsehen übertragen wird. Für den 1. Februar schließlich, an dem Sendung und Zeugnis im Vordergrund stehen, ist eine Anbetung des Allerheiligsten in der Basilika S. Maria Maggiore vorgesehen. Höhepunkt der Heilig-Jahr-Feier des geweihten Lebens wird die hl. Messe sein, die ich – so Gott will – auf dem Petersplatz zusammen mit einer zahlreichen Schar von geweihten Menschen zelebrieren werde.

2. Ich lade euch ein, euch im Geiste den Brüdern und Schwestern anzuschließen, die die verschiedenen Formen des geweihten Lebens zum Ausdruck bringen, denn ihre Berufung ist ein Geschenk für die gesamte Kirche! Die Braut Christi, eben die Kirche, verdankt einen Großteil ihrer Schönheit den unzähligen Charismen der Weihe, die der Heilige Geist im Laufe der Jahrhunderte unter den Gläubigen geweckt hat – von der Gemeinschaft der Apostel bis heute. Allein mit ihrer Gegenwart sind die geweihten Menschen ein Zeichen Christi und seines Lebensstils. In ihrem Aufruf an die Menschen, Gott und seinem Reich nichts anderes überzuordnen, sind sie für alle ein Beispiel der Großzügigkeit im Gebet und in der Hingabe für den Nächsten.

3. Das alles sehen wir in Maria von Nazaret vollkommen verwirklicht: Ihre ganz einzigartige Vereinigung mit dem menschgewordenen Wort macht sie zum Vorbild eines Lebens nach dem Evangelium: gehorsam, arm und keusch, wie Jesus es war.

Die geweihten Menschen, Männer und Frauen, haben in der seligen Jungfrau immer die Mutter ihrer Berufung gesehen und – in guten wie in schwierigen Zeiten – ihre fürsorgliche Unterstützung erfahren. Heute empfehlen wir Maria alle ihre geweihten Töchter und Söhne. Wir beten dafür, dass die Menschheit in ihrem Zeugnis für das Evangelium eine wirksame Hilfestellung finden möge, um nach dem Plan Gottes durch das neue Jahrtausend zu gehen.

Geplanter Papstbesuch im Heiligen Land

Papst Johannes Paul II. wird vom 20. bis 26. März eine Pilgerreise ins Heilige Land unternehmen. Auf dem Programm stehen Jordanien, Israel und die autonomen Palästinensergebiete, teilte der Hl. Stuhl mit. In Jordanien werde der Papst das Kloster auf dem Berg Nebo besuchen, von wo aus Moses ins Gelobte Land schaute, und im Stadion von Amman eine Messe feiern. Danach werde Johannes Paul II. in Bethlehem, Jerusalem, auf dem Berg der Seligpreisungen, in Nazaret und zum Schluss in der Grabeskirche von Jerusalem Gottesdieste feiern. Außerdem sei ein ökumenische Begegnung mit den Führern der christlichen Kirchen im Heiligen Land vorgesehen. Schließlich will der Papst die Klagemauer und die Al Aqsa-Moschee besuchen und jüdische und musli-

mische Religionsführer begrüßen. Zum politischen Teil des Programms gehören ein Treffen mit dem jordanischen König Abdallah, mit dem israelischen Staatspräsidenten Ezer Weizman, mit Palästinenserpräsident Jassir Arafat sowie mit Israels Ministerpräsident Ehuad Barak.
(OR Jan. 2000)

Vierte Auflage des „Enchiridion Indulgentiarum"

Der Großpönitentiar, William Wakefield Kardinal Baum, stellte die vierte, neu bearbeitete und bisher nur in lateinischer Sprache vorliegende Auflage des Enchiridion Indulgentiarum vor. Das Buch enthält die Ablasslehre der Kirche und regelt deren Praxis neu. Ein vollständiger Ablass kann erlangt werden, wenn man – im Zusammenhang mit Beichte, Kommunion und Gebeten nach Meinung des Heiligen Vaters – den Apostolischen Segen des Papstes an Fernsehen oder Radio aufmerksam mitverfolgt.
(OR 24.9.99)

Ausstellung in Rom: Ordenskleidung in der Geschichte

Im römischen Stadtbild von heute sind Männer und Frauen im Ordenskleid ein fester Bestandteil. Doch nur wenige wissen, dass die weißen, grauen, schwarzen, braunen oder blauen Gewänder im Laufe der Geschichte erheblichen Veränderungen unterworfen waren.
Dass selbst bei der scheinbar zeitlosen Ordenstracht gesellschaftliche Einflüsse und „modische" Trends zur Geltung kommen, belegt eindrucksvoll eine Ausstellung in der römischen Engelsburg nahe dem Vatikan.
Bis zum 31. März werden unter dem Titel „La sostanza dell'effimero" (Die Substanz des Vergänglichen) in den Räumen der einstigen päpstlichen Fluchtburg Gewänder religiöser Orden vom 4. Jahrhundert bis in die Gegenwart gezeigt. (...)
Mit dieser Ausstellung beginnt eine Serie von Ausstellungen in der Engelsburg im Zeichen des Jubiläums 2000.
(OR 21. 1. 2000)

Die Medien und die Milde

Am 24. Januar feiert die Kirche den Journalistenpatron Franz von Sales.
In unserer von den Medien bestimmten Gesellschaft haben sie zweifelsohne eine große Bedeutung: Journalisten und Redakteure vermitteln Nachrichten, die gehört, gelesen, gesehen und diskutiert werden. Deshalb trägt die schreibende Zunft maßgeblich zur Meinungsbildung in unserem Lande bei.
Um so mehr ist der Beruf des Journalisten auch ein von der Verantwortung getragenes Arbeitsfeld. Publizisten muss es letztlich bei ihrer Arbeit immer um die Wahrheit gehen. Dazu gehört es auch, Kritik zu üben. Es steht dem Journalisten somit zu, seine eigenen Überzeugungen den Nutzern seines Mediums nahezubringen. Allerdings darf es nie dazu kommen, dass Journalismus Menschen persönlich beleidigt oder gar ruiniert.
Einer, der in allem, was er tat, auch wenn er Kritik übte, stets die Würde des anderen an die erste Stelle setzte, war der Mann, der in der Katholischen Kirche Patron der Journalisten und Schriftsteller ist: der heilige Franz von Sales (1567–1622). Das Fest dieses Bischofs und Ordensgründers aus Savoyen feiert die Kirche alljährlich am 24. Januar.
Zum Journalistenpatron ernannte den Heiligen Papst Pius XI. im Jahr 1923, weil er in seiner seelsorglichen Arbeit Flugblätter einsetzte, die Zeitungen seiner Zeit.
Franz von Sales gilt als der „Heilige der Sanftmut und Milde". Zwei Grundsätze machte er sich als Seelsorger zu eigen: „Fortiter in re

– suaviter in modo", also: „deutlich in der Sache und liebenswürdig in der Art", und: „Mit einem Tropfen Honig erreicht man mehr als mit einem Fass Essig."
Franz von Sales sprach seine religiösen Überzeugungen und ethischen Vorstellungen immer deutlich aus. Dabei sparte er auch nicht an Kritik. Den Andersdenkenden als Menschen dagegen zeigte er sich immer zuvorkommend, liebenswürdig und wohlgesinnt. Dabei vertrat er als Seelsorger stets mit positiven Worten die Sache des Christentums. Die Botschaft des Glaubens sollten die Menschen aus Liebe annehmen – und nicht aus Zwang.
Die Erfahrung, dass die liebevolle Begegnung der Königsweg der Glaubensverkündigung ist, begleitete Franz von Sales sein Leben lang. Sicherlich konnte der Heilige mitunter auch recht scharfzüngig gegen seine theologischen Gegner reden. Persönliche Beleidigungen waren ihm jedoch fremd. Und im Kontakt von Mensch zu Mensch blieb Franz von Sales immer gentlemanlike und zuvorkommend.
Franz von Sales ging es immer auch um die Verkündigung eines optimistischen Christentums, eines frohmachenden Glaubens. Ihm war es immer ein Anliegen, gute Nachrichten zu verkündigen. Franz von Sales mag dafür sensibel machen, dass auch in den Gazetten, in Hörfunk und Fernsehen, gute Nachrichten ihren Platz haben. Natürlich gibt es große Not, Krieg und Naturkatastrophen in der Welt – und selbstverständlich muss die Presse auch darüber berichten. Doch auch die gute Nachricht tut dem Leser und Hörer gut – und lässt sich gut aufgemacht auch gut verkaufen.
Dies mag vielleicht auch für das Leben des Journalisten und Korrespondenten förderlich sein. Denn sicherlich lässt es sich mit einer zuversichtlichen Haltung, die Gutes und Schlechtes in der Welt erkennt und verkündet, besser und gesünder leben. Eine solche Einstellung aus christlicher Perspektive hat übrigens auch unser Journalistenpatron verkündet: „Hab' Freude im Herzen", sagt er, „denn Gott schaut auf dich in Liebe".

Raymund Fobes

Rundbrief der vier Delegierten „Pro Monialibus" der Generalminister des I. Ordens und des regulierten III. Ordens

Aus Anlass des Jubeljahres 2000

An alle Schwestern des II. Ordens des hl. Franziskus, an die Konzeptionistinnen und alle anderen franziskanischen Kontemplativen, Gruss und Segen im Herrn

Liebe Schwestern,
seit einigen Jahren treffen sich die vier Delegierten der Generalminister (OFM, OFMConv, OFMCap, TOR) zwei oder drei Mal im Jahr, um sich über ihre Arbeit auszutauschen, Anfragen von Seiten der Schwestern zu besprechen und Initiativen zu ergreifen. Wir sind gewöhnlich Gast im Generalat der Konventualen, das sehr zentral in der Nähe der Piazza Venezia mitten in Rom liegt.
Auf der Sitzung am 27. Mai 1999 haben wir beschlossen, Euch zum Jahreswechsel einen Brief zu schreiben. Es ist ja ein **besonderer Jahreswechsel:** Wir überschreiten die Schwelle vom 2. zum 3. Jahrtausend christlicher Zeitrechnung. Kein geringerer als Papst Johannes Paul II. weist unermüdlich auf die große Bedeutung dieses Jubiläums hin. Er hat dazu den Apostolischen Brief „Tertio Millenio Adveniente" geschrieben, in dem er anregte, die Jahre 1997, '98 und '99 als Vorbe-

reitung auf das große Jubiläum zu nutzen. Dies ist in vielfacher Weise geschehen. In Zeitschriften wie INFAG-Nachrichten, San Damiano, Forma Sororum, CTC, Communicación Fraterna, ICAM sowie in den Rundschreiben der einzelnen Föderationen konnten wir lesen, dass Ihr zum Jahr des Sohnes, zum Jahr des Hl. Geistes und 1999 zum Jahr des Vaters eigene Überlegungen angestellt, besondere Gebete eingeführt und Kurse gehalten habt. Ihr habt somit bewiesen, dass Ihr mit der Kirche denkt und fühlt. In Klausur lebend, atmet Ihr doch die Luft der weltweiten Kirche. Ihr geht die großen Schritte mit, welche die Kirche in der zweiten Hälfte unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts gemacht hat, und Ihr seid bereit, die Anregungen aufzunehmen, die das Konzil und einige Dokumente danach an Euch gerichtet haben; denken wir nur an Perfectae Caritatis, Vita fraterna in communitate, Vita consecrata und jüngst Verbi Sponsa.

Ein besonderes Gnadenjahr war die Feier der Wiederkehr des **800. Geburtstages der hl. Klara** im Jahr 1993/94. Die große Ordensgründerin ist aus dem Schatten des hl. Franziskus herausgetreten und strahlt in neuem Licht. In zahlreichen Veröffentlichungen wurde Klara als eigenständige, mutige Frau gerühmt, deren Rolle wir erst heute richtig einzuschätzen beginnen. Sie ist nicht nur „das Pflänzlein des seligen Vaters Franziskus", wie sie sich selbst bescheiden nennt, sondern hat umgekehrt auch Franziskus gestützt. Ihre Treue zum Ursprung brachte sie auf die Idee, vom Papst ein Privileg der Armut zu erbitten, das sie auch erhielt. Ihr Festhalten an der Armut hat gerade auch den Minderen Brüdern etwas zu sagen – bis heute.

Im Jahr 1992 begingen wir auch den **500. Todestag der hl. Beatrix von Silva,** der Gründerin des Ordens der Konzeptionistinnen. Dieses Gedenken ließ die Gemeinsamkeit zwischen diesen kontemplativen Schwestern und den Minderbrüdern bewusst werden, die in der Verehrung der Immaculata besteht und damit in der Betonung des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes.

Und in diesem Jahr 1999 begehen wir das **550. Gründungsjahr** des ersten Klosters der **Bernardinerinnen**, und im Jahr 2001 werden wir das **500. Gründungsjahr der Annuntiatinnen** durch die **hl. Johanna von Valois** begehen.

Diese Jubiläen waren und sind eine wunderbare Gelegenheit, die Komplementarität der franziskanischen Orden zu entdecken, nicht nur der Franziskaner und der Klarissen, sondern auch mit den anderen kontemplativen Schwesternorden in der weiten Franziskanischen Familie. Franz und Klara können uns eine Anregung sein: wie sie sich ergänzten und stützten, so sollen und können Franziskaner (Konventualen, Kapuziner) und kontemplative franziskanische Schwestern einander ergänzen und stützen. Was die einen mehr betonen, darf auch bei den anderen nicht fehlen: auch die Franziskaner müssen kontemplativ sein und die Welt mit den Augen Gottes betrachten, und die kontemplativen Schwestern müssen auf ihre Weise auch apostolisch sein, das heißt aus ihrer Verborgenheit ausstrahlen und ein Zufluchtsort sein für Bedrängte und Notleidende. Insofern haben beide teil an einem gemeinsamen Charisma, das von Franziskus ausgeht und in Klara erstrahlte, so dass nach einem glücklichen Wort von Johannes Paul II. beide unzertrennlich und immer gemeinsam zu lesen sind. Wir dürfen hinzufügen, dass dies auch unser Verhältnis zu den anderen kontemplativen franziskanischen Orden beflügelt und uns ihr je eigenes Charisma entdecken lässt.

Gerade was die Zusammengehörigkeit und gegenseitige Ergänzung angeht, ist noch ein **offizieller Mangel** zu beklagen. Mehrere Schwestern aus verschiedenen Nationen und neuerdings auch der ganze Rat der Föderation „Mutter Bentivoglio" in den

USA haben sich zu Recht beschwert, dass die Rundbriefe der Franziskanischen Familie von den drei Generalministern des Ersten Ordens, dem Generalminister des Regulierten Dritten Ordens der Männer (TOR), von der Präsidentin der vielen Franziskanerinnen (CFI-TOR) wie auch von der Generalministerin des Weltlichen Dritten Ordens (OFS) unterschrieben sind, aber von keiner Klarisse. Der Zweite Orden fehlt vollständig und gehört doch wesentlich zur Franziskanischen Familie! Das ist natürlich kein böser Wille der „Franziskanischen Konferenz", sondern ganz einfach die Konsequenz der Autonomie der einzelnen Klöster. Sie sind nicht zu einer internationalen Konföderation zusammengeschlossen, deren Präsidentin in einem solchen Fall unterschreiben könnte. Was viele Klarissen wünschen ist ganz schlicht eine sichtbare Präsenz und spürbare Repräsentanz auf Weltebene. Wer vertritt sie bei einer Bischofssynode über das gottgeweihte Leben? Wer ist ihre Sprecherin gegenüber der Kongregation für die Ordensleute? In einer Zeit wachsenden Selbstbewusstseins der Frauen ist nicht mehr einzusehen, dass Männer (fast ausschließlich Kleriker) die Frauen vertreten, da doch die Frauen für sich selber sprechen können. Pater John Corriveau, Generalminister der Kapuziner und turnusmäßiger Präsident der Konferenz der Generalminister des Ersten Ordens, antwortete uns Delegierten in einem Brief vom 3. Juli 1999, dass die Konferenz überhaupt keine Schwierigkeit hat, die Klarissen in der Konferenz der Franziskanischen Familie (CFF) vertreten zu sehen. Doch müssen die Klarissen selber entscheiden, wie sie in der CFF vertreten sein wollen. Hier liegt wohl eine Aufgabe für das kommende Jahrhundert: es gibt seit geraumer Zeit regionale oder nationale Föderationen wie auch nationale oder sogar kontinentale Konföderationen von Klarissen oder Klarissen-Kapuzinerinnen. Wenn in jedem Kontinent eine Konföderation bestehen wird, können die Präsidentinnen aus sich eine „Vertreterin für Rom", eine Art Generalministerin wählen, die zwar keine besonderen Rechte hat, aber wenigstens im Namen der vielen Klarissen und Kapuzinerinnen sprechen kann. Es wäre zu schauen, wie es andere monastische kontemplative Orden handhaben. Vorschläge von Eurer Seite wären dann mit der Religiosenkongregation (CIVCSVA) abzusprechen. Diese müsste sowieso die Statuten einer Welt-Föderation billigen, wie sie schon die Statuten der Konföderationen in Frankreich und Amerika gebilligt hat, und zwar umgehend und ohne Einwände.

Eine weitere wichtigere Herausforderung für das neue Jahrtausend ist die **internationale Solidarität.** Immer wieder gelangen Bittgesuche an unsere Generalkurien in Rom, in denen ein Kloster oder eine Föderation um Zuschuss bittet für einen Neubau, eine Renovation oder für die Ausbildung von Schwestern. Soweit es in unseren Möglichkeiten steht, hilft der Erste Orden dem Zweiten. Wir möchten an dieser Stelle aber doch bemerken, dass uns einige Projekte recht kurzsichtig oder fragwürdig erscheinen. Da bittet eine kleine Gemeinschaft um Beihilfe für die Erneuerung ihres großen Klosters. Hier stellt sich die Frage: Soll man leerstehende Zellen erneuern, ein Kloster renovieren, das keine Zukunft hat? Man gibt sich noch vielen Illusionen hin, statt die Zeichen der Zeit zu erkennen und entsprechend zu handeln. Man scheut die Reduzierung und das Zusammengehen. In einer Föderation ist in den letzten 20 Jahren die Zahl der Schwestern um 200 zurückgegangen, die Zahl der Klöster aber gleich geblieben. Das ist eine heikle Situation: kleine Gemeinschaften in großen Klöstern. Hier sind mutige Schritte gefragt. Die Föderationen wurden von der Kirche gewünscht, damit man einander hilft. Das heißt auch, dass man in Ländern mit wenigen Neueintritten Ge-

meinschaften zusammenführt, Gebäude verkauft und mit dem Erlös Mitschwestern zu Hilfe kommt, die anderswo Not leiden. Erdbeben, Orkane, Überschwemmungen haben in letzter Zeit auch kontemplative Klöster getroffen, von der Not einfacher Leute darum herum ganz zu schweigen. Wir möchten um noch mehr Solidarität unter den Klöstern innerhalb einer Föderation und der Föderationen untereinander bitten.

Wir wissen auch, dass bei allem schmerzlichen Abbau an vielen Orten ein Umbau geschieht, das heißt die Gemeinschaft stellt sich und ihr Gebäude auf die gewandelten Verhältnisse um. Sehr erfreulich ist weltweit gleichzeitig ein Aufbau zu verzeichnen, wie leicht an den vielen Neugründungen zu erkennen ist. Auch dies gibt Hoffnung, mutig den Schritt ins neue Jahrtausend zu wagen.

Die Bitte um mehr internationale Solidarität wagen wir, weil wir um die **große Solidarität im Kleinen** wissen. Bei unseren Besuchen erleben wir immer wieder, wie junge Schwestern alte liebevoll begleiten, stützen und betreuen; wie ältere geduldig die jüngeren annehmen, anhören und zu eigenen Wegen ermutigen. Die schwesterliche Liebe hat wirklich in vielen Klöstern ein schönes Zuhause; auf kleinem Raum kann sich eine große Liebe entfalten.

Ähnliches gilt für das **persönliche und gemeinsame Gebet.** Es steht überall an erster Stelle. Die Liturgie wurde nach dem II. Vaticanum lebendiger, abwechslungsreicher und vor allem verständlicher durch die Einführung der Volkssprache. Dabei dürfen, ja sollen aber auch ruhig einige klassische lateinische Gesänge weiterbestehen wie Gloria, Credo, Sanctus und Pater noster, Hymnen und marianische Antiphonen. Sie bilden einen gemeinsamen Schatz, der uns untereinander in der lateinischen Kirche eint und mit vielen Generationen vor uns verbindet. Franziskus und Klara und all die vielen bisher selig- oder heiliggesprochenen Schwestern und Brüder haben aus der lateinischen Liturgie gelebt.

Der Heilige Vater hat schon bei vielen Gelegenheiten für das Gebet der in Klausur lebenden Schwestern gedankt. Er zählt auf Euren geistlichen Beistand. Darum hat er ja auch im Vatikan das Kloster „Mater ecclesiae" (Mutter der Kirche) eingerichtet. In ihm hatten als erste die Klarissen die Ehre, das weltweite Wirken des Vatikans durch ihr Beten und die apostolischen Reisen des Papstes durch ihr Bleiben am Ort zu unterstützen. Nach fünf Jahren sind die Klarissen nun durch Karmelitinnen abgelöst worden; nach wiederum fünf Jahren werden andere kontemplative Schwestern an die Reihe kommen. So wird das Wort der neuen Kirchenlehrerin, der Hl. Therese vom Kinde Jesu, ganz konkret und augenfällig. „Ich will im Herzen der Kirche die Liebe sein."

Wie der Heilige Vater so danken auch wir Delegierte der Generalminister in deren Namen und sicher auch im Namen vieler Brüder Euch, liebe Schwestern, für Euer treues Beten und Euer stilles Dasein, für Eure Opfer in Krankheit und gegenseitigem Ertragen und Eure Arbeit im Verborgenen. Ihr lebt das **Geheimnis der Menschwerdung** (Mysterium incarnationis), das sich in der Stille von Betlehem und in der unscheinbaren Arbeit von Nazareth vollzog. Ihr ahmt die Demut Gottes nach, der noch heute täglich herabsteigt auf den Altar und in den unscheinbaren Gestalten von Brot und Wein bei uns bleibt bis zum Ende der Zeit, wie Franziskus in seiner ersten Ermahnung bekennt.

Ihr seid in Eurer Zurückgezogenheit und liebenden Gemeinschaft Zeugen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe für das anbrechende Jahrtausend. Mit Christus ist Euer Leben geborgen und verborgen in Gott (vgl. Kol 3,3) und überdauert darum alle Zeiten.

Franziskus und Klara haben ihre Brüder und Schwestern zum Abschied gesegnet und griffen dabei auf den uralten Segen Aarons zurück. Mit demselben biblischen Segen möchten wir Euch ins Dritte Jahrtausend begleiten:

**Der Herr segne Euch und behüte Euch,
der Herr zeige Euch sein Angesicht
und erbarme sich Euer,
der Herr wende Euch sein Antlitz zu
und schenke Euch Frieden.**

Rom, den 29. November 1999,
am Fest Allerheiligen
des Seraphischen Ordens

P. Herbert Schneider OFM
P. Leonhard Lehmann OFMCap
P. Elias M. Bruson OFMConv
P. José Angulo Quilis TOR
Delegierte der Generalminister

Mission

Im vergangenen Jahr weltweit 31 Missionare ermordet

Im Jahr 1999 sind nach Angaben des internationalen Missionsnachrichtendienstes „Fides" 31 katholische Missionare ermordet worden. Darunter seien 17 Priester, acht Ordensfrauen von drei verschiedenen Kongregationen, vier Seminaristen und zwei Katecheten gewesen. Die meisten von ihnen (15) hätten ihr Leben in Afrika verloren, davon sechs in Angola, drei in Sierra Leone, je zwei in Burundi und der Demokratischen Republik Kongo sowie je einer in Guinea und in Südafrika. Zehn katholische Missionare fanden in Asien den Tod, darunter neun in Osttimor und einer in Indien.
Auf dem amerikanischen Kontinent wurden 1999 sechs Missionsmitglieder umgebracht: vier in Kolumbien und je einer in Ecuador und in der Dominikanischen Republik. Elf der Ermordeten stammten aus Asien, zehn Missionare kommen ursprünglich aus Afrika, fünf aus Kolumbien und fünf aus Europa; darunter ist als einziger Deutscher der Jesuitenpater Karl Albrecht, der am 11. September bei den Unruhen in Osttimor ums Leben kam
(OR Jan. 00)

Plakette der Anerkennung

Manila/Philippinen. P. Dr. Franz Josef Eilers SVD, seit 15 Jahren auf den Philippinen tätig als Professor für Kommunikation und als Leiter der Kommission für Kommunikation der ostasiatischen Bischofskonferenzen, verlieh die staatliche Universität der Philippinen in Los Banos die „Plakette der Anerkennung". Damit wurden seine Verdienste auf dem Gebiet der Kommunikationswissenschaft gewürdigt und seine Bemühungen bei der Heranbildung vieler Kommunikationswissenschaftler, darunter zahlreiche Priester. Durch seine Publikationen über interkulturelle Kommunikation trug P. Eilers auch zu einem besseren Verständnis zwischen verschiedenen Völkern und Kulturen bei.
(steyl aktuell 18/2000)

Vatikanvertreter besuchten Nordkorea

Zwei hochrangige Vertreter des Vatikan haben nach Angaben südkoreanischer Regierungsvertreter das kommunistische Nordkorea besucht. Dabei haben sie Lebensmittel im Wert von umgerechnet rund 400.000 Mark für die von einer Hungersnot heimgesuchten Menschen geliefert. Die Repräsentanten des vatikanischen Staatssekretariats haben die nordkoreanische Regierung ferner um Erlaubnis gebeten, dass der Vatikan katholische Priester ins Land senden könne. Derzeit ist kein einziger katholischer

Geistlicher in Nordkorea. Schätzungen zufolge gibt es etwa 800 Katholiken im Land. (missio)

Ökumene

Anlässlich der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre der beiden christlichen Kirchen, die am 31. Oktober 1999 in Augsburg von Bischof Christian Krause, Präsident des Lutherischen Weltbundes, und Kardinal Edward Idris Cassidy, Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, unterzeichnet wurde, drückte der Papst nach dem Angelusgebet am 31. Oktober 99 auf dem Petersplatz in Rom seine Dankbarkeit und Zuversicht aus, dass mit dieser gegenseitigen Annäherung ein Meilenstein auf dem Weg zur Einheit gesetzt worden sei.

Liebe Brüder und Schwestern!
1. In Augsburg in Deutschland findet heute, und zu eben dieser Stunde, ein Ereignis von großer Bedeutung statt. Die Vertreter der katholischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes unterzeichnen eine „Gemeinsame Erklärung" über eines der Hauptargumente, die Katholiken und Lutheraner in Gegensatz zueinander gebracht haben: die Lehre über die Rechtfertigung durch den Glauben.
Es handelt sich um einen Meilenstein auf dem nicht leichten Weg zur Wiederherstellung der vollen Einheit zwischen den Christen, und es ist ganz bezeichnend, dass er gerade in der Stadt gesetzt wird, in der im Jahre 1530 durch die „Confessio Augustana" eine entscheidende Seite der lutherischen Reform geschrieben wurde.
Dieses Dokument bildet eine sichere Basis für die Fortsetzung der theologischen ökumenischen Forschung und auch, um den noch darin verbleibenden Schwierigkeiten mit mehr begründeter Hoffnung auf eine zukünftige Lösung zu begegnen. Es ist ebenso ein wertvoller Beitrag zur Reinigung der geschichtlichen Erinnerung und zum gemeinsamen Zeugnis.
2. Ich möchte dem Herrn danken für dieses Zwischenziel auf dem schwierigen Weg, der aber auch so reich war an Freude, an Übereinstimmung und an Gemeinschaft zwischen den Christen. Es gibt bedeutsam Antwort auf den Willen Christi, der vor seinem Leiden den Vater darum bat, dass seine Jünger e i n s seien (vgl. Joh 17,11).
Ein Grund zur Dankbarkeit ist auch die Tatsache, dass es gerade an der Schwelle des Jahres Zweitausend zu diesem tröstlichen Zeichen kommt, so dass die Christen zum Großen Jubiläum „wenn schon nicht in völliger Einheit, so wenigstens in der Zuversicht in Erscheinung treten können, der Überwindung der Spaltungen des zweiten Jahrtausends viel näher zu sein" (vgl. Tertio millennio adveniente, 34).
Dankbar gedenke ich aller, die dafür gebetet und gearbeitet haben, dass diese gemeinsame Erklärung möglich wurde. Zugleich hebe ich mit Freude hervor, dass an der kürzlich beendeten Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa auch Bruderdelegierte der anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften teilgenommen haben. Diese Versammlung zählte den ökumenischen Weg zu den Hoffnungszeichen für einen Kontinent, der den größten Teil der Uneinigkeiten unter den Christen hervorgerufen und noch sehr unter deren Folgen zu leiden hat.
3. Ich lade alle ein zu erneutem betenden und tätigen Vertrauen auf den Heiligen Geist, „der uns von den Gespenstern der Vergangenheit und den schmerzlichen Erinnerungen der Trennung abzubringen vermag. Er kann uns Klarheit, Kraft und Mut verleihen, um die nötigen Schritte zu unternehmen, so dass unser Engagement immer glaubwürdiger wird" (Ut unum sint, 102).

Die Christen kennen das Wort des Engels an Maria am Tag der Verkündigung: „Für Gott ist nichts unmöglich" (Lk 1,37). Ihre Hoffnung auf die volle Einheit stützt sich auf die Macht Gottes.
Vertrauen wir den ökumenischen Weg der mütterlichen Fürsprache der heiligen Jungfrau an. Sie ist das erhabene Vorbild der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt. Sie, die vor nunmehr zweitausend Jahren das menschgewordene Wort zur Welt gebracht hat, möge alle Glaubenden zu Ihm führen, dem „wahren Licht, das jeden Menschen erleuchtet" (vgl. Joh 1,9).
OR 5/11/99

Aus dem Bereich der Ordensobernvereinigungen

1. Terminveränderung „Curriculum für Leitungsverantwortliche in kirchlichen Einrichtungen":
   Aufgrund der Erkrankung des für den theologischen Bereich zuständigen P. Prof. Dr. Heribert Niederschlag SAC ist der Studienbeginn des 1. Semesters auf den 27. März 2000 verlegt worden. Das Curriculum für Leitungsverantwortliche in kirchlichen Einrichtungen wird in Kooperation zwischen dem Institut der Orden in Mannheim und der Theologisch-Philosophischen Hochschule in Vallendar getragen.

2. Das „Forum der Orden" hat zu einem vorpfingstlichen Treffen ins Heinrich-Pesch-Haus nach Ludwigshafen eingeladen. Die Begegnung der Ordensleute steht unter dem Thema „Dem Leben verpflichtet" und findet vom 12. bis 14. Mai 2000 statt. Es geht u.a. um eine Standortbestimmung der Ordenschristen für die kommenden Jahre, inwiefern sie ihren Beitrag zum Schutz des Lebens leisten können.

3. Jubiläum des geweihten Lebens (2. Februar 2000):
   Für die Feier des Jubiläums des gottgeweihten Lebens am 2. Februar 2000 und für das vorausgehende Triduum hat die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens eine Hilfe mit dem Titel „Das geweihte Leben in der Kirche, Zeugnis für Christus. Gestern – Heute – Immer" herausgegeben. Der Text „Jubiläum des geweihten Lebens" ist in die Internet-Seiten des Vatikans aufgenommen worden und findet sich unter den Adressen: http.//www.vatican.va und http://www.jubil2000.org. Außerdem erscheint er in der Schriftenreihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls" als Druckschrift Nr. 143.

4. Herbstsitzung des VDO-Vorstandes und der ADOV
   Vom 21.11. bis 24.11.1999 tagten zunächst der VDO-Vorstand und dann die Vorstände der drei Ordensobern-Vereinigungen VDO, VOD und VOB gemeinsam im Rahmen der ADOV (Arbeitsgemeinschaft Deutscher Ordensobern-Vereinigungen) in der Abtei Sayn bei Bendorf. Der VDO-Vorstand beschäftigte sich nach einem Rückblick auf die Mitgliederversammlung und die daraus zu ziehenden Konsequenzen insbesondere mit den Ergebnissen der bisherigen vier Klausurtage mit Herrn Dipl. Psych. Harald Esser und beriet über die sich daraus ergebenden weiteren Schritte zur Fortentwicklung der VDO. Ein halber Tag stand zur Verfügung, um mit Vertretern der Medien Dienstleistung GmbH (MDG) München über die im Sommer durchgeführte große Umfrage zum Marketing-Konzept der VDO zu sprechen und daraus konkrete Vorhaben und Beschlüsse abzuleiten.
   Bei den gemeinsamen Beratungen der Vorstände von VDO, VOD und VOB ging es zunächst um die Veränderungen der ge-

meinsam herausgegebenen Zeitschrift Ordenskorrespondenz, sowie um die Bestellung eines neuen Schriftleiters und Redaktionsbeirates. Weitere Themen waren „Orden und kirchliches Arbeitsrecht", Katholikentag 2000 in Hamburg, UCESM-Generalversammlung 2000 usw.

5. Ausschreibung des Paul-Nordhues-Caritaspreises 2002
Der Beirat der „Paul-Nordhues-Caritaspreisstiftung" hat für den Zeitraum 1999/2002 folgendes Thema zur wissenschaftlichen Bearbeitung ausgeschrieben: „Von der diakonievergessenen zur diakonischen Gemeinde." Ökumenisches Projekt an der Schnittstelle von Caritas und Gemeinde. Der Preis ist mit ca. 5.000 DM oder ca. 2.500 Euro dotiert. Eventuelle An- und Rückfragen sind zu richten an: Prof. Dr. Erich Garhammer, Kamp 6, D-33098 Paderborn.

6. Alt werden in Ordensgemeinschaften
Die österreichische Superiorenkonferenz und das Bildungshaus St. Virgil in Salzburg veranstalten am 29./30. März 2000 in Salzburg eine Tagung, die sich mit dem Thema „Alt werden in Ordensgemeinschaften" beschäftigen wird. Referenten sind Sr. Dr. Fidelis Steininger OSU (Steiermark), Dipl. Psych. Dr. Ruthard Ott (Recollectiohaus Münsterschwarzach), Sr. Dr. Liliane Juchli (Zürich). Modelle und Initiativen werden vorgestellt durch Sr. Franziska Künzl (Untermachtal), P. Ferdinand Hamma SJ (Unterhaching) und P. Ton Zwart MSC (Tilburg/NL). Information und Anmeldung: Bildungshaus St. Virgil, Ernst-Grein-Str. 14, A-5026 Salzburg.

7. Handbuch des Vermögensrechts der Katholischen Kirche
Das im Pustet-Verlag erschienene „Handbuch des Vermögensrechts der Katholischen Kirche" enthält nach Auskunft des Mitautors Prof. DDr. Helmuth Pree (Ordinarius für Kirchenrecht an der Universität Passau) „die ausführlichste Darstellung des Vermögensrechts der Ordensgemeinschaften im deutschen Sprachraum" sowie das aktualisierte „Verzeichnis der Ordensgemeinschaften und Klöster in Bayern und ihre Rechtsformen". Neben allgemeinen Grundregeln befassen sich die Hauptteile des Handbuchs mit Fragen des Vermögenserwerbs und der Vermögensverwaltung, mit Rechtsgeschäften über Kirchenvermögen und dem Vermögensrecht einzelner kirchlicher Rechtsträger bzw. Vermögensmassen (hier werden auch die Ordensgemeinschaften ausführlich behandelt) und schließlich mit dem kirchlichen Dienst-, Arbeits- und Besoldungsrecht.
Das Handbuch hat einen Umfang von 944 Seiten und kostet im Buchhandel DM 198,00.

8. Europa und die Ordensleute
Sr. Cäcilia Höffmann und Sr. Roswitha Wanke nahmen an der UCESM-Generalversammlung vom 6.–12.12.99 in Dubrovnik teil. Die Union der Ordensobern-Konferenzen Europas (UCESM) bietet vom 26.2. bis 3.3.2000 in der Nähe von Brüssel einen internationalen Lehrgang zum Thema „Das Projekt Europa und die Ordensleute" an, der sich schwerpunktmäßig beschäftigen wird mit den Bereichen Kulturen und Religionen, Wirtschaft und soziale Herausforderung, Politik und Institution. Zum Tagungsprogramm gehört auch ein Besuch bei europäischen Institutionen in Brüssel und die Begegnung mit Entscheidungsträgern.

9. Hilfen zur Gestaltung der monatlichen Gebetstage für geistliche Berufe
Das Zentrum für Berufungspastoral in Freiburg hat auch für das Jubiläumsjahr 2000 Hilfen zur Gestaltung der monatlichen Gebetstage für geistliche Berufe herausgegeben. Sie können direkt dort unter

folgender Adresse bestellt werden: Zentrum für Berufungspastoral, Schoferstr. 1, 79098 Freiburg. Das Informationszentrum der Kirche teilte uns mit, dass die im Vorjahr erfolgten Bestellungen gezeigt hätten, dass gerade im Ordensbereich Interesse an diesen Medien besteht.

10. Schreiben an Kardinal Ratzinger in Angelegenheit „Schwangerschaftskonfliktberatung"
Die frühere Präsidentin des Sozialdienstes Katholischer Frauen hat sich mit der Bitte an die Vereinigungen gewandt, ihr für ein Gespräch bei Kardinal Ratzinger, das am 8.11.99 stattgefunden hat, eine Stellungnahme der Ordensoberinnen zu diesem Thema zu übermitteln. Am 3.11.99 haben sich die Vorsitzenden von VOD und VDO sowie die Mitglieder der VDO-Kommission Pastorale Grundfragen in getrennten Schreiben an Kardinal Ratzinger gewandt und ihm die Sorge von Ordensoberinnen und Ordensobern hinsichtlich der Rolle der Kirche in der Frage des Verbleibs oder Ausstiegs kirchlicher Beratungsstellen aus der Schwangerschaftskonfliktberatung in Deutschland vorgetragen.

11. Kontaktgespräch zwischen Vertretern der Ordensobern-Vereinigungen und der Deutschen Bischofskonferenz am 2.12.99
Folgende Punkte standen bei diesem Gespräch im Mittelpunkt:
- ◆ Bericht über aktuelle Entwicklungen im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz
- ◆ Herausforderungen der Katholischen Kirche in Deutschland nach den Auseinandersetzungen um die Schwangerschaftskonfliktberatung (insbesondere im Blick auf die Glaubwürdigkeit)
- ◆ Probleme mit der Erteilung von Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen für ausländische Ordensangehörige –Initiativen der Orden und Lösungsvorschläge im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz
- ◆ Bericht über die zweite Sonderversammlung für Europa – die Rolle der Vertreter der Ordensgemeinschaften bei der Europasynode
- ◆ Berichte aus den Vereinigungen (VOD/VDO)
- ◆ Zusammenarbeit zwischen Ordensmitgliedern und LaienmitarbeiterInnen in ordenseigenen Einrichtungen

12. Seelsorge via Internet
Die Ordensgemeinschaften in Deutschland wollen in der Seelsorge verstärkt auf moderne Kommunikationswege setzen. Unter den rund 42500 Ordensfrauen und -männern, die in der Bundesrepublik in mehr als 3600 Klöstern wirken, wird dabei zunehmend das Internet genutzt.
Sie wollen vor allem Menschen erreichen, die der Kirche fern stehen und dennoch für religiöse Fragen offen sind. Innerhalb der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) hat sich inzwischen eine Mediengruppe etabliert, die sich „Audio Visueller Ordenstreff", kurz AVO, nennt. In diesem Zusammenschluss wird gegenwärtig darüber nachgedacht, wie auf den bereits bestehenden Web-Seiten www.orden.de und www.seelsorge.de die wachsende Zahl klösterlicher Internet-Präsentationen gebündelt werden kann. Diese Thematik habe im Mittelpunkt der AVO-Jahrestagung Anfang November in Vierzehnheiligen gestanden, teilte Schwester M. Bartholomäa Janßen mit. Manfred Lay, Leiter der in Frankfurt ansässigen Katholischen Glaubensinformation (KGI), erläuterte vor den Tagungsteilnehmern, wie sich seine vor 35 Jahren gegründete „Kontaktstelle für Kirchen-Fernstehende" erfolgreich des Internets bedient. (...) Die Internet-Seelsorge der KGI wird monatlich rund 30.000 mal mit einer durchschnittlichen Verweildauer von zwölf bis 15 Minuten besucht, was in der Branche als ein überdurchschnittlicher Wert gilt. Etwa 700 Abrufe pro Tag

registriert Lay für den spirituellen Tagesimpuls, 2200 Benutzer klicken sich monatlich in die KGI-Meditations-Kapelle ein, im Oktober dieses Jahres zählte die Frankfurter Zentrale mehr als 7500 Abrufe allein in der Sparte Meditation. Karsten Henning von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz ermunterte die Ordensgemeinschaften, die Möglichkeiten der Internet-Seelsorge zielstrebig auszuweiten. Weil es in Deutschland mehr als elf Millionen Online-Nutzer gibt, steigt nach Erfahrungen Hennings die Zahl der Menschen, die aus ernsthaften Lebens- und Beziehungskrisen heraus über E-Mail um seelsorgerlichen Rat nachsuchen. (Tagespost, 30.11.99)

13. Jahrestagung 2000 der AGJPO
Die Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO) lädt zur Jahrestagung 2000 vom 13. bis 16. Mai ins Pallottihaus nach Olpe am Biggesee ein. Die Tagung steht unter dem Thema „Glauben, was keiner versteht – Religion und Religiosität Jugendlicher entdecken". Referenten sind Prof. Dr. Werner Tscheetzsch (früher Leiter der Akademie für Jugendfragen, heute Professor für Religionspädagogik an der Uni Freiburg) und Tim Klotzek, Redakteur des Jugendmagazins „jetzt" der Süddeutschen Zeitung. Eingeladen sind neben den Beauftragten für die Jugendpastoral der einzelnen Ordensgemeinschaften auch die passiven Mitglieder der AGJPO und interessierte Gäste.

14. Steuer- und sozialversicherungsrechtliche Grundkurse im Jahr 2000
An den von Steuerberater Br. Stephan Veith OSB und Generalsekretär P. Wolfgang Schumacher O.Carm. nun im siebten Jahr angebotenen Grundkursen zum Steuer- und Sozialversicherungsrecht haben in bisher 13 Veranstaltungen inzwischen fast 500 Personen teilgenommen. Diese Fachtagungen im Gästehaus der Benediktinerabtei Münsterschwarzach entwickelten sich immer mehr zum Dauerbrenner mit hoher Nachfrage.
Der Januarkurs dieses Jahr war mit 31 Teilnehmerinnen und Teilnehmern nicht ganz ausgebucht. Für den zweiten Kurs in diesem Jahr (4.–7. September) sind bereits 10 Anmeldungen eingegangen. Mit weiteren Anmeldungen wird gerechnet. Der Grundkurs wendet sich an alle Ordensleute und Angestellte, die im Bereich der Ordens- und Klosterverwaltung tätig sind. Im kommenden Jahr 2001 wird aller Voraussicht nach kein weiterer Grundkurs angeboten.

Personalnachrichten

1. Neue OrdensoberInnen:

Benediktinerinnenabtei St. Erentraud
Kellenried
Neue Äbtissin:
Sr. Maria Regina Kuhn OSB

Schwestern der Hl. Elisabeth Aachen
Neue Generaloberin:
Sr. M. Regina Rollinger

Dillinger Franziskanerinnen
Neue Generaloberin:
Sr. Ann Marie Friedrich

St. Josefskongregation Ursberg
Neue Generaloberin:
Sr. M. Gunda Gruber

Klarissen-Kapuzinerinnen Mainz
Neue Äbtissin:
Sr. M. Theresia Hüter

Cistercienserinnen Landshut
Neue Äbtissin:
Sr. M. Petra Articus

Beim ordentlichen Provinzkapitel der Franziskaner-Minoriten wurde am 13. Januar 2000 im Kloster Schwarzenberg P. Engelbert Otte OFM Conv zum neuen Provinzial gewählt. Er ist Nachfolger von P. Josef Fischer OFM Conv, der seit 1994 zunächst als Provinzvikar und ab 1995 als Provinzial die deutsche Provinz St. Elisabeth der Franziskaner-Minoriten geleitet hat.

2. Berufungen und Ernennungen:

Der Papst ernannte am 9.12.99 zum Weihbischof von Paderborn: Prälat Hans-Josef Becker vom Klerus der Erzdiözese, bisher Leiter der Abteilung Pastorales Personal der Erzdiözese, mit Zuweisung des Titularbischofssitzes von Vina.
(OR; 17.12.99)

Johannes Paul II, ernannte den deutschen Erzbischof Georg Zur (69) zum neuen Vertreter des Heiligen Stuhls in Moskau. Erzbischof Zur gehört zu den erfahrensten Diplomaten im Vatikan. Der aus Görlitz stammende Apostolische Nuntius übernimmt damit die Leitung einer wichtigen diplomatischen Vertretung des Hl. Stuhls.
(OR 4.2.2000)

In einem Schreiben vom 16.12.1999 teilte der Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld dem Generalsekretariat der VDO mit, dass der hochwürdigste Herr Militärbischof, Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba, mit Wirkung vom 1.1.2000 Herrn Militärdekan Pater Josef Dohmen SVD, Katholischer Standortpfarrer Mayen, mit der Aufgabe der Prokuratur für die in der Militärseelsorge tätigen Ordensleute betraut hat. Pater Dohmen löst damit den bisherigen Prokurator, Pater Reinhold Porten OMI, ab.

Der Provinzial der Niederländischen Provinz der Eucharistiner, P. Harrie Verhoeven SSS, hat P. Arnold Teunissen SSS zu seinem Delegaten für die in Deutschland liegenden Klöster seiner Provinz bestimmt. Pater Teunissen hat seinen Sitz in Düren und ist Mitglied des Provinzrates der Niederländischen Provinz. Von 1969 bis 1978 war er Provinzial der Deutschen Provinz der Eucharistiner, die zum 30.11.1998 aufgelöst und in die niederländische Provinz integriert worden ist. In seiner Funktion als Delegat des Provinzials gehört P. Teunissen der VDO seit Jahresbeginn 2000 als assoziiertes Mitglied an.

3. Festtage:

Pater Prof. Dr. Johann Füllenbach SVD, geboren in Neustadt/Wied, vollendet am 15. Februar sein 65. Lebensjahr. Nach seinem Eintritt in die Gesellschaft des Göttlichen Wortes im Jahre 1958 studierte er in Sankt Augustin und wurde 1964 zum Priester geweiht. Nach dem Studium an der Gregoriana in Rom erwarb er das Lizentiat in Theologie, später das Doktorat an der „Catholic University of Washington". Zwölf Jahre lang war er Direktor des „Renewal Center" der SVD in Nemi bei Rom. Heute ist Pater Füllenbach als Professor für Fundamentaltheologie an der Gregoriana, am Institut „Regina Mundi" und am „Beda-College" in Rom tätig. Zur Zeit hält er Gastvorlesungen über Ekklesiologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der SVD in Sankt Augustin. Bedeutsam ist sein Wirken als Konsultor des Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen.
(OR 4.2.2000)

4. Heimgang:

Der Theologe und Wegbereiter des „Holländischen Erwachsenenkatechismus", der Jesuit Piet Schoonenberg, ist am 30. September 1999 im 88. Lebensjahr gestorben. Der 1911 in Amsterdam geborene Schoonenberg trat 1932 in den Jesuitenorden ein und wurde 1939 zum Priester geweiht. Seit 1941 war er Theologieprofessor in Maastricht und unterrichtete später in Nijmegen als Professor

für Dogmatik. Zahlreiche Gastvorlesungen machten ihn international bekannt. Seit 1989 besteht an der Bibliothek der theologischen Fakultät im belgischen Löwen ein eigenes Schoonenberg-Archiv.
Zu den wichtigsten Veröffentlichungen zählen sein vierbändiges Werk „Der Glaube unserer Taufe", „Gottes werdende Welt" und „Ein Gott der Menschen": In dem letztgenannten Werk beschritt er neue Wege theologischen Denkens, was ihm Ende der siebziger Jahre scharfe Vorwürfe vatikanischer Theologen einbrachte. Im Unterschied zu Fachkollegen hat sich Schoonenberg gegen massive Vorwürfe nicht gewehrt, auch dann nicht, als sein Orden unter vatikanischem Druck sein letztes Buch „Der Geist, das Wort und der Sohn. Theologische Überlegungen über die Geist-Christologie, Logos-Christologie und Dreifaltigkeitslehre" zunächst verhindern wollte.
(Ordensnachrichten)

Paolo Kardinal Dezza SJ ist am 17. Dezember 1999 verstorben. Am 13. Dezember 1901 in Parma/Italien geboren, empfing er am 25. März 1928 die Priesterweihe. Von 1981–1983 war er als persönlicher Delegat von Johannes Paul II. in der Leitung der Gesellschaft Jesu tätig. Am 28. Juni 1991 berief ihn Johannes Paul II. ins Kardinalskollegium. Der Jesuitenpater Dezza, langjähriger Beichtvater von Paul VI. und Johannes Paul I., hat auch nach seiner Erhebung zum Kardinal nicht die Bischofsweihe empfangen. Seine römische Titelkirche war „S. Ignazio di Loyola a Campo Marzio".
(OR 24.12.99)

Heinz Schürmann, früherer Erfurter Lehrstuhlinhaber für Exegese des Neuen Testaments, ist am 11. Dezember 1999 im Alter von 87 Jahren gestorben. Schürmann war einer der bekanntesten Vertreter seines Faches im deutschen Sprachraum. Er veröffentlichte mehr als 200 Bücher und Aufsätze zu bibelwissenschaftlichen Fragen und war Berater des Zweiten Vatikanischen Konzils, der Päpstlichen Bibelkommission und Mitglied der Internationalen Theologenkommission. Jahrzehntelange Lehr- und Forschertätigkeit haben Schürmann in der Diasporasituation auch spirituell stark geprägt. Sein letztes Buch enthält Abhandlungen sowie Predigten und Vorträge zur priesterlichen Existenz in der Welt von heute und morgen. Es bietet ausgezeichnete Grundlagen für eine zukunftsorientierte Seelsorge für Seelsorger.
Heinz Schürmann, Im Knechtsdienst Christi. Zur weltpriesterlichen Existenz, hg. v. Klaus Scholtissek, Bonifatius-Verlag, Paderborn 1998.
(OR 14.12.99)

Präsident der „Pro-Oriente"-Stiftung Stirnemann verstorben

Wien. Der Präsident der Wiener ökumenischen Stiftung „Pro Oriente", Alfred Stirnemann, ist am 25. Januar in Wien im 61. Lebensjahr gestorben. Der Gründer der Stiftung „Pro Oriente", Franz Kardinal König, hatte Stirnemann noch kurz vor dessen Tod besucht.
Bereits ein Jahr nach der Gründung von „Pro Oriente" hatte Stirnemann 1965 das Generalsekretariat der Stiftung übernommen. Seit 1993 war er Präsident der Stiftung.
In seinem Einsatz für die Verständigung mit den orthodoxen bzw. altorientalischen Kirchen war Stirnemann ein geschätzter Gesprächspartner und Mann des Vertrauens vieler östlicher Kirchenführer. 1992 zeichnete ihn das Päpstliche Orientalische Institut in Rom mit dem „Preis für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Ökumene" aus.
Der Vorsitzende des „Pro Oriente"-Kuratoriums, Christoph Kardinal Schönborn, sagte, Stirnemann sei eine Säule

der ökumenischen Stiftung gewesen, die „das Herzensanliegen von Kardinal König war und ist".
Der Wiener Erzbischof informierte unmittelbar Repräsentanten der vatikanischen Kurie wie die Kardinäle Ratzinger und Silvestrini sowie den Sekretär des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Bischof Walter Kasper, über den Tod von Stirnemann. In den Reaktionen sei die hohe römische Wertschätzung für die Tätigkeit von „Pro Oriente" zum Ausdruck gekommen, unterstrich Kardinal Schönborn.
Kardinal König würdigte Stirnemann als jenen Mann, „der wie kein anderer mit ‚Pro Oriente' und seiner Geschichte verbunden ist". Kein anderer habe über ein solches Maß an Sachkenntnis verfügt und so viele Kontakte im Bereich der Ostkirchen gepflegt. Er habe dabei von seiten der Vertreter der Ostkirchen viel Vertrauen genossen, „weil ihm Ökumene ein großes Anliegen war" und ihm die ökumenische Arbeit gerade in seinen letzten Jahren zum „Lebensinhalt" wurde, so Franz Kardinal König.
OR 4.2.00

Aus den Ordensverbänden

1. Dominikanerinnen

Das erste Treffen von Dominikanerinnen auf europäischer Ebene fand vom 15.–17. Oktober 1999 in Herne/Belgien statt. Im dortigen Dominikanerinnenkloster trafen sich Vertreterinnen aus 15 Ländern, um sich über ihren gemeinsamen Auftrag und ihre Sendung auszutauschen. Teilnehmerin für Deutschland war Schwester Hanna Remke aus dem Kloster Schlehdorf. Im Vergleich zu den vier anderen Kontinenten sind in Europa die Dominikanerinnen mit 13000 Schwestern am stärksten vertreten. Historisch ist das aus der Gründung des Ordens durch den Heiligen Dominikus her verständlich, der in Spanien und Frankreich lebte und wirkte.
Ziel des Treffens war es, die Einheit der Predigerschwestern in Europa zu festigen und Verständnis für die je eigenen Anforderungen an die Seelsorge in den einzelnen Ländern herauszuarbeiten. In drei Sprachgruppen überlegten die Dominikanerinnen, wie sie ihre Kommunikation verbessern und ihre bestehenden Verbindungen ausbauen könnten. Als Schwerpunkte erarbeiteten sie drei Ziele: Verbesserung des Austauschs untereinander, Förderung der Sprachausbildung und Vertiefung der Aufmerksamkeit für Osteuropa. Der Name des Zusammenschlusses europäischer Dominikanerinnen ist von nun an DES, die Abkürzung für Dominican European Sisters. Bei einem Treffen der Internationalen Dominikanischen Familie im Oktober 2000 in Manila planen die Schwestern mit acht Vertreterinnen aus Zentral- und Osteuropa teilzunehmen. (kontinente)

2. Missionsärztliche Schwestern

Für ihr Engagement im Osten von Berlin erhielt Schwester Michaela Bank am 19. November 1999 den diesjährigen Preis der St. Elisabeth-Stiftung. Die Waldbreitbacher Franziskanerinnen und die Dernbacher Schwestern verleihen diesen Preis, der unter dem Motto „Gottes Ja zum Leben ist die Grundlage zum gemeinsamen Leben" steht. Damit werden jene Frauen gewürdigt, die sich im Sinne der christlichen Tradition für andere Frauen einsetzen und durch ihr Engagement Gottes Ja zum Leben bezeugen. Wir freuen uns mit Schwester Michaela über diese Auszeichnung und gratulieren ihr von Herzen! (kontinente)

3. Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu von Hiltrup

Zum 1. Dezember 1999 haben die Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu von Hiltrup Balduinstein an der Lahn verlassen. Beim Verabschiedungsgottesdienst am 14.11.1999 sagte Pater Kock MSC: „Beinahe 70 Jahre haben Sie Haus Schwalbenstein auf der Bergeshöhe unterhalten als ein Leuchtfeuer, das der Umgebung Licht und Wärme gespendet hat. Mit Ihrem Leben, mit Ihrem Beten, Reden und Tun haben Sie öffentlich Zeugnis gegeben von Ihrem Glauben, von Ihrer Hoffnung und von Ihrer Liebe. Auf diese Weise sind Sie zu einem Segen geworden für viele nah und fern. Doch weil Ihre Kräfte nachgelassen haben und zu Ende gehen, können Sie Ihren Dienst nicht länger leisten. Respektvoll und herzlich danken wir Ihnen heute für Ihr segensreiches Wirken in unserer Mitte ...“ (kontinente)

4. Missionarinnen Christi

Schwestern, die heute in der ehemaligen UdSSR arbeiten, berichten von den Herausforderungen, die die Caritas- und Bildungsarbeit an sie als Gemeinschaft stellt: Die Schwestern in Omsk sehen sich vor allem mit der wirtschaftlichen und geistigen Not nach dem Zusammenbruch der einmal mächtigen UdSSR konfrontiert. Der Umbruch von der sozialistischen Planwirtschaft zum Freien Markt hat viele arm und wenige reich gemacht. Das kommunistische System, in dem das Kollektiv alles und der Einzelne nichts war, hat die Menschen zur Passivität erzogen. Doch auch 70 Jahre staatlich verordneter Atheismus haben den christlichen Glauben an die Würde des Menschen nicht untergehen lassen. Die Missionarinnen Christi in Omsk – zusammen mit der Franziskanerin Sr. Elisabeth – bezeugen und stärken diesen Glauben seit 1995 in einer Reihe von Sozialprogrammen und durch die Angebote in Pastoral und Erwachsenenbildung. Die wirtschaftliche Not ist so groß, dass die Caritas-Arbeit dabei wohl noch lang Zeit ein Schwerpunkt sein wird. (kontinente)

5. Missionare vom Kostbaren Blut

Seit August 1999 war die Wallfahrtskirche in Maria Baumgärtle wegen Renovierungsarbeiten geschlossen. Am 19. Dezember 1999, dem 4. Adventssonntag, kam dann Bischof Viktor Josef Dammertz zur Wiedereröffnung der Kirche. In einem feierlichen Pontifikalamt dankte er den Missionaren für ihren unermüdlichen Dienst an der Versöhnung seit nun fast 130 Jahren. Zugleich verlieh er der Wallfahrtskirche das Privileg, in ihr den Heilig-Jahr-Ablass zu gewinnen. (kontinente)

→ am Rand notiert

Gutierrez tritt Orden bei

Gustavo Gutierrez (71), einer der Väter der Befreiungstheologie in Lateinamerika, will in den Dominikanerorden eintreten. Die Diözese Lima hat das Dekret für seine Ausgliederung aus dem Diözesan-Klerus unterzeichnet.

Neue Bücher



Bericht

Gottes Geist ist konkret

Ein neues Werk über Spiritualität vorgestellt von P. Johannes Günter Gerhartz SJ. Grafschaft

Ein erstaunliches Buch.[1] In mehrfacher Hinsicht. Ein anforderndes, sehr weit gespanntes Buch zudem. Sein Autor, der Jesuitenpater Josef Sudbrack, ist weit bekannt als Mitarbeiter und Chefredakteur (1979–1986) von „Geist und Leben" und als Autor vieler Bücher und Artikel, Vorträge und Vorlesungen, die fast alle über Themen des Geistlichen Lebens und der Geistlichen Theologie handeln. In diesem Buch weist er zu oft auf diese seine früheren Arbeiten hin, als dass der Leser sich des Eindruckes erwehren könnte, „Gottes Geist ist konkret" sei so etwas wie ein „Summarium" seiner spirituellen Lehre. Vielleicht erklärt dies auch gewisse Wiederholungen im Text und „Inkohärenzen", wie z.B. die beiden Aussagen über das Gebet: „Erst in der Innerlichkeit wird Gebet zum Beten" (90) und „Der Weg zum Beten ist selbst schon Gebet" (382).

Die Lektüre wird dem Leser nicht leicht gemacht. Er muss sich erst einlesen. Die Fülle des Wissens, das vor ihm ausgebreitet wird, die Vielfalt der Aspekte und Zugänge, in die er eingeführt wird, die Weite der geistlichen oder das Geistliche berührende Fragen und Themen, die er zu bewältigen hat, erschlagen den Leser anfangs fast, machen manches „schwer verdaulich". Dazu kommt: Der Leser wird häufig, fast bei jedem größeren Themenbereich, darauf aufmerksam gemacht, dass es sich hier nur um „einige Hinweise", Andeutungen, Aspekte der Thematik handeln, dass die Frage nicht „ausführlich" behandelt, sie nur „berührt" werden kann. Mag das nun an der vielfältigen und weit gespannten Themenfülle liegen, die auf 430 Seiten dargestellt werden soll ("weniger wäre mehr") oder aber an der Bescheidenheit des Verfassers – dieser Eindruck des „vielerlei",

aber nichts „ganz" kann den Leser entmutigen. Doch je länger er sich in dieses Buch vertieft, desto mehr sieht er: Es lohnt sich, und am Ende legt er das Buch, vielleicht ein wenig erleichtert, aber befriedigt aus der Hand, ein reichhaltiges Buch.

Bevor ich den Inhalt des Buches skizziere, ist es nötig, den Darstellungsstil des Verfassers zu charakterisieren. Dem Leser drängt sich immer wieder der Eindruck auf: Dies ist eher ein Literaturbericht als eine systematische Darstellung; oder besser: eine Darstellung in der Form eines Literaturberichtes. Die buchstäblich Hunderte von Autorennamen und Buchtiteln im Text selbst – ich spreche hier nicht von dem soliden und informativen Anmerkungsapparat – machen das Buch weithin zu einer Sammlung von Inhaltsangaben anderer Bücher und ihrer Thesen. Das beginnt auf der ersten und endet auf der letzten Seite.

Das ist vom Verfasser beabsichtigt und so begründet: Spiritualität verlangt die Situierung in der konkreten „Gegenwarts-Mentalität". Wissenschaftliche Spiritualität „muss die Anfragen und Ergebnisse vieler Wissenschaften abschreiten" und „zu den verschiedensten Wissenschaften Verbindungen knüpfen" (XV), die einen Bezug zur Spiritualität haben und von denen Spiritualität mit-bestimmt wird. Dabei sieht S. weitschauend nicht nur auf die derzeitige, sondern auch auf die „Wesenszüge kommender Spiritualität" (142) und auf die „Kirche von morgen", die – in Anlehnung an das Wort von Karl Rahner: „Der Christ von morgen wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein" – „nur als eine mystische, eine Gemeinschaft aus Glaubenserfahrung Existenzberechtigung hat" (169).

Hier zeigt sich das große Wissen des Verfassers. Er kennt und bringt Hunderte von Namen und Büchern, die das Gespräch der Gegenwart repräsentieren, aus Psychologie, Soziologie, Religionswissenschaft, Kulturwissenschaft, Zivilisationskritik, Philosophie und Theologie .... Mit dem Hinweis auf einen Autor wird nahezu jede Problemstellung eingeleitet, werden viele Fragen beantwortet, so dass der Leser manchmal versucht ist, zu fragen: Wo steht der Verfasser des Buches? Verständlicherweise sind die Fülle der zitierten Autoren „säkulare" Wissenschaftler unserer Zeit. „Kirchliche" Autoren, auf die sich S. in besonderer Weise stützt, sind: Teilhard de Chardin und Ignatius von Loyola, Hildegard von Bingen und Meister Eckhart, die Theologen Karl Rahner und Hans Urs von Balthasar. Hier muss natürlich jeder Verfasser eine Auswahl treffen. Bemerkenswert erscheint es aber doch, dass die „modernen geistlichen Schriftsteller" der Christenheit mit Ausnahme von Romano Guardini in diesem Buch abwesend sind. Man denkt leicht an ein Dutzend Namen (wie z.B. A. Grün, F. Jalics, W. Lambert, H. Nouwen oder auch G. Mühlenbrock), die überhaupt nicht vorkommen, andere vielleicht noch gewichtigere Autoren werden nur eben erwähnt, etwa F. Wulf, der „Mentor" des Verfassers (13), D. Bonhoeffer, der doch gerade auch zu diesem Thema geschrieben hat, oder R. Schutz und „seine Taizé-Spiritualität" (404). Sind all diese nicht auch Zeugen der „konkreten Gegenwarts-Mentalität?"

Der Inhalt ist übersichtlich in drei Büchern gegliedert:

- Das „Erste Buch" (30 Seiten) erzählt das geistig-geistliche Werden des Verfassers und verbindet schon im Titel „Eine narrative Spiritualität – Zur geistigen Situation" das persönliche Leben mit der geistigen Situation seiner und damit weithin auch unserer Zeit. Ein interessanter, aufschlussreicher und in dieser Ausführlichkeit wohl einmaliger Zugang zum Thema Spiritualität. S. tut das, weil er der Auffassung ist, dass sich Spiritualität „nur vom persönlichen, konkreten Standpunkt aus darstellen lässt" (XIV). Und er hat Recht. Es gibt ja nicht die Spiritualität als „gläu-

bigen Umgang mit der Wirklichkeit" (G. Mühlenbrock), es gibt immer nur persönlich gelebte und geformte Spiritualitäten, also die Spiritualität des ... oder der ... Aufschlussreich ist dieses „Erste Buch" gerade auch für die Behandlung des Themas Spiritualität in den beiden folgenden Büchern.

- Das „Zweite Buch" bildet nicht nur vom Umfang her (300 Seiten) den Hauptteil des Werkes. Es bietet die „Grundlegung – Fundamente christlicher Spiritualität". In vier Teilen angeordnet setzt es sich mit den Fragen auseinander, die sich heute stellen: was denn mit diesem geradezu ausufernden, im christlichen und nichtchristlichen, im religiösen und nichtreligiösen Raum „boomenden" Begriff Spiritualität gemeint ist. Welches die „Brennpunkte" spirituellen Nachsinnens und Tuns sind (sie werden unter den Stichworten Meditation, Identität, Kirche dargestellt) und wie sie sich in den Umbrüchen unserer Zeit selbst verändern; wie schließlich die „Zentralfrage", die Frage nach Gott, „in dem Mentalitätsumschwung unserer Zeit" heute zu stellen und zu beantworten ist, „damit die Wahrheit Jesu Christi erhalten bleibt" (239).

- Das „Dritte Buch" (100 Seiten) will unter dem Titel „Leben aus dem Glauben" konkrete Hinweise für die Praxis geben, die „Wege bahnen zu einer christlichen Spiritualität, die im Gespräch mit der Gegenwart steht und Ausblicke auf die Zukunft eröffnet" (XVI).
  Hier achtet der Verfasser (zu?) sorgsam darauf, „kein fertiges System einer Spiritualitäts-Praxis vorzulegen" (318). „Abschließend-sein-Wollen" habe früher oft mehr geschadet als geholfen, eher abschreckend als anziehend gewirkt. Nun: Es ist ohne Zweifel richtig, dass geistliches Leben immer auf dem Wege, nie ein für allemal abgeschlossen ist, dass seine Praxis gerade nach Ignatius von Loyola Sich-(ein)üben ist, um je mehr und tiefer und inniger mit Jesus Christus zu sein. Doch verbietet dies gerade nicht, sondern fordert das Bemühen um konkret-praktische Anleitung und „Hilfe" dazuhin und kann nicht dahin führen, dass mehr Überlegungen zur konkreten Spiritualitäts-Praxis geboten werden als diese selbst.

Ein weiterer Zugang zum Inhalt dieses Werkes sei hier wenigstens angedeutet: Es sind sehr positive und solide Grundzüge, die die Auffassung und Lehre von S. über Spiritualität formen, Grundzüge, die das ganze Werk bestimmen und bei der Behandlung der verschiedenen Fragen immer wieder sichtbar werden. Es sind dies: die Liebe, das „Herzthema des Buches" (311) und das „Leitwort" (131) christlicher Spiritualität; die Person Jesu Christi, der „sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt" (II. Vaticanum, 204); der „Gottes Geist", sein Wirken, sein immer neu Aufbrechen in der Innerlichkeit und im kirchlichen Leben (429); die Kirche als „Dialog-Gemeinschaft in Feier und Dienst" (169), der „bergende Raum des Sakramentalen" (380) und die ignatianische Kirchlichkeit (320); schließlich der Dialog als „der Blutkreislauf der Spiritualität" (223), unser dialogisches Gottesverhältnis, der zwischenmenschlich-kirchliche Dialog und der Dialog über die Grenzen des Christentums hinaus. So ist es kennzeichnend für dieses Buch, dass immer neu der Dialog mit den anderen Religionen, vor allem dem Buddhismus, aufgegriffen und für Verständnis und Praxis christlicher Spiritualität fruchtbar gemacht wird. Gleichzeitig hebt der Verfasser die christliche Spiritualität immer wieder klar ab vom Esoterischen in den verschiedenen Formen. Vielleicht liegt darin der Hauptwert des Buches.
„Gottes Geist ist konkret" – dieser Titel des Buches wurde in Abwandlung des Wortes von Bertold Brecht „Die Wahrheit ist konkret" gewählt. Bei der Lektüre fragt sich der Leser

öfters: Hält das Werk, was der Titel verspricht? Meine Antwort wäre: Ja und Nein. Kein Zweifel, der Verfasser geht, wie es seine erklärte Absicht ist, klar gegen jede Verflüchtigung in gestaltlose Abstraktionen und bindungslose Gefühle an, er bezieht Spiritualität eindeutig auf die „christlichen Wahrheiten von konkreter Schöpfung, konkreter Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, konkreter Kirche, mit ihren konkreten Sakramenten und Riten, mit ihrem konkreten Auftrag zur Nächstenliebe" (XIV). Doch dieses „Konkrete" wird weithin auf einer hohen Abstraktions- und Verallgemeinerungsstufe dargestellt. So ist dieses Buch kaum Anleitung zum persönlich-geistlichen Leben und will es auch nicht sein.

Mehr Schwierigkeiten, so scheint mir, bereitet der Untertitel. Die Darlegungen gehen weit über „den christlichen Kontext" hinaus. Besser gäbe den Inhalt des Buches ein Untertitel wieder wie „Christliche Spiritualität im Kontext des Weltlichen (der Welt)". Denn die Beschäftigung mit der „christlichen Spiritualität" ist der „rote Faden" in diesem facettenreichen Buch, und diese christliche Spiritualität eben „im Kontext" unserer konkreten Welt.

Eine Bemerkung zu dem Wort, das Ignatius von Loyola zugeschrieben wird, sei noch gestattet, vor allem darum, weil es häufig, so auch beim Verfasser, nicht richtig wiedergegeben wird. Dreimal (89, 168, 415) zitiert S. dieses Wort, und zwar in dieser (jedesmal leicht variierten) Fassung: „So vertrauen, als hinge alles von Gott, und so aktiv sein, als hinge alles von einem selbst ab" (168). Die „Alten" überliefern uns diese dem Ignatius zugeschriebene „prima agendorum regula" in den „Scintillae Ignatianae sive S. Ignatii sententiae et effata sacra" in gerader umgekehrter Form: „Vertraue so auf Gott, als ob der Ausgang (successus) der Dinge ganz von dir, nichts von Gott abhängt; so aber (in der Haltung, in dem Geist) bemühe dich in allem, als ob du nichts, Gott allein aber alles bewirkt". Ignatius hat demnach nicht einfach das alte lateinische Axiom „Age quod agis" wiederholt, sondern die innere Haltung angegeben, in der der Mensch beten (vertrauen) und arbeiten soll.

Schließen möchte ich mit dem abschließenden Satz von S., in dem er sagt, was er unter christlicher Spiritualität versteht: „Auf Jesus Christus setzen und von ihm her, seiner Botschaft und der Kraft seines Geistes leben, das ist christliche Spiritualität" (428). Ein bedenkens- und beherzigenswertes Wort für ein christliches Leben.

[1] SUDBRACK, Josef: Gottes Geist ist konkret. Spiritualität im christlichen Kontext. Würzburg 1999: Echter. XV, 455 S., geb. DM 68,– (ISBN 3-429-02078-6).

Bericht

Die Juden in der Kunst Europas [1)]

Ein Bildatlas vorgestellt von Franz Karl Heinemann CSsR, Hennef

Der Titel dieses umfangreichen Werkes könnte mehrfach missverstanden werden. Einmal sind „Juden" hier nicht als Subjekt oder Schöpfer europäischer Kunst zu verstehen, sie sind vielmehr das Objekt dieser Kunst. Zum anderen lässt die allgemein gehaltene Formulierung „Kunst Europas" nicht ahnen, dass es dabei überwiegend um die Kunst von Christen geht, eine Kunst, die in erschreckendem Ausmass ein Dokument der Judenhasses ist. Nicht nur Texte, auch Bilder spielen in religiösen und politischen Auseinandersetzungen immer eine nicht zu unterschätzende Rolle, wie zahlreiche Beispiele aus der Geschichte beweisen. Ihre Wirkung ist ungleich größer als die des geschriebenen Wortes, weil Menschen zwar gern Bilder anschauen, aber längst nicht immer bereit sind, sich mit ernstzunehmender Literatur zu befassen. Außerdem lassen sich wesentliche Sachverhalte und Zusammenhänge der Geschichte nicht nur aus Textquellen ermitteln, sondern auch durch Auswertung einschlägigen Bildmaterials, das, wie in diesem Fall, durchweg unzweideutiger spricht und darum besser in seiner Botschaft zu erfassen ist.

Der Verfasser dieses großen, umfangreichen Bildbandes ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institutum Judaicum Delitzschianum in Münster und Lehrbeauftragter an der dortigen Universität. In zahlreichen Veröffentlichungen – darunter das bedeutende dreibändige Quellenwerk „Die christlichen Adversus – Judaeos – Texte",Frankfurt 1991-1995, – hat er sich mit der christlichen Sicht des Judentums befasst und als kompetenter Fachmann ausgewiesen. Das bestätigt diese mit über 650 Abbildungen aus zahlreichen Ländern Europas ausgestattete Dokumentation, in der das wechselhafte Schicksal der Juden in den fast zweitausend Jahren seit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer in Wort und Bild vorgestellt wird. Die Bildmotive reichen von römischen Darstellungen bis zu modernen antisemitischen Karikaturen, wobei das breite Spektrum christlicher Darstellungen von der frühmittelalterlichen Kirche bis zum 19. Jahrhundert mit seinen Schwerpunkten im Mittelalter besonders ausführlich behandelt wird. Verständnisvolle oder gar judenfreundliche Bilder sind hier die Ausnahme, was exakt den historischen Gegebenheiten entspricht.

In der Einleitung (Kap.I) werden neben grundsätzlichen Fragen – „Bilder als historische Quellen", „Zum Verhältnis von Texten und Bildern", „Die Bilder und ihr Publikum" – Erläuterungen zu Intention und Anlage des Werkes und kurze Überblicke zu den zehn im Hauptteil behandelten Themenkreisen geboten. Abgerundet wird das Ganze durch eine Schlussbetrachtung, die die Geschichte der christlich-jüdischen Beziehungen zusammenfasst. Die eigentliche Darstellung beginnt mit den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung: „Rom gegen Judaea (66–70 n. Chr.) und die christliche Rezeption dieses Themas" (Kap.II). Als Illustrationen dienen u.a. das Relief des Titusbogens in Rom und bildliche Darstellungen der Eroberung und Zerstörung Jerusalems, die von Christen gern als Gottes Strafgericht interpretiert wurden. „Ecclesia

gegen Synagoga" (Kap.III) behandelt das zwiespältige Verhältnis der beiden allegorischen Personifikationen Kirche und Synagoge, das mehr vom Streit als von Versöhnung geprägt war. Das umfangreiche Material zu diesem Thema wurde in drei Abschnitte untergliedert: 1) „Der Streit zweier Königinnen, Niederlage Synagogas, ihr Kampf gegen das ‚Lamm Gottes', ihr Weggang vom Kreuz, ihr Gang zur Hölle, ihr Tod"; 2) „Versöhnung der Gegnerinnen, Bekehrung der Synagoga, Einheit des Alten und Neuen Testaments" und 3) „Maria (- Ecclesia) und die Juden". Die dazugehörigen Bilddokumente stammen ausschließlich aus dem Mittelalter.

„Die aktualisierende Auslegung des Alten Testaments", die aus Israeliten der biblischen Zeit mittelalterliche Juden machte, ist der Gegenstand von Kap. IV. Das Mittel, dessen man sich dabei bediente, war die Sondertracht der Juden, die als Gruppenmerkmal galt und jetzt als zweifelhaftes Dekor Männer wie Abraham, Mose, Aaron und die Propheten „zierte". Außerdem wurden das Goldene Kalb, Beschneidungsszenen und ähnliches als Mittel der Kritik und Polemik herangezogen. Die Abbildungen sprechen eine deutliche Sprache, sie sind nicht nur geschmacklos, sondern auch manchmal ausgesprochen gehässig, so dass es schwerfällt, ihnen noch künstlerischen Rang zuzusprechen. Was hier grundgelegt wurde, führte kurz vor und nach Beginn der Reformation zur Abwertung des Alten Testaments, das durch die herabsetzenden Deutungen bestimmter Szenen profaniert wurde (Kap.V). Aber nicht nur das Alte Testament, auch das Neue Testament erfuhr eine aktualisierende Auslegung, die in bezug auf das neutestamentliche Judentum teils positiv (die Heilige Familie, die Apostel, Nikodemus, Joseph von Arimathäa und andere), teils negativ ausfiel und zwar gewöhnlich dann, wenn im Neuen Testament erwähnte Personen zum Zweck abwertender Judendarstellung missbraucht wurden (Vertreibung der Händler aus dem Tempel, die Ehebrecherin, die Pharisäer, Judas und die Hohenpriester). Problematische Typologien und vor allem die diskriminierenden Darstellungen von Juden in neutestamentlichen Berichten (Beschneidung Jesu und seine Passion) führten zu einer Zuspitzung der schon früher zu beobachtenden unverantwortlichen Polarisierung der beiden Testamente, deren Spuren noch heute in manchen Reden anzutreffen sind (Kap.VI).

Der folgende Abschnitt „Die christliche Botschaft und die Juden" (Kap.VII) scheint auf den ersten Blick von einem entspannteren Verhältnis zwischen Juden und Christen zu berichten, da es auch einzelne Bilder gibt, die harmonisierende Tendenzen aufweisen. Tatsächlich wurden aber bei der Judenmission von den Christen durchweg rabiatere Methoden angewandt als bei Heiden und Muslime. Schon der zwölfjährige Jesus tritt in Vorwegnahme der Rolle als Lehrer Israels bei der Verkündigung der christlichen Botschaft als „Juden-Missionar" auf, was nicht unerwartet auch für Johannes den Täufer, die Apostel und Stephanus gilt. Die Abbildungen zeigen nicht nur normale Religionsdisputationen, sie lassen auch erkennen, dass Juden gezwungen wurden, an Bekehrungsgesprächen teilzunehmen und sich entsprechende Predigten anzuhören. Eine Ausweitung und weitere Radikalisierung erfuhr die christliche Judenfeindschaft, als im Mittelalter und später in Bildern und Pamphleten Juden im Kontext von Hölle, Teufel, Hexen und Antichrist auftraten (Kap.VIII) und antijüdische Legenden ihnen Ritualmorde, Bild- und Hostienfrevel andichteten (Kap. IX). Auch die Berufstätigkeit der Juden wurde jetzt Gegenstand von Unterstellungen und wilden Beschuldigungen. Da viele Juden Händler, Geschäftsleute, Pfandleiher und Ärzte waren, die viel mit Geldgeschäften zu tun haben, stellte man sie als Halsabschneider, als geizige und geldgierige Menschen dar. (Kap. X), Von da war es nicht mehr weit bis zur sozialen und religiösen Verunglimpfung in ein-

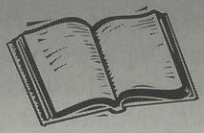
schlägigen Karikaturen, die Juden als Betrüger, Wucherer, Feinde der Christen, Kämpfer des Teufels und Vertreter abwegiger religiöser Vorstellungen darstellten. Im widerlichen Motiv der „Judensau" wird ausgerechnet das Schwein zum Symbol des Judentums, an dem sich Juden in vulgärer und obszöner Weise vergehen. Es ist erschreckend, aber leider wahr: Die Grausamkeit, die aus vielen der hier zusammengestellten Bilder spricht, steht nicht hinter der Brutalität der nationalsozialistischen Judenverfolgung zurück.

Ein bedrückendes Buch, das Beklemmung auslöst und dennoch notwendig ist, weil es uns an Tatsachen erinnert, die der Mensch gern verdrängt, und weil es drastisch belegt, wie Christen das Judentum, einzelne seiner Vertreter und die Synagoge nicht nur in Worten und Taten, sondern auch im Bild geschändet haben. Man kann nicht bezweifeln, dass diese Bilder ihre Wirkung und großen Anteil an der christlichen Judenfeindschaft gehabt haben, die trotz christlich-jüdischer Gesprächskreise und Vaticanum II noch lange nicht überall überwunden ist und jederzeit neu angefacht werden kann, wie einzelne Vorfälle in unserem und in anderen Ländern zeigen.

Dieses Buch ist aufgrund der reichen Materialsammlung auf lange Zeit ein Standardwerk, auch wenn der aufmerksame Leser hie und da etwas auszusetzen hat. So läßt die Qualität vieler in schwarzweiß wiedergegebenen Bilder stark zu wünschen übrig, weil sie unscharf und verschwommen sind. Die Bildlegenden, die die einzelnen Motive erläutern sollen, sind für meinen Geschmack zu knapp ausgefallen. Mag sein, dass ihr Verfasser dem Leser die Chance erhalten wollte, sich aufgrund der außerordentlich aussagekräftigen Bilder selbst ein Urteil zu bilden, was allerdings kaum oder nur schwer ohne zusätzliche Hilfestellung möglich ist. Im Vorwort erfährt der Leser, dass die vorgelegte Sammlung von Bildern allmählich im Laufe von etwa zwanzig Jahren entstanden ist. Verwunderlich dabei bleibt, dass im Vergleich zur Fülle der mittelalterlichen Bilder moderne Darstellungen aus unserem Jahrhundert eher selten sind. Vielleicht geben die genannten Desiderata aber auch den Anstoß, in eigener Initiative die Lücken zu schließen, wobei das ausführliche Literaturverzeichnis am Ende des Buches Orientierung und Hilfe geben kann.

1. Schreckenberg, Heinz: Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas. Göttingen 1996: Vandenhoeck & Ruprecht in Gemeinschaft mit dem Herder Verlag, Freiburg. 408 S., Ln., DM 168,– (ISBN 3-525-63362-9: Vandenhoeck / 3-451-261448: Herder).

B



Buchbesprechungen

Zeugen für Christus.

Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhundert. Hrsg. von Helmut MOLL im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. 2 Bände. Paderborn 1999: F. Schöningh. LXIV, 1308 S., 439 Abb., Ln., Sonderpreis für das Heilige Jahr 2000 DM 98,– (ISBN 3-506-75778-4).

Es war ein Herzensanliegen des Papstes, ein Aufruf an alle Ortskirchen weltweit, ein neues Martyrologium zu erstellen. Die Blutzeugen des 20. Jahrhunderts sollten nicht in Vergessenheit geraten, sondern von den jeweiligen Bischofskonferenzen erfasst und nach vier großen Kategorien gesammelt und geordnet werden: 1. Blutzeugen unter Hitlers Terror; 2. Martyrer aus der Zeit des Kommunismus; 3. Reinheits-Martyrien; 4. Blutzeugen aus den Missionsgebieten. Mit Recht stellte Johannes Paul II. fest: „Der moderne Mensch hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte."

Der Kölner Prälat Dr. Helmut Moll (seit 1993 theologischer Konsultor an der Römischen Kongregation für Selig- und Heiligsprechungs-Verfahren) wurde daraufhin von Kardinal Joachim Meisner gebeten, diese gigantische Aufgabe im Namen der Deutschen Bischofskonferenz zu übernehmen. Nach knapp vier Jahren sind zwei dicke Bände erschienen – mit insgesamt 700 Frauen und Männern für das Deutsche Martyrologium. 170 Diözesanprieser, 58 Ordenspriester, vier Ordensschwestern sowie 120 Laien starben als Martyrer der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft, viele von ihnen in KZ's, andere in Berlin-Plötzensee, in Zuchthäusern und Haftanstalten.

Erstaunlich hoch ist die Zahl der russlanddeutschen Blutzeugen aus der Zeit des Kommunismus. Sie waren vor allem Opfer der stalinistischen Verfolgung. Ferner zu erwähnen sind die sogenannten Donauschwaben, die in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien ihr Leben lassen mussten.

Zur dritten Gruppe (Reinheits-Martyrien) wurden jene aufgenommen, „die aus religiöser Überzeugung heraus unsittlichen Bedrängern und Angreifern die Stirn boten"; viele von ihnen wurden Opfer russischer Soldaten.

Unter den Glaubensboten befinden sich schließlich (in der vierten Gruppe) 173 Missionare/innen aus verschiedenen Ordensgemeinschaften. Sie gaben ihr Leben hin in Ländern wie Papua Neuguinea, China, Philippinen, Kongo, Brasilien, Namibia oder Simbabwe. Ihre Martyrien reichen hinein bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts.
Die Mühen, die Prälat Dr. Helmut Moll auf sich genommen hat, um dieses grandiose Nachschlagewerk zu erstellen, sind kaum zu beschreiben. Ihm gilt der Dank vieler – sowohl in den Diözesen und Ordensgemeinschaften wie in der Weltkirche überhaupt, denn mit den beiden Hauptbänden (man wird sie künftig mit „Moll I" und „Moll II" zitieren) und dem Voraus-Verzeichnis (84 Seiten, kartoniert, DM 9,80; Schöningh. Paderborn) wird eine Jahrhundertarbeit vorgelegt. Sie umspannt nahezu 100 Jahre Kirchengeschichte in geistlichen Porträts seiner Zeugen.
Unter den zahlreichen Mitautoren Molls befinden sich anerkannte Historiker, Universitätsprofessoren, Theologen und Ordensleute. Sie werden eigens aufgelistet. Zum Autorenverzeichnis kommen noch ausführliche Quellen- und Literaturlisten und – im Index – das Personen- und Ortsregister. Von den 700 Biografien enthalten etwa 450 Portraitfotos.
Als am 18. November 1999 Bischof Karl Lehmann (im Beisein von Prälat Dr. Helmut Moll) das Gesamtwerk auf einer Pressekonferenz dem Papst vorstellte, zeigte sich Johannes Paul II. hoch erfreut über dieses umfangreiche und mit viel Fleiß zusammengetragene Jahrhundertwerk.

P. Adalbert L. Balling CMM

Feldmann, Christian:

Edith Stein, Jüdin – Atheistin –Ordensfrau.

Freiburg 1998: Herder. 158 S., geb., DM 28,00 (ISBN 3-451-26387-4).

Christian Feldmann, dessen Biographien von Gestalten christlich-jüdischer Herkunft inzwischen eine breite Leserschaft gefunden haben, hat nun von Edith Stein, trotz ihres hohen Bekanntschaftsgrades, ein Lebensbild gezeichnet. Besteht im biographischen Bereich denn noch Bedarf? Schon deshalb, weil die letzte Lebensbeschreibung vor fast zwanzig Jahren erschienen ist.
Wenn Feldmann auch nicht völlig Neues an den Tag bringen kann, so ist es ihm doch gelungen, alles Wissenswerte über Edith Steins Leben und Werk aus der bisher erschienenen Literatur (s. die benutzte Literatur in Auswahl S. 140–142) zu eruieren und es schriftstellerisch gekonnt, auf der Stufe einer haute vulgarisation, in eine ansprechende Lebensbeschreibung umzusetzen. Auf den Seiten 144–158 sind Bilder aus dem Leben von Edith Stein wiedergegeben. Nach meinem Dafürhalten wird diese Biographie sich nicht so bald als überholt erweisen.

Felix Schlösser

Rotzetter, Anton:

Mit-Leiden.

Ein Kreuzweg.
Freiburg/Schw. 1998: Paulusverlag. 47 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-7228-0438-8).

Bücher und sonstige Vorlagen zum Beten des Kreuzweges gibt es in einer nicht mehr überschaubaren Fülle. Die meisten von ihnen – so belegen entsprechende Studien der Spiritualitäts- und Frömmigkeitsgeschichte – haben die Intention, Leserinnen und Leser zur Betrachtung des Leidens Jesu anzuleiten und sich bewusst zu werden, dass dieses um der Sünden der Menschheit wegen und also auch wegen seiner und ihrer persönlichen Verfehlungen geschehen musste. Eine solche individuelle Frömmigkeit lässt das Leiden der Menschen weitgehend außer acht. Aber kann man den Kreuzweg Jesu gehen und zugleich unberührt bleiben von Not und Schmerz der Menschen? Muss nicht die Empörung, die der brutale und ungerechte Tod des Jesus von Nazareth bei dem hervorruft, der sich seiner bewusst wird, auch gegen alles Unrecht und Leid richten, das den Menschen heute noch widerfährt? Wie die Betrachtung des Kreuzweges eine solche „Compassio" bewirken kann, zeigen die vorliegenden, in ihrer Unmittelbarkeit sehr ansprechenden Texte von Anton Rotzetter. Sie verbinden das Leiden Jesu, wie es jede Kreuzwegstation zum Ausdruck bringt, mit den Ängsten und Nöten der Menschen dieser Zeit, und bieten Ansatzpunkte für Veränderung und Protest. Ein Kreuzweg, der keine tatenlose Verinnerlichung zulässt.

Matthias Hugoth

Liebe – allem Leid entrissen.

Franziskanische Mystik. Hrsg. von Anton ROTZETTER. Reihe: Täglich ein Text. Mainz 1998: Matthias-Grünewald-Verlag. 196 S., geb., D; 24,80 (ISBN 3-7867-2122-X).

In der im Grünewald-Verlag erschienenen Reihe „Täglich ein Text" reiht sich nun Anton Rotzetter OFMCap. ein, mit einer Textsammlung aus der Tradition der franziskanischen Mystik. Alle Repräsentanten dieser keineswegs uniformen Spiritualität stammen, außer Ulrika Nisch (1882–1915), aus der Zeit des Mittelalters: Franz von Assisi (1182–1226), Klara von Assisi (1194–1253), Antonius von Padua (1195–1231), Elisabeth von Thüringen (1207–1231), Ägidiua von Assisi (?–1262), Bonaventura von Bagnoreggio (ca. 1217–1274), Angela von Foligno (1248–1309), Margareta von Cortona (1247–1297), Ramon Llull (1232–1316), Jacopone da Todi (1230/36–1306); Celeste von Corbie gehört dem Spätmittelalter an (1381–1447). Je einem von ihnen ist ein Monat zugeordent; für jeden Tag eine nicht zu lange Textstelle.
Erstaunlich ist der Kenntnisreichtum des Herausgebers. Tiefer als seine Belesenheit reicht sein eigener Bezug zu der geistlichen Welt der VertreterInnen franziskanischer

Mystik, der es ihm ermöglicht hat, signifikante Texte auszuwählen. Die Auswahl hat sich Rotzetter insofern nicht leicht gemacht, als er nicht Texte gewählt hat, die „einfach das spiegeln, was der heutige Mensch schon weiß". Es sind „Texte, die durch ihre Andersartigkeit und Fremdheit wirken wollen" (S. 15). Hilfreich für den Leser und Betrachter sind die den Texten vorangestellten Lebensbilder unter dem Blickwinkel der je eigenen geistlichen Lebenswelt sowie die angefügten Anmerkungen zur Quellenlage.

Felix Schlösser

Johannes Paul I.

Mit einem Lächeln gesagt.

Ausgewählte Texte für jeden Tag des Jahres. Hrsg. von Wolfgang BADER. Reihe: Saat Körner. München 1998: Verlag Neue Stadt. 380 S., geb.; DM 38,– (ISBN 3-87996-388-6).

Nur 33 Tage war er der Oberhirte der römischen Kirche und in dieser Zeit gewann er im Sturm die Herzen der Menschen. Es sind wohl seine Offenheit, auf Menschen zuzugehen, seine Bescheidenheit, sein überzeugender Glaube und – nicht zuletzt –sein liebevolles Lächeln und sein herzlicher Humor, die Albino Luciani, der sich Papst Johannes Paul I. nannte, unvergessen machen. In vorliegendem Jahreslesebuch sind Gedanken und Aphorismen des Papstes gesammelt – Bekenntnisse des Glaubens und Worte zum Leben. Albino Luciani – das wird immer wieder deutlich – war ein Mann des Glaubens, der seine Augen zum Herrn richtete, wenn es um die großen Fragen des Lebens ging.

Alles, was der Papst hier sagt, kommt von Herzen. Johannes Paul I. spricht von dem, was ihn bewegt. Er scheut sich auch nicht, Schwierigkeiten zu benennen, die er mit dem Glauben, der Glaubenspraxis und schließlich auch mit seinem Amt als Papst hat. So wird in den Texten in aller Schärfe die Tragik des Lucianipapstes deutlich: Er war zweifelsohne ein hervorragendes Vorbild des Glaubens, ein Zeichen der Hoffnung und der Liebe, mithin von dieser Seite her ideal der Gemeinschaft der Gläubigen vorzustehen – doch andererseits überforderte ihn der Dienst der Leitung der Kirche.

Luciani freilich hielt das Papstamt für wesentlich in der Katholischen Kirche. Er sagt: „Jesus Christus hat den Papst ... an die Spitze der Kirche gestellt. ... Er hat es getan, um uns zu helfen, als Gemeinschaft einig und geschlossen zu sein, um einen festen Bezugspunkt und eine sichere Führung zu haben." (216)

Sollte dieser hehre Anspruch, den er an den Papst hatte, für ihn selbst eine Last gewesen sein? Jedenfalls war Johannes Paul I. –das zeigen die Texte auch – begnadeter Mystagoge im Wort: Albino Luciani hatte die Gabe, dem Menschen das Geheimnis Gottes nahe zu bringen. Er spricht in Beispielen, nicht mit abstrakten Worten. Wer diese Texte liest, der versteht, was Glaube, Hoffnung und Liebe sind und damit christliches Leben bedeutet. Einer Vertiefung dieses christlichen Lebens dienen auch die Mahnungen und Empfehlungen, die der Papst ausspricht. Sie engen nicht ein, sondern führen zu einer wirklichen Freiheit der Kinder Gottes. Immer wieder ruft er zum geistlichen Leben und zur Umkehr auf.

Unweigerlich fühlt man sich bei den Texten an Lucianis Vorvorgänger Angelo Roncalli, Papst Johannes XXIII., erinnert, der mit ähnlicher Selbstironie das Leben meisterte, der sich deswegen nicht so wichtig nahm, weil doch Gott der wirklich Vollkommene ist, und

der eine tiefe Demut Gott gegenüber, eine liebevolle Sanftmut gegenüber dem Nächsten und Freude am Glauben ausstrahlte. Nicht von ungefähr beruft sich deshalb wohl auch Luciani immer wieder auf die beiden Lieblingsheiligen des Roncallipapstes: auf die zwei Reformbischöfe Karl Borromäus und vor allem Franz von Sales. Doch auch seinen unmittelbaren Vorgänger im Amt, Papst Paul VI., würdigt Luciani. Er ist der Papst, der für soziale Gerechtigkeit und den Frieden einstand. Sein Pontifikat fiel in eine schwere Zeit, erklärt Luciani, und er war ein großer Papst – dabei keineswegs so pessimistisch, wie er oftmals dargestellt wurde.
Ein weiteres Vorbild des Papstes ist die Gottesmutter Maria. Sie war bereits bei ihrer Verkündigung die vom Heiligen Geist Erfüllte, hatte den Mut zur Demut und zeigte einen Sinn für menschliche Not, wie bei der Hochzeit zu Kana deutlich wird. Und sie war eine Frau, die mit kleinen Dingen Gutes tat: Sie ging zu Elisabeth, um ihr Zuneigung zu schenken. Genau dies ist wesentliches Moment der Botschaft Lucianis: Christsein vollzieht sich immer in den kleinen Dingen des Alltags. Und: Es kommt nicht darauf an, was man gibt, sondern wie man es gibt. Das Buch bietet eine hervorragende Zusammenschau über Glauben und Leben des Lucianipapstes. Es ist alles in allem so sympathisch, wie es auch Johannes Paul I. war; es vermittelt einen frohmachenden Glauben, der dem Leben dient, und ist so ein wirksames Mittel gegen allzu menschlichen Trübsinn und Orientierungslosigkeit.

Raymund Fobes

Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.

Geschichten von wahren Engeln. Hrsg. von Rudolf WALTER, Herder/Spektrum, Bd. 5022, Freiburg 1998: Herder. 208 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-451-05022-6).

„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es." Wie wahr Erich Kästners Aphorismus ist, zeigt augenfällig vorliegendes Büchlein. Es sind Zeugnisse für die gute Qualität menschlicher Gemeinschaft und Beispiele guter Taten, die ein gelingendes Miteinander begründen. Dass niemand eine Insel ist, sondern der Mensch auf den Mitmenschen ausgerichtet ist, machen beispielsweise Texte von Eugen Drewermann, Cicero, Mark Aurel, Hanns Dieter Hüsch, aus dem Kohelet sowie dem Ersten Korintherbrief (das Gleichnis vom Leib und den Gliedern) deutlich. Andere Texte belegen die Bedeutung des Mitgefühls; dazu kommen unter anderem Arthur Schopenhauer, der Arzt und Theologe Albert Schweitzer, die Heiligen Franziskus und Vinzenz von Paul, und Mutter Teresa zu Wort. Konkrete Beispiele der Hilfe zeigen im weiteren Geschichten und authentische Berichte, die allesamt nachdenklich machen. Da findet der Leser unter anderem Geschichten der Chassidim wie auch aus dem Zen-Buddhismus. Ganz konkret und erschütternd aktuell wird es, wenn von einer Krankenschwester in der AIDS-Hilfe oder von einer Frau, die Menschen auf einer Pflegestation besucht, berichtet wird. Ermutigend ist die Geschichte von dem mongoloiden Bobby, der gar zum Filmstar avanciert. Und die Story vom sanftmütigen alten Japaner, der mit freundlichen Worten einen Schläger zur Ruhe bringt, ist allemal nachdenkenswert.
Noch vieles andere und Ähnliches findet der Leser in diesem Buch. Eine bereichernde Lektüre, die mit ihren Beispielen zur Eigeninitiative anregt. „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es ..."

Raymund Fobes

Schürmann, Heinz:

Wort Gottes und Schriftauslegung.

Gesammelte Beiträge zur theologischen Mitte der Exegese. Hg. von Knut Backhaus. Paderborn 1998: F. Schöningh, X, 342 S., Ln., DM 98,- (ISBN 3-506-78236-3)

Es war schon immer ein wichtiges Anliegen H. Schürmanns, dass die neutestamentliche Exegese mit den anderen theologischen Disziplinen im Gespräch bleibt. Die neutestamentliche Wissenschaft als theologische Basiswissenschaft, der es darum gehen muss, mit allen philologischen und historischen Methoden den Sinn der Heiligen Schrift zu erschließen, erreicht als theo-logische Disziplin ihr Ziel nur, wenn die Begegnung mit dem Neuen Testament zur Begegnung mit dem Herrn führt. K. Backhaus legt nun Textstudien, vor allem aber systematische Beiträge Schürmanns vor, die den Zeitraum von einem halben Jahrhundert umspannen und allesamt das genannte Zentralanliegen reflektieren. Die drei Teile des Buches, „Schriftauslegung theologisch" – „Schriftauslegung kerygmatisch" – Schriftauslegung ökumenisch", sind von diesem Anliegen her bestimmt. Denn theologische Schriftauslegung führt zur Verkündigung und ist in biblischer Weite offen für alle Christen.

Im ersten Teil entfaltet Sch. zunächst in selbstkritischer Besinnung programmatisch sein Verständnis von theologischer Bibelwissenschaft und fasst dies dann thesenhaft zusammen. Im dritten Beitrag steht die Einordnung der Bibelwissenschaft als theologische Disziplin in die theologische Wissenschaft als Ganzes im Vordergrund. Weil die Verkündigung der Kirche durch und durch anamnetisch ist und ist die Anamnese in der Eucharistiefeier als Realverkündigung wie in der kirchlichen Wortverkündigung als kirchlicher Basisvorgang zu begreifen, wie Sch. in einem weiteren Aufsatz zeigt. Denn „Kirche steht und fällt mit dem Sich-Erinnern-Lassen und dem geistlichen Sich-Er-innern der eschatologischen Heilstaten Gottes im Christusgeschehen" (61).

Im zweiten Teil fragt Sch. nach den Grundstrukturen des neutestamentlichen Kerygmas zurück. Zu diesem Zweck wendet er sich zunächst in einem Überblick der neutestamentlichen Literatur insgesamt zu. In einer detaillierten Exegese von Lk 1,1-4 vertieft er die bis dahin gewonnenen Erkenntnisse, indem er die Bedeutung einer Evangelienschrift für die kirchliche Unterweisung herausarbeitet: Sie „ist ein Gnadenmittel, das uns in besonders unmittelbarer Weise das apostolische Kerygma zubringt und damit mittelbar das Heil des gnadenvollen Christusgeschehens selbst über uns kommen läßt" (117). Wie Lukas selbst die Wortverkündigung versteht, lässt er in besonderer Weise in 8,4-21 erkennen. Das Gleichnis vom Samen will nicht nur dazu aufrufen, gegen jeden Schein an den zukünftigen Erfolg der Missionsverkündigung zu glauben, sondern auch dazu auffordern, das Wort anzunehmen und „Frucht zu bringen". Die parenthetische Stellung von V. 9-18 zeigt an, dass die missionarische Verkündigung in der kirchlichen Unterweisung einen Innenraum als Ausgangs- und Zielpunkt hat, aber auch als einen Raum der theologischen Reflexion von Problemen dieser Verkündigung. Im einzelnen ist von den gnadenhaften Voraussetzungen des Verstehens des Wortes, von Hindernissen für die missionarische Verkündigung sowie von der Universalität und dem Öffentlichkeitscharakter der Verkündigung die Rede. Abschließend werden die Jünger und mit ihnen die Kirche in V. 19-21 als Familie Gottes bestimmt, die das Wort Gottes hört und tut. Der Stellung der Lehrenden in den neutestamentlichen Schriften und deren Angewiesenheit auf andere Charismen und Verwiesenheit auf andere geistliche Dienste ist ein weiterer Beitrag gewidmet. Den zweiten

Teil beschließen Rückerinnerungen an die schwierige Zeit in der DDR, in der die vorliegenden Aufsätze entstanden sind.
Die ersten beiden Aufsätze im dritten Teil nehmen zum Problem des „Frühkatholizismus" Stellung. Als Mitte der Schrift versteht Sch. Jesu Basileia-Botschaft zusammen mit dem nachösterlichen christologischen Kerygma. In einer Stellungnahme zu den ökumenischen Zielvorstellungen des lutherisch-katholischen Dokuments „Das Herrenmahl" hebt er die Eucharistiefeier als „summa und compendium Evangelii" hervor. Die Bedeutung des Dokuments bewertet er zusammenfassend wie folgt: „Obgleich zur vollkirchlichen Eucharistiegemeinschaft noch ein weiter Weg zurückzulegen sein wird, zeigt dieses 'gemeinsame Zeugnis' – und darin liegt sein besonderer Wert – doch in akzentuierter Weise das Modell einer gemeinsamen kirchlichen Zukunft und für die ökumenisch-kirchliche Arbeit als Programm." (270). Ökumenisch fruchtbar kann auch die Auslegung der letzten Weisung Jesu am Kreuz in Joh 19,26-27a werden, da Sch. zeigt, dass es hier nicht um Marias geistliche Mutterschaft geht. Maria wird vielmehr als Repräsentantin aller, die vom Erhöhten das Heil erwarten, dem „Jünger, den Jesus liebte", als dem Traditionszeugen (Autor) des Johannesevangeliums, und seinem Evangelium anvertraut. So wird die Einheit der Kirche durch das Wort garantiert, das im Johannesevangelium in kanonischer Form vorliegt.
Der Band schließt mit der beeindruckenden Bibliographie des bedeutenden Pioniers der neueren katholischen Bibelwissenschaft, die den Zeitraum von 1949 bis 1998 umfasst, einer Liste neuerer Literatur zur theologischen Schriftauslegung, einem Autoren- Stellen- und Sachregister.

Heinz Giesen

Schweitzer, Albert,

Straßburger Vorlesungen.

Werke aus dem Nachlaß. Hrsg. von Erich GRÄSSER und Johann ZÜRCHER, München 1998: C.H. Beck. 759 S., Ln., DM 128,- (ISBN 3-406-41171-1)

Albert Schweitzer hat nach seiner Habilitation für das Fach Neues Testament im Jahr 1902 bis 1912, als er nach Lambarene ging, regelmäßig neutestamentliche Vorlesungen an der Universität Straßburg gehalten. Seine lange als verschollen geltenden Vorlesungsmanuskripte wurden erst 1989 gefunden und werden im vorliegenden Band erstmals allgemein zugänglich gemacht.
Insgesamt umfaßt das Werk elf Beiträge von unterschiedlichem Umfang. Zu Beginn steht die Antrittsvorlesung vom 1.3.1902 über die „Bedeutung der Logosspekulation für die historische Darstellung des Lebens Jesu im 4. Evangelium mit besonderer Berücksichtigung des Ausdrucks 'Menschensohn'" (27-41). Ihm folgen „Arbeiten über Taufe [und Abendmahl]"; ein „Kolleg über die katholischen Briefe"; „Geschichte der Eschatologie. Einleitung zum Kolleg über die Apokalypse"; „Das Abendmahl in der dogmengeschichtlichen Forschung von Baur bis Harnack. Die Dogmengeschichten und die durchgehenden Monographien"; „Einleitung zur Exegese. Orientierung über den Paulinismus und den Galaterbrief [und den I. Thessalonicherbrief]"; „Schlußvorlesung des Kollegs: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung von Reimarus bis zur Gegenwart"; „Stück aus der 'Erforschung des Paulinismus'"; „Mystik des Apostels Paulus. Eine dogmengeschichtliche Studie"; „Die Ergebnisse der historisch-kritischen Theologie und der Naturwissenschaft

für die Wertung der Religion". Ein Bibelstellen-, Verfasser- und Quellen- sowie ein Namen- und Sachregister ermöglichen einen guten Zugang zu den von Schweitzer behandelten Problemen. In vielen wichtigen Fragen vertritt dieser Auffassungen, die der damaligen protestantischen Exegese widersprachen. Das gilt z.B. für sein Verständnis der paulinischen Rechtfertigungslehre, aber auch für den Paulinismus allgemein, der Voraussetzungen im Urchristentum hat. Nur so konnten ihn die Apostel und die Gemeinden, die er nicht selbst gegründet hat, verstehen. Zu Recht betont er auch, dass alle neutestamentlichen Schriftsteller die Erlösung als Gnade verstehen. Die Auseinandersetzung um das Gesetz im Galater- und Römerbrief waren durch konkrete Probleme veranlasst. Das Grundprinzip des Paulus sei es gewesen, dass jeder in dem Stand bleiben solle, in dem er sich bei seiner Bekehrung befand. Für die Gesetzesfrage bedeutete das, dass Judenchristen weiterhin das Gesetz halten sollten, Heidenchristen aber nicht dazu verpflichtet werden sollten. Nur was gemeinsame Zusammenkünfte, vor allem Eucharistiefeiern, verhinderte, mussten Judenchristen aufgeben. Einen besonderen Akzent legt Schweitzer auf Entwicklungslinien der christlichen Theologie vom Urchristentum bis zu den Apostolischen Vätern und darüber hinaus. Man darf darin Vorarbeiten für eine von ihm geplante, aber nie verwirklichte Entwicklungsgeschichte der christlichen Theologie bis in die altkirchliche Großkirche sehen.

Weil nach Schweitzer Taufe und Abendmahl, die anfangs – anders als später – als eschatologische Sakramente verstanden worden seien, das Zentrum des christlichen Glaubens ausmachen, verwundert es nicht, dass sie so sehr im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Bemühungen stehen. Die Entstehung der Taufe stellt er sich so vor: Die erste Gemeinde habe die Johannestaufe als eschatologisches Sakrament auf den Namen Jesu vollzogen, um sich so zu ihm als dem erwarteten Messias zu bekennen. Paulus bahnte die tatsächliche Verchristlichung der Taufe an, indem er mit Hilfe der eschatologischen Mystik Jesu Tod und Auferstehung wirksam werden ließ. Diese Verbindung mit dem Zentralereignis des Christentums ist auch später erhalten geblieben. Eine zweite Phase der Verchristlichung erfolgte mit Hilfe der Logosspekulation, die im Johannesevangelium ihren Höhepunkt gefunden hat. Hier ist nicht mehr wie bei Paulus die Vorstellung von einer vorweggenommenen Auferstehung bestimmend, sondern die Vorstellung von der Wiedergeburt. Eine Herleitung der christlichen Taufe von der Taufe Jesu weist Schweitzer damit vehement zurück. Vehement bestreitet er auch, dass die urchristliche Abendmahlsfeier als Wiederholung des Abschiedsmahles Jesu verstanden wurde.

Das urchristliche Mahl sei keine Erinnerungszeremonie, sondern ein Freudenmahl, wo der Tod Jesu keine Rolle spiele. Deshalb dürfe das Abendmahlsproblem nicht durch die Einsetzungsworte gedeutet werden, auch wenn die urchristliche Gemeinde ihre Feier aufgrund des historischen Abschiedsmahls geschaffen hat. Mit der Speisung am See Genesaret (Brotvermehrung) haben beide gemeinsam, dass sie eschatologische Danksagungsmahlzeiten sind. Dem 4. Evangelisten sei es unmöglich gewesen, vom letzten Abendmahl zu berichten, da es nach ihm zur Zeit des irdischen Jesus kein Abendmahl als Sakrament gegeben habe könne, weil der Geist noch nicht existierte. Die Entwicklung sei dann dahingegangen, dass das Abendmahl nicht mehr mit der Auferstehung, sondern mit der Sündenvergebung infolge der Benutzung des alten Opferverständnisses als Sündenvergebung verstanden wurde.

Die bislang unveröffentlichten Beiträge ermöglichen ein tieferes Verständnis des Anliegens A. Schweitzers und eine kritische Auseinandersetzung mit seinen Positionen, die nicht selten zum Widerspruch herausfordern. Deshalb ist den Herausgebern für ihre mühevolle Editionsarbeit zu danken.

Heinz Giesen

Leroy, Herbert

Jesus. Überlieferung und Deutung.

3. Auflage. Mit neuer Bibliographie und einem Nachtrag von Anne DAWSON und Michael Lattke. Reihe: Erträge zur Forschung. Bd. 95. Darmstadt 1999: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. VIII u. 206 S., kart., DM 49,80 (ISBN 3-534-14440-6)

Die „Erträge zur Forschung" über Jesus von Nazaret, die erstmals 1978 erschienen sind, liegen nun in erweiterter Fassung in dritter Auflage vor. In der ursprünglichen Fassung von 1978, die unverändert abgedruckt ist, geht Leroy zunächst auf das Problem des historischen Jesus ein. Dabei zeichnet er die Forschungsgeschichte von Albert Schweitzer bis Ernst Käsemann ebenso sachkundig nach wie die Diskussion um die Position Rudolf Bultmanns. Bevor er das Leben und die Wirksamkeit Jesu auf dem Hintergrund der Quellenlage darstellt, geht er auf die Aporien ein, die sich aus der Forschungsgeschichte ergeben. Dazu zählt auch die Frage der Kriterien für eine Rückfrage nach dem irdischen Jesus. Quellen für die Rekonstruktion des Lebens Jesu sind geradezu ausschließlich die synoptischen Evangelien. Im einzelnen behandelt Leroy die Herkunft Jesu (Geburtsjahr, -ort, Abstammung und Familie, die Beziehung Jesu zu Johannes dem Täufer), seine Wirksamkeit (Jesu Botschaft von der Königsherrschaft Gottes, seine Ethik und Wunder) und das Ende seiner irdischen Existenz (Todesjahr, Darstellungen der Passion und urkirchliche Deutung der Passion) sowie seine Ostererscheinungen.

In einem umfangreichen Nachtrag gehen A. Dawson und M. Lattke auf den neuen Stand der Jesusforschung ein. Dabei konzentrieren sie sich auf die neuere Jesusforschung im englischsprachigen Raum. Ein neu erwachtes Interesse am irdischen Jesus hat in den letzten zwanzig Jahren zu einer geradezu unübersehbaren wissenschaftlichen, aber auch populären Jesus-Literatur geführt. Für das neue wissenschaftliche Interesse an Jesus hat man die Bezeichnung „Third Quest" bzw. „Third Search" eingeführt. Diesem „Third Quest" gilt nun das besondere Augenmerk. Dankenswerterweise stellen die beiden Verf. die neueste Jesusforschung anhand wichtiger Vertreter der englischsprachigen Forschung dar. Eine besonders große Breitenwirkung hat das sogenannte „Jesus-Seminar", dessen herausragendes Mitglied J.D. Crossan wohl zu den umstrittensten Jesusforschern zählt. Er hält Jesus für einen jüdischen Kyniker und ungebildeten Landgaliläer. Nach ihm ist Jesus ein Weisheitslehrer, der bestrebt ist, Religion und Gesellschaft umzugestalten, indem er sich gegen alle möglichen Hierarchien und Orthodoxien stellt. Crossan gilt das sogenannte „Secret Gospel of Mark", das Petrus- und das Thomasevangelium als älter denn die kanonischen Evangelien und deshalb auch als authentischer in bezug auf den irdischen Jesus. Um sich ein abgerundetes Bild machen zu können, kommen auch die Kritiker der Position Crossans zu Wort. Dasselbe gilt auch für die Besprechung der übrigen Jesusforscher (M.J. Borg, der wie Crossan Mitglied des „Jesus-Seminar" ist, J.P. Meier, E.P. Sanders, N.Th. Wright, B.L. Mack).

In ihren abschließenden Bemerkungen betonen Dawson und Lattke, dass die neueren amerikanischen Beiträge an die Forschung vor dem Ersten Weltkrieg und nicht an die Thesen R. Bultmanns und seiner Schüler anknüpfen. Großen Einfluß auf das Jesusbild haben auch die Qumranschriften und die frühjüdischen Schriften. Kennzeichnend ist zudem eine erneute Enteschatologisierung, die aus dem Propheten Jesus einen Philosophen macht (Breytenbach). Die Aversion des modernen Menschen gegen die Eschatologie

dürfte diese Jesusforschung präjudizieren. Am Schluss steht die Mahnung C. Breytenbachs, die historisch-literarische Frage danach, wer Jesus war, nicht mit der theologisch-existentiellen Frage, wer Jesus Christus ist, zu vermischen. Die Beantwortung der Frage, wer Jesus war, bleibt allerdings für die Beantwortung der existentiellen Frage der Bedeutung Jesu für mich konstitutiv. Die historische Jesusforschung ist deshalb für das Christsein unaufgebbar. Die „Erträge der Erforschung" ermöglichen mit ihrem Nachtrag einen schnellen und zuverlässigen Einblick in die wichtigsten Strömungen der gegenwärtigen Jesusforschung. Eine große Hilfe ist auch die auf den neuesten Stand gebrachte umfangreiche Liste der Jesusliteratur.

Heinz Giesen

Wolff, Peter

Die frühe nachösterliche Verkündigung des Reiches Gottes.

Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 171. 144 S., kt. DM 68,–
(ISBN 3-525-53854-5)

Wegen seiner überragenden Bedeutsamkeit, verdient das Thema „Reich Gottes" zweifellos die besondere Aufmerksamkeit des Neutestamentlers und des Christen überhaupt. Wolff sucht in seinem Buch seine nachösterliche Ausprägung, d.h. in der vorpaulinischen und synoptischen Tradition nachzuzeichnen, indem er die einzelnen Belege jeweils kurz interpretiert. Ohne den Leser mit dem Ziel seiner Arbeit vertraut zu machen, beginnt er unmittelbar mit der Behandlung der Thematik des Reiches Gottes und Christi in der paulinischen Tradition. Unter Reich Gottes versteht W. in der Regel das Endheil, auch wenn er in ganz wenigen Fällen seine Gegenwärtigkeit annimmt. Um diese These aufrecht erhalten zu können, muss er z.B. die Annahme des Reiches Gottes wie ein Kind im Sinne der Annahme der Botschaft vom Reich Gottes interpretieren (42). Der Leser erfährt im übrigen nicht, was die neutestamentlichen Schriftsteller, die vom Reich Gottes sprechen, sich darunter vorstellen. Grund dafür ist der Umstand, dass er nicht nach der Vorgeschichte dieser Vorstellung im AT und im Frühjudentum fragt. Auffällig ist auch, dass er den Sitz im Leben der Reich-Gottes-Verkündigung meist in der Missionspredigt sieht. Man vermisst jede Rückfrage nach dem irdischen Jesus, so dass der Eindruck vermittelt wird, sie sei eine „Erfindung" der vorpaulinischen Tradition oder auch der Q-Gemeinden.

Der Ausdruck „Reich Gottes" kommt hauptsächlich in der synoptischen Tradition vor. Zu den ältesten Bestandteilen der Jesusüberlieferung rechnet W. dessen Zusage an die sozial-ökonomischen Armen, denen das Reich Gottes ohne jede Vorbedingung zugesprochen werde. Die m.E. wahrscheinlichere Deutung der Armen als Repräsentanten ganz Israels (H. Merklein), weist W. ausdrücklich zurück. Die nachösterliche Gemeinde habe kaum Interesse an diesen Aussagen, sondern finde in der Ethik und Christologie einen neuen Bewertungsmaßstab. In der weiteren Überlieferung erführen die Reich Gottes-Aussagen durch die Einbeziehung der Heiden einerseits und einer Ethisierung andererseits eine Neuinterpretation. Das Logion in Lk 11,20 par, wonach die Austreibung der Dämonen ein sichtbares Zeichen dafür ist, dass die Herrschaft bereits ge-

genwärtig ist, spricht er gegen die Mehrheitsmeinung Jesus ab. Für Q seien die Heilungen in der Gegenwart Zeichen des Endgeschehens typisch. Aus Mk 9,14-29 schließt W., dass die Gemeinde sich in der Deutung ihrer Heilungen als Teil des Endgeschehens getäuscht habe.

Auch im Summarium Mk 1,15 versteht W. das Reich Gottes als eine nahe bevorstehende, aber noch ausstehende Größe, da der durch die Heilungen vermittelte Gegenwartsbezug nicht mehr gegeben sei. Wie im zeitgenössischen Judentum trete die Umkehrforderung und damit implizit das Gerichtsmotiv in den Vordergrund. Wahrscheinlicher dürfte jedoch sein, dass die Herrschaft Gottes so nahe herbeigekommen ist, dass man die günstige Gelegenheit (den Kairos) ergreifen kann, um sich ihr in Umkehr und Glauben zu öffnen. Es versteht sich von selbst, dass W. auch für Mk 9,1 einen Gegenwartsbezug ausschließt, da er nicht beachtet, dass hier im Sinn des Evangelisten der irdische Jesus – wie bei den Leidensvorhersagen – futurisch reden muss, weil er eine Aussage über die nachösterliche Gemeinde macht. Infolge der Auferstehung Jesu ist die Herrschaft Gottes bereits in Macht gekommen, so dass einige, nämlich die Glaubenden, sie bereits sehen, d.h. erfahren können (vgl. Mk 1,15). Die Bitte an den Vater, dass sein Reich (Herrschaft) kommen möge, unterstreicht die Initiative Gottes und setzt keineswegs voraus, dass das Reich Gottes rein zukünftig ist, wie L. behauptet. Zum Ganzen kann man mein Buch „Herrschaft Gottes – heute oder morgen" (Biblische Untersuchungen 26), Regensburg 1995 vergleichen, das L. wie viele andere Literatur wohl im Literaturverzeichnis aufgenommen, aber nicht benutzt hat.

Es ist nicht möglich, auf die zahlreichen Texte einzugehen, die Wolff besprochen hat. Es sei noch bemerkt, dass bei der Behandlung der synoptischen Texte die Literarkritik einen großen Raum einnimmt. Dabei gewinnt man öfter den Eindruck, dass die literarischen Entscheidungen dem Interpretationsziel des Verf.s dienen sollen. Wiederholt werden griechische Wörter fehlerhaft abgedruckt. Leider fehlen jegliche Register.

Heinz Giesen

Lang, Manfred

Johannes und die Synoptiker.

Eine redaktionsgeschichtliche Analyse von Joh 18–20 vor dem markinischen und lukanischen Hintergrund. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd.182. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 413 S., Ln., DM 138,- (ISBN 3-525-53866-9)

Lang zeigt in seiner Hallenser Dissertation, dass der vierte Evangelist sein vorliegendes Material (MkEv, LkEv und Gemeindetradition) in großer Freiheit theologisch deutet oder selbständig entfaltet. Darin folgt er der Linie, die von R. Bultmann und J. Becker vorgezeichnet ist. Anders als diese sieht er jedoch im Gesamtevangelium (1,1-20,31) ein theologisch gestaltetes Werk. Dabei macht er sich wichtige Ergebnisse einer neueren Interpretationslinie zunutze, die jede Literarkritik ablehnt. Auch hier steht Johannes in Kontinuität und Freiheit zum MkEv. Beide Fragestellungen lassen den Evangelisten als Schriftsteller und Theologen hervortreten. Auch Hier stellt sich zudem die Frage, wie sich Joh 18,1-20,31 zu 1,1-17,26 verhalten. In beiden Fragestellungen geht es um den Problemkreis der johanneischen Kreuzestheologie.

Entsprechend seiner Zielsetzung fragt der Verf. Abschnitt für Abschnitt danach, wie der Evangelist seine Tradition aufnimmt und deutet. Danach sucht er die Ergebnisse zu bündeln, wobei er zunächst nach dem Sitz im Leben des Passionsberichtes fragt. Nach seinem Urteil lassen sich wichtige Aspekte der Gattungsbestimmung durch G. Theißen, der den ursprüngliche Passionsbericht als „Konfliktparänese in der Form einer Erzählung von erinnerten Ereignissen" versteht, auch für den johanneischen Passionsbericht nachweisen. Das zeigt sich u.a. im Motiv der immer gefährdeten Jüngerschaft (18,15-18.25-27).

Die Johannes eigenen Traditionen lassen sich nicht mehr genau bestimmen. Anders sieht es mit der Verwendung schriftlicher Vorlagen aus: Johannes nimmt Mk 14,43-16,8 sogar aus von Mk redaktionell gestalteten Perikopen auf und deutet das Leiden und das Sterben Jesu Christi antidoketistisch. Aus der Markusvorlage stammen auch das Motiv des Königtums Jesu sowie topographisches und rechtshistorisches Material. Lk 22,47-24,43 ist für Johannes schon wegen seines Interesses an der Ostergeschichte von Bedeutung, da das MkEv eine solche nicht bietet. Sie wird von Johannes deutlich kreuzestheologisch interpretiert. Als Bezug zum MtEv kann allenfalls Mt 27,60 angeführt werden. Der Einzelnachweis macht es höchst wahrscheinlich, dass Johannes das MkEv und das LkEv gekannt hat.

Bevor Lang in einem Ausblick die Gesamtgliederung des Evangeliums anvisiert und in einem Anhang die Ergebnisse aus der Analyse graphisch darstellt, zeichnet er die Kreuzestheologie im johanneischen Passions- und Osterbericht zusammenfassend nach. Dabei lassen sich deutlich mehrere Motive (Hyperbel, Freiwilligkeit des Leidens und Sterbens Jesu, Unschuld Jesu, Stellvertretung, Königtum) unterscheiden, die allesamt im vorausgehenden Evangelium vorbereitet sind. Im Zusammenhang mit dem Erfüllungsmotiv betont er zu Recht mit der neueren Forschung, dass das AT für das JohEv konstitutive Bedeutung hat. Jesus kann im Licht des AT als der leidende Gerechte und als das fehlerlose Paschalamm erscheinen, das den Würgeengel daran hindert, Menschen zu töten. Für die Passionschronologie liegt ein Wochenschema nahe, das er auf S. 331 graphisch darstellt. Am dritten Tag spendet Jesus überreiches Heil, das Jesus mit seinem Kreuzestod vollendet hat und mit der Auferweckung in Kraft gesetzt wird. Wichtig für das Verständnis der johanneischen Kreuzestheologie sind auch die im Passionsbericht und darüber hinaus im ganzen Evangelium auftretenden Personen (der Jünger, den Jesus liebt, Petrus, die Mutter Jesu, Thomas, die „Juden" u.a.). Lang unterstreicht zu Recht, dass die „Juden" im Evangelium keineswegs durchwegs negativ verstanden werden.

Insgesamt hat Lang eine überzeugende Interpretation von Joh 18-20 vorgelegt, auch wenn man im einzelnen anders als er urteilen wird. Das gilt z.B. für die Deutung der Worte Jesu an seine Mutter und an den Jünger, den er liebt (19,25-27), die m.E. keineswegs nur im Sinn der leiblichen Fürsorge zu verstehen sind.

Heinz Giesen

Wenham, David

Paulus.

Jünger Jesu oder Begründer des Christentums? Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Ingrid PROSS-GILL. Paderborn-München-Wien-Zürich 1999: Ferdinand Schöningh. XI u.408 S., geb., DM 88,- (ISBN 3-506-79725-5)

In diesem Buch geht es um das Verhältnis zwischen Jesus und Paulus. Zunächst führt der Verf. in die Fragestellung ein und nennt seine Voraussetzungen und Methoden, die für die folgenden Kapitel bestimmend sind (1. Kap.). Danach vergleicht er Jesus und Paulus in einer sorgfältigen Analyse der Hauptthemen der kanonischen, vor allem der synoptischen Evangelien, um sie dann mit den Aussagen des Paulus zu vergleichen (2.-8. Kapitel). Einem theologischen Vergleich zwischen Jesus und Paulus folgt jeweils die Frage nach der konkreten Jesustradition, auf die Paulus sehr wahrscheinlich, wahrscheinlich oder möglicherweise zurückgegriffen hat. Die Thematik der einzelnen Kapitel wird durch die Überschriften angegeben: „Das Reich Gottes" (Kap. 2), „Wer ist Jesus?" (Kap. 3), „Das Kreuz" (Kap. 4), „Jesus und die Gemeinde" (Kap. 5), „In Liebe leben" (Kap. 6), „Das zukünftige Kommen des Herrn" (Kap. 7), „Leben und Amt Jesu" (Kap. 8). Die Untersuchung ist von der Leitfrage bestimmt, ob Paulus von Jesu Lehre und den Jesustraditionen direkt oder indirekt abhängig ist und ob Paulus ein ähnliches theologisches Verständnis hat wie Jesus oder nicht. Diesem Hauptteil seiner Untersuchung folgen eine Zusammenfassung und Schlußfolgerungen aus den Analysen (Kap. 9).

Die Hauptschlußfolgerung ist, dass Paulus nicht Begründer des Christentums ist, sondern ein treuer Jünger Jesu. Das ergibt sich aus den vielen Anklängen an Wirken und Lehre Jesu, die unterschiedlicher Qualität sind. Doch was „für sich allein genommen lediglich plausibel oder wahrscheinlich wirkt, kann wahrscheinlich beziehungsweise sehr wahrscheinlich werden, wenn man es im Licht der Gesamtargumentation betrachtet" (347). Paulus habe seine Jesustraditionen möglicherweise aus einer abrissartigen Geschichte Jesu gekannt, die unseren Evangelien glich und ihnen vorausging. Hinzu kam die Begegnung mit Petrus und mit Christen, die bereits Jesustraditionen kannten. Seinen eigenen Gemeinden hat er diese vermittelt, weshalb es genügte, in seinen Briefen darauf anzuspielen.

Mit Recht weist Wenham darauf hin, dass die Unterschiede zwischen Jesus und Paulus zum Teil nur in der Terminologie liegen. So ist das, was für Jesus „Reich Gottes" ist, für Paulus Gerechtigkeit und Versöhnung. Eine Verschiebung der Perspektive bewirkt auch die nachösterliche Situation und die damit verbundene Heidenmission. Hinsichtlich der Kenntnis der Jesustraditionen durch Paulus unterscheidet Wenham drei Kategorien: sehr wahrscheinliche Verbindungen (die Geschichte vom letzten Mahl, die Auferstehungsgeschichten, Jesu Lehre zur Scheidung, die Lehre, dass der Prediger für seine Arbeit entlohnt werden muss, Parusie, Ethik, Die Thematik von rein und unrein, Jesu Gottesanrede Abba), wahrscheinliche Verbindungen (Taufe Jesu, Auftrag an Petrus, den „Fels", Verklärung Jesu, Lehre Jesu vom Gottesreich, negative Aussagen über die Frömmigkeit jüdischer Führer, Jesu Offenheit Sündern gegenüber) und plausible Verbindungen (Traditionen über die Geburt Jesu und seiner Versuchung, mehrere Worte der Bergpredigt, die jesuanische Redeweise vom „Menschensohn", Jesu Lehre von der Gerechtigkeit des Gottesreiches, Jesu Aussagen zur Gemeindedisziplin, die Gleichnisse vom verlorenen Sohn und von den bösen Winzern und die Getsemanegeschichte).

Was die synoptische Frage angeht, nimmt Wenham zwar die Markuspriorität an, ist aber äußerst skeptisch gegenüber der Logienquelle Q. Wie schon gesehen, erwägt er die Möglichkeit eines unseren kanonischen Evangelien vorausgehenden Evangeliums, das auch Paulus zur Verfügung stand. Was die Paulusbriefe angeht, hält er die paulinische Authentizität von 2 Thess, Kol und Eph offen. Sein Gesamtergebnis ist, wie er selbst betont, nicht von diesen Schriften abhängig. Denn er benutzt sie nur für zusätzliche Argumente.

Insgesamt hat Wenham eine überzeugende Untersuchung vorgelegt, auch wenn man nicht alle Schlussfolgerungen akzeptieren wird. Der vorgelegte Vergleich zwischen Paulus und Jesus hat jedenfalls nachgewiesen, dass Paulus keineswegs, wie zuweilen behauptet wurde, der eigentliche Gründer des Christentums, sondern ein treuer Diener seines Herrn war. Das vorgelegte Material ist zugleich geeignet, weitere Studien zu Einzelfragen anzuregen. Ein Vorteil des vorliegenden Buches ist es auch, dass seine Argumente leicht auch von interessierten Nichtfachleuten verstanden werden können.

Heinz Giesen

Umbach, Helmut

In Christus getauft – von der Sünde befreit.

Die Gemeinde als sündenfreier Raum bei Paulus. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des AT und NT, Bd. 181. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 344 S., Ln. DM 138,- (ISBN 3-525-53865-0).

In seiner Göttinger Dissertation richtet U. seine Aufmerksamkeit auf die Frage, ob Paulus im Rahmen seiner Rechtfertigungslehre einen ganz spezifischen Sündenbegriff hat, der mehr als die Summe menschlichen Fehlverhaltens meint. Um seine Fragestellung vorzubereiten, schreitet der Verf. zunächst wichtige Stationen der Forschungsgeschichte vom protestantischen Vorverständnis Martin Luthers („der Gerechtfertigte ist zugleich Sünder") bis in die neueste Zeit ab. In einem zweiten Schritt fragt er in historischer Abfolge nach der Entwicklung des paulinischen Sündenbegriffs. Dabei fällt auf, dass Paulus in den entscheidenden Texten für das Fehlverhalten des Christen niemals das Wort „Sünde" im Singular verwendet, sondern Wörter, die von menschlichem Fehlverhalten sprechen. Grund dafür ist, dass nach Paulus die „Sünde", verstanden als personifizierte Macht, in der Taufe grundsätzlich und endgültig überwunden ist, so dass sie nicht mehr das Verhalten des Christen bestimmt. Als dritter Schritt folgt die systematische Gegenprobe mit Hilfe der Auslegung ekklesiologischer Texte (2 Kor 5,17–21; Röm 6) und schließlich als vierter Schritt die Befragung der anthropologischen Texte Röm 7–8.

Als Freiheit von der Macht der Sünde ist Sündlosigkeit in der „Gerechtigkeit Gottes" schon verwirklicht, der der Mensch im Glaubensgehorsam entspricht. Der ethische Imperativ ist für Paulus keineswegs notwendig eine Folge des Sündigens des Christen nach der Taufe, sondern als Forderung immer Gabe Gottes, durch den Geist gewirkt und auf dem Indikativ gegründet. Man kann m.E. jedoch das mosaische Gesetz nicht einfach auf dieselbe Stufe stellen wie die Sündenmacht, so dass das Gesetz wie die Sünde für den Christen schlechthin zur Vergangenheit gehört. Denn Paulus dürfte entgegen der Interpretation von Röm 8,1-4 durch den Verf. dem

Gesetz durchaus auch im Leben des Christen eine positive Rolle zugeschrieben haben, wofür auch Röm 13,8-10 (Erfüllung des Gesetzes durch die Liebe) spricht. Das Gesetz hat nun allerdings nur im ethischen Bereich eine Bedeutung, so dass z.B. die Beschneidungsforderung nicht dazu zählt.
Überzeugend indes ist die Grundthese Umbachs, dass der Christ durch das eschatologisch verstandene Sakrament der Taufe „in Christus", in der sich der entscheidende Herrschaftswechsel von der Sündenmacht zur Macht des Geistes vollzieht, so dass die Gemeinde grundsätzlich als sündenreiner Raum zu gelten hat. In diesem Sinn ist der Christ nicht Sünder und Gerechter zugleich. Der Christ lebt so schon in der Gegenwart im Heil. Wie die Imperative beweisen, können sich Christen noch verfehlen, weil sie noch „im Fleisch" leben, aber sie sind durch den Geist dazu befähigt, die Versuchungen zu bestehen. Wenn notwendig, wird die Gemeinde durch die Entfernung eines ihrer Mitglieder gereinigt (vgl. 1 Kor 5). Aber auch in diesem Fall bleibe sein „Geist" aufgrund der Taufe gerettet. Dennoch darf die Taufe nicht magisch missverstanden werden; denn, wer in Gemeinschaft mit Christus lebt, muss sich auch entsprechend zu den übrigen Gemeindemitgliedern verhalten, wie nicht nur die paränetisch gewendeten Aussagen vom „Leib-Christi" beweisen, in den der Mensch durch das Sakrament der Taufe eingegliedert wird. Diese Christusgemeinschaft findet im Abendmahl ihren Ausdruck. Weil nach Paulus die Sündenmacht seit der Taufe eschatologisch überwunden ist, ist es nur konsequent, dass im Zusammenhang mit dem Abendmahl wohl an die Heilstat Christi erinnert und eschatologisch auf die Wiederkunft Christi verwiesen wird, von Sündenvergebung jedoch keine Rede ist. Es wird somit deutlich, dass Paulus seine Rechtfertigungstheologie mit Hilfe seiner Tauftheologie entfaltet. Sein Taufverständnis aber gründet letztlich in der urchristlichen Tradition vor Paulus.

Heinz Giesen

Wenz, Gunter

Grundfragen ökumenischer Theologie.

Gesammelte Aufsätze, Bd. 1. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 326 S., kt., DM 89,– (ISBN 3-525-56298-5).

Ergebnisreich und einflussstark ist die bisherige Arbeit des erst fünzigjährigen Schülers und Nachfolgers von W. Pannenberg auf dem Lehrstuhl für Systematische Theologie der Evangelisch-Theologischen Fakultät München, der wie sein Lehrer entscheidenden Anteil am Dialog zwischen Evangelischer und Katholischer Theologie nimmt. Aus diesem Bereich legt der Sammelband neun bereits veröffentlichte und drei bisher nicht erschienene Aufsätze vor.
Die Konzeption des Sammelbandes wie auch besonders jener Beiträge, die von der Rechtfertigung handeln, entspricht der Grundüberzeugung, dass bei bestehendem Konsens in der Rechtfertigungslehre auch die anderen neuralgischen Punkte des ökumenischen Disputs, vor allem Sakrament und Amt, da sie von der Rechtfertigungslehre her zu sehen sind, konsensfähig sein müssen. Dies ist aus lutherischer Sicht (und so auch für uns) ein fundamentaler Fortschritt im ökumenischen Dialog, zumal inzwischen die Einigung der beiden Kirchen im Rechtfertigungsstreit geschehen ist.
Die Aufsätze bringen in einem Prolog (I), zwei grundsätzliche Abhandlungen über Konfessionelle Theologie und über das Verhältnis

von Staat und Kirche; der Abschnitt D Evangelium der Rechtfertigung des Sünders (II) enthält zwei Aufsätze über die Rechtfertigung als entscheidendes Kriterium für die Einheit im Glauben und über den darüber herrschenden Konsens; der dritte Abschnit hat Die Heilige Schrift als kanonische Urkunde des Evangeliums (III) zum Gegenstand, was in zwei Aufsätzen über das evangelische Schriftprinzip im ökumenischen Dialog und über das nicht weniger gewichtige Problem des Zueinanders von Schrift, Bekenntnis und Lehramt behandelt wird. Ein vierter Abschnitt Wirkzeichen des Evangeliums (IV) gilt der Sakramententheologie, die in drei Abhandlungen bedacht wird: in einer grundsätzlichen und informativen Darstellung der Sakramente nach lutherischer Lehre, in einer historischen Hinführung zu dem missglückten Verständigungsversuch im Streit um den Laienkelch, und in einem tiefen und weiterführenden Nachsinnen über das Opfer Christi im Herrenmahl als Problem ökumenischer Theologie. Der letzte große Abschnitt behandelt Das Dienstamt kirchlicher Einheit und dabei das Problem von Charisma und Amt und auch die evangelische Perspektive über Wesen und Ausübung des Petrusdienstes. Die positive, der Einheit dienende Ausrichtung dieser Reflexionen zeigt sich noch darin, dass dem Prolog entsprechend ein Epilog (VI) folgt, welcher in wahrhaft ökumenischer Absicht die Grundzüge einer evangelischen Lehre von den Heiligen darlegt.

Der Sammelband stellt eine wirklich umfassende und gründliche Einführung in den Stand des ökumenischen Dialogs und seiner Probleme dar, für die man dankbar sein darf. Ein Personenregister und vor allem ein Sachregister lassen diese Aufsätze zum Handbuch werden. Dass der Verfasser sie W. Pannenberg zum Siebzigsten widmet, gereicht beiden zur Ehre.

Viktor Hahn

Eine Welt für alle.

Grundlagen eines gesellschaftspolitischen und kulturellen Pluralismus in christlicher und islamischer Perspektive. Hrsg. von Andreas BSTEH. Reihe: Beiträge zur Religionstheologie, Bd. 9. Mödling 1999: Verlag St. Gabriel. 431 S., kt., DM 49,80. (ISBN 3-85264-571-9)

Dieser umfangreiche Band enthält die Vorträge und Diskussionbeiträge der Zweiten Internationalen Christlich-Islamischen Konferenz, die im Mai 1997 in Wien stattfand. Sie stellt die Fortsetzung mehrerer Dialogkonferenzen dar, die unter der Leitung der Theologischen Hochschule St. Gabriel durchgeführt worden sind (1993 die erste Christlich-Isalmische Dialogkonferenz „Friede für die Menschheit" in Wien, 1996 die erste iranisch-österreichische Dialogkonferenz christlicher und islamischer Theologen in Teheran; die Dokumentationen beider Tagungen sind ebenfalls im Verlag St. Gabriel, Mödling, erschienen).

Diesmal beschäftigten sich die Experten unter der Überschrift „Eine Welt für alle" mit der zentralen Frage, wie der gesellschaftspolitische und kulturelle Pluralismus, der in allen Staaten der Erde mehr oder weniger ausgeprägt vorhanden ist, aus christlicher und aus islamischer Sicht zu beurteilen ist, wie beide Religionen dennoch eine Einheit unter ihren Anhängern zu wahren versuchen und wie schließlich auch die Völker der Erde sich auf Werte und Rechte verständigen können, die für alle verpflichtend sind und eine Grundlage für die Schaffung humaner Lebensbedingungen weltweit bieten können. Dabei beschäftigen sich die ersten Referate

detailliert mit theologischen Erörterungen zur Frage nach Bedingungen und Formen eines weltanschaulich-religiösen Pluralismus und nach Möglichkeiten einer von Respekt und Toleranz bestimmten Beziehung zwischen den Religionen. Fazit: Sowohl im Christentum als auch im Islam ist eine grundsätzliche Akzeptanz pluralistischer Standpunkte und Strömungen zu finden – in beiden Religionen allerdings erst in jüngster Zeit von liberal eingestellten Gelehrten und Repräsentanten offiziell so vertreten -, die dann gutgeheißen werden, wenn sie dem Wohl aller verpflichtet sind. Sodann geht es um die Frage, inwieweit rechtliche Strukturen und politische Bedingungen vorhanden sein müssen, damit ein Pluralismus von Weltanschauungen, Lebenseinstellungen, Gesellschaftsformen und Werten in den Ländern möglich ist, in denen die christliche und die islamische Religion eine maßgebende Rolle spielt. Auch bei diesen umfangreichen Beiträgen zeigt sich, dass die Spannung zwischen Pluralität und Einheit nicht aufhebbar sein wird, dass vielmehr immer wieder von den Verantwortlichen der Staaten und Religionen ausgehandelt werden muss, was zugunsten der Einheit mit allen rechtlichen Konsequenzen festzulegen und was für freie Entfaltung und Ausdifferenzierung zu gewährleisten ist. Diese Spannung ist auch bei dem dritten Thema anzutreffen, das bei dieser Konferenz in den Blick genommen worden ist – die Frage nach den unterschiedlichen kulturellen Identitäten, die sich bei den Völkern der Erde entwickelt haben, und den Chancen einer künftigen Weltkultur, die aufgrund des Zusammenrückens der Menschen und der Notwendigkeit gemeinsamer Überlebensanstrengungen vielleicht die einzige Zukunftsgarantie sein wird.

In den Beiträgen werden die Sachverhalte stets differenziert und unter Einbezug aktueller Erkenntnisse und offizieller Standpunkte dargelegt. Ihre Autoren sind sichtbar bemüht, Beweggründe, Argumente und Belege dafür zusammenzutragen, dass sowohl in der persönlichen Überzeugung des Einzelnen, in der Weltanschauung und Mentalität der Volksgemeinschaften und in den Religionen die eigene Identität als wertvolles Gut anerkannt und geschützt werden muss, dass andererseits aber auch die Suche nach einer gemeinsamen ethischen Plattform und nach Möglichkeiten humaner Lebensbedingungen für alle zum Gebot der Stunde gehört. Dabei sind die Religionen der Welt besonders herausgefordert. Christentum und Islam haben von ihrem Selbstverständnis und dem Potential ihrer Anhänger her beachtliche Möglichkeiten, an der Schaffung der „einen Welt für alle" mitzuwirken.

Matthias Hugoth

Visionen des Konzils

30 Jahre Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute". Hrsg. von Gotthard FUCHS / Andreas LIENKAMP. Reihe: Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften, Bd. 36. Münster 1997: LIT Verlag. 230 S., kt., DM 34, 80 (ISBN 3-8258-2807-7).

Angesichts der kaum noch zu überschauenden Fülle an vorliegender Literatur zum II. Vatikanischen Konzil stellt sich die Frage, warum der Strom an Publikationen nicht abreißt. Ein wesentlicher Grund dürfte in dem liegen, was das Konzil selbst in Gang gesetzt hat: Es hat vor allem nach dem Ort und der Bedeutung der Kirche in der Welt von heute gefragt und sich dabei für einen Dialog mit eben dieser Welt geöffnet, der ständig fortgeführt werden muss. Diese dialogische Grundstruktur des christlichen

Selbst- und Weltverständnisses kommt am nachhaltigsten in der Konstitution „Gaudium et spes – Die Kirche in der Welt von heute" zur Wirkung. Dieses Dokument enthält eine ekklesiologische Standortbestimmung und zugleich Leitlinien für die Gestaltung des Verhältnisses der Kirche zur Welt, deren Umsetzung sowohl in den theologischen Diskurs als auch in die praktischen Vollzüge der Kirche noch immer ansteht. Wie dies fortgeführt werden kann, ist eine zentrale Fragestellung des vorliegenden Buches. Zunächst erfolgt ein Aufriss der perspektivischen Aussagen des Konzils und eine Reflexion der aktuellen Rahmenbedingungen für die heutige Rezeption (David Seeber). Sodann befassen sich zwei Aufsätze mit dem historischen Kontext, in dem Gaudium et spes entstanden ist, und von dem her die Relevanz ihrer Optionen erst begreifbar sind (Nikolaus Klein, Thomas Gertler). Im Mittelpunkt der folgenden vier Beiträge steht die Frage nach dem hermeneutischen und theologischen Neuansatz, den Gaudium et spes für eine fundamentale Praxisrelevanz kirchlichen Redens und theologischen Denkens angesichts der Zeichen der Zeit und der Konflikte der Gegenwart hat: Elmar Klinger, Kirche – die Praxis des Volkes Gottes, Hans-Joachim Sander, Die Zeichen der Zeit. Die Entdeckung des Evangeliums in den Konflikten der Gegenwart, Marianne Heimbach-Steins, „Erschütterung durch das Ereignis" (M.-D. Chenu). Die Entdeckung der Geschichte als Ort des Glaubens und der Theologie, Peter Hünermann, Die Frage nach Gott und der Gerechtigkeit. Eine kritische dogmatische Reflexion auf die Pastoralkonstitution. – Die weltkirchliche und globale Dimension der Fragestellungen von Gaudium et spes werden durch exemplarische Darlegungen zur Rezeption in verschiedenen Ländern und Epochen in den Blick genommen: Die Frage der Rezeption von Gaudium et spes in der sozialistischen Welt, dargestellt an der Pastoralsynode der katholischen Kirche in der DDR (Rolf Schumacher) sowie die Wirksamkeit des Konzils in der Kirche Lateinamerikas (Gustavo Gutiérrez, Franz Weber).
Im abschließenden Beitrag weist Andreas Lienkamp nach, welche Konsequenzen aus der fortdauernden provozierenden Dynamik des Konzils für die Kirche hierzulande entstehen, wenn Gaudium et spes analog zur Rezeption der lateinamerikanischen Befreiungstheologie in der Theologie und Praxis umgesetzt würde.
Die Vorzüge dieses Buches bestehen zum einen in der gründlichen historischen und systematisch-theologischen Aufarbeitung der zentralen Inhalte von Gaudium et spes und seiner Relevanz für eine Ekklesiologie unter den Bedingungen der Moderne. Zum anderen wird die programmatische Bedeutung der Optionen von Gaudium et spes für die heute aktuellen Fragestellungen zum Verhältnis der Kirche zu den sozialen, gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen der Zeit eingängig und überzeugend aufgezeigt. Dieses Buch dürfte wohl zu den Publikationen über das Konzil gehören, die griffbereit im Regal stehen sollten.

Matthias Hugoth

Häring, Bernhard

Moraltheologie für das dritte Jahrtausend.

Graz 1999: Verlag Styria. 191 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-222-12680-1).

Pünktlich zur Jahrtausendwende bringt der Styria-Verlag (Graz) die schon Anfang der 90er erschienene italienische Arbeit Bernhard Härings „teologia morale verso il terzo millennio" in deutscher Sprache heraus. Das kleine Buch, das in verständlicher Sprache und zum Teil assoziativ-erzählend die Struktur einer biblisch und personal gefassten Moraltheologie auf einen Blick darzustellen versucht, kann auch für den Laien als Einführung in das Denken Härings fungieren. Der Gedanke, in welchen Bezügen theologische Ethik mit ihrer Arbeit stehen muss (das Hören auf das Wort Gottes, auf die menschliche Überlieferung, auf den Ruf der Armen, die Zeichen der Zeit) und die Rechenschaft über die Zielgruppe des eigenen moraltheologischen Arbeitens stehen für Häring am Anfang. Von dieser hermeneutischen Stellung aus skizziert er die Elemente, die für eine fruchtbare Synthese der moraltheologischen Visionen wichtig sind: der Blick auf den Bund, geschlossen mit dem Gott der Heilsgeschichte, die Bindung an die Dynamik des Reiches Gottes, das österliche Geheimnis, die Nachfolge Christi: sie aller ermöglichen eine Balance zwischen Barmherzigkeit und Nächstenliebe, eine Kreativität in Freiheit, die an der Wurzel moderner Moraltheologie stehen. In diesem Sinne mahnt Häring im zweiten Kapitel, dass Moraltheologie als Wissenschaft alle Vorurteile, die aus den Prägungen der persönlichen Biographie, aus der Konformität mit den Tendenzen kirchlichen Lebens und so weiter herrühren, überwunden werden müssen – im Horizont einer biblischen Hermeneutik, der kritischen Betrachtung der Dokumente des Lehramts und dem Maß des Leidens der konkreten Menschen. Zwei Kapitel sind auf diesem Hintergrund dem neuen Verständnis von Sünde in der Moraltheologie gewidmet, das seit dem Zweiten Vatikanum immer stärker das theologische Denken in der Ethik prägt. Nicht die kasuistische Fixierung und Taxierung, sondern die Frage nach der Grundsatzentscheidung und der personalen Ausrichtung des Menschen werden zum Ansatzpunkt der Deutung von Schuld. So kann Häring in den letzten Kapitels die Aufgaben einer Moraltheologie für das dritte Jahrtausend andeuten: eine unbedingte spirituelle Grundlegung, die sich auf die Erfahrung des Geistes begründet, der Rückzug aller normativen Ethik auf die Lebendigkeit der dynamischen Erfahrung des Gewissens, die Orientierung an den Aussagen des Dekalogs als immer neue Aufforderung, menschliche Handlungsfelder auf konkrete moralische Herausforderungen zu reflektieren, die Dialektik zwischen autonomer Moral und Glaubensethik, in der Heilsethos und Weltethos ihren Raum finden. In diesem Sinne benennt Häring als entscheidende ethische Probleme der Zukunft die Bewältigung der komplizierten Fragen in der Sozialmoral, der Bioethik, der Sozialhilfe, der nuklearen Bedrohung und der ökologischen Konflikte. Der ungebrochene Optimismus des Autors strahlt auch angesichts solcher harter Konflikte moralischer Orientierung durch dieses Buch durch.

Josef Römelt

Utz, Arthur F.

Ethik des Gemeinwohls.

Gesammelte Aufsätze 1983–1997. Hrsg. von Wolfgang OCKENFELS. Paderborn 1998: F. Schöningh. 649 S., geb., DM 148,– (ISBN 3-506-76185-4)

Die Herausgabe der Aufsätze von Arthur Utz aus den letzten 15 Jahren des schon über 90-jährigen Autors ist ein Dokument christlicher Sozialethik in der Entwicklung und Begleitung moderner demokratischer und marktwirtschaftlicher Lebensordnung. Die Thematik der Aufsätze reicht von Grundlegungsfragen der Ethik, der Rechtsphilosophie und Sozialethik bis hin zu konkreten Auseinandersetzungen mit den Regelungsproblemen der Wirtschaft und der Politik. Der Schwerpunkt des Buches liegt dabei eindeutig auf den wirtschaftsethischen Problemstellungen: Abhandlungen zu Fragen des Wachstums der Weltbevölkerung, zur Arbeitslosigkeit und zu grundsätzlichen Ordnungsfragen des wirtschaftlichen Lebens, zu Entwürfen marktwirtschaftlicher Systeme, aber auch zum „Gerechten Krieg" und zu den Voraussetzungen der Demokratisierung usw. bestechen durch ihre sachkundige und den unmittelbaren Sachproblemen zugewandte Offenheit und Stringenz. Gerade dieses Anliegen, theologische Ethik in den sozialen Bereichen immer wieder mit den empirischen und sachlichen Gegebenheiten des Lebens zu konfrontieren, zeichnet die Arbeit von Utz aus. Er übersetzt in einem gewissen Sinn die naturrechtliche Semantik thomanischer und thomistischer Theologie in eine wirklichkeitsoffene Reflexion. Dabei geht ihm freilich der polemische Unterton, der leider das Vorwort zu der Arbeit gegenüber den modernen Gesellschaftstheorien durchzieht, völlig ab. Es bleibt eine wohltuend sachliche Auseinandersetzung.

Josef Römelt

Furger, Franz:

Christliche Sozialethik in pluraler Gesellschaft.

Posthum hrsg. von Marianne HEIMBACH-STEINS, Andreas LIENKAMP, Joachim WIEMEYER. Reihe: Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften, Bd. 38. Münster 1997: LIT Verlag. 327 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-8258-3527-8).

Dieses Buch enthält die Erträge der sozialethischen Arbeiten von Franz Furger, dem langjährigen Leiter des Münsteraner Instituts für christliche Sozialwissenschaften. In diesen Arbeiten spiegelt sich die jüngste Entwicklung der christlichen Sozialethik wider sowohl hinsichtlich der Themen, die sie in ihrem Bemühen, stets aktuell auf die Zeichen der Zeit zu reagieren, aufgegriffen und bearbeitet hat, als auch hinsichtlich der Methoden, mit denen sie eine solche Behandlung der jeweils anstehenden Fragestellungen unternommen hat. Furger zeigt zunächst ausführlich den langen Weg der christlichen Sozialethik auf, den sie bei ihrer Loslösung aus der traditionellen Moraltheologie und ihrer Etablierung zu einer inhaltlich und methodisch eigenständigen theologischen Disziplin zurückgelegt hat. Dabei erfolgt eine Darlegungen der „Entwicklungslinien theologischer Ethik" und eine „Begründung christlicher Sozialethik" ebenso fundiert und anschaulich wie die Erörterung der jüngsten Sozialworte und -rundschreiben des Papstes

und der deutschen Bischöfe. Schließlich setzt sich Furger damit auseinander, mit welcher Legitimation und auf welche Weise die christliche Sozialethik einen Beitrag zu Schaffung einer gerechten und humanen Gesellschaftsordnung leisten kann – ob in Bezug auf die Begründung von Werten und Normen, auf die Umsetzung der geltenden Sozialstaatsprinzipien oder das Anwendung ethischer Grundsätze in den Bereichen von Wirtschaft, Friedensarbeit und Medizin. – Die Fülle der Themen und der Gedankengänge können bisweilen „erschlagend" wirken, wenn man das Buch vom Anfang bis zum Ende durchzulesen beabsichtigt. Es ist von den Herausgebern jedoch so gestaltet worden, dass sich einzelne Themenkomplexe separat bearbeiten lassen. Stets findet der Leser einen fundierten Aufweis der Entwicklungslinien einer Fragestellung, eine differenzierte Auseinandersetzung mit ihr und Hinweise darauf, wie mit dieser Fragestellung praktisch umzugehen ist. Darin liegen die Stärken dieses Buches, das jedem zu empfehlen ist, der sich mit der Geschichte, den Anliegen und Methoden und mit der aktuellen Bedeutung der christlichen Sozialethik angesichts der Herausforderungen unserer komplexen Gesellschaft auseinandersetzen will.

Matthias Hugoth

Frielingsdorf, Karl

Aggression stiftet Beziehung.

Wie aus destruktiven Kräften lebensfördernde werden können. Mainz 1999: Matthias – Grünewald – Verlag. 197 S., Kt., DM 38,- (ISBN 3-7867-2160-2).

Der Untertitel dieses Buches scheint etwas von der „Leichtigkeit des Seins" ahnen lassen zu wollen – als ob es nur einiger weniger Schritte bedürfte, um die destruktiven Seiten der Aggression in konstruktive, das Leben fördernde umzuwandeln. Der Autor ist zu erfahren und hat sich in vielen Publikationen als ein wissenschaftlich redlicher Fachmann erwiesen, als dass er sich zu Null-acht-fünfzehn-Rezepten verleiten ließe. Er nimmt das Phänomen der Aggression als zerstörende und lebensfeindliche Gewalt ernst und beschreibt sie so, wie sie allgemein bekannt sind. Dann aber verweist er auf den anthropologischen und geistesgeschichtlichen Hintergrund für die in der Regel negative Bewertung der Aggression und wie diese durch die gängigen Aggressionstheorien verfestigt wurde. Dazu haben auch die Elternbotschaften beigetragen, die – wie eine Erhebung bei mehr als 700 Frauen und Männern belegt – Gefühle, besonders Aggressionen, aber auch Beziehungen in der Regel eher als fraglich, zumindest als problematisch bewertet haben und nun, eingeschrieben ins Lebensskript ihrer Kinder, sich fortsetzen in den negativen Ansichten und einseitigen Handlungsformen der nachfolgenden Generationen. Dass es aber auch anders gehen kann, zeigt der Verf. im nächsten, dem umfangreichsten Kapitel auf, in dem er zunächst von dem zutreffenden Faktum ausgeht, dass Aggressionen auf jeden Fall stets Beziehung schaffen. Dies gestaltet sich auf den unterschiedlichen Beziehungsebenen – der Beziehung zu mir selbst, zum Mitmenschen, zur Umwelt und zu Gott – zwar stets auf eine spezifische Weise aufgrund verschiedener Interessen und Motive und einer je eigenen Dynamik, doch haben sie gemeinsam, dass sie destruktiv ausarten oder aber in positive Kräfte umgewandelt werden können. Entscheidend ist eine Einstellung, die darauf gerichtet ist, Aggressio-

nen in diesem Feld als vitale Lebensenergien zu verstehen und zu nutzen.
Manche Ausführungen in diesem Buch klingen tatsächlich recht einfach und unkompliziert. Deshalb dürfte beim Leser eine Rest an Skepsis bleiben, ob denn eine solche Verdrängung der destruktiven Seiten der Aggression durch eine Verstärkung und praktischen Umsetzung der konstruktiven immer so ohne weiteres gelingen kann. Das ist jedoch keine Frage von Theorie und Argument, sondern der praktischen Erprobung. Dazu bietet dieses Buch zahlreiche Anstöße und konkrete Orientierungen auf dem Hintergrund einer optimistischen Botschaft von den ungeahnten Möglichkeiten des Menschen und Gottes mit ihm.

Matthias Hugoth

Globalisierung.

Hrsg. Von Bernhard MENSEN. Reihe: Akademie Völker und Kulturen St. Augustin/Vortragsreihe, Bd.21. Nettetal 1998: Steyler Verlag. 124 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-8050-0423-0).

Fast wöchentlich berichten die Medien über die Fusionierung großer Industriekonzerne, Banken und Handelsgesellschaften und darüber, dass die neuen Wirtschaftsgiganten dadurch zu den Marktführern in ihrer Branche geworden sind. Solche Vorgänge bezeichnet man gemeinhin als Globalisierung. Viele sind darüber beunruhigt, weil die Nachrichten über derartige Globalisierungsvorgänge stets auch mit dem Hinweis ergänzt werden, dass Fusionierungen von Wirtschaftsbetrieben in jedem Fall Tausende von Arbeitsplätzen kosten. Und dass es niemanden in Politik und Gesellschaft zu geben scheint, der etwas dagegen zu unternehmen vermag. Globalisierung bedeutet die Akkumulation von Macht in den Händen von gigantischen Wirtschaftskonzernen. Die internationalen Finanzmärkte scheinen am Ende auch die Politik der einzelnen Länder zu kontrollieren. Wie es zu dieser Situation gekommen ist, wie sie auf die Zukunft hin eingeschätzt und ethisch bewertet werden muss, und schließlich, was getan werden kann, damit durch die neuen Machtstrukturen nicht auch neue Ungerechtigkeiten globalen Ausmaßes entstehen, war Thema einer Vortragsreihe in der Akademie Völker und Kulturen der Steyler Missionare in St. Augustin, die in dem vorliegenden Buch dokumentiert ist. Nach einem Übersichtsreferat, in dem auch für Nichtexperten einsichtig vermittelt wird, worum es bei den Globalisierungsvorgängen im Bereich der Wirtschaft geht (Rolf H. Hasse), wird detailliert dargestellt, worin die Herausforderungen bestehen, die für den Sozialstaat aus diesen umfassenden Prozessen erwachsen (Hans Jürgen Rösner): Wenn man das Bedrohungs- und das Chancen-Szenario nüchtern abwägt, scheint es noch immer möglich zu sein, mit entsprechenden beschäftigungspolitischen Maßnahmen, die der modernen Informations- und Dienstleistungsgesellschaft angepasst sind, die negativen Auswirkungen der Globalisierungsprozesse in den Griff zu bekommen. Worin diese neue Ausrichtung von Industrie, Wirtschaft und Politik bestehen müssen, zeigt der dritte Vortrag auf (Leo A. Nefiodow), dessen Überschrift – „Zum Zusammenhang zwischen Information, Ethik und Religion" – allerdings andere Ausführungen erwarten lässt als diese ausführlichen, aufschlussreichen Erklärungen zu den Hintergründen und Perspektiven gegenwärtiger wirtschaftlicher Entwicklungen. Um vorwiegend ethische

Überlegungen geht es in den letzten drei Beträgen dieses Buches: „Globalisierung – eine Herausforderung für die Entwicklungspolitik" (Klaus-Jürgen Hedrich), „Globalisierung und Solidarität. Der Beitrag der Soziallehre der Kirche" (Diarmuid Martin) und „Globalisierung und internationale Gerechtigkeit" (Karl Graf Ballestrem). Sie weisen überzeugend nach, dass es ethische Anhaltspunkte und Maßstäbe geben muss, damit aus den Prozessen der Globalisierung nicht einige wenige als unangefochtene Sieger hervorgehen und der Rest – ganze Völker und Nationen, die nicht Schritt halten und sich gegen die neuen Formen der Kolonialisierung nicht wehren konnten – im ewigen Überlebenskampf verbleibt. Auch wird schlüssig aufgezeigt, worin diese Werte und Normen bestehen könnten, auf die sich alle verpflichten müssten, und welche Rolle dabei der Kirche zukommen könnte. Doch wird noch viel Mühe darauf verwandt werden müssen, bis sich die Regierungen und Wirtschaftsmächtigen, die am meisten von den Globalisierungsprozessen profitieren, auf eine solche Ethik als für alle bindende Instanz verständigen.

Matthias Hugoth

Flörschinger, Gabriele – Weber, Paulus-Thomas

Kar- und Ostertage gestalten

Ein Werkbuch. Limburg 1998: Lahn-Verlag. 128 S., kt., DM 24,80
(ISBN 3-7840-3155-2).

Die Kar- und Ostertage zeichnen sich durch einen Reichtum an Zeremonien und durch eine große inhaltliche Fülle aus. Sie bilden als Tage vom Leiden, Tod und Auferstehung des Herrn den Höhepunkt des ganzen Kirchenjahres. Trotzdem wird man nicht behaupten können, dass dieser Tatsache auch die Wertschätzung der Gläubigen entspricht, zumal wenn man sie mit der Einstellung zum Weihnachtsfest vergleicht, das offensichtlich mehr das Gemüt anspricht, was man von den Kar- und Ostertagen nicht in gleicher Weise behaupten kann.
An dieser Stelle setzt das hier vorgestellte Werkbuch ein, das aus der Praxis erwachsene Modelle, Materialien und Überlegungen vorstellt, die helfen können, den Sinn dieser Tage auf eine neue Art zu erschließen. Es handelt sich dabei überwiegend um Gestaltungsideen für Gruppenarbeit und Gottesdienst, die sich nicht sklavisch an den gewohnten Ablauf und die traditionellen Formen halten und darauf zielen, den Gedankenreichtum dieser Tage auch erfahrbar zu machen.
Nach einer thematischen Einführung in Theologie und Grundsymbolik von Tod und Auferstehung Jesu werden im darauf folgenden Materialienteil Bausteine für die Gruppenarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen angeboten, die sich auf die liturgische Gestaltung der Kar- Ostertage beziehen. Dabei sind sich Autorin und Autor durchaus bewusst, dass den Umsetzungsmöglichkeiten auf Grund der Verschiedenheit der Gemeinden gewisse Grenzen gesetzt sind. Das Buch bietet viele ansprechende Anregungen und eine Chance, die zentralen Ideen dieser Tage nicht nur für den Gemeindegottesdienst, sondern auch für das eigene geistliche Leben mehr zu nutzen.

Franz Karl Heinemann

Thönnes, Dietmar

Marienfeiern im Kirchenjahr.

Rosenkranz, Maiandacht und marianischer Wortgottesdienst. Reihe: Laien leiten Liturgie. Kevelaer 1999: Butzon & Bercker. 127 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-7666-0200-4)

Von jeher sind Rosenkranzandachten ganz selbstverständlich von Laien geleitet worden. Seit einigen Jahren zeigt sich nun die Notwendigkeit, dass auch in anderen Feiern Laien den Vorsteherdienst übernehmen müssen, wenn etwa marianische Andachten nicht aus dem Gemeindeleben verschwinden sollen. Für solche Gottesdienste hat Dietmar Thönnes die vorliegende Handreichung erstellt. Neben informativen historischen Skizzen und theologischen Begründungen bestimmter Feiern wie Rosenkranz oder Maiandachten finden sich Beispielmodelle, die zeigen, wie marianische Wort-Gottes-Feiern gestaltet werden können, um die eigene Kreativität anzuregen. Beigefügt sind eine Sammlung ansprechender Fürbitten, Gebete und Hymnen, ein Verzeichnis ausgewählter biblischer Lesungen, ein Stichwortregister, das den Stammteil des Gotteslobs erschließt, sowie ein Sachregister zu den im vorliegenden Band enthaltenen Materialien. Aufgrund seines Inhalts bietet das Buch allen, die Marienfeiern gestalten möchten, nützliche Tipps und wertvolle Anregungen.

Josef Schmitz

Vor Gottes Angesicht nehme ich dich an.

Biblisch-katechetische Hilfen zur Vorbereitung und Gestaltung der christlichen Trauung. Hrsg. von Heinrich – Maria Burkhard und Elfriede Sacha. Reihe: Feiern mit der Bibel, Bd. 6. Stuttgart 1998: Verlag Kath. Bibelwerk. 128 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-460-08006-X).

Ein Cartoon am Anfang des Buches (9) zeigt treffend, wie es nicht sein sollte: Da steht bei der Feier der Trauung der Bräutigam sichtlich konsterniert vor dem Zelebranten, stiert in das Rituale und stammelt, als hätte er die Worte nie zuvor gelesen: „ähm, Nina, vor Gottes Angesicht nehme ich dich als meine Frau …"

Tatsächlich beinhaltet das Trauversprechen derart viel an weitreichender Substanz, dass man gut daran tut, sich im Vorhinein intensiv damit zu beschäftigen. Genau darum geht es im vorliegenden Buch, verfasst von Heinrich Maria Burkard, Spiritual am Theologenkonvikt in Tübingen, und der Pastoralreferentin Elfriede Sacha. Es bietet kirchlichen Mitarbeitern Hilfen zur Ehevorbereitung, für das Traugespräch und für ein Eheseminar.

Das Buch orientiert sich wie gesagt an dem Trauversprechen, dessen Text vollständig lautet: „Vor Gottes Angesicht nehme ich dich an als meine Frau/meinen Mann. Ich verspreche dir die Treue in guten und in bösen Tagen, bis der Tod uns scheidet. Ich will dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens. Trag diesen Ring als Zeichen unserer Liebe und Treue im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." Wie sehr in diesem Versprechen Glauben und Leben verbunden sind, zeigt die Arbeitshilfe immer wieder, respektive das vorgestellte Eheseminar: In der Ehe geht es um die Verbindung von Mensch zu Mensch, aber auch von Gott zum Menschen. Mithin hat auch das Seminar zum einen das Ziel, dass die Brautleute sich selbst und den Partner

kennenlernen, wozu verschiedene Übungen vorgestellt werden, die neben dem Kopf auch das Herz ansprechen.
Das gegenseitige Miteinander und Füreinander der Eheleute hat nun – wie Trauversprechen und Seminar des weiteren zeigen – in der christlichen Ehe die Dimension der Unendlichkeit: „... bis dass der Tod uns scheidet." Und das gelingt, so macht die Arbeitshilfe deutlich, primär mit dem Blick zum immer treuen Gott. Zu einer Beziehung, die bis zur Scheidung durch den Tod halten soll, gehört freilich auch die Entwicklung einer Gesprächs- und Streitkultur. Natur und Gnade – so zeigen die Autoren – schließen sich nicht aus, sondern sie ergänzen sich.
In einem letzten Teil findet der Leser Erschließungen der biblischen Perikopen der Lesungs- und Evangelientexte, die bei der Feier der Trauung verwendet werden können. In diesen Erläuterungen gelingt es den Autoren gut, sowohl den biblischen Sinn der Texte zu eruieren wie auch die wesentlichen Aussagen nahe zu bringen. Sie sind damit eine hervorragende Hilfe zur Predigtvorbereitung für den Traugottesdienst.
Das Buch ist alles in allem eine gelungene Hinführung zur Ehekatechese wie auch zum Ehesakrament selbst. Es ist damit nicht nur für haupt-, neben- und ehrenamtliche kirchliche Mitarbeiter eine hilfreiche Lektüre, auch Brautleute auf dem Weg zur Ehe können von den Anregungen profitieren. Erfreulich ist, dass auch die geistliche Dimension des Sakramentes Ehe nicht zu kurz kommt: Treue gelingt im Blick auf den treuen und liebenden Gott.

Raymund Fobes

Emeis, Dieter

Gottes Nähe feiern.

Predigten für die Sonntage im Lesejahr A. Freiburg 1998: Herder. 203 S., kt., DM 32,– (ISBN 3-451-26649-0).

Die meisten Bücher des bekannten Theologen und Autors befassen sich mit theoretischen und praktischen Fragen der Gemeindekatechese und Verkündigung, deren Notwendigkeit und Bedeutung in einer Zeit schwindender Glaubenspraxis wieder deutlicher gesehen und betont werden. Diesem Anliegen dient auch dieser letzte Band mit Predigten für die Sonntage im Lesejahr A, der in Aufmachung und Gedankenführung seinen beiden Vorgängern (Lesejahr B und C) gleicht. Emeis betont im Vorwort, dass es ihm dabei „nicht nur um die aktualisierende Verkündigung des Evangeliums, sondern auch um Anregungen zum Mitvollzug der eucharistischen Handlung und ... um die Sinngebung des Sonntags als dem christlichen Feiertag" geht (S.7). Er weist in diesem Zusammenhang auf den unverzichtbaren Wert der Tradition hin, zu der auch die Zeugnisse des Alten und Neuen Testaments gehören, die allerdings bewusst gewählt und gut motiviert herangezogen werden muss.
Entsprechend dieser Devise knüpft er bei seinen Predigten gewöhnlich an einen Gedanken des jeweiligen Evangeliums an, kommt dann aber sehr schnell auf dessen Berührungspunkte mit dem Leben heutiger

Menschen zu sprechen, die dann ausführlich und gründlich beleuchtet werden. Das klingt alles sehr zeitgemäß und ist auch eingängig formuliert, so dass sich der Hörer bestimmt angesprochen fühlt.
Dennoch möchte ich ein Bedenken anmelden. Manchmal scheint mir die Moral ein Übergewicht zu haben gegenüber der Darstellung der Person und der Entfaltung der Lehre Jesu, die doch Voraussetzung und Grundlage christlichen Lebens sein sollen, das erst von daher seine Motivation und Tragfähigkeit bezieht. Dieser Einwand mindert aber keineswegs den Wert dieser Predigten, die eigenes Nachdenken anregen und unter Umständen zu Akzentsetzungen führen, die nicht im Widerspruch zu den Gedanken des Autors stehen, sie aber vielleicht ergänzen und abrunden können. Dagegen wird auch der Autor sicher nichts einzuwenden haben.

Franz Karl Heinemann

Wolff, Michael

Jesus – das Urbild des Menschen.

Predigten zum Lesejahr A. Würzburg 1998: Echter Verlag. 142 S., kt., DM 29. – (ISBN 3.429-02044-1).

Mit seinen Predigten zum Lesejahr A legt auch Michael Wolff, seit 1997 Seelsorger für psychisch Kranke in Köln, den dritten, die Reihe abschließenden Band vor. Der Titel „Jesus, das Urbild des Menschen" gibt den Grundgedanken wieder, der alle Predigten durchzieht, der immer wieder neu angesprochen, entfaltet und variiert wird. Das geschieht in einer manchmal schon beängstigend knappen und schnörkellosen, direkten und zupackenden Art, die kein Wenn und Aber zu kennen scheint. Nicht verwunderlich ist, dass des Autors Umgang mit psychisch Kranken zunehmend auch sein Denken und seine Redeweise beeinflusst, was kein Nachteil zu sein braucht, weil auf diese Weise noch besser und tiefer Wesen und Verhalten Jesu zum Vorschein kommen, dessen Wirken nicht zuletzt jenen Menschen galt, denen sich auch der Autor in besonderer Weise zugewandt hat.
Man kann diese Predigten unmöglich Wort für Wort übernehmen. Dafür tragen sie zu sehr die Handschrift ihres Verfassers. Aber man kann von ihnen lernen, kann sich stimulieren und anregen lassen, um dann auf die je eigene Art und Weise den Menschen darzulegen, dass Jesus tatsächlich das Urbild des Menschen ist.

Franz Karl Heinemann

May, Sigmunda – MÜLLING, Christina:

Im Kreuz ist Hoffnung.

Holzschnitte zur Passion. München 1998: Don Bosco Verlag. 92 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-7698-1087-2).

Selbst einer gut vorbereiteten und durchdacht gestalteten Liturgie wird es nicht gelingen, allein den Reichtum und die heilsgeschichtliche Bedeutung der Karwoche, des Leidens und Sterbens Jesu auszuschöpfen. Es bedarf dazu noch anderer Mittel und Wege, wobei aussagestarke Bilder sowie Kopf und Herz ansprechende Texte gute Dienste leisten können. Das beweisen einmal mehr die kraftvollen und eindringlich wirkenden Gestalten der bekannten Künstlerin Schwester Sigmunda May, die in beeindruckender Weise die Bestürzung des Menschen angesichts von Leid, Not und Verzweiflung widerspiegeln. Die zum großen Teil bisher noch unveröffentlichten Holzschnitte machen aber nicht nur das Unfassbare ein Stück begreifbar, sie stoßen zugleich einen Prozess an, an dessen Ende Hoffnung und Schmerzbewältigung stehen. Die den Bildern zur Seite gestellten Meditationen von Schwester Christina Mülling, gleichfalls aus dem Orden des hl.Franziskus, fassen in enger Anlehnung an biblische Texte ins Wort, was zuvor die Holzschnitte in der Sprache der Bilder zum Ausdruck gebracht haben: Jesu Antwort auf das unsägliche Leid der Menschen ist sein tiefes Mit-Leiden mit ihnen in Schicksalsschlägen, Krankheiten und Tod.

Der ansprechende Bildband ist ein hilfreicher Begleiter durch die Tage der Fasten- und Passionszeit, ein Betrachtungsbuch, das nicht nur der persönlichen Glaubensvertiefung und der lebendigen Teilnahme an der Liturgie dient, sondern auch Seelsorgern und ihren Mitarbeitern wertvolle Anregungen für die Gemeinde- und Bibelarbeit liefert.

Guardini, Romano

Deutscher Psalter. Theologische Gebete.

Hrsg. von Franz HENRICH. Reihe: Romano Guardini Werke, Sachbereich Gebet und Meditation. Mainz 1998: Matthias-Grünewald-Verlag in Verbindung mit dem Verlag F.Schöningh, Paderborn. 344 S., Ln., DM 32, – (ISBN 3-7867-2128-9/Grünewald; 3-506-74560-3/Schöningh).

Guardinis Verdienste um die liturgische Bewegung, die er zeitlebens mit seinem praktischen Einsatz und seiner theologischen Arbeit geprägt hat, sind unbestritten. Seine Gedanken und Anregungen haben auch noch der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils wichtige Impulse gegeben. Ein wesentliches Kennzeichen dieser liturgischen und geistlichen Erneuerung war die Rückbesinnung auf die Quellen der Heiligen Schrift. Die Psalmen sind das Gebetbuch der Bibel. Mit seiner bis heute sprachlich und theologisch hervorragenden Übertragung der Psalmen hat Guardini maßgeblich dazu beigetragen, dass diese Texte, aus ihrem Schattendasein herausgeholt, wieder zu einem wichtigen Bestandteil der Frömmigkeit gerade auch der Laien werden konnten. Diese Neuausgabe, die durch andere, kostbare Gebetstexte Guardinis angereichert wurde, verdient heute die gleiche Wertschätzung, die sie schon zu Lebzeiten des großen Theologen gefunden hat.

Martini, Carlo Maria

Spuren des Heiligen Geistes.

Beobachtungen und Anstöße. München 1998: Verlag Neue Stadt. 91 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-385-1).

Martini, Carlo Maria

Den Weg zum Vater finden.

Gott-Vater in einer vaterlosen Gesellschaft. München 1999: Verlag Neue Stadt. 95 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-393-2).

Der Kardinal und Erzbischof von Mailand, einer der fruchtbarsten geistlichen Schriftsteller unserer Zeit, legte im Rahmen der Vorbereitung auf das Heilige Jahr 2000 diese beiden Bücher vor; das erste zum „Jahr des Heiligen Geistes", das zweite zum Jahresthema „Gott-Vater". Das Buch über den Heiligen Geist enthält keine theologischen Spekulationen, sondern berichtet von eigenen Erlebnissen und Beobachtungen, von Hoffnungen und Sorgen. In neuen Aufbrüchen der Kirche, in zahllosen unscheinbaren, alltäglichen Situationen und Geschehnissen sieht Martini den Geist Gottes heute wie zur Zeit Jesu und der ersten Christen am Werk. „Der Heilige Geist ist da. Er kommt uns zuvor, er tut mehr als wir, und er macht es besser als wir." Ein solches Bekenntnis macht Mut und gibt Orientierung einzelnen Christen wie auch Gruppen, Gemeinschaften und Familien, denen ein eigenes Kapitel gewidmet ist.
Das zweite Buch beginnt mit einer einfühlsamen Aufschließung psychologischer und gesellschaftlich-kultureller Nöte, die Menschen heute mit der Vaterfigur haben. Auf diesem Hintergrund zeigt Martini dann auf, was die biblische Rede von Gott dem Vater meint und welche Konsequenzen sich daraus für das eigene Leben und für den Umgang mit anderen Menschen ergeben, denen Gott Vater ist. In einem Anhang schlägt er dann eine Brücke zu Alltagssituationen in der Familie und zeigt, wie das Leben vom Wissen um Gott-Vater durchdrungen werden kann.
Das Erfreuliche an beiden Büchern: Der Ton, mit dem bedrängende Probleme unserer Zeit angesprochen werden, ist nicht vorwurfsvoll moralisierend. Der Kardinal versteht es, aufmunternd und positiv argumentierend seine Gedanken vorzutragen, so dass sich der Leser angesprochen und ermutigt fühlt, diese frohe Botschaft nach Kräften in seinem Alltag umzusetzen.

Bernadin, Kardinal Joseph

Das Geschenk des Friedens.

Reflexionen aus der Zeit des Loslassens. München 1998: Verlag Neue Stadt. 136 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-87996-390-8).

Der Autor, Kardinal von Chicago, wurde zu Unrecht des sexuellen Missbrauchs beschuldigt. Er versöhnte sich mit dem Ankläger. Kurze Zeit später erkrankte er an Krebs. Die Hoffnung auf Heilung erwies sich als trügerisch. In diesem Buch, das er zwei

Wochen vor seinem Tod 1996 abschließen konnte, lässt Joseph Bernardin in großer Offenheit an den härtesten Jahren seines Lebens teilhaben, an seinem Ringen und an seinem Glauben. Ein bewegendes Zeugnis unserer Zeit, zugleich ein ergreifendes Hoffnungszeichen für jeden, der auch lernen muss loszulassen.

Repertorium der Zisterzen in den Ländern Brandenburg, Mecklenburg-Vor-pommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen.

Eine Dokumentation aus Anlass des Jubiläums 900 Jahre Abtei Citeaux. Hrsg. von Gerhard SCHLEGEL. Langwaden 1998: Bernardus-Verlag. 532 S., 30 Abb., 1 Karte, kt., DM 39,80 (ISBN 3-910082-60-2).

Das Repertorium ist in zwei Teile gegliedert – in einen thematischen Einleitungsteil und die lexikalische Aufführung der Einzelklöster A – Z. Die einführenden Kapitel geben eine Übersicht zur historischen Ordensentwicklung, zur Stellung der Frauenklöster im Ordensverbund, zur Kunst, zur Wirtschaft und den Archivalien sowie zur Situation der Zisterzienser heute. Im lexikalischen Teil werden alle Einzelklöster des Bearbeitungsgebietes vorgestellt, wobei alle erreichbaren Informationen ausgewertet wurden. Eine kartographische Übersicht, eine Bilddokumentation in Auswahl sowie ein Ortsnamenregister beschließen das Werk, das sicher nicht nur Freunde des Zisterzienserordens, sondern auch alle an der Kirchengeschichte, der Architektur und Kunst sowie der Orts- und Heimatgeschichte Interessierte begrüßen werden.

Hinsen, Peter

Vom Wort Gottes leben.

Predigten und Fürbitten zu den Sonntagen und Hochfesten im Lesejahr A. Mainz 1998: Matthias-Grünewald-Verlag. 197 S., kt., DM 38,– (ISBN 3-7867-2115-7).

Eine Sammlung von Predigten und Fürbitten für Sonntage und Hochfeste im Lesejahr A findet der Leser in vorliegendem Buch. Verfasst hat es P. Peter Hinsen. Vizeprovinzial der süddeutschen Palottinerprovinz, Dozent am pastoraltheologischen Institut der Palottiner in Friedberg bei Augsburg und stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift „KA – das Zeichen". Hinsen geht es in seinen Predigten maßgeblich um drei Dinge: Er sucht zunächst nach dem Sitz im Leben der Bibelstelle. Von dort schlägt er die Brücke zu unserer Zeit und fragt: „Was kommt uns bekannt vor und wie stehen wir dazu?" Schließlich stellt er sich der Frage, ob dieses Wort auch für unsere Zeit Frohbotschaft ist und sein kann.

Kubera, Ursula

Frauen in der Missionierung Sambias.

„Ich will ein Beweis für meine Religion sein." Reihe: Studia Instituti Missiologici SVD; Bd. 67. Nettetal 1998: Steyler Verlag. 537 S., Kt. DM 78,– (ISBN 3-8050-0410-9).

Die gekürzte und immer noch umfangreiche Dissertation gilt einem Thema, das bisher sträflich vernachlässigt wurde: der Beitrag der Frauen an der Missionierung. Angeregt wurde die Arbeit im Rahmes eines Dialogs zwischen der Kirche Sambias und den Vertreterinnen und Vertretern der deutschen Kirche. Die Autorin sammelte ihre Eindrücke bei verschiedenen Aufenthalten in dem afrikanischen Land, wobei sie besonders von Begegnungen mit einheimischen und europäischen Ordensschwestern profitierte. Ziel der Studie war es, die Lebenswirklichkeit von einheimischen Frauen und deren Begegnung mit dem christlichen Glauben sowie die Tätigkeit europäischer Frauen bei der Missionierung zu beschreiben.

Im ersten Teil der Arbeit wird zunächst die historische, politische, wirtschaftliche und religiöse Entwicklung Sambias vorgestellt, im zweiten Teil die Geschichte der Missionierung Sambias und das Wirken der in den Anfängen tätigen Schwesterngemeinschaften geschildert. Inhalt des dritten Teiles sind die Kirche von Sambia und die in der Glaubensweitergabe tätigen Frauen, während der vierte und letzte Teil eine Retro-Perspektive der Frauenmission in Sambia bietet. Die detailreiche und durch eine Unzahl von Anmerkungen belegte Untersuchung liest sich gut und schließt eine Lücke in der gewiss nicht unbedeutenden missionswissenschaftlichen Literatur.

B

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

ALT, Josef: **Arnold Janssen: Lebensweg und Lebenswerk des Steyler Ordensgründers.** Reihe: Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, Nr. 70. Nettetal 1999: Steyler Verlag. 1085 S., kt., DM 78, – (ISBN 3-8050-0427-3).

Arbeit. Hrsg. von Bernhard MENSEN. Reihe: Akademie Völker und Kulturen. Vortragsreihe 1998/1999, Bd. 22. Nettetal 1999: Steyler Verlag. 124 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-8050-0438-9).

ARINZE, Francis: **Begegnung mit Menschen anderen Glaubens.** Den interreligiösen Dialog verstehen und gestalten. München 1999: Verlag Neue Stadt. 104 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-399-1).

BURCHARD, Christoph: **Studien zur Theologie, Sprache und Umwelt des Neuen Testaments.** Hrsg. von Dieter SÄNGER. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 107. Tübingen 1998: Mohr Siebeck. VIII, 442 S., geb., DM 178, – (ISBN 3-16-146997-6).

DAIKER, Angelika: **Über Grenzen geführt.** Leben und Spiritualität der Kleinen Schwester Magdeleine. Ostfildern 1999: Schwabenverlag. 247 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-7966-0962-7).

DEIMINGER, Wolfgang: **Das Martyrerseminar von Barbastro.** Claretiner-Schicksale im Spanischen Bürgerkrieg 1936. Weißenhorn 1999: Anton E. Konrad, 172 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-87437-429-7).

ECKL, M. Christophora: **Unterwegs als Dienstgemeinschaft.** Das Pastorale Führungsmodell der Schwestern vom Guten Hirten – ein integrierender Führungsansatz für soziale Organisationen. Reihe: Studien zur Theologie und Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral, Bd. 16. Würzburg 1999: Echter Verlag. 237 S., kt., DM 39, – (ISBN 3-429-02141-3).

Eine Welt für alle. Grundlagen eines gesellschaftspolitischen und kulturellen Pluralismus in christlicher und islamischer Perspektive. Hrsg. von Andreas BSTEH. Reihe:

Studien zur Religionstheologie, Bd. 9. Mödling 1999: Verlag St. Gabriel. 431 S., kt., DM 46,50 (ISBN 3-85264-571-9).

FISCHER, Norbert – HATTRUP, Dieter: **Metaphysik aus dem Anspruch des Anderen.** Kant und Levinas. Paderborn 1999: F.Schöningh. 381 S., kt., DM 78, – (ISBN 3-506-72532-7).

GORITZKA, Richard: **Der Seelsorger Norbert Grosche (1888-1967).** Dialogische Pastoral zwischen Erstem Weltkrieg und Zweitem Vatikanischen Konzil. Reihe: Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Bd. 39. Würzburg 1999: Seelsorge Verlag Echter. 296 S., kt., DM 39, – (ISBN 3-429-02149-9).

HEUEL, Uli: **Mut für jeden Monat.** 12 Kraftquellen im Jahreslauf. Graz 1999: Verlag Styria. 229 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-222-12739-5).

HOFFMANN, Heinrich: **Das Gesetz in der frühjüdischen Apokalyptik.** Reihe: Studien zur Umwelt des Neuen Testaments, Bd. 23. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 367 S., geb., DM 148, – (ISBN 3-525-53377-2).

KLAUCK, Hans-Josef: **Durchkreuzte Lebenspläne.** Biblische Wegweisung. Reihe: Franziskanische Impulse, Bd. 4. Werl 1999: Dietrich-Coelde-Verlag. 122 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-87163-247-3).

KLAUCK, Hans-Josef: **Vom Zauber des Anfangs.** Biblische Besinnungen. Reihe: Franziskanische Impulse, Bd. 3. Werl 1999: Dietrich-Coelde-Verlag. 169 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-87163-246-5).

KNOPP, Robert L.: **Unser heilender Gott-mit-uns.** Das Matthäus-Evangelium. Reihe: Das Evangelium beten. Paderborn 1999: Bonifatius Verlag. 243 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-89710-101-7).

KOENEN, Klaus – KÜHSCHELM, Roman: **Zeitenwende.** Perspektiven des Alten und Neuen Testaments. Reihe: Die Neue Echter Bibel – Themen, Bd. 2. Würzburg 1999: Echter Verlag. 130 S., kt., DM 28, – (ISBN 3-429-02146-4).

Liebeserklärungen an meinen Gott. Gedichte werden zu Gebeten. Hrsg. von Paul JAKOBI. Paderborn 1999: Bonifatius Verlag. 191 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-89710-091-6).

LUBICH, Chiara: **Erst in der Nacht sieht man die Sterne.** München 1999: Verlag Neue Stadt. 94 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-505-6).

LÜNING, Peter – MIGGELBRINK, Ralf – URBAN, Hans Jörg – WANKE, Joachim: **Zum Thema: „Gerechtfertigt durch Gott – die gemeinsame lutherisch-katholische Erklärung".** Eine Lese- und Arbeitshilfe. Reihe: Handreichung für Erwachsenenbildung, Religionsunterricht und Seelsorge. Paderborn 1999: Bonifatius Verlag. 114 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-89710-110-6).

NÖLLE, Ulrich: **Die Kraft Gottes.** Predigten zum Lesejahr B. Würzburg 1999: Echter Verlag. 184 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-429-02136-7).

PANNENBERG, Wolfhart: **Beiträge zur systematischen Theologie**, Bd. 1: Philosophie, Religion, Offenbarung. Göttingen 1999: Vandenhoek & Ruprecht. 328 S., kt., DM 148, – (ISBN 3-525-56194-6).

PESCHKE, Karl-Heinz: **Christliche Ethik.** Grundlegungen der Moraltheologie. Trier 1997: Paulinus Verlag. XIII, 425 S., geb., DM 48, – (ISBN 3-7902-0064-6).

RAVASI, Gianfranco: **Du hörst doch mein Rufen?** Mit Psalmen beten. München 1999: Verlag Neue Stadt. 125 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-502-1).

SASTRE SANTOS, Eutimio: **Las condiciones y posibilidades de nuevas formas de vida consagrada.** Città del Vaticano 1999: Urbaniana University Press. 312 S., kt., 38.000 Lire (ISBN 88-401-2064-5).

SCHALLER, Hans: **Wenn Vergeben schwerfällt.** Reihe: Topos plus Taschenbücher, Bd. 507. Mainz 1999: Matthias-Grünewald-Verlag. 101 S., kt., DM 14,80 (ISBN 3-7867-8307-1).

SCHERER, Bruno Stephan: **Verhülltes, enthülltes Antlitz – die Kirche.** Gedichte und Gebete. Würzburg 1999: Echter Verlag. 192 S., geb., DM 29, – (ISBN 3-429-02090-5).

SCHÜRMANN, Heinz: **Im Knechtsdienst Christi.** Zur weltpriesterlichen Existenz. Hrsg. von Klaus SCHOLTISCH. Paderborn 1999: Bonifatius Verlag. 419 S., kt., DM 78, – (ISBN 3-89710-051-7).

SCHÜTTE, Heinz: **Christsein im ökumenischen Verständnis.** Leben in der Nachfolge Christi – Ökumenische Ethik. Paderborn 1999: Bonifatius Verlag. 166 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-89710-081-9).

STUHLMACHER, Peter: **Biblische Theologie des Neuen Testaments.** Bd.2: Von der Paulusschule bis zur Johannesoffenbarung. Der Kanon und seine Auslegung. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. XI, 372 S., kt., DM 72, – (ISBN 3-525-53596-1).

WENHAM, David: **Paulus.** Jünger Jesu oder Begründer des Christentums? Paderborn 1999: F.Schöningh. XVIII, 409 S., geb., DM 88, – (ISBN 3-506-79725-5).

Vorwort

Die Orden sind so etwas wie Farbtupfer auf dem Gewand der Kirche. Sie heben sich ab – und wenn die Farben nicht zu grell sind, fallen sie angenehm auf. Es sind nicht nur die Hautfarben der Menschen, die das Bild der Kirche auflockern und interessant machen. Und es sind auch nicht nur die diversen Farben und Zuschnitte des Stoffes, die für Vielfalt sorgen. Es sind mehr die Menschen, die in diesen Habiten und Kleidern stecken oder sich ganz unauffällig kleiden, ohne sich dabei zu verstecken.

Diese Erfahrung konnte man wieder auf dem Katholikentag machen, der dieses Mal in Hamburg stattfand und somit von vornherein deutlich von der Diaspora-Situation geprägt war, ein Phänomen, das schon lange vorher zu Spekulationen – bei manchen auch zur Besorgnis – führte. Dabei lagen in der Diaspora-Situation der Katholiken durchaus auch Chancen für die Begegnung der Konfessionen, konkret vieler Besucher und Teilnehmer, die sich nach Kirchlichkeit und persönlicher Verfasstheit stark unterschieden. Die Lage der beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland ist nicht besonders rosig; aber die Farbe Rosa ist sicherlich nicht der einzige adäquate Ausdruck für eine christliche Gemeinschaft.

Um möglichst ansprechende Farben und überhaupt um ein Bild, das im weitesten Sinn attraktiv ist, geht es bei einer anderen Veranstaltung, die in diesem Jahr von sich reden macht und mit großem Aufwand geplant wurde, dann aber wenig erfolgversprechend anlief: Die Weltausstellung EXPO in Hannover, auf der die katholische Kirche mit einem eigenen Pavillon vertreten ist. Katholikentag und EXPO unterscheiden sich deutlich, wie es schon in der Bezeichnung zum Ausdruck kommt. Der eine ist ein auf wenige Tage beschränktes Treffen, an dem möglichst viele aktiv teilnehmen sollen und wollen. Das andere ist eine Selbstdarstellung, die naturgemäß einen stärker plakativen Charakter hat, ohne aber nur Show sein zu wollen. Zwischen diesen beiden Polen schwankt oder spannt sich die Erwartung bzw. das Engagement.

Auf dem Katholikentag ebenso wie auf der EXPO will sich die Kirche nicht nur von ihrer amtlichen und theologischen Seite zeigen; es geht auch nicht um eine machtvolle Demonstration, wie sie in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg angesagt war. Heute sieht und versteht sich die Kirche anders im gesamtgesellschaftlichen Kontext, und sie macht auf den Außenstehenden einen anderen Eindruck: den einer großen, altbewährten, gut organisierten und in vielen Bereichen ausgesprochen effizienten Organisation (von „Bewegung" spricht man heute weniger), die aber kaum noch jemanden vom Sessel reißt. Man erwartet das offensichtlich kaum noch.

Die Kirche hat den Anspruch – und muss versuchen, diesem auch gerecht zu werden –, den Bereich „Sinnerfüllung" weitgehend abzudecken. Sie muss Antwort geben auf die alten und zugleich aktuellen Fragen nach Sinn und Wert, nach einer Zukunft, die nicht nur in Lebenserwartung und Rentenniveau bemessen werden kann; die vielmehr offen ist für Träume und manchmal auch Schäume.

Dafür schein eigentlich mehr die Jugend zuständig zu sein; aber die fehlt weithin in der Kirche. Dass sie auf dem Katholikentag präsent war und auch auf der EXPO das Bild der Kirche in der Öffentlichkeit verbessern soll, ist ganz wichtig. Genauso wichtig ist aber, dass sich die Kirche den Fragen und Sorgen, den Wünschen und dem Suchen der Menschen stellt. Dass sie versucht, die Teilnehmer bzw. Besucher dort abzuholen, wo diese stehen; auf sie zuzugehen und mit ihnen zu gehen, sie zu begleiten – und sei es nur während einer Großveranstaltung in einem Stadion, während eines Gottesdienstes in einer Kirche oder in einem Austellungspavillon.

Auf dem Hamburger Katholikentag war viel zu spüren von der Sehnsucht nach gelebter Glaubenseinheit, nach einer Ökumene, die nicht erst von den obersten Kirchenleitungen ausgeht und nicht in allem schon abgesegnet und approbiert sein muss. Von der Kirche sagen wir seit Jahrzehnten, sie müsse die Menschen dort abholen, wo diese sich befinden. Mir fällt da immer das Wort aus 1 Petr. 3,15 ein: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt."

Über unsere Hoffnung miteinander ins Gespräch zu kommen, gerade mit solchen, die nicht viel Hoffnung haben, aus welchem Grund auch immer, ist das nicht eine ganz wichtige Sache angesichts der Hoffnungs- und Perspektivelosigkeit so vieler, die kaum noch wagen, Sehnsucht zu haben, weil sie schon so oft enttäuscht und verletzt worden sind?

Wenn wir wollen, dass Menschen wieder (mehr) glauben, einen Sinn und Wert in ihrem Leben sehen, dann müssen wir ihnen helfen, eine Sehnsucht zu wecken, ein Gespür dafür, dass ihr Leben doch noch mehr sein kann, als das, was es jetzt ist. Dann müssen wir ihnen zeigen, dass da noch einer ist, der uns etwas geben kann, das wir nicht selbst machen oder uns kaufen können. Wir nennen dieses mehr den Heiligen Geist, den, der uns erfüllen kann, gerade da und wo wir so leer, arm, ausgebrannt, verletzt und enttäuscht sind.

Ich glaube, es gibt heute nicht weniger Suchende als früher. Das Suchen sieht jetzt vielleicht anders aus, als es sich früher artikulierte. Es ist vielleicht nicht so direkt religiös und kirchlich. Aber es ist sehr menschlich: ein Suchen nach gelungenem Menschsein, nach Leben, Sinn und Freude.

Das sollte man bei allen, die sich nach Christus nennen, sich auf ihn berufen und sich ihm anvertrauen, spüren können, bei allen, die diesem in Jesus wirkenden Geist auf der Spur sind und so in ihrem Leben Spur halten. Wir nennen es traditionell „Nachfolge". Nachfolge bedeutet nicht, nur auf Jesus zu schauen und auf kürzestem Weg zu ihm zu gelangen. Nachfolge heißt, mit Jesus auf die Menschen zuzugehen.

P. Basilius Doppelfeld OSB

K. Schaupp SJ

Kommunität als Suchgemeinschaft

„Nehmt Neuland unter den Pflug! Es ist Zeit, den Herrn zu suchen, bis er kommt und über euch Segen ausgießt“ (Hos 10, 12)

Diese Einladung des Propheten Hosea stand als Motto über der diesjährigen Jahrestagung der höheren Oberinnen der Frauenorden Deutschlands vom 25. - 29.Mai 1999 in Freising.[1]

Zunächst möchte ich anhand einer kurzen Erzählung in die Thematik einführen

(1), um sie dann in zwei verschiedenen, einander ergänzenden Zugängen zu entfalten: „Kommunitäten in der Schwellenphase“

(2) - hier geht es darum, den Zusammenhang von Kommunität und der Bereitschaft zur Bekehrung zum Glauben an Jesus zu entfalten. „Formen von Kommunitätsleben“

(3) - in diesem Abschnitt geht es darum, ein tieferes Verständnis dafür zu gewinnen, was Gemeinschaft aus dem Glauben wachsen lässt.

1. Die Suche nach Orientierung

Ein Kloster war in große Not geraten. Schließlich entschloss sich die Gemeinschaft, einen Mönch zu einem benachbarten Kloster zu schicken, um Hilfe zu holen. Dabei verfassten sie den folgenden Brief:
„Lieber Bruder! Ich, der Abt des Klosters der Mönche des Südens , wünsche dir und deiner Mönchsgemeinde Frieden und Heil! Wir haben in unserem Kapitel beschlossen, einen Boten zu euch zu senden. Wir sind in großer Not. Es ist niemand mehr unter uns, der den Weg zum wahren Leben wirklich kennt und dazu hinzuführen vermag. Es ist uns der innere Friede verlorgen gegangen, aus dem Zuversicht wächst. Wir fühlen uns leblos und wie verdorrt. Unser Gebet ist zu Formeln erstarrt. Die Alten sind mutlos und die Jungen ohne Wegweisung. Wir sind wie Verirrte in der Wüste des Dasein. Die Menschen wenden sich enttäuscht von uns ab.
Wir bitten euch dringend: Sendet uns einen weisen Mönch; einen, der den Weg zum wah-

ren Leben kennt und uns helfen kann. Wir hoffen, dass unser Bote den Weg zu euch findet. Es ist ja noch niemand von uns zu euch oder von euch zu uns gekommen. Wir vertrauen darauf, dass unser Gebet erhört wird und dieser Brief zu euch gelangt. Möge so eine Brücke zwischen unseren beiden Klöstern entstehen. Im Vertrauen auf eure Güte: Der Abt und die Mönche des Klosters des Südens."[2]
Nachdem der Abt des anderen Klosters diese Nachricht erhalten hatte, war er sehr betroffen davon. Er versammelte die Mönche, las ihnen den Brief vor und bat sie, im Gebet zu prüfen, wer von ihnen bereit wäre, diese Aufgabe zu übernehmen. Er wolle jedoch nicht einen allein senden, dafür sei die Aufgabe zu schwer. Schließlich meldeten sich fünf Mönche, denen er folgende Weisung mit auf den Weg gab: „ Das wahre Leben kannst du nur erlangen, indem du deine Geburt vollendest. Diese Vollendung geschieht, wenn du auf deinem Wege stets fogende Worte beachtest: hineingehen; nie aufgeben; dem Stern folgen; achtsam bleiben."

Dies war die Weisung des Abtes aus dem Kloster des Nordens. Welche Weisung würden Sie jemandem mitgeben, der sich für eine solche Mission auf den Weg macht? Was ist die Orientierung, die Gott Ihnen und Ihrer Gemeinschaft gegeben hat? Die folgenden Überlegungen können auf diese Frage keine einfache Antwort geben, aber sie wollen eine Hilfe sein, Antworten auf diese Frage zu finden.

[1] Der Beitrag wurde für die Veröffentlichung überarbeitet, er versteht sich aber als Ergänzung und Weiterführung der von Sr. Dr. Anneliese Herzig gehaltenen Referate, die ebenfalls in diesem Heft veröffentlicht sind.

[2] H. JÜRGENS, *Vollende deine Geburt*. Innsbruck 1998.9

[3] Ebd. 11.

2. Kommunitäten in der Schwellenphase

Kommunitäten befinden sich - ähnlich wie viele andere kirchliche und gesellschaftliche Einrichtungen - in einem Übergang. Die Arbeiten von K. Gabriel[4] machen deutlich, dass die radikalen Veränderungen, mit denen die Kirche, die Orden, aber auch andere Großorganisationen zu kämpfen haben als ein Prozess zunehmender Modernisierung zu verstehen ist. „Modernisierung" meint einen umfassenden Veränderungsprozess, der alle gesellschaftlichen Bereiche betrifft: auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene bedeutet er eine zunehmende Pluralisierung der Wertvorstellungen, auf der institutionellen Ebene Bürokratisierung der Verwaltung und Professionalisierung des Berufslebens. Auf der individuellen Ebene Individualisierung: vieles, das früher einfach vorgegeben war, muss heute entschieden werden. Mit der Entscheidungsfreiheit wächst aber auch der Entscheidungsdruck und das Risiko. Dieser Modernisierungsprozess kommt immer mehr an Grenzen: die Zahl der „Modernisierungsverlierer" (Menschen, die durch diesen prozess an den Rand gedrängt werden) steigt; die durch diesen Prozess ausgelöste Komplexität erreicht ein Ausmaß, das dazu führt, dass gewünschte Veränderungen immer weniger planbar und steuerbar werden. Unsere Gesellschaft steht vor einem neuen Übergang - und die Orden sind davon mitbetroffen.
Um die Bedeutung dieses Überganges für den einzelnen und die Kommunitäten zu beschreiben, möchte ich auf die Arbeiten von Victor Turner zurückgreifen. Er ist Mitarbeiter des bekannten Religionswissenschaftlers M. Eliade und hat sich in seinem Lebenswerk vor allem mit den sogenannten „Übergangsriten" (den „rites de passage") be-

[4] Vgl. zum folgenden GABRIEL 1995; Kurzfassung SCHAUPP 1999.

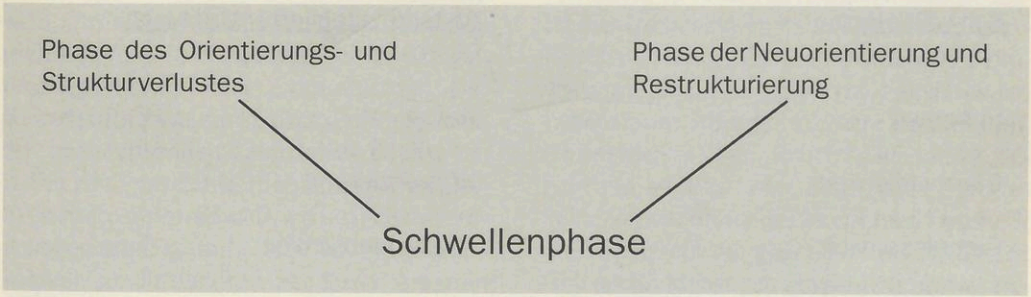
schäftigt. Sein Interesse galt vor allem der Untersuchung von Initiationsriten bei verschiedenen „Eingeborenenstämmen" in Afrika, Südamerika und Süd-Ost-Asien; diese markieren den Übergang von dem gesellschaftlichen Status des (unmündigen) Kindes zum selbständigen Erwachsenen. Aufgrund eines interkulturellen Vergleiches hat Turner folgende Grundstruktur von Übergangsriten herausarbeiten können:

Phase 1: Destrukturierung (Orientierungsverlust)

Phase 2: Schwellenphase

Phase 3: Restrukturierung (Neuorientierung)

Sein besonderes Interesse galt dabei vor allem der Schwellenphase, die in geschlossenen Kulturen relativ klar erkennbar ist, in den modernen, offenen und hochkomplexen Kulturen eher indirekt und zum Teil auch nur „verschleiert" zu erkennen ist. Turner spricht deshalb im Kontext von modernen Gesellschaften von „schwellen-ähnlichen" (liminoid) Phasen. Abgeschlossen ist ein solcher Prozess des Überganges erst, wenn das in der Schwellenphase Entdeckte eine neue Gestalt gefunden hat, wenn eine Neuorientierung geschehen ist. Der Zusammenhang kann anhand des folgenden Modells verdeutlicht werden:



2.1 Eigenart einer Schwellenphase

„Schwellenphase" meint einen Zustand, in dem Mitglieder einer Gesellschaft einen tiefgreifenden, persönlichkeitsverändernden Übergang von einer Identitätsdefinition zu einer anderen erleben. So bedeutet z.B. die Pubertät eine solche Schwellenphase: der Heranwachsende ist nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsener. Sie liegt zwischen dem „Zusammenbrechen" einer alten Lebensordnung und deren Sinngestalt (z.B. der des Kindes) und dem Entstehen einer neuen Ordnung (der des Erwachsenen). Menschen, die sich in einer solchen Schwellenphase befinden, brauchen einen Freiraum, in dem sie die neue Gestalt ihrer Identät finden können und sie brauchen brauchen Hilfe („einen weisen Mönch") von Menschen, die sie auf diesem Weg begleiten. In vielen Kulturen wurden daher solche Zeiten individuellen Überganges (vom Kind zum Erwachsenen, von Kranken, von Sterbenden) bewusst von erfahrenen Menschen begleitet und aktiv gestaltet. Handelte es sich um Pubertierende, so waren es vor allem die Initiationsmeister, die diese Aufgabe übernommen haben. In unserer Kultur fehlt die Institution von Initiationsriten. Trotzdem braucht es Menschen, die anderen, die sich in einer Situation des Überganges befinden, helfen, zwei typische Gefährdungen der Schwellenphase zu über-

winden: Wird eine solche Schwellenphase nicht zugelassen oder stark verkürzt, so wird die neue Ordnung oder Struktur nur äußerlich übernommen; ein solcher Mensch wird sich der Gemeinschaft, in der er lebt, im besten Fall äußerlich anpassen, ohne sie jedoch zu verinnerlichen. Dies ist die Gefährdung von Sekten oder fundamentalistischen Bewegungen. Umgekehrt: Kommt diese Phase zu keinem Abschluss oder dauert zu lange, so kommt es zu keiner Herausbildung einer neuen Ordnung - die Folgen sind Vereinzelung, Bindungsunfähigkeit oder die Bildung sich abschließender Cliquen von Menschen, die ein ähnliches Schicksal haben; es entsteht eine Art von „Single-Kultur". Dies ist die Gefährdung einer breiten Schichte von Menschen in den Großkirchen. Die Chance der bewußten Gestaltung einer Schwellenphase ist die Herausbildung der „communitas" (lateinisch = Gemeinschaft). Turner verwendet den lateinischen Begriff als Fachausdruck um jene Form von Gemeinschaftsbildung anzudeuten, die nur während einer Schwellenphase gelingen kann. Der Verlust der früheren Struktur und das Noch-Nicht-Vorhandensein einer neuen Orientierung wirft den Menschen auf sich selbst zurück; die Möglichkeit, auf bestehende Orientierungsmuster zurückzugreifen, ist stark eingeschränkt. Menschen können einander begegnen, ohne dass gesellschaftlicher Status eine Rolle spielt. Im Unterschied zur bestehenden gesellschaftlichen Ordnung ist die Schwellenphase durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

Schwellenphase	Zustand „etablierter Ordnung"
Übergang	Status
Ganzheitlichkeit	Differenzierung
Gemeinsamkeit	Unterschiedlichkeit
Communitas	soziale Schichten
Gleichheit	Statusunterschiede
Besitzlosigkeit	persönliches Eigentum und Reichtum
Nacktheit / uniforme Kleidung	(unterschiedliche) Kleidung
Enthaltsamkeit	Bedeutsamkeit sexueller Beziehungen
Schweigen	Wort als Medium der Kommunikation
Alleinsein	Betonung familiärer Bindungen
Einfachheit	Vielfalt und Komplexität
Schmerz	Vermeiden von Schmerz

Diese Gegenüberstellung läßt unschwer erkennen, dass das Ordensleben viele Merkmale aufweist, die für Schwellenphasen charakteristisch sind, so z.B. die Betonung des Alleinseins, der Enthaltsamkteit, der Armut. Theologisch kann diese Beobachtung als Zeichen dafür gedeutet werden, dass Ordenschristen durch ihr Leben Zeugnis dafür geben, dass die Vollendung dieser Welt noch aussteht, dass die Weltgeschichte insgesamt einen Prozess des Überganges, des Hineinwachsens in die neue Schöfpung darstellt, die Gott schenken will.

2.2 Schwellenphase und Communitas

Besonderes Augenmerk der Untersuchungen Turners galt der Schwellenphase, weil in ihr die Basis für tragfähige Gemeinschaft gelegt wird. Turner gebraucht für die Art von Gemeinschaft, die sich während einer Schwellenphase herausbildet „communitas". Der Grund dafür liegt darin, dass in ihr die sonst zu beobachtenden Stammesvorschriften außer Kraft gesetzt werden und gesellschaftliche Statusunterschiede weitestgehend aufgehoben sind: so muss z.B. der Häuptlingssohn genau die gleichen „niederen" Arbeiten tun wie die Söhne von einfachen Bauern. Die Relativierung der Statusunterschiede erlaubt eine neue Form der Gemeinschaft. Die eben genannten Charakteristika einer Schwellenphase erlauben in besonderer Weise die Erfahrung von Gemeinschaft (communitas), wie sie in einer durch Status und Rollen differenzierten Gesellschaft kaum möglich ist; so wird die Basis für ein Gespür der Verbundenheit mit den anderen Mitgliedern des Stammes geschaffen, das auch in Zukunft - über alle gesellschaftlich bedingten Differenzen hinweg trägt. Um diese Überlegungen nachvollziehen zu können, lade ich Sie zu einem kurzen Gedankenexperiment ein: Vergegenwärtigen Sie sich zehn Mitschwestern oder Mitbrüder, mit denen Sie eine starke Verbundenheit spüren. Schreiben Sie ihre Namen auf ein Blatt Papier. Spüren Sie nach, wann und unter welchen Umständen diese Verbundenheit entstanden ist. Welche dieser Momente würden Sie als Teil einer Schwellenphase bezeichnen? Wie weit hat diese Zeit dazu geholfen, einander näher kennenzulernen?

2. 3 Schwellenphase und Bekehrung

Glaube ist nicht ohne Umkehr möglich: Nach dem übereinstimmenden Befund der Synoptiker ist die Bekehrung Bedingung für die Annahme der frohen Botschaft: „Bekehrt euch und glaubt an das Evangelium!" (Mk 1, 15) Die Theorie Turners kann helfen, die humanen Bedingungen eines solchen Bekehrungsprozesses besser zu verstehen: Wenn Gottt Menschen in seine Nachfolge ruft, so bedeutet dies immer einen mehr oder weniger starken Bruch des so Gerufenen mit seiner Umwelt, mit einem bisher vertraut gewordenen Lebensraum, mit gewohnten Denkweisen. Ohne einen solchen „Bruch" gibt es keine Bekehrung, gibt es keine Erneuerung, gibt es keine Verwandlung des Menschen! Damit ist die Voraussetzung gegeben, dass die Gnade Gotttes im Menschen allmählich immer tiefere Schichten des Menschen durchdringen kann. Diesen schrittweise immer tiefergreifenden Prozess der Bekehrung gliedert Lonergan in drei Ebenen:[5]

(1) Bekehrung des Verstandes:
Jemand ist bereit, sich auf Argumente oder das Denken eines anderen einzulassen, sich von besseren Argumenten überzeugen zu lassen; er ist jedoch (noch) nicht bereit, sein Verhalten und seine Einstellungen zu ändern. Beispiel: Es kann jemand von der Schädlichkeit des Rauchens verstandesmäßig überzeugt sein, ohne deshalb mit dem Rauchen aufzuhören.

[5] Vgl. LONERGAN, *Method in Theology* (passim).

(2) Bekehrung des Tuns:
Jemand ist nicht nur bereit, sich auf Argumente einzulassen, sondern er verändert auch sein Verhalten entsprechend seiner Einsicht; das neue Verhalten entspringt jedoch noch nicht einem veränderten Selbstverständnis. Beispiel: Jemand kann zu der Überzeugung kommen, mehr Zeit für Stille und Gebet zu brauchen und aufgrund dieser Einsicht dann auch seinen Tagesablauf so zu gestalten, dass Raum dafür bleibt. Mit dieser Bekehrung des Tuns ist jedoch noch nicht unbedingt die Bekehrung des Herzens gegeben, sich wirklich von Gott geliebt zu wissen.

(3) Bekehrung des Herzens:
Jemand ist nicht nur bereit, sein Verhalten zu ändern, sondern auch sein Selbstverständnis, seine Weltsicht, seine Art zu Denken ändert sich. Es handelt sich dann nicht so sehr um eine äußere Veränderung, sondern um eine innere Verwandlung. Dabei geht es um eine Verwandlung, wie sie Jahwe seinem Volk Israel verheißen hat: „Siehe es kommen Tage - Spruch Jahwes - da werde ich mit dem Hause Israel einen neuen Bund schließen... Ich werde mein Gesetz in ihr Inneres legen und ihnen ins Herz hinein schreiben, und ich werde ihr Gott sein und sie werden mein Volk sein. Dann brauchen sie sich nicht mehr gegenseitig zu belehren und einer zum anderen zu sagen: 'Erkennet Jahwe!' Sondern sie alle werden mich erkennen, klein und groß, spricht Jahwe." (Jer 31,31-34).

Damit die Gnade Gottes den Menschen ganz durchdringen kann, braucht es die Bereitschaft des Menschen, sich auf das Wirken Gottes einzulassen; es braucht aber auch Zeit, damit die Gnade gleichsam alle Schichten seines Wesens durchdringen kann. So wird bei allen Bekehrungserlebnissen, die uns die Heilige Schrift oder die Geschichte der Kirche berichtet, deutlich, dass auf den Augenblick der unmittelbaren Bekehrung nicht gleich das „neue Leben" beginnt, sondern dass es eine Zwischenzeit gibt, die durch Zurückgezogenheit, intensives Suchen, äußerlich oft durch einen Aufenthalt in der Wüste gekennzeichnet ist. In dieser Zeit kann sich das Innere des Menschen gleichsam im Magnetfeld der Berufung neu ordnen. So hat sich Jesus nach seiner „Berufung" in der Taufe am Jordan zuerst in die Wüste zurückgezogen, bevor er begann, das Kommen des Reiches Gottes zu verkündigen (vgl. Mk 1, 9-13), ähnlich hat sich Benedikt in die Höhle bei Subiaco zurückgezogen, Ignatius nach Manresa.
Das Noviziat stellt den Versuch dar, eine solche „Schwellenphase" im Rahmen der Ausbildung zu institutionalisieren. Es geht darum, einen Freiraum zu schaffen, indem ein „Bruch" mit der Umwelt bewusst geschaffen und verstärkt wird, ohne dass die Novizin oder der Novize bereits volles Mitglied der Gemeinschaft würde. Sie, er weiß noch nicht, was nachher geschehen wird. Unter günstigen Bedingungen wächst dadurch auf eine Weise Gemeinschaft („communitas"), wie dies später nur mehr selten möglich ist.

2.4 Schwellenphase – Chancenund Gefährdungen

Was für einzelne gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für Gruppen und Kommunitäten. Auch sie brauchen eine Zeit und einen Raum, damit der an sie ergangene Ruf Gottes in ihnen Gestalt gewinnen kann, damit der „Sauerteig" des Reiches Gottes alles durchdringen kann. Schwellenphasen bedeuten für Gemeinschaften eine Chance der Verlebendigung und Erneuerung, sie können jedoch auch zu einer Gefahr werden. Eine wichtige Aufgabe der Ordensleitung besteht darin, Kommunitäten so zu fördern und zu begleiten, dass sie erneuert und gestärkt aus dieser Zeit hervorgehen. Worin besteht eine solche Förderung? Wie ist es möglich, dass die Gnade Gottes immer mehr Bereiche unseres Menschenseins, unseres kommunitären Le-

bens durchdringt? Um auf diese Frage zu antworten, möchte ich ein Modell vorstellen, das McClure[6] entwickelt hat, und das mir sehr hilfreich scheint, um kommunitäre Veränderungs- und Verwandlungsprozesse zu verstehen und zu begleiten.

Wachstumschancen und Gefährdungen in Schwellenphasen

SCHWELLENPHASE

Wachstumschancen	Chaos	Gefährdungen
Dranbleiben Rational-systematische Überlegungen können helfen, eine Situation zu analysieren, um sie besser zu verstehen.	**Nur Verstand** Zunächst neigen Gruppen dazu, auf Unsicherheit mit rationalen Überlegungen durch Rückgriff auf Regeln und vertraute Traditionen zu reagieren.	Sich verlieren in Abwehr Verstandesmäßige Überlegungen können auch als Abwehr benutzt werden, um sich gegen notwendige Veränderungen zu schützen.
Entspricht der Bekehrung des Verstandes	Abwehr bricht zusammen Verdrängte Gefühle kommen an die Oberfläche und werden bearbeitbar.	
Durcharbeiten Die eben gezeigten Gefühle werden wahrgenommen, in ihrer Bedeutung überprüft und bewusst gestaltet.	**Nur Gefühle** Die verdrängten Gefühle überschwemmen die Gruppe; sie erfordern die ganze Aufmerksamkeit, „vernünftige" Überlegungen werden nicht zugelassen.	Gefühle werden abgewehrt Die Gemeinschaft begegnet verdrängten Gefühle mit Angst und kann deshalb ihren Wert nicht erkennen; Mitglieder, die Gefühle zeigen, werden lächerlich gemacht.
	Zulassen von Gefühlen Gefühle lösen weniger Angst aus, Personen, die sie äußern, können akzeptiert werden.	

[6] MC CLURE, *Putting a New Spin of Groups.* London 1998. 73-77.

Loslassen Die Gemeinschaft beißt sich nicht mehr an bestimmten Punkten fest, „rastet" nicht mehr aus, wenn einzelne Mitglieder emotional stark reagieren.	**Unvermitteltes Aufeinandertreffen von Gefühlen und Verstand** Werden Gefühle zugelassen, so wechseln stark emotional gefärbte Äußerungen und das Bemühen, rational zu argumentieren einander ab, ohne dass sie einander ergänzen.	Verloren in Leere Die Gefahr besteht in einem ständigen, richtungslosen Hin- und Herschwanken zwischen spontanen Gefühlsäußerungen und dem Versuch, diese verstandesmäßig wieder in den Griff zu bekommen; es entsteht ein Gefühl der Sinnlosigkeit und der Leere.
Entspricht der Bekehrung des Tuns	Verantwortung Verantwortung wird nicht mehr auf „die anderen", „den Oberen, die Oberin" abgeschoben, sondern von allen gemeinsam übernommen.	
Bereitschaft zum Engagement Die Gemeinschaft hat ihre Beziehungen geklärt und ist innerlich frei, sich neuen Aufgaben zuzuwenden.	**Integration von Gefühlen und Verstand** Unterschiedliche Gruppenmitglieder erleben einander nicht mehr als Bedrohung, sondern als Ergänzung.	Verloren in immer neuen Möglichkeiten Die neu entdeckten Kräfte werden nicht auf ein Ziel hin gebündelt, sondern unterschwellige Rivalitäten führen zu Zersplitterung und Verzettelung der Kräfte.
Bekehrung des Herzens	Entdecken eines neuen Sinnes	

Das eben dargestellte Modell erlaubt es Verantwortlichen, eine Kommunität oder ein Team in einer Schwellenphase zu begleiten. In der mittleren Spalte ist das Phänomen genannt, mit dem die Gruppe konfrontiert ist; die linke Spalte deutet die Wachstumschancen an, die rechte die Gefährdungen, die dazu führen, dass die Kommunität oder Gruppe auf unreifere Formen des Umgangs zurückfällt.

2.5 Hilfen, um mit Unsicherheiten in der Schwellenphase leben zu können

Eine der größten Herausforderungen besteht darin, die für Schwellenphasen typische Angst und Unsicherheit so zu leben, dass sie nicht zu übermäßiger Angst, Aggression oder Rückzug führt. Der erste Schritt in der Bewältigung besteht darin, die Chance eines solchen Überganges zu sehen. Dazu eine kurze Geschichte: In Nordamerika gab es einen Indianerstamm, der für seine Teppichwebekunst berühmt war. Die Teppiche hatten ein ganz feines, aber geradliniges Muster. Doch bei allen fand sich in einer Ecke ein kleiner Webfehler. Dies war kein Zufall. Er wurde bewusst in den sonst fast vollkommenen Teppich eingewebt. Und der Grund dafür? Dieser Indianerstamm war der Überzeugung, dass durch den Punkt, an dem sich der Webfehler befand, der Geist Gottes Eingang in den Teppich fand und ihn beseelte. Deshalb blieb jeder Teppich bewusst unvollkommen. - Die moderne Chaosforschung untersucht Eigenart und Wirksamkeit solcher „Webfehler", sie beschreibt die Merkmale von hochkomplexen und daher oft undurchschaubaren Systemen. Die im folgenden angegebenen Hilfen stellen den Versuch dar, Einsichten der Chaosforschung auf dem Hintergrund des christlichen Glaubens zu deuten und für ihre Leitungsaufgabe fruchtbar zu machen.[7] Es werden hier einige Konsequenzen genannt, die sich aus diesem Ansatz für den „Praktiker" oder die „Praktikerin" ergeben. Um mit „chaotischen", hochkomplexen Situationen umgehen zu können, sind die im folgendenden genannten Einstellungen eine entscheidende Hilfe:

(1) Evolutionäres Bewußtsein:
Gemeint ist damit die Förderung der menschlichen Fähigkeit zur Selbstreflexion; es geht dabei um die Bereitschaft, aus gemachten Erfahrungen für die Zukunft zu lernen. - Christliche Deutung: Das Heil ist uns in Christus schon geschenkt - aber seine Erfüllung steht noch aus. Gott ist nicht nur ein Gott der Geschichte - sondern auch ein Gott der Zukunft. Ordensleben vollzieht sich in der Spannung zwischen dem „schon" und dem „noch-nicht", ist Zeichen für die Vollendung, die Gott allen Menschen schenken will. Gott lädt uns ein, die Welt im Sinne des Evangeliums mitzugestalten.

(2) Leben am Rande des Chaos:
Gemeint ist damit ein Zustand, in dem Menschen in ihrem Handeln nicht restlos bestimmt, sondern mehr Reaktionsmöglichkeiten haben, als sie im Moment brauchen, mehr Ressourcen da sind, als im Moment genutzt werden können; ein Zustand, der weder Stabilität noch Auflösung bedeutet. Dies ist am ehesten dann der Fall, wenn einzelne miteinander verbunden sind, ohne dass die Art des Kontaktes durch starre Regeln bestimmt wäre. - Christliche Deutung: Die Wanderung des Volkes Israel durch die Wüste bedeutete für das Volk Gottes ein „Leben am Rande des Chaos". Wenn Jesus seine Jünger ohne Sicherheiten aussendet, so mutet er ihnen ein solches Leben zu. Sie sollen zu zweit gehen (Verbundenheit), sollen sich aber nirgends festmachen oder einnisten: „Deswegen sage ich euch: sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt" (Mt 6,25f).

(3) Evolutives Lernen:
In vielen Bereichen ist unser Lernen auf den Erwerb bestehenden Wissens ausgerichtet, weniger darauf, mit Methoden oder Weisen vertraut zu werden, wie wir neues Wissen erwerben können. In einer Welt, die sich sehr rasch verändert, wird die Fähigkeit immer wichtiger, sich neues Wissen anzueignen. - Christliche Deutung: In den Exerzitien weist Ignatius darauf hin, dass der Exerzitienbegleiter den Betrachtungsstoff nicht lange erläutern soll, sondern ihn nur kurz andeuten,

[7] Vgl. MERRY 1995. 121-154.

damit der Übende selbst entdecken kann, was Gott ihm zeigen will. Dies gibt „mehr Geschmack und geistlichen Nutzen", als wenn der Exerzitienleiter viel erklärt und erläutert.[8]

(4) Unsicherheit als Teil des Lebens akzeptieren

Unsicherheit macht unser Leben aus. Denken Sie z.B. daran, was geschieht, wenn sie eine Stiege hinaufsteigen: Jeder Schritt bedeutet eine kleine Unsicherheit; oder an den Beginn eines Gespräches: Wir wissen nicht, wie es ausgeht. Unser Leben ist in einem viel stärkeren Maß von Unsicherheiten geprägt, als wir dies gewöhnlich wahrhaben wollen. - Christliche Deutung: Die angemessene Haltung gegenüber den Unsicherheiten des Lebens ist nicht Kontrolle, sondern Vertrauen (vgl. die Einladung Jesu zum Vertrauen in der Bergpredigt, Mt 6,25-34).

(5) Sich eine persönliche Weltanschauung erarbeiten:

Unsicherheit ist auf die Dauer nicht ohne eine Orientierung an Grundwerten und Grundüberzeugungen möglich. Diese werden aber für den einzelnen nur dann eine Orientierungshilfe sein können, wenn er sie sich persönlich angeeignet hat. - Christliche Deutung: Der Sinn des Gesagten kommt prägnant in einem Wort des Angelus Silesius zum Ausdruck: Wäre Christus auch tausendmal geborn' - und wär er nicht in dir geborn', du wärest dennoch ewiglich verlorn'. Mit anderen Worten: Das Geheimnis der Menschwerdung kann seine befreiende Kraft nur dann in uns entfalten, wenn es keine äußere Wirklichkeit bleibt, sondern unser Leben zu prägen beginnt. Ähnliches gilt auch für den Umgang mit der eigenen Lebensregel: fehlt die persönliche Aneignung, so bleibt sie toter Buchstabe.

(6) Rollendistanz:

In einer veränderlichen Welt kann eine Ordensfrau oder ein Ordensmann seine Identität nur bewahren, wenn sie/er sich nicht vollständig mit der beruflichen Rolle identifiziert. Geschieht dies dennoch, so ist das Risiko hoch, dass es zu einer schweren Krise kommt, wenn die bisherige berufliche Rolle nicht mehr gefragt ist. - Christliche Deutung: Jesus „verankert" seine Identität nicht in einer bestimmten Aufgabe oder Tätigkeit, sondern in seinem „Sohnsein", in seiner Verbundenheit mit dem Vater - und aus dieser Verbundenheit heraus handelt er und gestaltet sein Leben.

(7) Ich-Distanz:

Dieser aus der Psychoanalyse stammende Begriff meint die Fähigkeit eines Menschen, zu seinem eigenen Empfinden, Denken und Wollen in eine kritische Distanz treten zu können; sie ist Voraussetzung, aus krisenhaften Ereignissen lernen zu können und nicht in ihnen „unterzugehen" oder zu kapitulieren. - Christliche Deutung: In der radikalsten Weise kommt dies in der Weisung Jesu zum Ausdruck: „Wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, wird es gewinnen" (Lk 9,24). Mit anderen Worten: Wer nicht bereit ist, zu allem in Distanz zu treten, was sein Leben auszumachen scheint, wird es verlieren.

(8) Sinn für Kreativität und Spiel:

In Zeiten starker Veränderungen kann immer weniger auf Bestehendes zurückgegriffen werden. Die Möglichkeit der Erneuerung hängt von der Fähigkeit ab, neue Wege finden und beschreiten zu können. Sie entwickelt sich am ehesten in einem Zustand der Unsicherheit, die aber als Herausforderung und nicht als Bedrohung erlebt wird. - Christliche Deutung: Im Talentegleichnis lobt der Herr diejenigen Knechte, die Ideen hatten, wie sie das ihnen anvertraute Vermögen vermehren können; er weist denjeni-

[8] IGNATIUS VON LOYALA, *Geistliche Übungen* Nr. 2.

gen zurück, der sein Talent aus Angst vergräbt (vgl. Lk 19,11-27).

Wie sieht nun dieses Unterwegssein aus? Wie sind die Gemeinschaften beschaffen, die sich auf diesen Bekehrungsweg einlassen? Das folgende Modell will helfen, die Eigenart der jeweiligen Kommunität zu verstehen und auf Widersprüchlichkeiten im Selbstverständnis aufmerksam machen, die einen gemeinsamen Weg oft lähmen.

3. Formen des Gemeinschaftslebens

Aus soziologischer Sicht kann eine Gemeinschaft im allgemeinen und eine Kommunität im besonderen durch folgende drei Merkmale definiert werden:

(1) Wohnen an einem *gemeinsamen Ort*:
Dieses Merkmal hat vor allem das Zusammenleben in traditional-bäuerlichen Gesellschaften geprägt, hat aber seine Bedeutsamkeit bis heute nicht verloren.

(2) Gemeinsame
Tätigkeiten, Werte und Bindungen:
Dieses Merkmal ist vor allem für Gemeinschaftsformen innerhalb von Pfarreien, Jugendverbänden und Betrieben bedeutsam.

(3) Gemeinsame
Beziehungen oder Interaktionen:
Dieses Merkmal gewinnt vor allem in einer zunehmend mobilen Gesellschaft an Bedeutung.
Je danach, auf welche der genannten Faktoren der Nachdruck gelegt wird, kommt es zu unterschiedlichen Sichtweisen oder Modellen von Kommunität.

3.1 Das traditionelle Modell

Die räumliche Nähe, sowie das Zusammenleben wird als konstitutiv für die Vitalität einer Kommunität angesehen. Mitgliedschaft in anderen Gruppierungen wird nur so weit gestattet, als es die Aufmerksamkeit nicht von „der Gemeinschaft" ablenkt. Auf physische Anwesenheit wird größter Wert gelegt. Gebet wird als wichtig angesehen, doch wird es vor allem als eine Weise des Zusammenkommens gesehen. Konsequenterweise wird auf ein möglichtst einheitliches, gemeinsames Apostolat Wert gelegt. „In Gemeinschaft leben" wird mit „zusammenleben" gleichgesetzt. Das Ziel der Ausbildung neuer Mitglieder ist die möglichst harmonische Eingliederung in eine bestehende, örtlich verfasste Gemeinschaft.

3.2 Das sozialpsychologische Modell

In diesem Modell liegt der Schwerpunkt auf der Kultivierung der gegenseitigen Beziehungen und Aktivitäten. Betont wird die Persönlichkeit des einzelnen: Das individuelle, menschlich-geistliche Wachstum ist das Ziel der Gemeinschaft. Was die Kommunität betrifft, liegt der Nachdruck auf der „psychischen Präsenz", d.h. auf der Art und Weise, wie sich die Mitglieder einbringen. Das gemeinsame Gebet wird vor allem als gegenseitige Unterstützung gesehen. - Verschiedenheit des Apostolats ist die notwendige Folge dieses Modells, weil es ja um die bestmögliche Entfaltung der Charismen der einzelnen geht. Ein wichtiges Kriterium für Entscheidungen ist die Frage, wie weit diese der menschlich-geistlichen Entfaltung der einzelnen dienen. Das Ziel der Gemeinschaft ist es, ein Ort zu sein, an dem alle Mitglieder ihre Charismen entfalten können und sich dabei gegenseitig unterstützten und ergänzen.

3.3 Das Dienst- Modell

Zusammenleben und Interaktion sind hier wenig bedeutsam für das Selbstverständnis der Gemeinschaft. Das Hauptziel der Kommunität ist der Dienst an den Menschen. Von daher kann es durchaus legitim sein, dass für einzelne Mitglieder die primäre Bezugsgruppe nicht die Kommunität ist, der sie ordensmäßig zugehören, sondern eine Gruppe von Menschen, mit denen sie eine gemeinsame Aufgabe oder Sendung teilen. Es ist eine „Gemeinschaft für die Sendung" (vgl. die ignatianische Formel der „communitas ad dispersionem). Gemeinsames Gebet stellt eher die Ausnahme dar, entscheidende Bedeutung wird dem persönlichen Gebet beigemessen. Das Hauptkriterium für Entscheidungen ist die je größere Verfügbarkeit und der je größere Dienst. Veränderung ergibt sich aus neuen seelsorglichen Erfordernissen. Dieses Modell lebt von der Hoffnung einen Beitrag zu leisten, dass einmal alle Menschen in Friede und Hoffnung zusammenleben können.

3.4 Das Lebens-Zeugnis-Modell

Das primäre Ziel der Gemeinschaft ist es, durch die Art ihres Zusammenlebens Zeugnis für das Reich Gottes zu geben. Das letzte Ziel ist nicht die Gemeinschaft selbst, sondern das Zeugnis, das sie gibt. Um dieses jedoch geben zu können, muss sie selbst Gemeinschaft radikal leben; in diesem Sinn ist das Gemeinschaftsleben auch Ziel in sich. Das Gemeinschaftsgebet hat die Aufgabe, die Ausrichtung der Kommunität als ganzer auf Gott hin zu stärken. Die Öffnung des gemeinsamen Gebets will den gemeinsam gelebten Glauben der Gemeinschaft bezeugen und die Gäste daran teilnehmen lassen. Die Leitung steht vor der delikaten Aufgabe, Kommunität als Weise des Zeugnisses und Kommunität als Ziel in sich in eine fruchtbare Balance zu bringen. In der Zeit der Ausbildung kommt es darauf an, den neuen Mitgliedern zu helfen, diese Spannung zwischen „Innenorientierung" und „Außenorientierung" zu leben. Eine solche Gemeinschaft lebt aus der Hoffnung, dass das gelebte Beispiel mehr überzeugt als alle Worte.

3.5 Das Wort-Zeugnis-Modell

Dieses Modell ist dem Dienst-Modell ähnlicher als dem Lebens-Zeugnis-Modell. Das primäre Ziel ist es, Zeugnis zu geben durch eine glaubwürdige Verkündigung des Wortes Gottes, indem die Mitglieder „an die Straßen und Zäune" gehen und allen Menschen die frohe Botschaft verkünden. Das gemeinsame Gebet hat die Aufgabe, die Mitglieder immer wieder zu der Quelle hinzuführen, aus der sie schöpfen, damit ihre Verkündigung inGott verankert bleibt. Die Ausbildung hat das Ziel, die Mitglieder zu einem vertieften Verständnis des Wortes Gottes hinzuführen und sie zu befähigen, dieses in einer dem heutigen Menschen angemessenen Weise zu verkündigen. Das „dominikanische Prinzip" des „wir verkündigen, was wir betrachtet haben" (contemplata predicari) bringt diese Zielsetzung prägnant zum Ausdruck.

3.6 Das Modell des "Gott allein!"

Die räumliche Bindung ist in diesem Modell bedeutsam: Der Ort aber ist nicht so sehr im unmittelbar-geographischen Sinn von Bedeutung, sondern als Ort des gemeinsamen Gebetes, des gemeinsamen Gottesdienstes (vgl. Apg 1,14). Die Bindung des einzelnen an Gott hat den absoluten Vorrang auch dann, wenn sich die Gemeinschaft zu einem Zusammenleben von individuellen Gottsuchern entwickelt. Die Ausbildung hat zum Ziel, die neuen Mitglieder zu befähigen, ihren persönlichen Weg zu Gott im Gebet zu finden.Von den bestehenden Gemeinschaf-

ten kommen die Kartäuser diesem Modell wohl am nächsten, deren Ziel es ist, „Gott nicht nur zu dienen, sondern sich mit allen Kräften an ihn zu binden."

3.7 Das pneumatische Modell

Das Verbindende ist nicht so sehr ein Ort, noch eine Tätigkeit, noch Interaktion. Die Gemeinschaft entsteht durch eine gemeinsam gelebte Offenheit für das Wirken des Geistes Gottes. Dies kann zur Folge haben, dass einige Mitglieder ihre Aufgabe im Dienst der Verkündigung sehen, wieder andere in einem gemeinsamen Leben, wieder andere in einem Mitleben mit den Armen und Ausgegrenzten. Das Gebet ist die primäre Quelle der Gemeinschaft und Quelle der Verbindung untereinander. Im Hinblick auf Entscheidungen ist letztlich die gemeinsam geübte Unterscheidung der Geister bedeutsam. Kriterium für die Zugehörigkeit ist die täglich neu gelebte Offenheit und Verfügbarkeit für das Wirken des Geistes Gottes. Diesem Modell kommen viele Gemeinschaften während der Gründungsphase nahe; heute trifft dieses Modell das, was die charismatische Erneuerung sein möchte. Tatsächlich hat diese - vor allem in Frankreich - zur Entstehung sehr verschiedener Formen von Gemeinschaftsleben geführt.

3.8 Übung: Die Jerusalemer Urgemeinde - Wie Menschen zu einer Glaubensgemeinschaft werden

In der Apostelgeschichte schildert Lukas idealtypisch das Entstehen einer christlichen Gemeinschaft. Die folgende Übung bietet Ihnen die Möglichkeit, den Prozess der Gemeinschaftsbildung nachzuvollziehen und auf Ihre eigene Situation hin fruchtbar zu machen.

Schritt 1
Nehmen Sie sich etwas Zeit und notieren Sie wenigsten drei Tätigkeiten oder Faktoren, die nach ihrer Erfahrung Gemeinschaft fördern. Stellen Sie sich dabei eine konkrete Kommunität vor, die Sie gut kennen, die Sie momentan sehr beschäftigt oder eine Gemeinschaft, in der Sie selber leben.

Schritt 2
Lesen Sie die ersten 15 Kapitel der Apostelgeschichte. In ihr werden idealtypisch verschiedene Elemente erwähnt, die zum „Aufbau der Gemeinde" beitragen. Die wichtigsten werden hier zusammengestellt.
* Gemeinsames Gebet (Apg 2, 46)
* Gegenseitige Unterstützung im Glauben (Apg 4,32; Apg 14,22)
* Das wunderbare Wirken Gottes unter den ersten Christen (Apg 2,14ff; Apg 3,6; 5,19 und andere mehr)
* Das öffentliche Zeugnis-geben (Apg 2,14ff; 3,12; 4,8; Kap 7)
* Gemeinsam aus dem Glauben getroffene Entscheidungen (Apg 1,15ff; Apg 6; Apg 15)
* Gemeinsamer Gebrauch der materiellen Güter (Apg 2,45; 4,32)

Schritt 3
Vergleichen Sie die Faktoren oder Tätigkeiten, die Sie während des ersten Schrittes der Übung gefunden haben mit denen der Apostelgeschichte.
* Was fällt Ihnen auf?
* Welcher Aspekt scheint Ihnen persönlich am wichtisten, am ehesten „Ihr" Zugang zu sein? - Sie finden dadurch einen ersten Hinweis darauf, was Ihr Modell der Gemeinschaft ist.

ARBUCKLE, G.A., *Out of Chaos*. Refounding Religious Congregations. New York 1988.

ARBUCKLE, G.A., *From Chaos to Mission*. Refounding Religious Life Formation. London 1996.

Mc CLURE, B.A., *Putting New Spin on Groups*. The Science of Chaos. London 1998.

DULLES, Avery, *Models of the Church*. New York 1974.

GABRIEL, K., *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne*. Freiburg 1995.

GLENDON, B., *Models of Community*. In: *Review for Religious*. 1979. 206-216.

IGNATIUS von LOYOLA, *Geistliche Übungen und erläuternde Texte*. Hg. von P. Knauer. Leipzig 1981.

JÜRGENS, H., *Vollende deine Geburt*. Innsbruck 1998.

LONERGAN, B., *Method in Theology*. London 1964.

MERRY, U., *Coping with Uncertainty*. London 1995.

SCHAUPP, K., *Versöhnte Verschiedenheit*. In: OK 1999, 165-193.

SCHNEIDERS, S. *New Wine Skines*. New York 1986. Bes. 236-265.

TURNER, V., *The Ritual Process*.

Anneliese Herzig MSsR, München

„Es ist Zeit den Herrn zu suchen“ (Hosea 10,12)

Der dreifaltige Gott als Orientierung für das Leben der christlichen Ordensgemeinschaft[1]

Die Geschichte von Rad und Pünktlein

Rabbi Jizchak Meir erging sich einmal an einem Spätsommerabend mit seinem Enkel im Hof des Lehrhauses. ...
[Da] begann er zu reden: „Wenn einer Führer wird, müssen alle nötigen Dinge dasein, ein Lehrhaus und Zimmer und Tische und Stühle, und einer wird Verwalter, und einer wird Diener und so fort. Und dann kommt der böse Widersacher und reißt das innerste Pünktlein heraus, aber alles andere bleibt wie zuvor, und das Rad dreht sich weiter, nur das innerste Pünktlein fehlt“. Der Rabbi hob die Stimme: „Aber Gott helfe uns: man darf's nicht geschehen lassen!“[2].

Das „innerste“ Pünktlein, von dem die chassidische Erzählung spricht, kann viele Namen tragen. Doch meine ich, dass im Tiefsten damit die Suche nach dem lebendigen Gott angesprochen ist. „Es ist Zeit, den Herrn zu suchen“ (Hos 10,12). Zu einer solchen Spurensuche möchten die folgenden Gedanken einladen. Dabei werden die Fragen leitend sein: Wie sieht ein wahrhaft christliches Verständnis von Gott aus? Welche Konsequenzen ergeben sich für unser Ordensleben, wenn dieser Gott im Mittelpunkt der Suche steht, wenn dieser Gott die Nabe ist, um die sich das Rad des Ordenslebens dreht.

[1] Referat bei der Vollversammlung der VOD vom 25.-29. Mai 1999 in Freising. Die Form des Vortrags wurde beibehalten.

[2] Aus: Buber M., Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1949, 830.

Arbeit mit fünf trinitarischen Bildern:
„Dreigesicht", Dreifaltigkeit als drei gleiche göttliche Gestalten, Dreifaltigkeitsikone der Ostkirche, Gnadenstuhl, Krönung Mariens[3].

I. Beobachtungskriterien zu den Bildern (Einzelarbeit):
◆Wodurch wird die Einheit angezeigt bzw. bewirkt?
◆Wie äußert sich die Vielfalt?
◆Das Bild und seine Betrachter:
Was löst das Bild beim Betrachtenden aus?
Welche Botschaft übermittelt das Bild dem Betrachtenden? (evtl. als 1 Satz formulieren)
(Wie) Können die Betrachtenden „ins Bild" kommen?

II. Auswertung in der Gruppe
◆Tauschen Sie Ihre Beobachtungen zu den einzelnen Bildern aus!
◆Können Sie alle fünf Darstellungen in gleicher Weise bejahen?
◆Auf 2-3 Kärtchen können Sie für das Plenum formulieren:
... Gedanken, die sich in Hinblick auf das christliche Gottesverständnis aufdrängen.
... Beobachtungen zum Verhältnis von Einheit und Vielfalt
... Einsichten, die sich für das Verständnis von einer Gemeinschaft von Menschen ergeben
... Fragen, die Ihnen kommen.
.....

1. Grunddaten des Glaubens an den dreifaltigen Gott[4]

Je auf ihre Weise versuchen „Dreigesicht", Dreifaltigkeitsdarstellungen wie in Vallepietra oder Weihenlinden, ostkirchliche Ikone, Gnadenstuhl und Krönung Mariens den dreifaltigen Gott „ins Bild zu setzen". Gemessen am christlichen Glauben sind sie mehr oder weniger tauglich[5]. Mit Hilfe der Bilder lassen sich jedoch einige Kernpunkte des

[3] Entsprechende Darstellungen finden sich in folgenden Publikationen: Greshake G., Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie, Freiburg 1997; ders.; An den drei-einen Gott glauben. Ein Schlüssel zum Verstehen, Freiburg 1998; Gottesbild – Bilder des Unsichtbaren (Kataloge und Schriften/Diözesanmuseum für Christliche Kunst des Erzbistums München und Freising Bd. 19), Regensburg 1997.

[4] Vgl. Greshake, Der dreieine Gott; ders., An den drei-einen Gott glauben; Forte B., Trinität als Geschichte, Mainz 1989; Brunner A., Dreifaltigkeit. Personale Zugänge zum Geheimnis, Einsiedeln 1976; Herzig A., Der dreifaltige Gott als lebensbestimmende Wirklichkeit, in: Jetzt (1997) Heft 2, 3–10.

christlichen Glaubens an den dreifaltigen Gott formulieren[6].

1.1. Gott ist eine Communio von drei Personen

Im Gegensatz zum „Dreigesicht" und zu den Dreifaltigkeitsdarstellungen von Vallepietra oder Weihenlinden bringen alle anderen Darstellungen auf je ihre Weise zum Ausdruck, dass das Leben und die Einheit des dreifaltigen Gottes wesentlich durch Beziehung konstitutiert wird. Gottes Einheit ist keine bloß äußerliche Einheit (vgl. den „Rahmen" von Vallepietra oder den Altaraufbau von Weihenlinden), so dass etwa da zunächst drei „Götter" wären, die dann miteinander in Beziehung treten (könnten). Die Personen in Gott sind auch keine bloßen „Erscheinungsformen" des einen göttlichen Wesens (vgl. das „Dreigesicht"[7]). Wenn der christliche Glaube einen Gott in drei Personen bekennt, dann ist die Einheit Gottes nur als eine Einheit in Beziehung zu denken. Diese Art von Einheit besteht in
- Dialog (ostkirchliche Ikone)
- gemeinsamer Betroffenheit (Gnadenstuhl)
- gemeinsamem Wirken (Krönung Mariens).

Dabei „gibt" es nicht zuerst Personen und dann Beziehung. Das Personsein in Gott wird vielmehr radikal durch die gegenseitigen Beziehungen bestimmt. Beziehung, Communio ist das Wesen dieses Gottes. Diese Communio ist nicht statisch festgezurrt, sondern ein Geschehen, ein ewiger Prozess der Liebe und Hingabe. Der Gott, an den Christen glauben, ist keine höchste, in sich geschlossene und ruhende Substanz, sondern „sich mitteilendes Leben, Beziehung, Communio"[8]. Für so verstandene Communio ist Verschiedenheit nicht Hindernis, sondern Voraussetzung[9]. Die „Besonderheit" des Anderen, sein Anders-Sein ist nicht Grenze, sondern Ermöglichung der Communio. Ausgehend vom theologischen Begriff der „Perichorese", des gegenseitigen Umfangens und Durchdringens der drei göttlichen Personen, verweist Gisbert Greshake in einem sehr schönen Bild auf die Welt des Tanzens. Perichorese bedeutet „Umtanzen": „Einer umtanzt den anderen, der andere umtanzt den einen. Auf die Trinität gewendet heißt das in metaphorischer Sprache: Die drei göttlichen Personen stehen in solcher Gemeinschaft, dass sie nur als 'gemeinsame Tänzer' in einem gemeinsamen Tanz vorgestellt werden können. ... So tanzen sie den einen gemeinsamen Tanz des göttlichen Lebens"[10]. All dies „geschieht" in einem Rhythmus der Liebe: Communio besteht in Geben - Empfangen - Zurückgeben.

1.2. Gott offenbart sich, teilt sich mit

Der christliche Glaube bekennt, dass dieser Gott sein communiales Leben nicht in seliger Abgeschiedenheit führt, sondern sich mitgeteilt hat. Schöpfung und Heilsoffenbarung (Erlösung) sind „Wirkraum" des trinitarischen Gottes. Dadurch ist sein Geheimnis „zugänglich" geworden. Gott teilt dabei nicht nur etwas mit, sondern sich selbst. Das ist christliche Grundüberzeugung von Offenbarung. Durch diese freie Selbstmittei-

[5] Die Darstellung als „Dreigesicht" wurde 1628 von Papst Urban VII. verboten, da in ihm modalistische Tendenzen zum Ausdruck kommen. Seit 1745 ist der Typus der drei gleichgestalteten Personen vom kirchlichen Lehramt untersagt.

[6] Vgl. Greshake 1997, 555 sowie Greshake 1998, 136.

[7] Vgl. Greshake 1997, 544.–Vgl. Anm. 5.

[8] Greshake 1998, 28.

[9] Unter dieser Hinsicht wäre der gegenwärtig fast inflationäre Gebrauch vom Wort *communio* für die kirchliche Gemeinschaft zu überprüfen. Unter dem gleichen Begriff werden zuweilen sehr unterschiedliche Vorstellungen verhandelt.

[10] Ebd. 31.

lung Gottes, zuletzt und zugespitzt im Christusereignis, geht auf, dass der eine Gott eine Beziehungseinheit ist. In diesen Raum der Beziehung birgt Gott den Menschen in sich selbst ein, zieht ihn mit hinein in das Spiel der göttlichen Liebe. Wir stehen „nicht einem einsamen, uns verschlossenen Gott gegenüber, sondern im Vernehmen und Verstehen seines Wortes sowie im Antwortgeben darauf stehen wir mitten im dreipersönlichen 'Beziehungsgefüge' dieses Gottes“[11]. Wenn das Trinitätsbild der Ostkirche auch „Philoxenia“, Gastfreundschaft, genannt wird, dann schwingt dieses Verständnis - neben dem Verweis auf die Gastfreundschaft Abrahams (Gen 18,1-33) - mit: Gott gewährt der Schöpfung „Gastfreundschaft“, öffnet sich für sie und nimmt sie auf.

1.3. Die Schöpfung verweist - herkünftig oder zukünftig - fragmentarisch auf den trinitarischen Gott

Geschaffen vom dreifaltigen Gott verweist die Schöpfung auf ihn. Sie lebt von Beziehung und Gemeinschaft, schöpft ihren Reichtum - aber auch ihr Leiden - aus der Vernetzung alles Lebendigen. „Vergemeinschaftung ist das Lebensprinzip der Geschöpfe“[12]. Der dreieine Gott hat seiner Schöpfung sein eigenes Lebensprinzip aufgeprägt und ist in ihr wirksam. In zugespitztem Maß gilt das für den Menschen, der nach den Worten der Genesis als „Ebenbild“ Gottes geschaffen ist: bezeichnenderweise als „Mann und Frau“, denen sogleich aufgetragen wird, sich selbst zu übersteigen und fruchtbar zu werden (Gen 1,27f).
Freilich zeigt sich, dass die Schöpfung nur die „Spuren“ ihres Schöpfers trägt, nicht selbst göttlich ist. Was Gott in Vollendung lebt, ist in der Schöpfung nur im Fragment gebrochen, auch sündhaft gebrochen da. Deshalb kann auch die „Harmonie“ der göttlichen Communio in menschlicher Gemeinschaft nicht erreicht werden.

1.4. Gott geht erlösend in das Leiden und die Todesverfallenheit der Schöpfung ein

Diesen Aspekt zeigt besonders die Darstellung des Gnadenstuhls, aber auch die Trinitätsikone der Ostkirche. Durch die Menschwerdung hat Gott sich in seine Schöpfung „hineinverwickelt“. Seither gibt es eigentliche keine „Trinität in sich“ mehr. Gott führt sein Leben nicht in unberührter Seligkeit. Er lässt sich selbst betreffen von der Wucht der Sünde, deren Wesen die Vereinzelung, Isolierung, Absonderung, das „Nein“ zur Gemeinschaft ist: bis hin zum einsamen Tod des Menschgewordenen am Kreuz. Dass Gott sich wirklich betreffen lässt, gilt auch nach Auferstehung und Himmelfahrt: der Auferstandene trägt die -jetzt „verklärten“ - Wundmale des Gekreuzigten und lebt als solcher (vgl. Joh 20,19-29). Eine Grundaussage des Festes Christi Himmelfahrt ist, dass auch das menschliche Leben des Jesus von Nazaret - und in ihm menschliches Leben überhaupt - endgültig eingeborgen in Gott ist.

1.5. Die Welt findet ihre Vollendung im seligen Zusammenspiel mit dem drei-einen Gott

„Wenn Gott Communio ist und der Mensch als Bild dieses Gottes geschaffen wurde, um dieses Bild mehr und mehr in sich auszuprägen und dadurch Gott ähnlicher zu werden, so tritt darin auch die letzte Bestimmung des Menschen hervor: Er ist dazu gerufen, das zu werden, was Gott immer schon ist: Communio, Gemeinschaft, Lebensaustausch, um einmal in alle Ewigkeit

[11] Greshake 1998, 23.

[12] Moltmann J., Der Geist des Lebens, München 1991, 138.

an der vollendeten Communio des trinitarischen Gottes teilzuhaben. ... Nur wenn der Mensch communial geworden ist, kann er im Leben des communialen Gottes 'mitspielen'. Sonst wäre er gewissermaßen ein Fremdkörper in dem ihm verheißenen göttlichen Leben. Darum ist Communio-Werdung die zentrale Lebensaufgabe des Menschen"[13]. Diese Lebensaufgabe lässt sich an einigen Einzelaspekten konkretisieren:

- Wie sich die Personen in Gott durch das göttliche Spiel der Communio von Geben und Nehmen und von überströmender Liebe definieren, so gewinnt auch der Mensch sein Personsein letztlich nur in Beziehung, in einem lebendigen Miteinander, Füreinander und Miteinander-für-andere-da-Sein. Und dies in Freiheit. Menschsein „geht" nicht für sich alleine. Person, Persönlichkeit wird nur, wer mit anderen in Beziehung tritt. „Selbstverwirklichung" geschieht gerade nicht im einsamen Kämmerlein, sondern in der Auseinandersetzung und im Kontakt mit anderen.

- Dabei bleibt „der andere" stets der andere, der von mir Verschiedene. Wir haben unterschiedliche Begabungen, unterschiedliche Berufungen. Von dieser Vielfalt lebt auch menschliche Communio. Wo sie unterdrückt wird, wird das Ziel der Schöpfung, ihre „Trinitarisierung" verfehlt.

- „Communio" hat für den Menschen eine doppelte Ausrichtung: Sie ist sowohl Gemeinschaft mit Gott als auch Gemeinschaft mit den Mitmenschen, mehr noch: mit der ganzen übrigen Schöpfung. „Es gilt, aus dem 'Ursprungsnarzissmus" der Sünde auszubrechen, d.h. die Neigung zu überwinden, rücksichtslos bei allem nur sich selbst zu suchen und das eigene Leben [oder das Leben der Menschheit in Bezug auf die übrige Schöpfung; Anm. von A.H.] als einzigen großen Egotrip zu verstehen"[14]. Diese zweifach ausgerichtete Communio-Werdung des Menschen ist gemäß christlicher Überzeugung Ziel und Inhalt der Geschichte. Der Mensch ist gerufen, die Gabe (sein Abbild-Gottes-Sein) in Freiheit zu verwirklichen. Die Bibel redet in diesem Zusammenhang vom Bund, der dem Menschen geschenkt und aufgegeben ist[15].

- Dies gilt für jede menschliche Gemeinschaft und a fortiori von der Kirche, die sich dezidiert vom dreifaltigen Gott her versteht (vgl. LG 4). Kirche ist berufen, tätiger Ausdruck der Trinität zu werden. Einheit in der Vielfalt, Solidarität, Hingabe, Dialog sind dabei entscheidende Stichworte. Wirkliche Einheit entsteht nicht durch Normierung, Bürokratie und Uniformierung.

Ich hoffe, dass an diesen wenigen, um der Kürze willen sehr vereinfachten Gedanken aufgeleuchtet ist, dass es nicht stimmt, dass sich - wie Immanuel Kant formulierte - „aus der Dreinigkeitslehre ... schlechterdings nichts fürs Praktische machen" lässt[16]. Im Gegenteil: Die Vorstellung, die der Mensch vom letzten, absoluten Sein (Gott) hat, prägt seine Interpretation der Welt und des menschlichen Lebens sowie die Praxis des Lebens. Insofern ist es keinesfalls gleichgültig, welcher Gott geglaubt wird. Ein nicht-trinitarisches Gottesbild wird ganz andere Akzente setzen, z.B. den Absolutismus und das hierarchische Denken fördern. Umgekehrt zeigt sich an der konkreten Ausprägung unseres Lebens, ob unser verbales Bekenntnis in Fleisch und Blut übergegangen ist, Gestalt gewonnen hat; ob wir - Kirche, die Ordensgemeinschaften in ihr - der Welt schon wirklich zur „Ikone" des dreifaltigen Gottes ge-

[13] Greshake 1998, 58f.

[14] Ebd. 59f.

[15] Dazu mehr beim Thema Gelübde, s. unten

[16] Kant I., Der Streit der Fakulitäten = WW (Weischedel) IX, Darmstadt 1971, 303f.

worden sind, an der das Bild des wahren Gottes, wenn auch gebrochen, aufleuchtet.
Unter den Bedingungen dieser Welt werden wir allerdings nicht zur vollen Verwirklichung gelangen. Das Ziel der „Trinitarisierung" wird von menschlicher Schwäche und von der Sünde durchkreuzt. Und doch ist durch den Blick auf den dreifaltigen Gott eine Orientierung gegeben, auf die hin wir wachsen dürfen und sollen. Der entschiedene Glaube an den dreifaltigen Gott vermag so auch eine neue Praxis zu provozieren, zum Neuaufbruch rufen. Dies ist für viele Christen immer noch „Neuland", weil in ihrer religiösen Erziehung und auch noch in der aktuellen Verkündigung der dreifaltige Gott oft nur als - bestenfalls interessantes - Rätsel erscheint, nicht als lebenbestimmende Wirklichkeit.

2. Ordensleben unter dem Zuspruch und Anspruch des trinitarischen Gottes[17]

Als Gliedern der Kirche ist diese Orientierung und dieser Neuaufbruch auch, den Ordensgemeinschaften, geschenkt und aufgetragen. Wir leben in einer Lebensform, die „von vornherein sinnlos ist ohne den Gott der Verheißung", wie es die Würzburger Synode in einer schönen Formulierung ausdrückte (Synodenbeschluß 2.1.5.). Mehr noch: das Wachsen und Entstehen dieser Lebensform verdankt sich der Initiative ebendieses Gottes. Das kommt etwa in der Rede vom „Charisma" des Ordenslebens zum Ausdruck. Einige französische Autoren sprechen in diesem Zusammenhang vom „theologalen Charakter" des Ordenslebens, der den theologalen Charakter jedes christlichen Lebens ausdrücklich sichtbar macht. Mit anderen Worten: Ordensleben wächst nicht aus menschlicher, sondern aus göttlicher „Logik". „Insofern es theologal ist, charakterisiert sich das Ordensleben ... als Antwort auf einen Ruf, als Verfügbarkeit für eine empfangene Gnade, als das täglich neue Ja, das sich in vielen Weisen umsetzt ...[18]. Dieses Ja wird dem Gott, den die Christen als drei-einen bekennen, gegeben. Seine konkrete Umsetzung orientiert sich deshalb an diesem Gott und dem göttlichen Spiel der Communio. Doch vielleicht gilt auch für uns, was der verstorbene Bischof Hemmerle einmal so ausgedrückt hat: „Die 'Revolution' des Gottesbildes, die durch den Glauben an ... den dreieinigen Gott in der Menschheitsgeschichte eingesetzt hat, hat ... sogar unser eigenes, christliches Bewusstsein noch nicht bis zum tiefsten Grund durchdrungen. Dass Gott ganz und gar Mitteilung, sich verströmendes Leben ... ist, das dreht nicht nur das menschliche Bild von Gott um; es betrifft auch unser Selbstverständnis, unser Verständnis der Welt"[19] - und das Verständnis und die Praxis des Ordenslebens!

In einem zweiten Teil will ich über einige Konkretisierungen dieses „Ja" im Licht des trinitarischen Gottes nachzudenken. Ich tue dies in der Hoffnung, dass „der Glaube an den Dreieinen Gott die gesamte geistige Atmosphäre [ändert], in der der Mensch"[20] lebt - und in der auch wir leben.

[17] Der vorliegende Versuch hat das Ziel, sich einzureihen in das Projekt, die Trinität als „Schlüssel zum Verstehen der ganzen Wirklichkeit", zu zeigen, wie es G. Greshake 1997 unternommen hat. Dabeit ist „verstehen" mehr als „intelligere", mit dem Intellekt erfassen. Vielmehr hat „verstehen" auch etwas mit Praxis zu tun, so wie man einem Menschen sagt: Er „versteht" sein Handwerk, d. h. er kann es ausführen, ist darin geübt und befähigt. Vgl. Greshake 1997, 24 (und ebd. Anm. 31).

[18] Decloux S., La dimension théologale de la vie religieuse, in: VC 57 (1985) 7–19 hier 9.

[19] Hemmerle K., Glauben – wie geht das?, Freiburg 1978, 147.

3. Das „Haus" des Ordenslebens in den drei Dimensionen „Weihe - Gemeinschaft - Sendung" im Licht des Bekenntnisses zum dreifaltigen Gott

Im apostolischen Schreiben *Vita consecrata* von 1996 drückt der Papst zu Beginn die Hoffnung aus, dass „weiterhin nachgedacht werde, um zu einer Vertiefung des großen Geschehens des geweihten Lebens in seiner dreifachen Dimension der Weihe, der *Gemeinschaft* und der Sendung zu gelangen" (VC 13). Es ist auffallend, dass der Papst hier nicht von einem „Stand" spricht, sondern von einem „Geschehen". Dieses Geschehen wird - nach den Worten des Papstes - von drei Lebensbewegungen geprägt: Weihe, Gemeinschaft und Sendung. Diese drei stehen zueinander nicht in einem statischen, abgeschlossenen, immer gleich ausgewogenen Verhältnis, sondern in einer lebendigen Beziehung, die Veränderungen und Akzentverlagerungen unterworfen ist[21]. Die Rede von der „dreifachen Dimension" ist eine gedankliche Hilfe, um über das Leben der Ordensgemeinschaft zu reflektieren. Sie darf jedoch nicht dazu verführen, das Leben aufzuspalten. Denn Weihe, Gemeinschaft und Sendung wachsen aus der gleichen Wurzel, nämlich, dass die „Ordensgemeinschaft ... Teilhabe an der trinitarischen Gemeinschaft" ist (CN 71[22]). Diese Wurzel, dieses Fundament gibt der dreifachen Dimension eine unverkennbare Prägung mit. Auf diesem Grund wächst das „Haus" des Ordenslebens. Beim Anblick dieses „Hauses" - wie auch der anderen christlichen „Lebenhäuser" - kann aufgehen, dass der dreifaltige Gott die Quelle seiner Inspiration ist. Ich erinnere mich an einen Besuch in der Dreifaltigkeitskirche von Stadl-Paura in Oberösterreich. Bis in viele Kleinigkeiten hinein haben dort die Künstler versucht, dem Geheimnis der Trinität Ausdruck zu verleihen: Neben der deutlich trinitarisch konzipierten Innenausstattung der Kirche gibt es vieles, was man gerade noch erspüren („dass da etwas Besonderes ist"), aber nicht mehr eigentlich sehen kann, z.B. die exakten Maße des Kirchenbaus. In dieser Kirche befindet man sich mitten in der Atmosphäre des dreifaltigen Lebens Gottes. Ähnlich ist es mit dem „Haus" des Ordenslebens: Ohne immer alles sichtbar ausdrücken, aussprechen oder zwanghaft pressen zu müssen, kann der, der in diesem „Haus" lebt oder es besucht, in das Geheimnis des drei-einen Gottes eintauchen. So möchte ich nun gleichsam eine kleine „Führung" durch dieses „Haus" unternehmen[23].

[20] Brunner A., Dreifaltigkeit. Personale Zugänge zum Geheimnis, Einsiedeln 1976, 127.

[21] Dies lässt sich am Beispiel eines sog. „Mobile" verdeutlichen: Wenn ein Element in Bewegung kommt, beginnen auch die anderen sich zu bewegen.

[22] CN = *Congegravit nos:* Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens. Das brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft. 2. Februar 1994 (Verlautbarungen Apostolischen Stuhls 116).

[23] Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass wir so etwas wie ein „virtuelles" Haus betreten. Denn „das" Ordensleben in reiner Form gibt es eigentlich nicht. Das „Grundmodell" verwirklicht sich in den vielen Gemeinschaften und Kongregationen. Ebenso gilt es festzuhalten, dass das meiste nicht exklusiv für Ordensleben gilt, sondern - in durchaus anders gefärbter Weise - in jeder christlichen Lebensform aufleuchtet. Auf das Verständnis der dreifachen Dimension in *Vita consecrata* und auf einige Konkretisierungen bin ich in meinem Beitrag eingangen: Herzig A., Weihe - Gemeinschaft - Sendung. Die dreifache Dimension des geweihten Lebens nach dem Apostolischen Schreiben „Vita consecrata", in: ThG 41 (1998) 264-275.

3.1. Die „Innenausstattung": Gemeinschaft, deren Quelle, Modell und Ziel der dreifaltige Gott ist

3.1.1. Wodurch entsteht Gemeinschaft?

Der trinitarische Ursprung

In vielen Gemeinschaften wurde in den letzten Jahren sehr viel investiert in das Gemeinschaftsleben. Wichtige Prozesse sind dabei ins Rollen gekommen. Dennoch trägt diese an sich positive Entwicklung eine Versuchung in sich, nämlich zu meinen, Gemeinschaft wäre allein unsere Leistung. Der Glaube an den dreifaltigen Gott ruft eine andere Grundeinstellung hervor: dass überhaupt Gemeinschaft unter Menschen möglich ist, ist zuallerst Geschenk, Gabe dieses Gottes, der sein Leben in vollkommener Communio lebt. Noch bevor die Ordensgemeinschaft „menschlicher Plan zu sein beginnt, ist das brüderliche Leben in Gemeinschaft Teil des Planes Gottes, der sein Leben mitteilen will" (CN 7a). „Die Ordensgemeinschaft kann ... nicht verstanden werden, wenn man sie nicht als ein Geschenk von Oben betrachtet und von ihrem innersten Geheimnis ausgeht: von ihrer Verwurzelung im Herzen der heiligen und heiligmachenden Dreifaltigkeit" (CN 8). Gemeinschaft ist immer zuerst Gabe und dann erst Aufgabe. Diese Aufgabe besteht darin, das schon Geschenkte zum Strahlen zu bringen. Wir dürfen darauf vertrauen, dass die Kräfte zur Gemeinschaft bereits angelegt und gegeben sind, oft genug jedoch erst freigelegt werden müssen[24].

Konkrete Aufgaben

An die vom dreifaltigen Gott geschenkte und ermöglichte Gemeinschaft glauben, heißt jedoch gerade nicht, die Hände in den Schoß zu legen. Die Initiative Gottes setzt in den Menschen Kräfte frei, damit die Aufgabe der Communio-Werdung von den Menschen frei übernommen wird. Wenn in der Sakramententheologie davon gesprochen wird, dass in der Taufe die Erbschuld getilgt wird, dann ist dies damit angesprochen: Anstatt von den Mächten der Spaltung bestimmt zu werden und ihnen im eigenen Leben je neu Raum zu gewähren, wird der Mensch befähigt zu neuer Communio mit Gott und den Menschen.

In einer Welt wie der unseren, die vom Pluralismus gekennzeichnet ist, wird zunehmend deutlich - auch in der Kirche, auch in den Ordensgemeinschaften -, dass diese Communio nicht durch Normierung, Zwang oder bürokratische Vereinheitlichung erreicht werden kann - schon gar nicht durch das Einschwören auf einheitliche Auffassungen. Solche Versuche erreichen oft genug ihr Gegenteil, nämlich äußere und innere Emigration oder reine Uniformität, die nicht mit Communio verwechselt werden darf. Wie in der Kunst die Darstellung des Dreigesichts „Monstrum" genannt wurde, so wird auch Einheit „monströs", die die Vielheit nicht achtet.

Im Blick auf das Leben des drei-einen Gottes lassen sich aber einige konkrete Wege, die zu wirklicher Communio beitragen, beschreiben[25]:

- Zusammentreten, sich versammeln, einen „Kongress" (lat. congredi: zusammentreten) machen, sich aufeinander zu in Bewegung setzen (lat. con-cieo, zu einem Konzil aufrufen). So stellt es auch die ostkirchliche Ikone dar: Vater, Sohn und Geist treten gleichsam zusammen, treten in eine Bewegung zueinander, um zum Austausch des Lebens zu kommen. Dem dienen in der Lebensform

[24] Vgl. Balthasar H.U. von, Communio, in: Quellen geistlichen Lebens. Bd. 4: Die Gegenwart. Hg. von G. Greshake und J. Weismayer, Mainz 1993, 181–191

[25] Die ersten beiden Punkte verdanken sich von Balthasar, Communio 181.

der Orden in instutionalisierter Weise die verschiedenen Versammlungen entscheidender und beratender Art. Ihnen stehen viele andere Zusammentreffen an der Seite, die mindestens ebenso wichtig sind. Dabei ist es wichtig, dass - ähnlich wie auf der Ikone - die Teilnehmenden sich als gleichberechtigte Partnerinnen verstehen, von denen jede wesentlich zum Gelingen des Ganzen beiträgt.

- Die Communio-Werdung geschieht zweitens in einem sensiblen, empfänglichen sich gegenseitig „Abtasten": unser Wort „Kontakt" kommt von lat. *con-tingere*, abtasten. Mit diesem Wort ist die Vorsicht und die Ehrfurcht vor der anderen ausgedrückt: Ehrfurcht vor ihrem Geworden-Sein, ihrer Geschichte, ihrer Berufung, ihren Gaben und auch ihren Grenzen. Auf solcher Basis kann es dann zu einem „Kolloquium" kommen, einem gemeinsamen Gespräch. Communio zeichnet sich wesentlich durch Dialog aus, wie wiederum vor allem die „Philoxenia" plastisch vor Augen stellt.

- Communio entsteht fernerhin durch eine gemeinsame Betroffenheit (vgl. Gnadenstuhl). Das ist - auch soziologisch betrachtet - sehr bedeutsam für die Stabilität und Lebendigkeit einer Gruppe. Viele Initiativgruppen sind nach einer Weile auseinandergefallen, weil die gemeinsame Betroffenheit sich verflüchtigt hat. Auch die geistlichen Gemeinschaften haben nur so auf Dauer Bestand. Diese Betroffenheit, dieses gemeinsame Thema kann viele Gesichter annehmen: ein bestimmtes Wort aus der Heiligen Schrift, ein bestimmtes Glaubensgeheimnis, aus dem man leben möchte, der Blick auf die Anliegen und Leiden anderer, auch der Kampf um das Überleben (z.B. in den Gründungszeiten!) u.v.a.m. Von daher ist es wichtig, sich in der Gemeinschaft immer wieder des gemeinsamen Anliegens zu versichern, damit es in der Hitze des Alltags nicht gleichsam verdunstet.

- Schließlich macht auch gemeinsames Engagement, gemeinsames Wirken die Communio aus (vgl. Krönung Mariens). Communio entsteht nicht nur, wo Menschen sich im „Binnenbereich" um ihr Wachsen bemühen, sondern auch wo sich die Gruppe selbst überschreitet und für andere sorgt. Auch die Communio des drei-einen Gottes zeichnet sich dadurch aus, dass dieser Gott in der Sorge um seine Schöpfung steht. Wo wir zu sehr in der Sorge um die eigene Communio verharren, wo der Blick nach außen - das gemeinsame Engagement - fehlt, geht auch leicht das innere Leben der Gemeinschaft verloren.

3.1.2. Kennzeichen einer Gemeinschaft, die sich von der Communio Gottes prägen läßt

Lebendiges Geschehen von Geben und Nehmen

Wie am Leben des dreifaltigen Gottes ablesbar ist, gehören Geben und Nehmen und Zurückgeben zum Wesen der Communio. Erst durch dieses beständige „Fließen", das beständige „Spiel" erhält die Gemeinschaft ihre Lebendigkeit und verknöchert nicht. Eine gewisse Ausgewogenheit von Geben und Nehmen gehört hier dazu. Wo dieses Gleichgewicht empfindlich gestört ist, entstehen leicht Spaltung und Unzufriedenheit, die „Feinde" der Communio.

Das Wort „Geschehen" macht gleichzeitig auch deutlich, dass unter den Bedingungen dieser Weltzeit der Prozess der Communio immer im Fluss bleibt, mehr noch: es Krisen gibt, Störungen, Unausgewogenheiten. Deshalb dürfen wir uns auch immer wieder sagen - nicht als Vertröstung, wohl aber als Trost und Entlastung: „Das Ideal der Gemeinschaft darf nicht vergessen machen, dass jede christliche Wirklichkeit auf der menschlichen Schwachheit aufbaut. Die vollkommene 'ideale Gemeinschaft' gibt es noch nicht: die vollkommene Gemeinschaft der Heiligen ist unser Ziel im Himmel" (CN 26).

Dieses Ziel wird nicht von uns gemacht, sondern der liebende Gott wird es schenken, indem er uns als einzelne und Gemeinschaften in seine Communio mit hinein zieht. Gott allein kann unsere Fragmentarität, unsere Aporien und Gebrochenheiten zur Vollendung führen[26]. Wenn im Zusammenhang mit dem Ordensleben nicht selten von dessen „eschatologischer Dimension" gesprochen wird, sollte das nicht vergessen werden. Neben der „Prophetie" jener Einheit, die die Kirche als ihr Ziel erstrebt und die den Ordensgemeinschaften in dieser Kirche aufgetragen ist (vgl. CN 10), stellen die Ordensgemeinschaften zu gleicher Zeit immer auch ein Zerrbild dieser Communio dar und verweisen gerade so auf die Zukunft, die nur Gott selbst schenken kann.

Der Anderen Raum gewähren

Der Blick auf den dreifaltigen Gott ruft zu einer radikalen Umkehr: nämlich, dass wir aufhören, die Andersartigkeit der Anderen als Gefahr zu betrachten. Diese Angst verführt - auf allen Ebenen des Lebens - leicht dazu, scheinbare „Abweichler" auszuschalten oder „auf Linie" zu bringen. „Einer sucht, jeweils den andern auf seine Seite zu ziehen und so dessen Anderssein zu beseitigen oder ihn 'in eine Ecke' zu stellen, um auf diese Weise dessen Anderssein 'fertig zu machen', zu verdrängen oder zu eliminieren, alles, damit endlich Einheit und Harmonie, Ruhe und Frieden herrschen"[27]. Dies ist auch im Leben der Ordensgemeinschaft eine, wenn nicht die Versuchung. Doch in Gottes communialen Leben ist die Unterschiedlichkeit gerade nicht Gefahr, sondern Ermöglichung des Beziehungsflusses. Das ist im menschlichen Leben nicht anders, auch wenn es uns oft schwer fällt, daran festzuhalten. Communio erreicht erst dort ihre Tiefe, wo der Unterschiedlichkeit Raum gegeben wird. Dazu braucht es die Grundeinstellung der gegenseitigen Ehrfurcht und Wertschätzung, zu der auch gehört, das Geheimnis des/der anderen zu wahren.

Dass die Verschiedenheit der Glieder mit ihren unterschiedlichen Gaben einer Gemeinschaft einen großen Reichtum in sich birgt, ist theoretisch relativ leicht zugänglich. In der Praxis stehen dem allerdings nicht selten emotionale Hemmschwellen gegenüber: die Angst, die eigene Gabe anzuerkennen und kreativ umzusetzen, ebenso wie das neidische Schielen auf das, was andere, aber eben ich nicht habe. So bleibt es wohl eine Lebensaufgabe, jenes Zitat des Kirchenvaters Basilius in „Gedanken, Worten und Werken" einzuholen, das der Papst in *Vita consecrata* den Ordensleuten ins Stammbuch geschrieben hat: „Im Gemeinschaftsleben geht die in einem vorhandene Kraft des Geistes gleichzeitig auf alle über. Da erfreut man sich nicht nur der eigenen Gabe, sondern vervielfältigt sie, indem man andere daran teilhaben läßt, und genießt die Frucht der Gabe der anderen wie die eigene" (VC 42)[28]. Probe aufs Exempel für solche Grundoption könnten u.a. folgende Fragen sein:

- Kann ich froh darüber sein, dass andere ihre Gaben und Fähigkeiten wahrnehmen - wahrnehmen dürfen? Kommt Freude auf, wenn jüngere Ordensmitglieder heute mehr Möglichkeiten haben als früher - und auch mutiger sind, diese auszunützen?

- Halte ich die je eigene Gabe zurück, vielleicht um nicht in Dienst genommen zu werden, vielleicht weil ich Angst habe, dadurch angreifbarer zu werden?

- Freue ich mich, dass Menschen in unseren Reihen bereit sind, Leitungsaufgaben zu übernehmen?

[26] Vgl. Greshake 1998, 136.

[27] Greshake 1998, 44

[28] Basilius, Die größeren Ordensregeln, Fragen 7: PG 31, 931

- Sind wir froh, wenn andere Ordensglieder in großer Entschiedenheit und Radikalität die gemeinsame Berufung leben, was ich aufgrund meiner Lebenssituation so nie zustande brächte? Oder empfinde ich sie nur als beständigen Vorwurf?

Ist der Gedanke an den Reichtum der unterschiedlichen Gaben einigermaßen eingängig, so können wir doch noch ein Stück weiter gehen: Auch die verschiedenen Grenzen und Bedürftigkeiten der einzelnen halten den Fluss der Liebe aufrecht. Denn sie ermöglichen erst, dass einer den anderen braucht, eben nicht „autonom" ist, sondern auf Beziehung angewiesen. Gisbert Greshake zitiert dazu einen Text des Dichters Jan Twardowski, :

„Wenn alle je vier Äpfel hätten,
wenn alle gesund und stark wären wie ein Ross,
wenn alle gleich wehrlos wären in der Liebe,
wenn jeder dasselbe hätte,
dann brauchte keiner den andern"[29].

Nicht nur die Gaben, sondern auch die Grenzen, die Bedürftigkeit und Angewiesenheit, ja sogar offene Konflikte halten das Beziehungsgeflecht einer Gemeinschaft aufrecht, solange das Gleichgewicht von Geben und Nehmen nicht zu empfindlich gestört ist.

„Geselligkeit"

Der Dichter Kurt Marti hat im Blick auf den dreifaltigen Gott in seiner schillernden Sprache formuliert: „Gottes Sein blüht gesellig"[30]. Diese Worte erinnern an die Bilder von Tanz und Spiel, die wir gebraucht haben, um das göttliche Leben zu beschreiben. Zu einer Communio im Licht des trinitarischen Gottes gehört deshalb die Geselligkeit, die Muße, das Spiel - auch in den Ordensgemeinschaften. Wo sie verloren gingen, fehlte ein Teil des „Charmes" Gottes, verlören die Kommunitäten ihren Charme, ihre Leuchtkraft. Auch diese Dimension verlangt - im persönlichen wie im gemeinschaftlichen Leben - nach bewusster Pflege. Es wäre wert, innerhalb der Ordensgemeinschaften einmal die Kultur von Fest und Feier zu reflektieren und dabei dankbar wahrzunehmen, was dadurch an Communio wächst. Denn es ist nicht zu leugnen, dass diese Feste in den Alltag hineinstrahlen. Deshalb dürfen wir für das Gelingen von „Geselligkeit" genauso danken wie für gelungene Projekte oder tiefe geistliche Erfahrungen, denn hier bekommen wir Anteil am „geselligen Leben" Gottes!

3.1.3. Aufgaben der Leitung

Zentrale Aufgabe der Leitung in einer so gezeichneten Gemeinschaft ist es, den Prozess der Communio zu fördern und wachzuhalten. Das Schreiben der römischen Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute „Das brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft" drückte dies so aus: „Die Autorität des Obern und der Oberin dient also dazu, dass das Ordenshaus nicht einfach ein Aufenthaltsort, ein Agglomerat von Einzelgängern sei, von denen jeder seine eigene Geschichte lebt, sondern eine 'brüderliche [schwesterliche] Gemeinschaft in Christus'" (CN 50b).
Ein weiteres Kennzeichen der Leitung im Licht des Dreifaltigkeitsglaubens scheint mir die Subsidiarität zu sein. Subsidiarität, das heißt: Was eine untergeordnete Instanz selbst tun kann, soll nicht von der übergeordneten übernommen werden. Subsidiarität hat etwas zu tun mit der Förderung von Eigenstand und Freiheit, welche im Blick auf die Menschen auch „Herzensanliegen" Gottes sind. Von den Personen, die in der Leitung stehen, verlangt dies, dass sie sich selbst

[29] Twardowski J., Ich bitte um Prosa, Einsiedeln 1973, 69; zit. bei Greshake 1998, 44.

[30] Marti K., Die gesellige Gottheit. Ein Diskurs, Stuttgart 1989, 94.

verwurzelt und gehalten wissen. Sonst geraten sie leicht in Gefahr, eher mehr als weniger an sich zu ziehen, vielleicht aus der Angst, sonst keine gute Oberin zu sein und weil es gut tut, gebraucht zu werden. Die Freiheit und das Wachsen verantwortlicher Communio bleiben dadurch jedoch leicht auf der Strecke[31]. Ohne Aufmerksamkeit kann man leicht überrumpelt werden und dabei das Gesetz der Subsidiarität verletzen. Auch in Hinblick auf die einzelnen Ordensmitglieder hat dieses Gesetz seine Bedeutung: Was die einzelne Schwester selbst ordnen und regeln kann, soll sie auch selbst tun (dürfen).

3.1.4. Was widerstrebt der Communio?

Die „Ursünde" der Communio gegenüber ist die Verweigerung von Beziehung. Dadurch schaltet man sich aus dem Prozess der Trinitarisierung aus. Eines der besten Bilder für diesen Zustand stammt von Augustinus. Er redet vom cor incurvatum inseipsum, vom Herzen, das auf sich selbst gekrümmt ist. „Wer in sich verkrümmt ist, vermag nicht mehr in die Weite des Wir zu blicken, er ist eingeigelt in die Enge des eigenen Ich, im erstickenden Kreisen um sich selbst"[32]. Solche „Sünde", d.h. Absonderung beginnt da, wo ich mir „nicht in die Karten schauen lassen will". Sie ist wirksam, wo ich mich selbst zum Maß aller Dinge mache und die anderen nicht „hochkommen" lasse, wo ich meinen eigenen (auch spirituellen) Weg absolut setze. Beziehungsverweigerung geschieht auch, wo ich klagend um alte Wunden kreise, sie pflege anstatt eine Heilung, eine Versöhnung, die immer Neustiftung von Beziehung ist, zuzulassen. Verweigerung von wahrer Communio drückt sich auch in Schuldzuweisungen (nach „oben" und nach „unten") aus oder in der gegenseitigen Berufung auf den „wahren" Geistbesitz.

Gegen das Konzept von Communio stehen alle Tendenzen der Uniformierung und - auf der anderen Seite des Spektrums - ein Verständnis von Gemeinschaft, das diese nur als Addition von ansonsten unabhängigen Subjekten versteht. Auch die bloße Anpassung an einen äußeren Rahmen entspricht nicht dem communialen Leben. Die Angst, dass alles auseinanderfällt, triumphiert dann über Liebe und Beziehung. Autoritäres Gehabe und die ihm entsprechende Unterwürfigkeit anderer lassen keine echte Communio entstehen. Auch in den Ordensgemeinschaften kann es auf vielen Ebenen verschiedene Formen von - oft sehr subtiler - Abhängigkeit, Ausbeutung und Unterdrückung geben. Aber nur, was „Friede ist, Befreiung und Gerechtigkeit, erweist sich als Bild und Teilhabe an der trinitarischen Geschichte der Liebe"[33].

3.2. Höhe und Tiefe: an den dreifaltigen Gott gebunden (Weihe)

3.2.1. Orthodoxie und Orthopraxie

Mit den Lippen bekennen Christen im Glaubensbekenntnis, bei jedem Kreuzzeichen und in vielen anderen Gebeten und „Katechismusaussagen" den dreifaltigen Gott. Auch Profeßformeln sind an ihn gerichtet. An der „Orthodoxie", dem richtigen Bekenntnis, mangelt es nicht. Dennoch bleibt der Weg des Ordenslebens im Blick auf das Gottesbekenntnis ein Weg der Bekehrung. Oft sind wir latente „Monotheisten" und müssen uns erst bekehren zu Christen, in deren Leben der Glaube an den dreifaltigen Gott

[31] Ein mir bekannter Ordensmann hat in einem Gespräch einmal bemerkt, dass die heutige Kommunikationstechnik von den übergeordneten Oberen in dieser Hinsicht eine größere Aufmerksamkeit verlangt als früher: Es ist sehr leicht und fast für jedes Mitglied möglich, in einer Angelegenheit „rasch die Provinzoberin" anzurufen - anstatt die Sache in der Hausgemeinschaft, zusammen mit der zuständigen Hausoberin zu regeln.

[32] Greshake 1998, 75.

[33] Forte B., Trinität als Geschichte, Mainz 1989, 190.

Gestalt annimmt. Das ganz konkrete Leben, Fühlen, die ganz konkrete Praxis der einzelnen und der Gemeinschaft zeigen oft ungeschminkt, an welchem „Gott" wir uns letztlich wirklich „festmachen". Die verbal richtigen Bekenntnisse übertönen nur notdürftig die falschen Gottesbilder, die sich in der Praxis zeigen können, in der Gestaltung des persönlichen oder kommunitären Lebens. Doch nur das Leben in seiner ganzen Ausgestaltung kann wirklich zur „Ikone" des dreifaltigen Gottes werden. Das Lippenbekenntnis allein genügt nicht.

3.2.2. Anregungen zum Gebet

Der dreifaltige Gott ist das Geheimnis unseres Glaubens schlechthin. Zwar können wir glaubend-denkerisch ihm nachspüren, doch werden wir ihn nie „definieren", d.h. eingrenzen und letztgültig bestimmen können. Er bleibt bei aller Nähe und Offenbarung auch immer der radikal Entzogene, der radikal Andere. Diese Dimension Gottes kommt im Leben der Dreifaltigkeit vor allem im Vater zum Ausdruck. Er ist der uns entzogene Urgrund des Seins. Vor diesem Geheimnis hat religiöse Geschwätzigkeit keinen Ort. Vielmehr entspricht ihm das Schweigen, die Anbetung, die traditionell im Entwurf des Ordenslebens einen wichtigen Platz einnehmen.

Der Glaube an den drei-einen Gott lädt uns jedoch noch zu einer anderen Erfahrung ein, die mehr von der Person des Heiligen Geistes ausgeht. Er ist der „Gott in uns, unter uns". An und durch ihn dürfen wir erfahren, dass Gott nicht nur über uns (Vater) und neben uns (Sohn) ist, sondern uns erfüllt, in uns lebt und betet (Röm 8,26; Gal 4,6).
Der Blick auf das Christusereignis, an dem die Wirklichkeit der Trinität offenbar wurde, zeigt schließlich, dass nicht nur das Außerordentliche, Gewaltige, Erschreckende die Darstellung des Göttlichen ist, sondern dass sich Gott im Kleinen, Schlichten, Unscheinbaren, Machtlosen offenbart (August Brunner). Wo suchen wir Gott? Wo erwarten wir ihn? Wenn wir uns nur an den „großen" Dingen orientieren, besteht die Gefahr, dass wir die stille Gegenwart im Kleinen übersehen und überhören. Wer geistlich leben will, wird deshalb alle Sinne schärfen und das Herz öffnen, um Gott auch im Kleinen und in den Kleinen zu begegnen.

Wenn Ordenschristen im Lauf ihres Tages mehrere Male das „Gebet des Herrn" sprechen, dann kann ihnen dabei besonders die Bitte: „Dein Reich komme" ans Herz wachsen, wenn im kommunitären Leben immer wieder die Fragmentarität und Sündhaftigkeit erfahren wird. Aus diesem Erleben können leicht Resignation oder eine Bescheidung auf den Status quo erwachsen. Die drängende Bitte: „Dein Reich komme" setzt dazu einen Kontrapunkt: Sie bekennt zum einen, dass wir aufgrund unserer eigener Leistung nie über die fragmentarische Verwirklichung Communio hinauskommen werden und hält auf der anderen Seite die Sehnsucht und die Hoffnung wach, dass der dreifaltige Gott selbst sein Reich der endgültigen Communio aufrichten wird.

3.2.3. Gott und Mensch: kein Konkurrenzverhältnis

- Aufgrund der liebenden Zuwendung Gottes Liebe erhält der Mensch Freiheit und Selbstand. Gott als der dreifaltige ist schon „in sich selbst" Liebe. Deshalb braucht er die Schöpfung nicht, um Liebe (1 Joh 4,8) sein zu können. Den Geschöpfen erwächst daraus eine große Freiheit. Deshalb sind geschöpfliche Freiheit und göttliche Allmacht nicht zwei voneinander unabhängige Kausalitäten, von denen die eine sich gegen die andere durchsetzen müsste, um zu bestehen. Man muss dem Menschen nicht etwas absprechen, um Gott etwas zuzusprechen. Gott wird nicht ohnmächtiger, wo der Mensch mehr Macht erhält. Gottes Allmacht ist wesentlich personale Macht und Liebe. Sie erweist sich gera-

de darin, dass Gott dem Geschöpf Selbstand und Freiheit verleiht. Er vermag sich, in Liebe „zurückzunehmen", um das Geschöpf zu „freien" (G. Greshake). Um diesem Gott die Ehre zu geben, ist es nicht notwendig, dass der Mensch sich möglichst klein vor ihm macht. Vielmehr wird Gott dadurch verherrlicht, dass der Mensch sich seiner Würde bewusst ist. Aus dieser Einsicht erwachsen unmittelbar Konsequenzen für die Haltungen im Gebet sowie für die Gebetssprache. Ihr entspricht vor allem das Stehen als Gebetshaltung des österlichen Menschen. Und sie kann auch zum Kriterium werden, das zur Unterscheidung in der Sprache des Betens hilft. Dabei wirken sowohl der Körperausdruck als auch die Sprache wiederum zurück auf die innere Haltung.

3.2.4. Der „mütterliche Vater"

Das sogenannte nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis der Kirche hält fest, dass der Sohn „aus dem Vater geboren [ist] vor aller Zeit". Diese Formulierung zeigt unmissverständlich, dass das Vater-Sein von „Gott Vater" nicht identisch ist mit einer geschlechts-spezifischen Fixierung Gottes. Dem „Vater" wird hier ja genau das zugeschrieben, was in menschlicher Erfahrung eben nur von der Mutter gesagt werden kann: er „gebiert" den Sohn. Der Vater im christlichen Dreifaltigkeitsdogma ist so nicht mit einem patriarchalischen Vater-Gott zu verwechseln. Er ist vielmehr ein „mütterlicher Vater". Die Synode von Toledo 675 hat in einer kühnen Formulierung gesagt, dass der Sohn „aus dem Mutterschoß des Vaters, d.h. aus dessen Wesen, gezeugt oder geboren ist" (DH 526). Nach Jürgen Moltmann stellt deswegen die christliche Trinitätslehre „mit ihren Aussagen über den mütterlichen Vater und das gebärende Erbarmen Gottes einen ersten Ansatz zur Überwindung der einseitig maskulinen Bildersprache im Gottesverständnis dar, ohne freilich zu matriarchalischen Vorstellungen überzuwechseln"[34]. Paradoxerweise leuchtet so gerade im Vater das „weibliche Antlitz" Gottes auf. Wenn man noch hinzunimmt, dass in der geistlichen Tradition - vor allem jener von Frauen, z.B. Juliana von Norwich - Jesus auch „Mutter" genannt wird, von deren Brüsten wir gesaugt werden, und dass zumindest an sehr vielen Stellen des Alten Testaments das hebräische Wort für Geist, ruah, ein Femininum ist, so leistet gerade die Lehre von der Dreifaltigkeit einen entscheidenden Beitrag zur „Entpatriarchalisierung" des Gottesbildes. Von hier aus lassen sich unsere ganz persönlichen Gottesvorstellungen, aber auch unsere Gebetssprache noch einmal neu überprüfen und gegebenenfalls korrigieren. Das Gebetsleben erfährt dadurch eine große Bereicherung und Horizonterweiterung. Von den eigenen Quellen her stehen wir damit mitten in den Prozessen unserer Zeit, die wie kaum eine andere um eine neue Rolle der Frau ringt. Ohne unbedingt in die kämpferische Note mancher Feministinnen fallen zu müssen, scheint mir doch eine wesentliche Aufgabe gerade der weiblichen Ordensgemeinschaften darin zu liegen, durch ihr Sprechen und Leben dem „weiblichen Antlitz" Gottes Gestalt zu verleihen.

3.3. Aussenansicht und Ausstrahlung: an der „Trinitarisierung" mitwirken (Sendung)

3.3.1. Das Ziel der Sendung

„Wir müssen doch alle gemeinsam bei Gott ankommen!" diese Zeile aus einem Text religiöser Lyrik ist mir hängengeblieben. dass alle gemeinsam bei Gott ankommen - das ist auch Ziel der Kirche und deswegen auch die Grundlage allen Wirkens der Orden in ihr. Dieses „gemeinsam bei Gott Ankommen", das heißt in trinitarischer Perspektive: von Gott in sein göttliches Spiel der Liebe aufgenommen werden, denn dieser Gott will seine Schöpfung mehr und mehr in seine Ge-

[34] Moltmann J., In der Geschichte des dreieinigen Gottes, München 1991, 49.

meinschaft mit hinein ziehen. Um sozusagen nicht als „Fremdkörper" an diesem Ziel anzukommen, gilt es, bereits heute der Communio-Werdung aller zu dienen, an der „Trinitarisierung" der Schöpfung mitzuwirken[35]. In diesen Grundauftrag der Christen fügt sich auch das Wirken der Ordensleute ein.

Das päpstliche Schreiben *Vita Consecrata* legt auffallenderweise einen starken Akzent auf die gemeinschaftsstiftenden Aufgaben der Ordensleute: „Die Kirche vertraut den Gemeinschaften des geweihten Lebens die besondere Aufgabe an, *die Spiritualität der Gemeinschaft* vor allem innerhalb der eigenen Gemeinschaft und dann in der kirchlichen Gemeinschaft und über deren Grenzen hinaus dadurch zu stärken, dass sie vor allem dort, wo die heutige Welt von Rassenhass oder mörderischem Wahn zerrissen ist, den Dialog der Liebe eröffnet bzw. immer wieder aufnimmt. Inmitten der verschiedenen Gesellschaften unserer Erde ... stehen die Gemeinschaften des geweihten Lebens, in denen sich Menschen unterschiedlichen Alters und verschiedener Sprache und Kultur als Brüder und Schwestern begegnen, als *Zeichen für einen Dialog*, der immer möglich ist, und für eine Gemeinschaft, die die Unterschiede in harmonischen Einklang zu bringen vermag" (VC 51)[36]. Eine besondere Sendung im Dienst der Einheit sieht der Papst im engagierten Dialog der geistlichen Gemeinschaften mit allen: den christlichen Konfessionen, den anderen Religionen sowie mit den Menschen, die auf der Suche nach dem Heiligen sind (VC 100-103).

3.3.2. Wege zur Verwirklichung

Betroffenheit und Solidarität

Besonders die Darstellung des „Gnadenstuhls" bringt zum Ausdruck, dass der dreieine Gott nicht in unbeschwerter Seligkeit und Transzendenz sein Leben lebt, sondern sich von der Not der Schöpfung betreffen, ja „mit hinein verwickeln" lässt. Sich betreffen lassen, sich mit hinein verwickeln lassen - das sind auch menschliche Wege, an der Communio-Werdung aller mitzuwirken. Der Sohn hat sich in der Menschwerdung und in seinem Leben und Sterben solidarisiert mit allen Menschen, besonders jedoch mit den Abgeschriebenen, den Randexistenzen, den „Sündern" (also denen sich abgesondert haben bzw. abgesondert wurden!) Altes und Neues Testament kennzeichnen die Sünde des Menschen wesentlich als Bruch mit der Gemeinschaft - unter den Menschen und auch mit Gott. Demgegenüber kann Erlösung als neue Gemeinschaftsstiftung verstanden werden[37]. Diese in Jesus vorgelebte Solidarität gehört dann auch zum Weg der Nachfolge. Ohne sie kann das Ziel - die Communio-Werdung aller - letztlich nicht erreicht werden, weil es dann immer noch ein Unten und Oben gibt. Deshalb ist das Leben von Menschen, die sich in die Nachfolge Jesu begeben, zunächst eine „Karriere nach unten". Denn es geht um eine Liebe, die den anderen nicht erdrückt, sich nicht - wenn auch helfend! - über ihn erhebt. So wie nach Sören Kierkegaard Gott in Jesus die Einheit durch Herniedersteigen vollbracht hat, so werden auch die Jünger Jesu die Einheit durch „Herniedersteigen" wirken. Das ist der letzte Grund für das Gelübde der Armut und die so-

[35] Vgl. Greshake 1998, 58f.

[36] Die wiederholte Betonung der „Harmonie" in VC ist auch kritisch zu sehen. Unter ihrem Banner kann es auch passieren, dass für notwendige Konflikte und deren Austragung kein Platz bleibt. Auch ist realistisch festzuhalten, dass auch in den Gemeinschaften der Dialog nicht immer gelingt und der „harmonische" Einklang höchstens eine Augenblickserfahrung ist! Der eschatologische Charakter des Ordenslebens bringt nicht nur das „Schon-jetzt" zum Ausdruck, sondern ebenso stark das „Noch-nicht". Vollendete Communio ist nur in Gott.

[37] Zum Gedanken der Erlösung als Stiftung von Gemeinschaft siehe: Greshake G., Erlöst in einer unerlösten Welt?, Mainz 1987.

lidarische Hinwendung zu den Armen bis hin zur „Insertion", dem Leben mit den Armen, wie es viele Ordensleute vorleben, als Zeichen für die ganze Kirche.

„Philoxenia" - „Gastfreundschaft"

Die Trinitätsdarstellung der Ostkirche, die „Philoxenia", weist auf einen weiteren Aspekt der Sendung im Licht des Dreifaltigkeitsglaubens hin. Philoxenia, Gastfreundschaft ist das Stichwort. In vielen Ordenstraditionen spielt die Gastfreundschaft eine entscheidende Rolle. Und in der Tat: Herzliches Willkommen und Gastfreundschaft spielen eine große Rolle bei der Entstehung von Gemeinschaft. Deshalb lädt der dreieine Gott uns immer wieder neu ein, unsere Gemeinschaften für andere zu öffnen, sie an unserem Leben teilhaben zu lassen, wie er sein Leben mit uns teilt. Dabei werden wir auch erfahren, dass wir als Gastgeber gerade nicht nur die Gebenden sind, sondern immer auch die Beschenkten. Ein Fluss der Liebe, des gegenseitigen Nehmens und Gebens und wieder Zurückgebens entspringt in der Gastfreundschaft. Wenn in den letzten Jahren viele Gemeinschaften begonnen haben, „ihr Charisma mit anderen zu teilen", wie es oft genannt wird (vgl. VC 54), dann hat dieser Grundsatz auch hier Bedeutung: Wenn wirkliche Communio entstehen soll, dann müssen wir nicht nur bereit sein zu geben, sondern auch zu empfangen. So sagt auch Vita consecrata: „Die Beteiligung der Laien führt nicht selten zu unerwarteten und fruchtbaren Vertiefungen mancher Aspekte des Charismas" (VC 55). Vielleicht werden diese Vertiefungen gerade von den Ordensleuten selbst oft nicht erwartet. Man will nur „weitergeben", teilen, und erwartet nichts Entscheidendes von den anderen.

In der Gastfreundschaft kommt auch zum Ausdruck, dass das Dasein „für" nicht das letzte Wort hat. Vielmehr ist das Ziel, auch das Ziel aller apostolischen und caritativen Tätigkeit, das Dasein „mit", die Schaffung von Communio. Dies verlangt, dass all unser Tun von der Wahrung von Würde und Freiheit der anderen getragen ist; dass andere nicht abhängig gemacht werden durch unseren Beistand, sondern befähigt werden zur Freiheit und zum Selbstand, damit sie auf ihre Weise ihren Beitrag zur Communio leisten können[38]. Es wäre wert, unter dieser Perspektive die Initiativen in Deutschland und im Ausland zu hinterfragen und zu überprüfen, damit nicht „unter der Hand" statt Communio neue Strukturen von Abhängigkeit und - zugegeben subtiler - Unterdrückung entstehen.

Der evangelische Theologe Jürgen Moltmann hat einmal sehr eingängig dazu formuliert:

»Das Für-Andere-Dasein ist notwendig zur Befreiung und Erlösung des bedrückten und schuldig gewordenen menschlichen Lebens. Durch Liebe wird Freiheit konkret ausgebreitet. ... Aber das Für-Andere-Dasein ist nicht das Letzte, auch nicht das Ziel und noch nicht einmal die Freiheit selbst. Es ist der Weg, wenngleich der einzige Weg, der zum Mit-Anderen-Dasein führt. Dass Christus für uns gestorben ist, hat sein Ziel und seine Zukunft darin, dass er mit uns ist, wir mit ihm leben, lachen und herrschen werden. .... Das Für-Andere-Dasein ist die Weise der Erlösung des Lebens. Das Mit-Anderen-Dasein ist die Form des erlösten, freien Lebens selbst«[39].»

[38] Zur Thematik dieser „promotio humana", der „Förderung des Menschen" vergleiche: Das Ordensleben und die Förderung des Menschen, in: OK 22 (1981) 251-292. Siehe dazu: Herzig A., Gottes Geist - des Menschen Würde. Überlegungen zu einem geist-gemäßen Ordensleben, in: OK 40 (1999) 135-164, hier 144-152.

„Sentire cum Ecclesia" -
„Fühlen mit der Kirche"

Das apostolische Schreiben „Vita consecrata" spricht eindringlich davon, dass die „Personen des geweihten Lebens" „mit der Kirche fühlen" (sentire cum Ecclesia) sollen (VC 46). Dieser „lebendige Sinn für die Kirche" wird dezidiert in den Kontext einer „Spiritualität der Gemeinschaft" gestellt. Doch wird im Verlauf des weiteren Textes sentire cum Ecclesia in einer m.E. eingeengten Interpretation auf die Teilnahme am kirchlichen Leben und dem bereitwilligen Gehorsam dem Lehramt gegenüber ausgelegt. *Sentire cum Ecclesia* - könnte das nicht vielmehr heißen: Einen geistlichen Spürsinn dafür entwickeln, wo in der Kirche „Leerstellen", „Lakunen" sind, wo Nöte und Sehnsüchte nicht wahrgenommen werden, wo eingetreten werden muss für jene, für die sonst keiner eintritt. Sentire cum Ecclesia - könnte das nicht auch heißen: Dort hingehen, wo es an Dialog, an Solidarität und Förderung der Menschenwürde mangelt, auch innerhalb der Kirche; dort hingehen, wo kaum einer hinsieht, wo viele sich nicht trauen, wo es „Vorreiter" braucht, um „eine Bresche" zu schlagen? Genau dies haben viele Gemeinschaften in der Geschichte der Orden bis heute getan.

Damit möchte ich den Weg durch das vom trinitarischen Denken und Glauben geprägte „Haus" des Ordenslebens vorläufig beenden[40]. Dieses „Haus" des Ordenslebens besteht wesentlich darin, dass

- es von der vom drei-einen Gott selbst ermöglichten Communio lebt,
- sich immer neu meditierend und betend in das Geheimnis des trinitarischen Gottes vertieft,
- und mitwirkt daran, dass Communio in dieser Welt wachsen kann, damit diese bereitet wird, sich einmal hin einziehen zu lassen in die ewige Communio Gottes.

Der für diese Tagung gewählte Text aus dem Propheten Hosea hat eine Variante beim Propheten Jeremia. Dort heißt es: „Nehmt Neuland unter den Pflug und sät nicht in die Dornen" (Jer 4,3b). Mag für viele die Überzeugung von der „praktischen" Seite des Bekenntnisses zum dreifaltigen Gott noch „Neuland" sein: Sich um die „Trinitarisierung" des Ordenslebens zu bemühen, ist sicher kein „säen in die Dornen". Denn der christliche Glaube hält fest, dass dieser dreieine Gott selbst die Zukunft von Welt und Geschichte ist. Wo auf ihn „gebaut" wird, können Segen und Heil erwachsen; wo auf ihn gebaut wird, da gibt es Zukunft, auch über den engen Horizont der oft beschwerlichen Alltagserfahrung hinaus.

[39] Moltmann J., Die ersten Freigelassenen der Schöpfung. Versuche über die Freude an der Freiheit und das Wohlgefallen am Spiel, München ^{2}1971, 37.

[40] Das Thema der evangelischen Räte wird in einem zweiten Beitrag aufgegriffen.

Anneliese Herzig MSsR, München

Das Ordensgelübde als Ausdruck des Bundes[1]

Die Überschrift dieses Beitrags wurde mit Bedacht gewählt. Sie soll ein Zweifaches signalisieren:
- Gegen ein tendenziell rein additives Verständnis der traditionellen „drei Gelübde" steht der Ausdruck „das Ordensgelübde", das sich in die drei Dimensionen von Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ausfächert.
- Dieses Gelübde ist nicht selbst schon Ziel, sondern Mittel, um etwas anderes zu erreichen, zum Ausdruck zu bringen, sichtbar und erfahrbar zu machen. Die „drei" Gelübde ermöglichen eine Strukturierung des Lebens.
Diese beiden Aussagen stimmen überein mit den Grundzügen der ersten großen theologischen Synthese des Ordenslebens, die niemand Geringerer als Thomas von Aquin vorgelegt hat. Bei allen Grenzen, die auch dem Entwurf des Doctor angelicus und mehr noch seinen Nachfolgern zu eigen sind, erfließen aus seiner Theologie bis heute wichtige Impulse für das Verständnis des Ordenslebens[2].

1. Das „triplex votum" bei Thomas von Aquin[3]

Für Thomas ist es selbstverständlich, dass alle Christen zur Vollkommenheit der Liebe berufen und verpflichtet sind (De perfectione c. 6). Es gibt jedoch verschiedene Wege, zu dieser Vollkommenheit der Liebe zu gelangen. Den Weg der Gebote muss jeder Mensch gehen, um nicht sein letztes Ziel zu verfehlen. Die evangelischen Räte sind geeignete „Instrumente", um - so Thomas - „leichter, besser, sicherer und schneller" ans Ziel zu gelangen (Summa Theologiae I-II q. 108 a.4). Denn durch sie kann der Mensch

[1] Vgl. Herzig A., Haben Sie auch Gelübde?, in: Jetzt (1996) Heft 1.

[2] Das hat erst vor kurzem gezeigt: Bunnenberg J., Theologie des Ordenslebens nach Thomas von Aquin, in: OK 39 (1998) 273-284.

[3] Vgl. dazu den in Anm. 1. genannten Beitrag von Bunnenberg sowie Herzig A., Ordens-Christen. Theologie des Ordenslebens in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (StSSTh 3), Würzburg 1991, 10-16 (Lit.).

von Hindernissen befreit werden, die den Aufschwung der Liebe zu Gott hemmen können (STh II-II q. 184 a.3). Dazu zählt für Thomas eine „dreifache Begierde" des Menschen: Das Streben nach äußeren Gütern, die Gebrochenheit und Versuchbarkeit der Sinne, die aus der Erbsünde herrührt (Konkupiszenz), die Ungeordnetheit des menschlichen Willens.

Eine zweites Grunddatum ist, dass Thomas das Ordensleben als „Stand" in der Kirche sieht. Dieser Lebensform ist also eine gewisse „Beständigkeit" zu eigen. Dabei hat für Thomas „Stand" etwas mit Freiheit und Gerechtigkeit zu tun[4]. Zur Konstitution dieses „Standes" genügt die faktische Befolgung der Räte nicht. Dazu ist vielmehr eine dauernde Bindung nötig, die mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen wird (STh II-II q.184. a. 4): das „dreifache Gelübde"[5]. Das Ordensgelübde in seiner dreifachen Dimension ist für Thomas Explikation der Ganzhingabe des Menschen an Gott. Von hier leitet sich auch die früher gängige Bezeichnung der Ordensleute als Religiosen ab. Religion hat für Thomas die Aufgabe, „Gott zurückzugeben, was ihm gehört"[6]. Das tun die Ordensleute in der Profess. Sie ist eine Antwort auf das Geschaffensein des Menschen. Und sie ist Vorgriff auf das letzte Ziel des Menschen, seine Gemeinschaft mit Gott. So bringt die Profess das Wesen von Religion auf den Punkt. Deshalb nennt Thomas die Ordensleute einfachhin „religiosi". Dabei darf der Ausgangspunkt der thomanischen Ordenstheologie nicht aus dem Blick schwinden: Es geht ihm (auch) beim Ordensleben um ein Hinwachsen, eine Ausrichtung auf die Vollkommenheit der Liebe. Dazu ist der Ordensstand für Thomas eine vorzügliche Schule und Übung, ein Exerzitium.

Indem Thomas das dreifache Gelübde in die „Religion" einordnet, in der der Mensch Antwort gibt auf die liebende Zuwendung des Schöpfergottes und so auf sein letztes Ziel hinwächst, macht er deutlich, worum es beim Ordensleben in der Gelübdebindung geht: Es geht um eine Antwort der Liebe, die konkrete Zeichen setzt. Gelübde gehören in den Bereich des Zeichens hinein. Dabei haben der Akt der Profess und seine konkrete Umsetzung im Alltag die Aufgabe, das Feuer der inneren Liebe und Zuneigung zu Gott zu schüren und wach zu halten. Dies wäre auch ein erstes Kriterium zur Überprüfung der Praxis der evangelischen Räte: Ist diese so angelegt, dass sie ein Wachsen in Liebe und Freiheit ermöglicht? Oder erstickt sie das Leben und die Liebe mit übersteigerten rechtlichen Vorschriften und Einschränkungen?

2. Impulse aus dem biblischen Verständnis des „Bundes"

Damit erlangt das Leben in Gelübden jenen Stellenwert, den im Alten Testament die Bundesverpflichtungen innehatten. Wie diese will das Ordensgelübde dazu beitragen, die Liebe zwischen Gott und Mensch wachzuhalten.

Der Begriff „Bund" ist zunächst ein soziologisch-rechtlicher Begriff[7]. Er bezeichnet das Verhältnis zwischen zwei oder mehreren Partnern, das durch bestimmte Pflichten und Rechten geordnet ist. Wesentliche Elemente sind feste Verbindlichkeit und dauernde

[4] Vgl. Bunnenberg 277; 282f.

[5] Thomas kann sowohl vom „dreifachen Gelübde" als auch von den „drei Gelübden" reden. Die entsprechenden Stellenangaben siehe: Herzig 12.

[6] Bunnenberg 277.

[7] Vgl. die einschlägigen Lexika-Artikel, z.B. Haspecker J., Art. Bund, in: HThG 1, 226-233.

Gemeinsamkeit. Sie kommen anschaulich im Bundesschluss und seinen Riten zum Ausdruck: Dazu zählen etwa das Aufstellen von Mahn- und Erinnerungszeichen (Gen 31,44-54), der Tausch persönlicher Gegenstände (1 Sam 18,4), das gemeinsame Mahl (Gen 26,30). Das bundesgemäße Verhalten der Partner heißt haesed: Gunst, Huld, Liebe. Nicht Sachleistungen allein erhalten den Bund am Leben, sondern freundschaftliche Gesinnung, Treue, Solidarität. Bei Bundesschlüssen zwischen ungleichen Partner (z.B. Sieger - Besiegte) bietet der Stärkere den Bund an und verpflichtet sich, mit dem Schwächeren im Geist von Gemeinschaft und Gunst zu verfahren. Der schwächere Partner antwortet darauf im Eingehen bestimmter Verpflichtungen, die seine Anerkennung zum Ausdruck bringen.

Diese profanen Gegebenheiten bilden auch den Hintergrund für das Verständnis des Bundes Israels mit Gott. Die Initiative zu diesem Bund geht alleine von Gott aus. Sie beruht allein auf seiner Liebe und Gnade (vgl. Dtn 7,7f). Was der Mensch tut, ist tätige Zustimmung zu dem von Gott geschenkten Bund. Dies geschieht in von Gott festgesetzen Zeichen (z.B. Dekalog; Beschneidung). So ist auch die konkrete Antwort des Menschen schon Geschenk Gottes, nicht Leistung des Geschöpfes. Gott ist es, der die Antwort, selbst in ihrer konkreten Form, ermöglicht. Solche „Bundeszeichen" können dabei durchaus „ins Fleisch schneiden". Dies kommt besonders deutlich in der Beschneidung, einem der zentralen Bundeszeichen des Alten Testaments zum Ausdruck.

In ähnlicher Weise nennt nun das Zweite Vatikanische Konzil die evangelischen Räte, welche die Struktur des Ordensgelübdes bilden, „eine göttliche Gabe" (LG 43), welche die Kirche empfangen hat. Das Leben aus der Profess ist also nicht in erster Linie Leistung des Menschen, sondern Eintreten in eine von Gott selbst eröffnete Lebensmöglichkeit. Das Ordensgelübde ist für diejenigen, die dazu berufen sind, die geschichtliche konkrete Form des Bundes, der in Taufe und Firmung grundgelegt ist. Es handelt sich also um keinen „neuen" Bund, sondern um die Konkretisierung eines schon bestehenden Bandes. Tauf- und Firmerinnerung sind deswegen auch gute Wege, ein durch das Ordensgelübde gebundenes Leben zu vertiefen, zu stärken, zu verlebendigen.

3. Ordensgelübde als Konkretisierung der Bundesantwort

Annahme einer Gabe

Ein Blick in die Frömmigkeit zeigt, dass es zwei Ansatzpunkte für das Ablegen von Gelübden - nun einmal ganz allgemein verstanden - gibt. Da ist zum einen die Hoffnung, von Gott erhört zu werden, wenn ich für den Fall der Erfüllung der Bitte etwas gelobe, z.B. eine Wallfahrt zu machen, Geld zu spenden - oder sogar ins Kloster einzutreten. In diesem Vorhaben kann sich eine grundsätzliche Bereitschaft des Menschen zur Dankbarkeit bekunden. Ebenso deutlich scheint mir jedoch die Versuchung zu sein, das Gelübde als eine Art „Vorleistung" zu sehen, die Gott zum Heilshandeln animieren soll. Es kann sein, dass Gott dann als einer erscheint, der zur Liebe erst motiviert werden muss, vielleicht sogar durch ein Versprechen, das sich auf eine möglichst schwierige Sache bezieht. So verstanden, rückt das Gelübde dann in die Nähe der versuchten Manipulation Gottes.

Eine andere Situation ist es, wenn jemand nach einer heilvollen Gotteserfahrung ein Gelübde ablegt. Sein Versprechen ist dann eine dankbare Antwort auf ein vorgängiges Tun Gottes. Der Mensch bekundet damit, dass er eine ihm zugesprochene Gabe Gottes annimmt und für sein Leben fruchtbar

machen will. Nicht die Verpflichtung, nicht die Eigenleistung steht dann im Vordergrund, sondern der Empfang des Geschenkes. Dabei kann der Gedanke helfen, dass auch im zwischenmenschlichen Bereich ein Geschenk erst dann sein Ziel wirklich erreicht hat, wenn es vom Beschenkten angenommen und übernommen worden ist. Ein Beispiel: Wenn jemand ein Musikinstrument geschenkt bekommen hat, es jedoch nie in die Hand nimmt, nie darauf spielt, dann ist dieses Geschenk bei ihm oder ihr nie wirklich angekommen. Die größte Freude hat der Geber dann, wenn die ersten Töne des Instruments erschallen, und das Spiel mit der Zeit immer klarer wird. Das Beispiel vom Musikinstrument zeigt, dass die Ablegung von Gelübden kein einmaliger Akt ist, sondern ein lebenslanger Prozess, in dem der Ton - der Ton der Liebe - immer klarer werden soll.

Ordensgelübde als Akt der Freiheit

Es gibt Krisenzeiten, in denen die Bindung durch Gelübde als Einengung des Lebens erfahren wird. Leicht gerät dann in Vergessenheit, dass die Ablegung des Gelübdes wesentlich als Akt der Freiheit des Menschen gedacht war. Nicht umsonst ist es wichtig, dass im Gesuch zur Zulassung zu Ordensgelübden deutlich wird, dass es sich um eine freie Entscheidung handelt. Sich durch Gelübde zu binden, ist jedoch im Rahmen der heutigen landläufigen, unreflektierten Freiheitsauffassung, nahezu unverständlich geworden. Denn: „Frei ist, wer lebt, wie er will". Diese alte Definition sophistischen Ursprungs bekommt zudem ihre besondere Note, dass unmerklich dazugesetzt wird: „Und das ist jeden Tag neu zu entdecken". In diesem Horizont ist eine lebenslange Bindung, wie sie Ordensgelübde darstellen, ein Nonsens. Außerdem ist beim modernen Freiheitsverständnis der Blick auf den einzelnen maßgebend. Das christliche Menschenbild jedoch sieht den Menschen eingespannt in ein Netz der Beziehung mit anderen. Freiheit besteht dann nicht nur darin, mein persönliches Freisein von anderen in Gang zu bringen, sondern wesentlich darin, mich frei zu machen für die »communio« für die Aufnahme von Beziehungen. Freiheit bedeutet also nicht Selbstbeschränkung auf sich, sondern Entschränkung meiner selbst auf die anderen hin und damit auf die eigentliche Bestimmung des Menschen als Wesen der communio. Diese Bestimmung gründet darin, dass der Mensch Ebenbild des drei-einen Gottes ist. Mehr noch: Christen sind der Überzeugung, dass die Bindung an Gott nicht zu einem Verlust der Freiheit führt, sondern im Gegenteil den Menschen erst wirklich frei macht. Dass dem so ist, lässt sich glaubhaft nur dann erweisen, wenn diejenigen, die sich an Gott gebunden haben, als Menschen erfahrbar werden, die frei von knechtlichen Zwängen und frei für die Tat der Liebe sind. Gelübde sind nicht dazu da, den Menschen in sich zu ertöten, sondern im Prozess des Lebens zu vollerer Freiheit zu führen.

Die horizontale Dimension

Der Gottesbund des Alten Testaments umfasst bezeichnenderweise nicht nur kultische Verpflichtungen. Im Gegenteil: Die prophetische Kritik etwa eines Amos macht eindringlich deutlich, dass Kult ohne soziale Sorge ein Non-sens ist, keinen Sinn hat und eigentlich eine fortwährende Bundesverletzung ist. Das Ordensgelübde als Ausdruck des Bundes hat deswegen nicht nur eine vertikale, sondern ebenso eine horizontale Dimension. Ich erinnere Sie an die „mystisch-politische" Doppelstruktur der evangelischen Räte, wie sie vor Jahren Johann Baptist Metz engagiert vorgetragen hat[8]. In eindringlichen Formulierungen, die klassisch geworden sind, bringt er zum Ausdruck, dass ein Leben in Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam neben der „mystischen Komponente", d.h. der Verwurzelung in Gott, auch

[8] Metz J.B., Zeit der Orden, Freiburg 1977.

eine „situative", praktisch-politische Seite hat. Die Worte von Metz haben nicht an Aktualität verloren. In einer Zeit der „neuen Innerlichkeit" sind sie vielmehr unabdingbare Mahnung. Wer ein Leben nach den drei „klassischen" Räten des Evangeliums gelobt, bekundet öffentlich die Solidarität mit den Armen, Entrechteten, Einsamen und Unterdrückten. Er verpflichtet sich dazu nicht nur vor dem Forum von Kirche und Welt, sondern in einer sehr feierlichen Form auch vor dem Gott, der selbst solidarisch ist mit den Leidenden, zuletzt und zutiefst in der Person des Menschgewordenen. Auch ist nicht zu übersehen, dass die Motivation zum Räteleben aus einer tiefen Betroffenheit über den Zustand von Welt und Menschheit erwachsen kann. Wo Ordensgelübden diese Dimension der Solidarität verloren gegangen ist, verlieren sie eines ihre tiefsten Fundamente und eine ihrer stärksten Antriebskräfte. Leicht richtet sich der Blick auf sich selbst zurück - auf das, was im eigenen Leben als Verzicht erfahren wird. Dass solche „Beschneidung" mitunter schmerzlich ist, soll nicht bestritten werden. Aber in Solidarität gelebt, kann sie tiefen Sinn erlangen.

Auch innergemeinschaftlich gesehen ist dem Ordensgelübde in seiner dreifachen Ausfächerung eine horizontale Dimension zu eigen: Begegnen wir einander wirklich als Arme, Bedürftige, die von „den Zuwendungen" anderer leben, oder machen wir uns - auch über materielle Güter - so autonom, dass wir einander nicht mehr bedürfen? Spiegelt und verwirklicht sich der Gehorsam Gott gegenüber im Hören auf die Mitschwester, den Mitbruder? Oder berufen wir uns gegenseitig auf den „wahren Geistbesitz" und die richtige Erkenntnis, ohne die Stimme Gottes in der anderen / dem anderen auch nur wahrzunehmen? Gestehen wir als Ehelose ein, dass die Mitschwester, die Oberin (ebensowenig wie jeder andere Mitmensch) unsere ganze Sehnsucht erfüllen kann? Halten wir auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen aus, dass da „eine Lücke" bleibt, in der die Sehnsucht nach Gott pulsieren kann?

Lebenslange Bindung?

Wer Gelübde ablegt, bindet sich. Er oder sie schließt andere, durchaus lebenswerte Möglichkeiten, aus und verpflichtet sich zu einem konkreten Weg. Von den Menschen der „Moderne" wird das vielfach nicht mehr als zeitgemäß erfahren. Ist es der Situation der Zeit nicht mehr angemessen, sich alle Optionen offenzuhalten? In der Moderne gilt die Veränderung an sich schon als Wert. Demgegenüber ist ihr Stabilität verdächtig. Werden durch sie nicht die Möglichkeiten des Menschen unerlaubterweise beschränkt? Sich einer Sache anheim zu geben, sich vielleicht noch lebenslang dazu zu verpflichten, gilt zumindest unterschwellig als rückständig. Es scheint, dass damit unnötigerweise die Zukunft verbaut wird. Deshalb müssen Rückzugsmöglichkeiten offengelassen werden, bleiben die Türen des Lebens „angelehnt"[9]. Den Weg von Gelübden zu gehen, bedeutet in einem solchen Kontext: gegen den Strom schwimmen. In Treue etwas durchzustehen, durch Schwierigkeiten und Widerstände hindurch, das ist eine deutliche Alternative zum „Trend", auch wenn damit keinesfalls der Wandel an sich in Mißkredit gebracht werden soll. Denn Veränderung gehört zum menschlichen Leben. Man kann sich auch hinter einer verknöcherten Treue verstecken und so Leben verweigern. Ein Weg der Treue muss sich aber vor der Moderne verantworten können. Dazu gehört, dass er seine heilsame Wirkung auf den Menschen aufweist[10]. Wichtig, damit junge Men-

[9] Schaller H., Treue zum eigenen Weg. Ideal oder Überforderung, Mainz [2]1995, 21-23.

[10] Damit ist nicht gesagt, dass alle Überlegungen über verschiedene Formen zeitlich befristeter Bindung, die derzeit in vielen Gemeinschaften angestellt werden, schon obsolet wären. Hier soll zunächst nur die Sinnhaftigkeit einer dauerhaften Bindung angedacht werden.

schen heute eine verantwortete Entscheidung treffen können, ist auch, dass sie eine wirkliche, attraktive Alternative zur Bindung im Gelübde vor Augen haben.

Zu einem Leben in Gelübdebindung gehört eine gewisse Ordnung des täglichen Lebens hinzu, die der gegenseitigen Zuverlässigkeit und Sicherheit in den Beziehungen dient. Außerdem setzt „eine vernünftige Disziplin, kraft deren wir nicht stets neu über Kleinigkeiten zu entscheiden haben, ... viele Energien für die großen schöpferischen Entscheidungen frei, deren wir angesichts neuer Heilsmöglichkeiten und neuer Nöte so sehr bedürfen. Disziplin bewahrt uns auch vor vielen versteckten Versuchen in kleinen Dingen des Alltags, die unsere Treuebindungen allmählich untergraben könnten“[11].

„Confessio laudis“

Die Ablegung des Ordensgelübdes geschieht an jener Stelle der Eucharistiefeier, an der sonst das Glaubensbekenntnis der Gemeinde steht. Dies ist ein Hinweis darauf, dass dieses Gelübde Bekenntnischarakter hat. Wer sich an Gott bindet, legt zugleich sein Zeugnis für diesen Gott ab. Er tut dies nicht nur im Augenblick der Feier, sondern wesentlich, indem er in seinem Leben das Gelobte Gestalt annehmen lässt. Dabei haben Gelübde jeglicher Art ebenso wie das Glaubensbekenntnis der Kirche zutiefst eine „doxologische“ Dimension, d.h. sie sind Lobpreis Gottes. Gelübde und Glaubensbekenntis sind nicht zuerst schwere Last der Verpflichtung, die zu tragen aufgegeben ist (auch wenn sie zuweilen diesen Charakter annehmen können), sondern Antwort des Lobes und Dankes an jenen Gott, der an den Menschen heilvoll gehandelt hat und handelt. Wiederum hat dies nicht nur für den Moment der feierlichen Ablegung von Gelöbnissen Bedeutung, sondern für das Leben, das unter dem Vorzeichen des „Gelobten“ (im zweifachen Sinn des Wortes: des Versprochenen und des Gottes, der damit gelobt wird) steht. Das ganze Sein eines durch Gelübde gebundenen Menschen erscheint dann wenigstens bruchstückhaft als confessio laudis, als Bekenntnis dessen, wofür ich Gott preisen und danken möchte.

Bindung an die Gemeinschaft

Im Deutschen hängen die Worte glauben und sich angeloben etymologisch zusammen: Glauben heißt „sich angeloben“, sich an jemandem festmachen. Ebenso bedeutet das hebräische ‘aman, von dem unser „Amen“ kommt: sich festwurzeln. Wer Gelübde ablegt, sagt „Amen“: Er verwurzelt sich, macht sich fest in jemandem außer seiner selbst - in Gott. Zugleich bindet sich der Gelobende an eine Gemeinschaft, von der er bzw. sie Ermutigung und Stärkung erhofft. In einer Zeit der Vereinzelung und Isolation ist es heilsam, mit Gleichgesinnten unterwegs zu sein. Mehr noch: die Zuversicht haben, dass ich nicht fallengelassen werde, sondern so wie ich bin, eingebunden und gehalten bin. Mit der Bindung durch Gelübde ist deswegen nicht nur der einzelne in Pflicht genommen, sondern ebenso die Gemeinschaft, auf die hin die Gelübde abgelegt werden. Diese Gemeinschaft - die Kirche, der Orden - sagt dem, der sich ihr angelobt und den sie dazu zugelassen hat, zu: Du gehörst zu uns, wir halten dich. Deswegen hat die Gemeinschaft als solche - und in ihr vor allem die Leitung - die Pflicht, alles zu tun, damit die einzelnen Glieder ihr Gelübde, ihre persönliche Bundes-

[11] Häring B., Frei in Christus. Bd. 2, Freiburg 1980, 92.

Es mag jedoch Situationen geben, in denen es gerade nicht Gottes Wille ist, „mit zusammengebissenen Zähnen“ durchzuhalten. Es mag Situationen geben, in denen sich die Voraussetzungen so gewandelt haben, dass nur mehr der Schritt aus der Gelübdebindung heraus der einzig wahrhaftige Schritt ist. Doch ist damit die Empfehlung zur Treue nicht insgesamt hinfällig geworden.

antwort im Rahmen des gemeinsames Weges leben können. Das kirchliche Ordensrecht ist in dieser Hinsicht sehr klar: „Das Institut muss seinen Mitgliedern alles zur Verfügung stellen, was gemäß den Konstitutionen zur Erreichung des Zieles ihrer Berufung erforderlich ist" (c. 670). Will man dies nicht nur rein äußerlich verstehen, kann man auch sagen: Wo das Gemeinschaftsleben nicht gepflegt wird und nur auf allernötigster Sparflamme gehalten wird, gedeiht keine Atmosphäre, in der die Ehelosigkeit reifen kann. Gleiches gilt für ein liebloses kommunitäres Gebetsleben. Wo äußerliche Anpassung der höchste Wert ist - kritische Geister jedoch ausgeschalten werden -, dort wachsen innere Emigration, beginnen einzelne Glieder, eine „Nischenexistenz" zu führen. Eine wahrhaft evangelische Haltung des Gehorsams findet hier keinen günstigen Nährboden.

4. Die evangelischen Räte, Geschenk der Dreifaltigkeit

In Vita Consecrata 20 bezeichnet Papst Johannes Paul II. die evangelischen Räte als „eine Gnadengabe der Heiligsten Dreifaltigkeit". Die drei traditionellen evangelischen Räte, die dem Ordensgelübde seine Struktur geben, lassen die Unverrechenbarkeit Gottes, seine „Schönheit"[12], sein Leben, das nicht nach dem vordergründigen Nutzen fragt, aufstrahlen. Das Gelübde der evangelischen Räte ist die Antwort auf die verschwenderische Liebe Gottes - und sie ist zunächst ebenso „nutz-los" wie diese Liebe. Diese Sicht steht in Spannung zu jener von den evangelischen Räten als „Instrumente", um zum Ziel menschlichen Lebens zu gelangen. Doch wird man beide Pole beibehalten müssen. Sobald das Leben nach den evangelischen Räten einseitig verrechnet wird (und sei es im Blick auf die Gottesbeziehung!), besteht die Gefahr der Veräußerlichung und Verrechtlichung. Wird etwa die Ehelosigkeit bloß funktional als Ermöglichung größerer Freiheit für den Dienst gesehen, verliert sie leicht an Charme und Tiefe. Armut allein als asketisches Mittel entartet zur Knausrigkeit. Und der Gehorsam wird unter der Hand zur Unterwürfigkeit oder verkehrt sich zum Protest.

Wo die Räte in „Absichtslosigkeit" gelebt werden, kann in ihnen die „Liebe, die der Sohn dem Vater in der Einheit des Heiligen Geistes entgegenbringt" aufstrahlen (VC 21). Die Keuschheit ist nach den Worten des Papstes ein „Abglanz der grenzenlosen Liebe ..., die die drei göttlichen Personen in der geheimnisvollen Tiefe des trinitarischen Lebens verbindet" und zugleich der grenzenlosen Liebe, die dieser Gott seinen Geschöpfen entgegenbringt. „Die Armut bekennt, dass Gott der einzige wahre Reichtum des Menschen ist". So wie die göttlichen Personen gegenseitige Hingabe sind und im ewigen Spiel der Liebe sich gewissermaßen aneinander „sättigen", so stellt die Armut in menschlicher Weise dar, dass dieser Gott die einzig wirkliche Sättigung des menschlichen Hungers ist. Der Gehorsam schließlich ist Abglanz „der liebevollen Gegenseitigkeit der drei göttlichen Personen in der Geschichte" (ebd.). Dieser „liebevollen Gegenseitigkeit" entsprechen die vielfältigen Formen des Dialogs und der gemeinsamen Entscheidungsfindung in reicherem Maß als einsame Entscheidungen der Leitung, die „Untergeben en" vorgelegt werden, Ihr entspricht jedoch auch, dass die Glieder einer Ordensgemeinschaft sich in diesen Dialog einlassen, in Offenheit und in der Bereitschaft, das je Eigene einzubringen.

[12] Vgl. Deselaers P., Ver-antwort-ete [sic!] Verschwendung. Vita Consecrata - ein „schönes Tun", in: Monastische Informationen (1997) Nr. 92, 13-15.

Im Blick auf alle Menschen schreibt Gisbert Greshake: „Als Bild Gottes und Abglanz der göttlichen Herrlichkeit ist der Mensch das geliebte Gegenüber Gottes, in das Gott so verliebt ist, wie ein bis über beide Ohren in sein Mädchen vernarrter junger Mann. Auf diese Liebeserklärung und dieses Werben Gottes um ihn soll der Mensch antworten. Er ist dazu eingeladen, zum Bund Ja zu sagen und ihm entsprechend zu leben“[13]. Im Unverständnis, dem heute das Gelöbnis der evangelischen Räte begegnet, wird deshalb auch ein Stück weit spürbar und auch für uns selbst erfahrbar, dass sich in ihm das „Narrentum“ Gottes auf der Seite des Menschen spiegelt: in der Beziehung zu Gott und in der Beziehung zu den Menschen. Solche Narretei aus Liebe kann und soll durchaus gepaart sein mit gesundem Menschenverstand und vor allem mit Unterscheidungskraft. Doch: Ein wenig „närrisch“, in Gott und die Menschen vernarrt, muss man schon sein, wenn man sich auf den Weg des Ordensgelübdes einläßt.

[13] Greshake G., An den drei-einen Gott glauben. Ein Schlüssel zum Verstehen, Freiburg 1998, 61.

Herbert Schneider OFM, Rom

Profil des Ordenslebens

Das Ordensleben steht in jeder Zeit vor der Herausforderung der Überprüfung seiner selbst, um einer lebendigen Erneuerung willen.
Einige Hinweise, die sich in allen Bereichen der Welt ergeben, seien mitgeteilt, und diese als Fragen, die junge Menschen haben, wenn sie ihr Leben im Orden verbringen wollen.

1. Wie kann ich geistlich wachsen

Bei neuen Aufbrüchen von jungen Ordensgemeinschaften ist eindeutig feststellbar, dass sich die erste Frage auf den Geist richtet und nicht auf das Werk der Gemeinschaft. Kann ich als Mitglied dieser Gemeinschaft geistlich wachsen? Ist diese Gemeinschaft so verfasst und so fähig, dass bei ihr die Mitglieder einen Schub an geistlichem Leben gewinnen oder werden sie sich selbst überlassen mit der Gefahr der Verkümmerung von Geist?
Wo Ordensgemeinschaften praktisch bewahrheiten können, dass jemand durch den Eintritt wachsen kann, gibt es Nachwuchs.
Eine junge Franziskanerinnengemeinschaft für die Jugendarbeit, die ich kenne, beginnt nicht zuerst bei dieser Arbeit, sondern bei der geistlichen Entwicklung der Schwestern. Die jungen Frauen wollen wissen und erfahren, wie sie sich bei der Arbeit geistlich verhalten und entwickeln. Jedes Werk will nämlich geistlich getan sein. Apelle dazu reichen nicht, sondern konkrete Wege dahin sind anzubieten und zu gehen. Da dies dem Gründer das erste Anliegen ist, stellen sich junge Frauen zum Mitleben ein.
Dazu gehört auch die Beschreibung des Profils einer Schwester dieser konkreten Gemeinschaft, so dass sie erkennt, wer sie im Zusammenleben mit den anderen Schwestern und ihrer Arbeit ist und wie sie sich entwickeln kann.

2. Wie kann ich geistlich leben?

Das Leben ist vom Geist Jesu Christi geprägt. Also muss Jesus Christus vor allem Studium und vor aller fachlichen Ausbildung und vor allem Werk zuerst persönlich gekannt und in der Liebe des Herzens angenommen sein. Manche Orden beginnen mit einem Christusjahr, ehe es zur Ausbildung kommt. Die Gestalt Jesu Christi ist zu verinnerlichen, dass er der Angelpunkt des Lebens wird, in schwierigen wie in erfreulichen Lebenslagen.

Wo ein Oberer, eine Oberin am geistlichen Leben der Gemeinschaft interessiert ist und dabei vor allem an der Einheit, stellt sich Leben ein und Nachwuchs. Einheit geschieht schon durch schlichte faire Information der Mitglieder der Gemeinschaft und wesentlich durch die Haltung des guten Hirten, dem an der Herde etwas „liegt", wie Jesus Christus es meisterhaft dargestellt hat. Dass jemandem an seiner Herde etwas „liegt", ist aber stets ein geistliches Verhalten und Tun und nicht lediglich ein organisatorisches, letztlich aus dem Gebet erwachsen, vor allem aus dem stellvertretenden Gebet für die Gemeinschaft.

Wo ein Leiter, eine Leiterin nur die tägliche Arbeit plant, mag sie noch so religiös sein und von gutem Willen getragen, so verliert dann doch der Geist seine Chance. Die Bedingung dafür, dass geistliches Leben entsteht, ist die Wertschätzung des Mitbruders und der Mitschwester. Leitungsverantwortliche brauchen keine Superleute zu sein, sondern selbst vom Geist des Herrn und seinem heiligen Wirken erfüllte. Sie müssen ihre Brüder und Schwestern, egal wie sie auch sind, lieben.

Dann überträgt sich das eigene geistliche Leben auf die Brüder und Schwestern, an deren Leben und deren Zukunft mir etwas „liegt".

3. Wie kann ich geistlich handeln?

Die entscheidenden Handlungen im Leben sind nicht fachlicher und materieller Art, so sehr auch dies zu beachten ist, sondern geistliche. Bei jeder konkreten Tat geht es um eine geistliche Einstellung.

Jeder einzelne Ordenschrist muss sich selbst im Kontext seiner Gemeinschaft ein geistliches Profil aneignen, d.h. wer er als Ordenschrist ist und wie er sich versteht. Gelingt dies nicht, dann kann sich ein junger Mensch auch nicht identifizieren und er verlässt wieder den Orden. Die Gemeinschaft zieht dann auch nicht an.

Alle Bemühungen um Erneuerung in Kommunikation und Workshops und Kursen, in Weggemeinschaften, Zusammenkünften und Austausch haben ihren Wert und bringen doch nicht voran, wenn nicht der Geist des Herrn konkret darin wirksam ist und nicht der Herr selbst „das Haus bauen" darf. Mitglieder des Ordens müssen daher konkret so handeln, dass der Herr in ihnen handelt. Sie können daher nicht lediglich „für" Christus handeln, sondern „in" ihm handeln.

Wir können dies auch Alltagsmystik nennen, nämlich nie aus dem inneren Lebenszusammenhang mit Christus herausfallen, sondern innerlich Mitwirkender mit ihm, dem Hauptwirkenden, zu sein.

Ein pastoral sehr gefragter Mitbruder sagte einmal: „Meine Pastoral ist, was ich bete!"

4. Wie kann ich geistlich feiern?

Schauen wir auf die Feier der Liturgie, besonders der Eucharistie und des Stundengebetes. Die Liturgie ist die Gegenwart des Herrn und seines heiligen Wirkens. Daher ist es eine Verletzung der Gegenwart des Herrn, wenn unvorbereitet Lesungen und Evangelium vorgetragen werden, die ja jetzt seine

Worte sind. Das Herunterlesen und Herunterzelebrieren verletzt die Gegenwart des Herrn so sehr, dass er auch junge Menschen in diese entstellte communio nicht einladen kann.
Auch eine noch so gut überlegte und vorbereitete Liturgie nützt nichts, wenn der Herr diese Liturgie nicht feiern kann. Eine schlichte, aber innerlich im Herrn vollzogene Liturgie wirkt noch am besten.
Wenn das Stundengebet nur eine zu erledigende Pflicht ist, der man sich ständig zu entziehen sucht, dann hat man übersehen, dass es ein Stundengebet ist, in welchem wir um den Herrn versammelt sind, mit dem wir dieses Stundengebet halten. Dann aber entziehe ich mich diesem Gebet so leicht nicht.
Es gibt Gemeinschaften, die in dieser Weise ihr Gebetsleben erneuert haben, zum Vorteil für sich selbst und als Einladung für Nachwuchs.

5. Wie kann ich geistlich begegnen?

Im Geist Christi begegnen, d.h. ein Gespür für die Christusgegenwart im Mitbruder und in der Mitschwester entwickeln, so dass es nie ein Reden gibt: „Ja der, ja diese da!" Die Hochachtung im Umgang miteinander und die Freude über die Gaben der Mitschwester und des Mitbruders gehören zur Grundlage der Gemeinschaft. Oft gibt es leider Neid oder unter dem Vorwand objektiven und verantwortlichen Sorgens dennoch Abwertungen. In diesem Zustand kann sich eine Gemeinschaft nicht entwickeln.
Brüder und Schwestern sind sehr empfindlich für Verletzungen und Abwertungen ihrer Person. Dies sollten alle im täglichen Umgang in Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit berücksichtigen. In der Weise meiner Begegnung bin ich mitverantwortlich für das Wohlergehen meiner Mitbrüder und Mitschwestern. Die erwartete Haltung geht nur mystisch, d.h. in einem Sehen der Schwestern und Brüder, wie Christus sie sieht. Dann will ich nicht, dass die Gemeinschaft so wird wie ich es wünsche, sondern dass sie so wird, wie Christus es wünscht. Die Gemeinschaft baut sich von ihm her und auf ihn hin auf, nicht von mir her auf mich hin.
Es geht um eine Umdrehung der Pole: Nicht ich bin es zuerst, vielmehr ist es der Herr!
Dazu gehört auch das Willkommen. Jeder muss in der Gemeinschaft willkommen sein! Die Gemeinschaft ist keine Clique von einigen, die sich breit machen und die Szene beherrschen, vielmehr ist sie eine Bruderschaft und Schwesternschaft, die Christus in ihrer Mitte hat.
Leicht spüren junge Menschen, ob eine Gemeinschaft in Umgang, im Lebensstil, in der Gastlichkeit und in den Einrichtungen z.B. an der Pforte sich abstoßend verhält oder einladend. Gewiss gilt: Wir können noch so freundlich und zuvorkommend miteinander umgehen, die Menschenseele befriedigen kann im letzten nur Gott. Aber wir sollten dies durch eine Atmosphäre des Nicht-Willkommens nicht behindern.

6. Wie kann ich mich geistlich verhalten?

Manche Ordenschristen wirken so tüchtig in Pastoraleinrichtungen und sozialen Diensten, dass sie sich dabei als Christen und als Ordenschristen kaum noch verstehen; sie entsprechen — ehrenhaft — den sich stellenden Anforderungen. Aber sie wollen geistlich angenommen und beantwortet sein. Ein Orden ist kein frommer internationaler Caritasverband und eine Gruppe von Entwicklungshelfern, die ihre wichtige Bedeutung haben, aber ein Orden ist ein Orden!
Wie sich das Profil des Ordens verwischt, werden die Mitglieder in ihrer Identität unsicher und schwach. Manche verlassen den Orden. Es mangelt am geistlichen Profil. Das geistliche Profil baut sich von der Lebens-

weihe des Ordenschristen her auf. Er hat aber nicht nur von sich her eine Lebensweihe an Christus vollzogen, sondern er gibt die Antwort der Liebe auf die Lebensweihe, die Christus auf ihn hin vollzogen hat. „Für sie heilige ich mich" (Joh 17,26).
Wo dies nur als „frommes Geschwätz" abgetan wird, zeigt sich die tiefe Krise des Ordenslebens einer Gemeinschaft. Auf Jesus Christus ruhte der Geist des Herrn, er wusste sich gesalbt, um die frohe Botschaft zu bringen (Lk 4.14).
In diesem Geist konnte er die Versuchungen bestehen und auch das Kreuz in den Stunden der Bewährung annehmen.
Solange ein Ordenschrist sagt oder sich innerlich so benimmt: „Entschuldige bitte, dass ich ein Ordenschrist bin, entschuldige bitte, dass ich Priester bin", dann wird der Geist leicht erstickt. Gewiss, es ist hier nicht einem falschen Bild eines übertriebenen Gebahrens in der Öffentlichkeit das Wort geredet, sondern dem von innen herkommenden schlichten Dasein und Bekennen.
Fasst man alle genannten Themen — und man könnte noch mehr nennen — zusammen, so kommt es immer wieder auf das eine zurück:**Geistlich leben in der aktuellen Gegenwart des Herrn!**

Herbert Schneider OFM
Generalkurie der Franziskaner
Via S. Maria Mediatrice, 25
I-00165 Rom

Johannes Wielgoß SDB, Essen

Aufbruch oder Stillstand?

Über verheerende Folgen von NS-Herrchaft und Krieg auf die deutsche Salesianer-Provinz.

1. Die Problemstellung

Viele Rückblicke auf die Geschichte von Ordenshäusern oder Gemeinden in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die Gründung der Bundesrepublik Deutschland hinein betonen den Aufbauwillen der Handelnden: den Klöstern und Orden wurde enteignetes Eigentum zurückgegeben, mit hohem persönlichen Einsatz, geschicktem Organisationstalent und Einfallsreichtum konnten zerstörte oder bombengeschädigte Ordenshäuser wieder aufgerichtet werden. Die äußerlich sichtbaren Kriegsschäden an den Einrichtungen der Orden in Deutschland waren erstaunlich schnell behoben.

Die Rückblicke bedauern auch die Kriegsverluste an Menschen, stärker jedoch heben sie die Leistung der Überlebenden hervor, durch deren Einsatzbereitschaft neues Leben erblühen konnte. Diese plakative Darstellung vieler Ortsgeschichten lässt bestimmte Fragestellungen nicht aufkommen, die für das Selbstverständnis der Orden wie auch allgemein der Kirche in der Bundesrepublik Deutschland von Bedeutung bleiben. Diese kleine Fallstudie aus der Provinz der deutschen Salesianer Don Boscos geht solchen Problemen nach, deren Darstellung als Folgen des Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft in der Kirchengeschichtsforschung noch wenig Berücksichtigung gefunden haben. Sie waren mehr unterschwellig präsent, sie wurden nicht reflektiert und konnten in ihren Auswirkungen von den damals Handelnden und Entscheidenden nicht immer klar eingesehen werden.

Die Salesianer Don Boscos wurden von Johannes Bosco zur Förderung der christlichen Erziehung besonders der ärmeren Jugend im Jahre 1859 in Turin gegründet. Seit 1916 sind sie auch in Deutschland tätig. Mit der Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg richtete die zentrale Leitung der Kongregation in Turin eine österreichisch-deutsche Provinz mit dem Sitz in Wien ein, der im Jah-

re 1926 nach München verlegt wurde. 1935 teilte sich diese Provinz in eine österreichische und deutsche.

Vom Jahre 1916 an bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatten die Salesianer in Deutschland an 18 Orten Niederlassungen gegründet. Die ordensinterne theologische Ausbildung der Salesianer erfolgte bis Anfang der dreißiger Jahre in Norditalien. Die Zahl der Mitglieder der deutschen Provinz war bis zum Kriegsausbruch auf 635 gestiegen.

Diese Ordensleute verstanden sich als Träger und Wegbereiter einer neuen Jugendpastoral im Geiste Johannes Boscos, die sie aus der Tradition in Italien teilweise unreflektiert übernommen hatten, aber auch sehr erfolgreich und fruchtbar mit den Intentionen der Liturgischen Bewegung und den Zielen der katholischen Jugendverbände in Deutschland in Verbindung gebracht hatten. Nicht zu unterschätzen ist für diesen Zusammenhang auch die öffentliche Wirkung der Heiligsprechung Johannes Boscos an Ostern 1934. Sie fand im deutschen Raum und hier insbesondere in den katholischen Jugendverbänden starke Beachtung, sie bot dem Widerspruchsgeist der kirchlich orientierten Jugend gegen den Nationalsozialismus Anlass, in Jugendkundgebungen dieses Ereignis zu feiern und sich dadurch gegen die nationalsozialistische Staatsjugend öffentlich ins Bild zu setzen. Die Salesianer hatten nun einen heiligen Gründer, der aktuell und prominent war. Diese Tatsache war Bestätigung für ihre Arbeit, sie hob ihr Selbstwertgefühl gegenüber den bereits etablierten Orden in Deutschland ungemein. Es herrschte Aufbruchstimmung. Vieles von der Motivationskraft dieses Gründergeistes und Pionierbewusstseins erzählen die Kriegsbriefe, die junge Salesianer während ihrer Soldatenzeit an ihren Provinzial abgefasst haben.[1]

Unmittelbar durch den Krieg verlor die deutsche Salesianer-Provinz 149 Mitbrüder, einer starb im Konzentrationslager Dachau. Nach dem Stand vom 1. April 1945 waren vier Niederlassungen enteignet, acht weitere durch die Gestapo oder Wehrmacht beschlagnahmt, drei durch Bomben schwer geschädigt oder vollständig ausgebrannt.

Nach diesen verheerenden Folgen für die junge deutsche Salesianer-Provinz regte sich in allen Niederlassungen bald wieder neues Leben. Unter großen persönlichen Opfern, mit Mut zum Provisorium und dem realistischen Blick für das in der Not der Zeit Machbare hatten die Salesianer mit einer Ausnahme in allen ihren Niederlassungen bis Ende des Jahres 1948 wieder ein Angebot für die männliche Jugend aufgenommen. Hier allerdings stellt sich die bedeutende Frage, wie sich der Neubeginn nach dem einschneidenden Jahr 1945 vollzogen hat. Wie haben die Entscheidungsträger und Handelnden ihre Zeit und ihre Situation wahrgenommen? Welchen Stellenwert hatten ihre Erfahrungen mit ihrer jüngsten Vergangenheit, mit der Zeit des Nationalsozialismus während des sogenannten Wiederaufbaus? Wurden diese Jahre auch als Chance für eine Neuorientierung begriffen?

Ist es den Ordensleuten gelungen, trotz für sie schwieriger Zeit ihre ureigene „prophetische" Aufgabe in Kirche und Gesellschaft wahrzunehmen? „Eine Zeit reiner Diesseitigkeit ist zusammengebrochen und hat uns ein ungeheures Trümmerfeld hinterlassen", schrieben die deutschen Bischöfe in ihrem ersten gemeinsamen Hirtenbrief nach dem Kriegsende 1945.[2] Diese Fallstudie will eine Einschätzung zu der Frage abgeben, ob aus der Ordensgemeinschaft der Salesianer Don

[1] Vgl. Wielgoß, Johannes, „Man steht so allein in dieser Umgebung." Briefe junger Salesianer aus dem 2. Weltkrieg, in: Ordenskorrespondenz, 35. Jahrgang 1994, S. 180—191.

[2] Die deutschen Bischöfe: Erster gemeinsamer Hirtenbrief nach dem Krieg, Fulda, 23. August 1945; in: Hirtenbriefe und Ansprachen zu Gesellschaft und Politik 1945—1949, bearbeitet von Wolfgang Löhr. Würzburg 1985, S. 44.

Boscos Impulse für eine Erneuerung des kirchlichen Lebens und zur Bewältigung dieses „Trümmerfeldes" erwachsen konnten.

2. Typische Konflikte der Nachkriegszeit in den Gemeinschaften

Über die aus dem Kriege heimgekehrten Salesianer liegen keine Zahlenangaben vor. Unvorbereitet waren sie mit der Einberufung zur Wehrmacht ihrer vertrauten Lebenswelt entrissen, ihren Idealen entfremdet und in die rauhe Wirklichkeit des Krieges geschickt worden. Häufig hatten sie während des Krieges ihren Wunsch artikuliert, wieder in der Gemeinschaft der Kongregation leben, arbeiten und studieren und so dem hoffnungsvoll in Deutschland begonnenen salesianischen Werk dienen zu können.[3] Der Provinzobere Dr. Theodor Seelbach erinnerte in seiner Schlussansprache während der Jahresexerzitien an diesen positiven Ansatz im Denken dieser Gruppe der heimgekehrten Mitbrüder, brachte ihn aber auch unmissverständlich mit der Intention zur Sprache, um auf aktuelle Störungen im Gemeinschaftsleben hinzuweisen, die sich aus der Tatsache ergaben, dass diese ehemaligen Soldaten Gewohnheiten mitgebracht hatten, die man in einer geistlichen Gemeinschaft nicht akzeptieren mochte.[4] So bauten sich Spannungen auf zwischen den Daheimgebliebenen und der „Front-Generation", die sich den kleinlichen Vorschriften und Regelungen des Alltags nicht mehr widerspruchslos fügen wollte und ihrerseits auf die Erfahrungen aus der extremen Zeit des Krieges pochte.

Im Januar 1946 hatte die Provinzleitung für die Kriegsteilnehmer einen Exerzitienkurs angeboten. Am Ende seiner Schlussansprache führte der Provinzial aus: „Zum Schluss noch ein Wort der Ermunterung in anderer Hinsicht. Keiner möge denken, die Militär- und Kriegszeit sei verlorene Zeit. Ich weiß um das Ringen der einzelnen und um ihre Bewährung. Aus den Ereignissen und Erlebnissen der letzten Jahre haben alle gelernt. Wir haben Erfahrungen gesammelt, die wir auswerten können und sollen, für uns und für andere, in der Erziehung und in der Seelsorge. Erfahrung ist eine Mitgift, die niemand rauben kann, die aber nicht unterschätzt werden darf. Nicht Minderwertigkeitsgefühle, sondern Selbstvertrauen soll sie in uns wecken. Dann wird unsere Arbeit für uns und für die unserer Sorge anvertrauten Jugend reich gesegnet sein. Dann hat uns der Herr zwar auf dunklen Pfaden, aber doch gut geführt."[5]

Verständnisvoll hat der Provinzial das Lebensgefühl der heimgekehrten Soldaten aufgegriffen, doch im Alltag des Gemeinschaftslebens waren deren Erfahrungen kaum gefragt.

Im Herbst des gleichen Jahres hatte der Provinzial alle Leiter der Niederlassungen, bei den Salesianern „Direktoren" genannt, zu einer Konferenz eingeladen, die nach der Ordensregel einmal jährlich stattfinden sollte, um eine Aussprache über die allgemeinen Anliegen der Provinz und den guten Gang der Niederlassungen zu führen.[6] Der Provinzial hatte einleitend auf die Kriegsverluste der Provinz hingewiesen und dann den Blick auf das Problem mit den heimgekehrten Soldaten gelenkt. Seine Position gibt das Protokoll folgendermaßen wieder: „Er (der Provinzial) empfiehlt viel Liebe und Geduld mit den aus dem Feld Zurückgekehrten und mit den Priestern, die in der Seelsorge außer-

[3] Wielgoß, Johannes, a.a.O., S. 180—191.

[4] Provinzarchiv der Norddeutschen Provinz der Salesianer Don Boscos, Köln (PAK), Seelbach, Nachlass 1.

[5] PAK, Seelbach, Nachlass 1.

[6] Satzungen der Salesianer Don Boscos, Nr. 344. Seit 1933 unverändert.

halb der Häuser standen und nun nach Wunsch des H.H. Generalobern wieder alle zurückkehren sollen."[7]
Einer der Direktoren referierte dann über das Verhältnis des Hausoberen zu den vom Militärdienst zurückgekehrten Mitbrüdern. Das Protokoll gibt nach einem kurzen positiven Ansatz, der die Freude über die Rückkehr zum Ausdruck bringt, eine lange Aufzählung von schlechten Lebensgewohnheiten wieder, auf deren Abstellung im Umgang mit diesen Mitbrüdern in erster Linie zu achten sei, da sie mit einem geistlichen Leben nicht in Einklang stände. So wurde zum Gelübde der Armut angemahnt, dass einzelne immer noch ein eigenes Konto führten, dass sie die Gewohnheiten des Soldatenlebens auf das Ordensleben übertragen haben und zunächst ihren eigenen Vorteil suchen und sich sekundär um die Belange der Gemeinschaft kümmern. Der Erfüllung des Gehorsamsgelübdes komme man nur vordergründig nach, Augendienerei und Scheingehorsam wie beim Militär seien in die Gemeinschaft eingedrungen. Die Gewohnheiten des Kasernenlebens wie die rauhe Tonart im Umgang, abendliches Radio-Hören, das Rauchen und das Tragen der zivilen Kleidung seien auffällige und störende Merkmale der „Front-Generation", die um jeden Preis abzustellen seien.[8] Die moderate, verständnisvolle und geduldige Einstellung des Provinzials, um die ehemaligen Soldaten behutsam zurückzuführen und zu achten, was sie aus Erfahrung als Wert in ihrer Lebensgeschichte eingestuft hatten, wurde durch diese Konferenz als negativ und unerwünscht abgetan. Diese Generation — vor dem Zweiten Weltkrieg eine Generation des Aufbruchs — sollte nun hinnehmen, dass die Hoffnungen, die sie bezüglich ihres Einsatzes in der Kongregation auf den Neuanfang nach dem Krieg gesetzt hatte[9], durch die ältere Generation in Frage gestellt wurde, sie stand vor der unmissverständlichen Aufforderung, sich neu einzupassen. Und der für sie existentiell bedeutsame Lebensabschnitt der Kriegsteilnahme — das war die stillschweigende Forderung — sollte möglichst vergessen werden, der besaß in den Augen der leitenden Generation keine Relevanz. Die subjektive Wahrnehmung vieler Heimkehrer bestand darin, dass sie sich nach einer harten Bewährung in ihrem Leben während des Krieges nun in der Kongregation bevormundet fühlten, es wurde ihnen wegen der Gewohnheiten ihrer Militärzeit keine Eigenverantwortlichkeit zugetraut. Sie passten einfach nicht mehr in die Vorstellungen von Ordensdisziplin, mit der die ältere Generation lebte. In jeglicher Veränderung witterte sie einen bedenklichen Traditionsabbruch.

3. Diffuse Vorstellungen über die „Treue zum Gründer" Johannes Bosco

Die Bruchstelle zwischen der „Front-Generation" und den Daheimgebliebenen hat in der salesianischen Kongregation durch die latenten Auseinandersetzungen über die Auslegung des Erbes ihres Gründers Johannes Bosco noch schärfere Konturen erhalten. Während die ältere Generation sich auf die Autorität ihrer italienischen Lehrer berief und über diese Traditionslinie definierte, welchen Arbeitsschwerpunkten sich die Salesianer vornehmlich widmen sollten, forderten die Jüngeren zunehmend eine ausstehende kritische Rezeption der Prinzipien

[7] Nach der gewaltsamen Schließung von Ordenshäusern oder der staatspolizeilichen Ausweisung von Priestern aus ihren Wohnorten hatten sie in der Regel Dienste in Pfarreien oder bei Schwesterngemeinschaften übernommen und lebten über das Kriegsende hinaus nicht mehr in ihren Gemeinschaften.

[8] Protokoll der Direktorenkonferenz 1946, Benediktbeuern, am 15. und 16. Oktober 1946. PAK.

[9] Vgl. Wielgoß, Johannes, a.a.O., S. 180f. und 191.

Johannes Boscos ein, um ihre Arbeit sowohl innerkirchlich wie auch im gesellschaftlichen Rahmen abgrenzen und begründen zu können. Auf der erwähnten Direktorenkonferenz findet sich ein Beispiel, das im Ansatz diesen Bruch zeigt: Der Referent legte unter dem Thema „Wir Salesianer und die Not der Zeit" die Situation der Flüchlingsjugend dar. Die Antwort der salesianischen Arbeit liege in einer Erziehung, die das leibliche und das geistige Wohl der Jugendlichen gleichermaßen berücksichtige. Der Stil der Heime der Kongregation solle familiären Charakter tragen, ein besonderer Akzent liege auf der religiösen Bildung und Erziehung, die durch Krieg und nationalsozialistische Beeinflussung stark vernachlässigt seien. Im Verlaufe seiner Ausführungen erörterte er die „Verordnung zum Schutze heimatloser Jugendlicher" vom 18. Mai 1946, deren Ziel es sei, „die Jugend wieder zur Ordnung" zu bringen. Die „Sozialisten" aber hätten gegen eine Unterbringung von Jugendlichen ohne Familien in Heimen Stellung bezogen und damit das der Not der Zeit gehorchende Konzept der Salesianer in Frage gestellt. Auch in den Pfarreien rege sich Kritik gegen die Heimerziehung, da sie nicht auf die Gemeinden hingeordnet sei, sondern gemäß dem Erziehungsansatz Johannes Boscos das personale Prinzip einer Seelsorge verfolge.[10]

Vorherrschend war also in der Erziehungsarbeit des Ordens während der ersten Nachkriegsjahre das aus dem Anspruch der Not geborene Aufgabenfeld, der männlichen Jugend ohne Familie Heime zu schaffen. Dies geschah nach Konzepten, die sich in der Heimerziehung schon vor dem Kriege bewährt hatten. Die drückende Not und die Frage nach Lösungen konkret anstehender Probleme durch Provisorien ließ bei niemandem den Kopf frei werden für Zukunftsorientierungen. Etwaige Ansätze einer größeren Aufgeschlossenheit oder gar einer Revision der Arbeit begegnete der Provinzial in seiner Schlussansprache der Exerzitien des Jahres 1948: „Was unsere Obern vor allem bewegt und worüber sie immer wieder gesprochen haben möchten, ist die Treue zu Don Bosco, zu seinem Werk, zu der eigentlichen salesianischen Arbeit zum Wohle der armen Jugend. Weil dieses im einzelnen betrachtet bescheiden ist, wird sie leider nicht von allen so geachtet, wie es sich für einen Sohn Don Boscos geziemte. Tätigkeit nach außen, eine Wirksamkeit, die Abwechslung bietet und mehr Anerkennung findet, wird häufig der bescheidenen Erziehungsarbeit in unseren Heimen vorgezogen. Auf dem letzten Generalkapitel bezeichnete der H.H. Generalobere solche Bestrebungen als Untreue Don Bosco gegenüber. Unser heiliger Stifter war wohl ein eifriger Prediger und er nahm selbst aus Seeleneifer und der so notwendigen Unterstützung wegen manche Aushilfe an. Er predigte auch schon Exerzitien für Priester. Aber über alles ging ihm die Betreuung seiner Jungen. Er liebte in der Tat die Kleinarbeit."[11]

Diese Gedanken sind zweifellos von einem großen Vertrauen in die Arbeit der Salesianer mit der Jugend getragen, wie sie in der Tradition von Johannes Bosco her geleistet wurde, zugleich legen sie aber auch eine beschwörende Abwehrhaltung gegen Neuansätze offen. In diesem Milieu konnte keine kritische Auseinandersetzung mit der Pädagogik und Pastoral des Gründers Johannes Boscos wachsen. Kurt Gerhard Fischer hat noch 1966 treffend feststellen müssen, dass bei jeglicher Aufarbeitung der Erziehungsgrundsätze Johannes Boscos nach wissenschaftlichen Prinzipien der Heilige in der Person dominant war,[12] das heißt, jede kritische Anfrage an diesen heiligen Erzieher der Kirche wurde als Untreue zum Gründer der Kongregation ausgelegt. Es ist geradezu bezeichnend, dass nur ein Salesianer der

[10] Protokoll der Direktorenkonferenz 1946.

[11] PAK, Seelbach, Nachlass 1.

[12] Fischer, Kurt Gerhard, Giovanni Bosco. Pädagogik der Vorsorge. Paderborn 1966. S. 163f.

„Front-Generation" die Freiheit besaß, sich im deutschen Sprachraum auf dem Wege der kritischen Forschung dem Gründer zu nähern.[13] Nach dem Urteil Kurt Gerhard Fischers vermochte auch er nicht ganz aus dem Bannkreis des Heiligen der Kirche herauszutreten.[14] Allein mit der Überlast an Arbeit in den Jahren des Wiederaufbaues nach dem Zweiten Weltkrieg ist nicht zu erklären, warum die Gruppe der Ordensmitglieder, die vor dem Krieg die Garanten für Aufbruchstimmung waren, nach dem Krieg einen großen Teil ihrer Innovationskraft eingebüßt hatten. Der gewichtigere Grund ist die vorwiegend rigoros konservativ geprägte Einstellung zum Gründer mit einer möglichst buchstabengetreuen Nachahmung seines Lebens, die keine kritische Stimme zuließ.

4. Reaktionen der zentralen Ordensleitung in Turin

Einzelne Ausführungen des Provinzials als Autorität in dieser Zeit wurden angesprochen. Sie waren mehr geleitet von spontanen Entscheidungen und konservativer Regeltreue als von einer systematischen Suche nach dem zukünftigen Weg der deutschen Provinz. Auf die Bedeutung dieser Führungskraft in entscheidenden Jahren der Geschichte der deutschen Salesianer-Provinz muss in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Konnte er zwischen den Generationen vermitteln und zu einer Integrationsfigur werden?
Dr. Theodor Seelbach hatte das Amt des Provinzials im Mai 1941 angetreten, nach sechs Jahren wurde er vom Generaloberen 1947 erneut im Amt bestätigt. Eine seiner beachtlichen Leistungen bestand darin, dass er in der unübersichtlichen Kriegszeit den persönlichen Kontakt zu seinen Mitbrüdern zu halten versucht hat. Die zum Militärdienst eingezogenen Ordensmänner lagen ihm besonders am Herzen.[15] Die Wurzeln seiner theologischen und spirituellen Ausbildung lagen ebenfalls in der Wirkungsstätte Johannes Boscos, in Turin. Die in seinem Nachlass befindlichen Notizen, die sich auf die Kontakte mit dem Generaloberen beziehen, kennzeichnen ihn einmal mehr als eine typischen Vertreter seiner Generation: er stand in treuer Ergebenheit zur Autorität der zentralen Leitung der Kongregation und zu den Modellen der unkritischen Übernahme Johannes Boscos.[16] Seine ordensinternen Publikationen zur salesianischen Spiritualität geben dazu ein beredtes Zeugnis. Um so erstaunlicher ist die Entscheidung des Generalrates, diesen loyalen, systemkonformen Mann im Jahre 1949 seines Amtes zu entheben. Die Quellenlage bietet kaum fassbare Gründe für die Amtsenthebung, lässt aber aus einer Rechtfertigung des in Ungnade gefallenen Provinzials, die er bereits am 1. Juli 1948 abgab, die gegen ihn gerichteten Vorwürfe erkennen.[17] Sie gewähren exemplarisch einen Blick auf das innere Spannungsfeld der Provinz, das gekennzeichnet ist von typischen Nachkriegsproblemen in der Gemeinschaft. So geht aus der Rechtfertigung des Provinzials hervor, dass die Unzufriedenheit über seine Amtsführung in der Niederlassung München zum Ausbruch kam, die auch sein Amtssitz war. Die Wohnverhältnisse waren wegen der großen, noch nicht behobenen Bombenschäden in diesem Hause sehr eng und provisorisch. Neben den in der praktischen Arbeit stehenden Mitbrüdern lebten hier einige studierende

[13] Endres, Nikolaus, Die psychologische Begründung der Erziehungsmethode Don Boscos als Ursache seiner pädagogischen Erfolge. München 1951.

[14] Fischer, Kurt Gerhard, a.a.O., S. 164.

[15] Vgl. Wielgoß, Johannes, a.a.O., S. 173—177.

[16] PAK, Seelbach, Nachlass 1 und 2.

[17] PAK, Seelbach, Nachlass 2.

Salesianer, die aus dem Kriege heimgekehrt, sich für Lehrberufe qualifizieren sollten. Andere Studienorte standen wegen der Bombenschäden oder weil die Universitäten den Lehrbetrieb noch nicht wieder aufgenommen hatten, nicht zur Auswahl. Für den Wiederaufbau und die zukünftige Arbeit in der Provinz aber war es sehr notwendig, diesen Salesianern die entsprechenden Studienabschlüsse zu ermöglichen. Durch das Leben an der Universität mussten jedoch individuell Zugeständnisse an den geordneten Tagesablauf einer Ordensgemeinschaft gemacht werden. Zusätzlich belasteten die oben dargestellten Gewohnheiten der „Frontgeneration" das Zusammenleben in diesem Haus. Die Rechtfertigung des Provinzals betont, dass er seine Amtsführung immer nach der Devise des heiligen Johannes Bosco gestaltet habe, nämlich mit allen in liebenswürdiger Weise umzugehen und niemals fordernd aufzutreten. Diese Einstellung habe er aus dem Studium der Biographie des Ordensgründers gewonnen.[18] Doch diese Erklärung für seinen wohlwollenden und geduldigen Umgang mit der „Frontgeneration" stieß bei der Ordensleitung auf taube Ohren. Sein Führungsstil wurde offensichtlich als defizitär interpretiert, es mangelte ihm an Entschlossenheit. Die rigoros und kaum modifizierend den Verhältnissen angepasst auf die Einhaltung einer äußeren Ordnung drängende ältere Generation konnte sich durchsetzen und bewirkte die Amtsenthebung des Provinzials im Sommer des Jahres 1949. Für viele Salesianer der Provinz kam diese Ablösung überraschend, für ihre Wahrnehmung war dieser Vorgang undurchschaubar, zumal er von der obersten Leitungsebene in Turin niemals erklärt wurde. Entsprechend äußerten sie ihr Unverständnis dem abgesetzten Provinzial gegenüber. Getreu dem Stil der Zeit und getreu auch ihrem Gehorsamsverständnis haben sie ihr Missfallen nicht den entscheidenden Instanzen in Turin rückgemeldet[19], sondern dem abgesetzten Provinzial bekundet. Die allgemeine Irritation erhielt zusätzlich Brisanz durch die Person des neuen Amtsträgers, der zwar ein Deutscher war, aber bereits nach seiner Gymnasialzeit nach Brasilien gegangen war und ausschließlich dort seit 1930 als Priester gearbeitet hatte. Entsprechend bitter fiel das Urteil über den neuen Provinzial aus: „Die Nachricht von Ihrem Nachfolger kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel und ist wohl für alle deutschen Mitbrüder eine befremdende Angelegenheit. Wird das gesamte Geschehen in Deutschland seit 1933 bei unseren Obern nicht höher bewertet, als dass ein Mann, der von dem alles nichts weiß und kennt, jetzt die Geschicke unserer Provinz leiten soll, die eben erst von all dem Furchtbaren sich zu erholen beginnt? Das begreife, wer mag. Ich kann es nicht begreifen."[20]

Die Schreiber wiesen auf die von ihnen geschätzte verstehende Art ihres bisherigen Provinzoberen hin, der mit Weitsicht gehandelt und entschieden habe. Sie waren einmütig der Meinung, dass der Kurs eines mit der Provinzleitung betrauten klugen Salesianers verkannt worden sei.

5. Verheerende Folgen mit langen Nachwirkungen

Welche Einsichten gewinnen heutige Betrachter dieser Geschichte eines neuen Anfangs in der deutschen Salesianer-Provinz nach dem Zweiten Weltkrieg? Die Absetzung von Dr. Theodor Seelbach als Provinzial hat vermutlich Chancen in der deutschen Salesianer-Provinz verspielt. Mit der Festlegung auf die traditionellen Muster salesianischer Arbeit, die im Jahrzehnt vor der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft aktuell wa-

[18] ebd.

[19] ebd. Dort befindet sich auch die ungewöhnlich hohe Zahl von 13 schriftlichen Reaktionen.

[20] Brief von P. Theodor Fennemann, 29. August 1949, in: PAK, Seelbach, Nachlass 2.

ren, ließ man die Möglichkeit avantgardistischen Denkens erst gar nicht hochkommen und gab der Gruppe der „Frontgeneration" keine Möglichkeiten, ein Gespräch über ihre Vorstellungen eines Neubeginns in Gang zu setzen. So versiechte die Innovationskraft.[21] Die Betrachtung dieser Vorgänge auf der Folie kirchlicher Entwicklungslinien nach einem halben Jahrhundert aber gewährt einen Zugang zum Verständnis der Geschichte einer Ordensgemeinschaft in Deutschland. Weiterhin kann sie zur Verdeutlichung von Krisensituationen in den Biographien vieler Ordensleute und Priester in unmittelbarer Folge auf den Zweiten Weltkrieg beitragen. Über den engen Rahmen einer Ordensgemeinschaft hinaus führt die Darstellung dieser Vorgänge zu Erkenntnissen, die dazu beitragen können, von der „Basis" her die Gestaltung und Wirkung von Vorstellungen, Zielen, Idealen auf unsere Zeit der Kirche hin zu verstehen und festzuhalten.[22] Erst durch die Betrachtung aus einem gewissen zeitlichen Abstand lässt sich erkennen, dass die Folgen des Krieges für eine Ordensgemeinschaft verheerender waren als die Verlustlisten an Menschen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit sie wiederzugeben vermochten. Die Jahre nach Kriegsende zeigen eine hohe Rate an Konfliktträchtigkeit in einzelnen Gemeinschaften der Ordenshäuser, die in unmittelbarem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zuständen stehen.

Sie sind unverarbeitet und in ihrer Dimension noch unerkannt als eine schwere Hypothek in den Ordensverband der fünfziger und sechziger Jahre eingebracht worden. Diese verheerenden Kriegsfolgen lassen sich vermutlich auch in anderen Gemeinschaften finden, so dass diese Hypothek als ein allgemeines Phänomen auf der katholischen Kirche lastete.

Aus einem englischen Kriegsgefangenenlager in Ägypten schrieb ein junger Salesianer an den Provinzial am 27. Dezember 1946: „Weihnachten ist nun wieder vorbei. Es war immerhin nun schon die fünfte, die ich fern von der Heimat verbringen musste, doch ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass ich sie noch nie während dieser ganzen Zeit so schön gefeiert habe, wie in diesem Jahr. Freilich wird auch das Heimweh mit der Dauer der Gefangenschaft stärker und macht sich an solchen Tagen besonders bemerkbar. Doch ich glaube, gerade das trägt mit dazu bei, dass man den Begriff ‚Heimat' nicht mehr so sehr geographisch als religiös betrachtet und das ist ganz gut. So war es mir eine besondere Freude, dass die liturgische Feier des Festes klar im Vordergrund stand."[23]

Einen solchen Brief hätte jeder Ordensmann als Kriegsgefangener so oder ähnlich schreiben können. Dieser junge Salesianer formulierte in der Fremde unter der Last von mehr als fünf Jahren Militärzeit, was er sich bei seiner Rückkehr erhofft. Er verortete während seiner Gefangenschaft seine persönlichen Erwartungen im geistlichen Leben, das heißt, er lebte in der Überzeugung, dass er in eine vertraute Umgebung zurückkehren wird. Es konnte ihm nicht bewusst sein, dass ihn nach seiner Heimkehr in die Gemeinschaft nicht mehr die altvertraute und heile und nach den Entbehrungen der Kriegszeit nun verklärte Welt aus seiner Erinnerung an die Vorkriegszeit erwartete, dass er vielleicht durch seine mitgebrachte Lebensweise zu Konflikten Anlass geben wird. Es konnte ihm nicht bewusst sein, dass er persönlich vor Integra-

[21] Vgl. Hürten, Heinz, Geschichte des deutschen Katholizismus 1800—1960. Mainz 1986. S. 243ff.

Hürten gibt einen Überblick über die Verkirchlichungstendenzen in den Jahren nach 1945, die zur Lähmung avantgardistischen Denkens in der deutschen Kirche beigetragen haben.

[22] Vgl. Hürten, Heinz, Zukunftsperspektiven kirchlicher Zeitgeschichtsforschung, in: von Hehl, Ulrich / Repgen, Konrad (Hg), Der deutsche Katholizismus in der zeitgeschichtlichen Forschung. Mainz 1988. S. 102f.

[23] PAK, Seelbach, Nachlass 6.

tionsproblemen stehen wird, dass seine Heimkehr und die Wiederaufnahme des Lebens in einer geistlichen Gemeinschaft ihn desillusionieren wird.

Die Gruppe derer, die wegen ihres Alters oder weil sie in Pfarrgemeinden als leitende Geistliche eingesetzt waren, nicht zum Militärdienst einberufen wurde, nahm sich nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Gewalt- und Unrechtsregimes als Angehörige einer Kirche wahr, die aufrecht und als ein Hort der Opposition und des Widerstandes ihren Weg durch die NS-Zeit gegangen sei. Das bestärkte ihr Selbstverständnis, dass sie nun —am Neuanfang — Anteil an einer hohen moralischen Autorität habe. Von diesem Anspruch her ist ihre Abwehrhaltung gegenüber allem zu verstehen, was nach ihrer Maßgabe nicht eindeutig in die kirchliche Lebensordnung eingepasst werden konnte. So manövrierten sie sich in ihrem Denken in ein Getto und konnten nicht zu der Einsicht gelangen, dass mit dem Untergang des Nationalsozialismus eine andere Zeit begonnen hatte, mit der man nicht mehr nahtlos an die Jahre vor 1933 anknüpfen konnte. Viele Kriegsteilnehmer erhielten deshalb keinen Raum, keine Möglichkeit zur Aufarbeitung ihrer Erfahrungen.

Deutlicher noch als die Heimkehrer bekam diese Ablehnung die kleine Gruppe der vom Nationalsozialismus Inhaftierten und 1945 Entlassenen zu spüren. Mancher von ihnen wurde bei seiner Rückkehr mit vorwurfsvollen Fragen wie der empfangen, warum er sich unter dem NS-Regime nicht klüger verhalten habe. Während ihrer Haftzeit aber war es nicht opportun, öffentlich zu ihnen zu stehen. Sie gehörten als Häftlinge wie als Befreite zu den Nicht-Verstandenen in der Kirche.[24] Individuell haben die kirchlichen Oberen diesen Menschen gegenüber die Achtung und Anerkennung nicht immer eingelöst, die ihnen im gemeinsamen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom 23. August 1945 öffentlich versprochen war: „Wir danken all den Priestern und all den Laien, die so zahlreich und so unerschrocken für Gottes Gesetz und Christi Lehre eingetreten sind. Viele sind im Kerker und durch Misshandlungen wahre Bekenner geworden ..."[25]

Zu den verheerenden Folgen des Krieges gehört ferner, dass diese inneren Belastungen im Leben der Gemeinschaften ein Hinausdenken über die Not der Zeit nicht zuließen, den religiösen Gemeinschaften in Deutschland war weitgehend der Sinn für eine ihrer ureigenen Aufgaben in der Kirche abhanden gekommen, nämlich in der Kirche eine prophetische Aufgabe wahrzunehmen. Zu lange blieben sie einer Lagermentalität des Katholizismus verpflichtet, der sich gegen jeglichen „Ansturm des Bösen" zur Wehr setzen musste, als dass sie einen mehr am Dialog mit den gesellschaftlichen Kräften orientierten Weg in die Zukunft suchten. Eine innere Geschlossenheit gegen alles zu wahren, was sich von außerhalb der Kirche als feindlich gerierte, war eine erklärte Absicht. Im Jahre 1946 erschien eine Schrift des Dominikaners und Sozialwissenshaftlers Eberhard Welty OP mit dem bezeichnenden Titel „Was nun?". Diese schlichte Frage, gewachsen aus der Auseinandersetzung um Grundsätze für eine Neuordnung der Gesellschaft auf dem Hintergrund des zusammengebrochenen nationalsozialistischen Deutschen Reiches, war für eine Ordensge-

[24] Wielgoß, Johannes, P. Karl Schmidt SDB (1904—1968). Sechs Jahre priesterliche Existenz in nationalsozialistischer Schutzhaft; in: Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte, 48. Jahrgang 1996. S. 235—238.

[25] Als Beispiele seien genannt die Kölner Priester Dr. Karl Johannes Heyer, Dr. Carl Klinkhammer und Dr. Joseph Rossaint.
Vgl. zu Dr. Karl Johannes Heyer: Wielgoß, Johannes, Der Essener Priester und „Halbjude" Dr. Karl Johannes Heyer im Dritten Reich; in: Berichte und Beiträge, hg. vom Bistum Essen, Dezernat für gesellschaftliche und weltkirchliche Aufgaben, Heft 27 (1996). S. 111—124.

meinschaft allenfalls eine rhetorische Frage.[26] Auch Eberhard Welty OP hatte eine hierarchische Ordnung der Kirche und der religiösen Gemeinschaften nicht angezweifelt, schon gar nicht das Ordnungsprinzip der Kirche mit dem des untergegangenen ungerechten Führerstaates in einen Vergleich stellen wollen. Seine Überlegungen kreisten um die Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Bindung der Person. Er vertrat die Position, dass in dieser geschichtlichen Stunde zu bedenken sei, wie die einzelne Person sich in freiem Entschluss in eine Gemeinschaft eingliedere. In der Konsequenz konnte das in der Anwendung auf eine geistliche Gemeinschaft nur bedeuten, dass die Personalität des einzelnen Mitbruders auch keiner spirituell begründeten Solidarität geopfert werden kann. Dieser Denkansatz kam jedoch erst mit dem II. Vatikanum zum Durchbruch.

Generalisierend kann zur Entwicklung der deutschen Salesianer-Provinz nach dem Zweiten Weltkrieg gesagt werden, dass sie wohl ein typisches Bild für die Probleme beim Übergang der Kirche aus der Zeit des Nationalsozialismus in die Bundesrepublik Deutschland abgegeben hat. Mit der Konzentration der Kräfte auf den Wiederaufbau und der Beseitigung der äußeren Kriegsschäden geriet gleichzeitig ins Hintertreffen, was NS-Gewaltherrschaft und Krieg beim einzelnen Menschen angerichtet hatten. Es wurde nicht aufgearbeitet, sondern in Verkennung seiner Bedeutung für die Zukunft beiseite geschoben. Für die Handelnden war es nicht unbedingt einsichtig, mit ihrem mehr rückwärts — auf die Tradition gewandten Blick — Denkmuster zu entwickeln, die dazu beigetragen hätten, schon in dieser historischen Situation den geeigneten Augenblick wahrzunehmen, von dem aus auch Schritte in die Zukunft getan werden konnten. Sie hatten das subjektive Empfinden, dass sie Gestalter einer neu heraufziehenden Zeit seien; allerdings war ihr Weg ideologisch bestimmt von der Sicherung der Kontinuität. So entfernten sie sich von der Aktualität, kleinliche Entscheidungen haben den Dienst an der Bewältigung der eigentlichen Aufgaben behindert. An der Bewunderung und unkritischen Rezeption des Gründers Johannes Bosco wird diese Behauptung leicht nachvollziehbar: unreflektiert, in einer als Ehrfurcht vor dem Heiligen ausgelegten Haltung wurden dessen Formen des Umgangs mit Jugendlichen beibehalten und weiterhin jungen Salesianern gelehrt. So blieb das Originelle der Erziehungs- und Bildungsarbeit der salesianisch ausgerichteten kirchlichen Jugendarbeit, der biblisch begründete salesianische Erziehungsstil in der Fachwelt der Bundesrepublik Deutschland noch lange verborgen.[27]

Innerkirchlich meldeten sich schon in den frühen Nachkriegsjahren Autoritäten zu Wort, die zu einem Aufbruch ermutigten, der sich erst mit dem II. Vatikanum in den Orden durchgesetzt hat. Sie fanden kaum Gehör oder Beachtung. Das ist ein weiteres Indiz für die Erstarrung und unbewegliche Haltung, in die die geistlichen Gemeinschaften geraten waren.

So machte der Schriftleiter der Zeitschrift „Geist und Leben", P. Friedrich Wulf SJ, auf dem Mainzer Katholikentag von 1948 als eine Ursache dieser Erstarrung fest, dass der lebendige Geist der Ordensgründer nicht in den Gemeinschaften eingepflanzt sei, er sei nur äußerlich aufgesetzt. Er forderte eine bessere geistliche Ausbildung des Ordensnachwuchses. Erwin Iserloh belegt diese Beobachtung der Starrheit in den geistlichen Gemeinschaften mit einer Beurteilung durch den französischen Autoren Raymond Hostie, der eine „Stabilität der organisatorischen Struktur" und einen gewissen „Immobilismus" als Kennzeichen der Orden festgestellt

[26] Welty, Eberhard, Was nun? Grundsätze und Hinweise zur Neuordnung im deutschen Lebensraum. Köln o.J.

[27] Vgl. Fischer, Kurt Gerhard, a.a.O., S. 163ff.

habe: „Dieser zeige sich in einer Unbeweglichkeit der Regelauslegung und einer Überdeckung der grundsätzlichen Gleichförmigkeit der Gemeinschaften durch Betonung der Originalität in unwesentlichen Äußerlichkeiten und in einer Isolierung der Klöster gegenüber der allgemeinen kulturellen Entwicklung."

Desweiteren führt Erwin Iserloh die Aufforderung des Papstes Pius XII. an die Ordensleute an, sich den Herausforderungen einer neuen Zeit zu stellen. Auf dem Ersten Internationalen Kongress der Ordensleute in Rom 1950 hatte er angemahnt: „Achtet auf Meinung, Urteil und Sitten eurer Umwelt und übernehmt, was ihr daran an Gutem und Gerechtem findet, als wertvolle Hinweise; sonst vermögt ihr euren Mitmenschen nicht Berater, Hilfe, Stütze und Licht zu sein. (...) Es gibt Gebiete —, und zwar sehr viele, auf denen ihr euch der Eigenart und den Bedürfnissen der Zeit und der Menschen anpassen dürft, ja müsst."[28]

Für die Geschichte der deutschen Salesianer-Provinz ist hier festzuhalten, dass sie gemessen an den genannten Autoritäten in der Weiterentwicklung ihres Dienstes in Kirche und Welt hinter ihren Möglichkeiten zurückgeblieben war. Auch diese vergebene Chance ist als eine verheerende Folge der NS-Herrschaft und des Krieges anzusehen: das Anmahnen der Gründerzeit im 19. Jahrhundert mit der Verklärung der Zeit der Entstehung salesianischer Werke in den zwanziger Jahren in Deutschland als „Pionierzeit" passte zu den restaurativen Bestrebungen der Nachkriegsjahre. Es entsprach dem geltenden Deutungsmuster der Nachkriegszeit, dass die Kirche in Deutschland trotz eingestandener Schwächen einzelner Personen unangefochten aus den Wirren der nationalsozialistischen Herrschaft hervorgegangen sei. Der erste gemeinsame Hirtenbrief der deutschen Bischöfe nach dem Krieg betont diese aus unserer Sicht anzufragende Unerschütterlichkeit und Kontinuität der Kirche, indem die Bischofskonferenz ihr Selbstverständnis darlegt: „In diesem Glauben und in dieser Verbundenheit haben wir die feste Überzeugung, auf einem Felsen zu stehen, an den die Wogen wohl anprallen, den sie aber niemals unterhöhlen und zu Fall bringen können."[29]

P. Johannes Wielgoß SDB

[28] Iserloh, Erwin, Innerkirchliche Bewegungen und ihre Spiritualität; in: Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VII: Die Weltkirche im 20. Jahrhundert, hg. v. Hubert Jedin und Konrad Repgen. Freiburg 1979. S. 326—327.
Über die sich abzeichnende Wende in der Ordenstheologie vgl.: Schmiedl, Joachim, Das Konzil und die Orden. Krise und Erneuerung des gottgeweihten Lebens. Vallendar 1999.
Schulte, Ludger, Aufbruch aus der Mitte. Zur Erneuerung der Theologie christlicher Spiritualität im 20. Jahrhundert. Würzburg 1998.

[29] Die deutschen Bischöfe: Erster gemeinsamer Hirtenbrief nach dem Krieg; a.a.O., S. 40.

Ulrich Engel OP, Düsseldorf

Unterwegs zu einem christlichen Humanismus am Beginn des neuen Jahrtausends

Eine Stellungnahme zum Dialog zwischen Glauben und Kultur für das „Pontificium Consilium de Cultura" im Auftrag der Vereinigung Deutscher Ordensobern" (VDO).

„Das wäre eine schlottrige Auffassung, nach der die Kunst ein Fakultativum für solche, denen es zufällig Spaß macht, wäre. Das Wort und das Gebot Gottes fordert Kunst, so gewiß es es ist, durch das wir unter das Wort vom neuen Himmel und der neuen Erde (...) gestellt sind. Ein Mensch, der sich dem vorwegnehmenden Schaffen der Aisthesis grundsätzlich oder aus Faulheit entziehen wollte, wäre sicher kein guter Mensch."[1]

I.

Zum Jahrtausendwechsel haben ‚Postmodernismen' Hochkonjunktur; der Moderne scheint (endgültig?) ‚die Luft auszugehen'.[2] Eine solche Entwicklung zeitigt

[1] K. Barth, Ethik II. Vorlesung Münster Wintersemester 1928/29, wiederholt in Bonn, Wintersemester 1930/31, hrsg. von D. Braun (Karl Barth Gesamtausgabe / II. Akademische Werke), Zürich 1978, 443.

[2] Grundlegend zu dem, was unter dem Stichwort ‚Postmoderne' firmiert, s. W. Welsch, Unsere postmoderne Moderne (Acta humaniora), Berlin ^{4}1993.

Konsequenzen – nicht zuletzt für Theologie und Kirche. Wenn etwa entsprechende Denkansätze vom ‚Posthistoire'[3] bis hin zu Francis Fukuyamas *The End of History*[4] das Ende der Geschichte einzuläuten bestrebt sind, sprich: wenn sie die Gegenwart nicht länger geschichtlich begreifen wollen, dann bedeutet das die grundlegende Infragestellung der Möglichkeit von jüdisch-christlicher Religion und der ihr eigenen theologischen Reflexion überhaupt. Denn ohne die ‚gefährliche Erinnerung' an den in der Geschichte handelnden Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs und Jesu, ohne das Eingedenken seiner gerade die marginalisierten Subjekte aus Gewalt, Unterdrückung und Tod befreienden Praxis verlieren die biblisch tradierte Religion und die mit ihr einhergehende Theologie ihre Relevanz.[5]

Ähnliches ist für Kunst und Kultur wie auch für die sie begleitende Reflexion, die philosophische Ästhetik zu konstatieren. Wenn etwa Jean Baudrillards Theorie der Simulation an die Stelle der Realität die vorgetäuschte Spiegelung ihrer selbst setzt[6], wenn Arthur C. Danto einer Kunst nach dem Ende der Kunst auf die Spur zu kommen versucht[7] oder wenn Jean-François Lyotard mit seiner ‚affirmativen Ästhetik' letztlich der Wiedereinsetzung des l'art pour l'art-Prinzips das Wort redet[8], dann werden auf diese Weise die Fragen nach der Intention und dem Wahrheitsgehalt von Kunstwerken, mehr noch: auch das Moment der ästhetischen Erfahrung und die damit zusammenhängenden ethischen Implikationen endgültig verabschiedet. Letztlich verliert eine solche postmoderne Ästhetik nicht weniger aus dem Blick als die Frage nach dem Subjekt.[9]

Vor dem Hintergrund der hier skizzierten Entwicklungen – in kritischer Distanz zu ihnen wie zugleich auch mit Offenheit ihrer Freiheit gegenüber – gilt es, den in Populorum progressio angesprochenen „vollen Humanismus" (42) sowohl kulturell als auch theologisch zu entfalten. Dazu muss am Beginn des 3. Jahrtausends in erster Linie und wieder neu die Wahrheitsfrage gestellt werden, erweist sich doch dieses Unternehmen, das Erkunden der veritas, letztlich als identisch mit der vornehmsten Berufung jedweder christlichen Theologie, nämlich: der Frage nach Gott auf der Spur zu bleiben.[10] Dabei ist unabdingbar bei der „Freiheits- und Wahrheitssuche der Subjekte anzusetzen"[11]. Die theologische Reflexion auf einen christlichen Humanismus ist deshalb allein aus ihrer ge-

[3] Vgl. etwa S. Meier, Posthistoire, in: HWP 7, Sp. 1140-1141.

[4] Vgl. F. Fukuyama, Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?, München 1992.

[5] Vgl. hierzu K. Füssel, Kritik der postmodernen Verblendung. Ein politisch-theologischer Essay, in: W. Lesch / G. Schwind (Hrsg.), Das Ende der alten Gewißheiten. Theologische Auseinandersetzungen mit der Postmoderne, Mainz 1993, 134-159, bes. 138f.

[6] Vgl. J. Baudrillard, Der symbolische Tausch und der Tod, München 1982, bes. 77-130.

[7] Vgl. A.C. Danto, Kunst nach dem Ende der Kunst (Bild und Text), München 1996.

[8] Vgl. J.-F. Lyotard, Essays zu einer affirmativen Ästhetik, Berlin 1982.

[9] Vgl. hierzu L. Sziborsky, Modernes und postmodernes Denken über die Kunst, in: Orientierung 55 (1991), 258-265, bes. 265.

[10] Vgl. G. Vergauwen, Von der Apologetik zur Fundamentaltheologie, in: U. Altermatt / H. Hürten / N. Lobkowicz (Hrsg.), Moderne als Problem des Katholizismus (EichB 28 / Philosophie und Theologie 6), Regensburg 1995, 103-156, 150f. – Grundlegend zum philosophisch-theologischen Gehalt der Wahrheitsfrage vgl. Th. Eggensperger / U. Engel (Hrsg.), Wahrheit. Recherchen zwischen Hochscholastik und Postmoderne (WSAMA.P 9), Mainz 1995.

schichtlich-praktischen Verankerung heraus und im immer wieder neuen Rückbezug auf diese möglich.[12] Im Dialog etwa mit Walter Benjamins Geschichtsphilosophie wie auch in kritischer Beerbung der Aufklärung in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit (vgl. Theodor W. Adorno und Max Horkheimer) ist zu versuchen, eine Gott-Rede (‚Theo-Logie') auszuschreiben, die sowohl um die Aporien der Moderne und ihrer Bewußtseinsformen als auch um die postmodernen Verblendungszusammenhänge weiß und diese der Kritik unterzieht.

Nun reicht es heute allerdings nicht mehr hin, dass Kirche und Theologie einen Diskurs allein mit philosophischen Deutungssystemen führt. Entsprechend gilt es im Sinne des interdisziplinären Gesprächs den Dialog mit künstlerischen Ausdrucksformen und den in ihnen manifesten ästhetischen Fragestellungen zu realisieren. Bildende Kunst, Literatur, Musik, Sprache und Bewegung als bewusste Artikulationen menschlichen Lebens werden hier also mit dem Begriff ‚Kultur' bezeichnet. Der grenzüberschreitende Dialog muss in zunehmendem Maße auch die kirchliche Auseinandersetzung mit und in den sogenannten ‚Neuen Medien'[13] einschließen, stellen sie doch das Kommunikations- und Unterhaltungsmedium der jüngeren Generation dar. Im Sinne eines christlichen Humanismus, der nach Maßgabe von Evangelium vitae den Menschen als Geschöpf Gottes ernst nimmt und ihm solcherart eine besondere Würde zuerkennt (vgl. 82), hat die kirchliche Kulturarbeit in spezifischer Weise auf den Menschen als Subjekt in seiner je einmaligen Individualität und mit seiner je unverwechselbaren Biographie zu zielen – ohne dass dabei der Blick auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verlorenginge.

II.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird von Kirche und Theologie im immer wieder neuen Angang ‚Zeitgenossenschaft' eingefordert. Dieses Desiderat gilt in besonderer Weise hinsichtlich einer ‚Inkarnation' der christlichen Glaubenswahrheiten in die gegenwärtigen Kulturszenerien. So engagiert das genannte Anliegen auch propagiert wird (vgl. als gewichtigen Beitrag die 1998 veröffentlichte Enzyklika *Fides et ratio* von Papst Johannes Paul II.), so schlecht ist es doch um die Verwirklichung der als notwendig erachteten Inkulturation bestellt. Entsprechende Defizite sind dabei für alle kulturellen Teilsysteme zu konstatieren: für die bildende Kunst genauso wie für Musik, Literatur, Theater, Film oder Tanz.

Ausnahmen bestätigen die Regel: Aufzuzählen sind für den deutschsprachigen Raum einige – langsam aber sicher zahlenmäßig zunehmend – christlich inspirierte Projekte, welche „die Geschichte der modernen Kunst einer Relecture zu unterziehen und ihre Werke und Tendenzen auf religiöse Implikationen hin zu befragen"[14] trachten. Als die wichtigsten dieser Dialog-Veranstaltungen zwischen Kunst und Kirche im deutschen Sprachraum sind zu nennen für den Bereich der Bildenden Kunst die Gesprächs- und Ausstellungsprogramme, wie sie von der *Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst* (D.G.), der Guardini-Stiftung, den Braunschweiger Dominikanern („Kunst im Klo-

[11] G. Vergauwen, Von der Apologetik zur Fundamentaltheologie, a.a.O., 152.

[12] Vgl. dazu J.B. Metz, Zum Begriff der neuen Politischen Theologie. 1967-1997, Mainz 1997.

[13] Vgl. U. Engel, Was ist neu an den „Neuen Medien"? Medialität und Weltverhältnis, in: Wort und Antwort 40 (1999), 51-56. Vgl. auch das gesamte Themenheft „Neue Medien" der Zeitschrift Wort und Antwort 40 (1999), 49-96.

[14] A. Stock, Zwischen Tempel und Museum. Theologische Kunstkritik. Positionen der Moderne, Paderborn u.a.1991, 14.

ster") oder dem Kölner Jesuiten Friedhelm Mennekes („Kunststation Sankt Peter") inszeniert werden[15], für die Abteilung Literatur die i.d.R. noch jungen Publikationsreihen *Ästhetik – Theologie – Liturgik* (LIT Verlag, Münster), ikon (Verlag Schöningh, Paderborn) bzw. Religion und Ästhetik (Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz) oder in cineastischer Hinsicht die deutsch-schweizerische Publikation *Spuren des Religiösen im Film*[16]. Allen diesen Projekten, die zum Teil eine bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende Geschichte aufweisen[17], ist gemeinsam, dass sie angetreten sind, inmitten der „Schwebe von Wahrheitslicht und Wahrheitstäuschung"[18] die den untersuchten ästhetischen Gebilden innewohnende, in der Regel aber verdrängte Dimension des Transzendenten aufzuspüren.[19]

Von den genannten Engagements abgesehen bewegt sich die kirchlich verantwortete Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kunst und Kultur jedoch oftmals eben nicht auf der Höhe der Zeit. Dies gilt in besonderer Weise für einen für den gottesdienstlichen Vollzug zentralen kulturellen Bereich: die liturgische Musik.[20] Die Markierung ‚liturgisch' meint in diesem Zusammenhang solcherart Musik, die im Sinne des vom Zweiten Vatikanum angeregten Liturgieverständnisses einen Mitvollzug der Gemeinde ermöglicht, sprich: die Gottesdienstbesucher in die entsprechende musikalische Aufführungspraxis

[15] Zum aktuell praktizierten Dialog zwischen Kirche und (Bildender) Kunst vgl. neben den einschlägigen Zeitschriften das *münster* und *kunst und kirche* sowie den von der Berliner Guardini-Stiftung verantworteten *TRIGON*-Bänden u.a. die folgenden Publikationen: G. Larcher (Hrsg.), Gott-Bild. Gebrochen durch die Moderne? (FS K.M. Woschitz), Graz – Wien – Köln 1997; J. Schilling im Auftrag des Bistums Hildesheim, Passion. Bernward-Jahr 1993 (Ausstellungskatalog), Bönen 1993; W. Schmied (Hrsg.), Zeichen des Glaubens – Geist der Avantgarde. Religiöse Tendenzen in der Kunst des 20. Jahrhunderts (Ausstellungskatalog), Stuttgart – Mailand 1980; R. Beck / R. Volp / G. Schmirber (Hrsg.), Die Kunst und die Kirchen. Der Streit um die Bilder (Pantheon-Colleg), München 1984; F. Mennekes (Hrsg.), Zwischen Kunst und Kirche. Beiträge zum Thema „Das Christusbild im Menschenbild", Stuttgart 1985; Ch. Dohmen / Th. Sternberg (Hrsg.), ... kein Bildnis machen. Kunst und Theologie im Gespräch, Würzburg 1987; A. Mertin / H. Schwebel (Hrsg.), Kirche und moderne Kunst. Eine aktuelle Dokumentation, Frankfurt/M. 1988; G. Rombold, Der Streit um das Bild. Zum Verhältnis von moderner Kunst und Religion, Stuttgart 1988.

[16] P. Hasenberg / W. Luley / Ch. Martig im Auftrag der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, und des Katholischen Mediendienstes, Zürich (Hrsg.), Spuren des Religiösen im Film. Meilensteine aus 100 Jahren Filmgeschichte, Mainz 1995; vgl. auch die Arbeiten des Schweizer Theologen Ambros Eichenberger, so z.B. A. Eichenberger, Auf der Suche nach „gottdurchlässigen" Filmen. Zum Dialog zwischen Film und Theologie, in: Wort und Antwort 34 (1993), 131-136.

[17] Für den Bereich der Bildenden Kunst vgl. etwa die umfang- und kenntnisreiche Untersuchung von A. Stock, Zwischen Tempel und Museum, a.a.O.

[18] K.-J. Kuschel, Gegenwart Gottes? Zur Möglichkeit theologischer Ästhetik in Auseinandersetzung mit George Steiner, in: W. Lesch / G. Schwind (Hrsg.), Das Ende der alten Gewißheiten, a.a.O., 164; mit dem Terminus »Schwebe« greift Kuschel dezidiert zurück auf den ästhetischen Entwurf von W. Schulz, Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik, Pfullingen 1985.

[19] Vgl. K.-J. Kuschel, Gegenwart Gottes?, a.a.O., 147. Zur Kritik an den gängigen Dialog-Anstrengungen aus religionspädagogischer und systematisch-theologischer Sicht vgl. J. Heumann / W.E. Müller, Auf der Suche nach Wirklichkeit. Von der (Un-) Möglichkeit einer theologischen Interpretation der Kunst (Religion in der Öffentlichkeit 1), Frankfurt/M. u.a. 1996.

einbezieht. Schon eine erste kursorische Durchsicht durch das Material des deutschsprachigen katholischen Gebet- und Gesangbuches Gotteslob legt offen, in welchem Ausmaß diese offizielle Materialsammlung barockes Liedgut, Kompositionen des 19. Jahrhunderts und sogenannte ‚Neue Geistliche Lieder' zum – fast – allein gültigen Standardrepertoire erhebt. Von der Gemeinde mitvollziehbare Lieder, die dem musikalisch-ästhetischen Niveau zeitgenössischer Musik entsprechen, finden sich in diesem Buch nur spärlich. (Etwas anders ist die Situation im Blick auf die ins *Gotteslob* aufgenommenen Kehrverse und Wechselgesänge zu bewerten: Hier präsentiert das katholische Gesangbuch einen in musikalischer Hinsicht recht modern anmutenden Kompositions-Fundus – der allerdings in der Regel nur unzureichend genutzt wird.)

Demgegenüber hat die konzertante (Kirchen-)Musik in den letzten Jahren eine Reihe von Instrumental- und Chorkompositionen hervorgebracht, die das Prädikat ‚zeitgenössisch' wirklich verdienen; als überzeugende Beispiele seien erwähnt *Maximum est unum* von Wolfgang Riehm (zu Meister Eckhart und Nikolaus von Kues), die *Komposition zu Meister Eckhart* von Daniel Glaus oder die aktuellen Werke von Oskar Gottlieb Blarr zu Fra Angelico *(Die zwölf Engel von San Marco; Fra Angelico II)*. Gleichgewichtiges findet sich zwar auch in der liturgischen Musik wieder (erwähnt seien in diesem Zusammenhang die 1980 entstandene Kölner Domfest-Messe von Heinz-Martin Lonquich, Musik, und Klaus Lüchtefeld, Text, sowie die einschlägigen liturgischen Kompositionen von Markus Eham, Robert Helmschrott u.v.a.m.), doch auch dort mangelt es ganz wesentlich an einer breiteren Rezeption.

In seinen Tiefenschichten ist das skizzierte Defizit wesentlich theologisch-ästhetisch begründet, insofern gerade die (musik-)philosophische Ästhetik des 20. Jahrhunderts der tradierten Tonalität als Kontrapunkt das atonale Moment, der bis dato zentralen Kategorie der Schönheit den Gedanken des Bruchs entgegengesetzt hat.[21] Exakt an dieser Stelle hat die Ausformulierung einer theologischen Ästhetik anzusetzen, welche die in der Philosophie nach 1945, vor allem als Reflex auf die nationalsozialistischen Verwüstungen formulierten Zweifel an der Harmonie des Schönen – so etwa von Theodor W. Adorno formuliert – wirklich ernstnimmt.[22] Dass es sich an dieser Stelle nicht nur um philosophisch-ästhetische Einwürfe handelt, sondern dass diesen in besonderer Weise theologisch-liturgische Relevanz zukommt, liegt auf der Hand: das gottesdienstlich gefeierte Geheimnis der Auferstehung Jesu Christi ist nicht unter Umgehung des Kreuzes zu ‚haben'. Wer die Sehnsucht nach Erlösung mit der gläubigen Behauptung von Errettung vorschnell ‚eins zu eins' gleichsetzen will, vergisst den dem christlichen Glauben unabdingbar eingeschriebenen eschatologischen Stachel.

[20] Zum folgenden vgl. J. Wohlmuth, Plädoyer für mehr Zeitgenossenschaft in der liturgischen Musik, in: Musica Sacra 115 (1995), 98-104; A. Gerhards, Auf dem Grat zwischen Beschwichtigung und Brüskierung. Zur Position zeitgenössischer Musik im christlichen Gottesdienst, in: Pastoralblatt (Köln) 48 (1996), 291-300; U. Engel, Kirchenmusik – mehr als nur schöner Schein?, in: J. Rösner (Hrsg.), Christsein 2001. Erwartungen und Hoffnungen an der Schwelle zum neuen Jahrtausend, Freiburg/Br. 1998, 97-100.

[21] Vgl. hierzu das Themenheft „Schönheit" der Zeitschrift Wort und Antwort 40 (1999), 1-48.

[22] Vgl. Th.W. Adorno, Ästhetische Theorie, hrsg. von G. Adorno und R. Tiedemann, Frankfurt/M. ^{7}1985; U. Engel, Umgrenzte Leere. Zur Praxis einer politisch-theologischen Ästhetik im Anschluß an Peter Weiss' Romantrilogie „Die Ästhetik des Widerstands" (Religion – Geschichte – Gesellschaft. Fundamentaltheologische Studien 9), Münster 1998.

Wenn es der Kirche gelingt, ihre Fähigkeit zu kultureller Zeitgenossenschaft überzeugend unter Beweis zu stellen, dann wird ihr im 3. Jahrtausend Zukunft beschieden sein. Wenn die notwendige Erneuerung, Weiterschreibung und Rezeption liturgischer Musik auf der Höhe der Zeit ausbleibt, degeneriert der gemeindlich-gottesdienstliche Vollzug des Christusereignisses zu einer Veranstaltung, die in der Gefahr steht, bloß noch als Reproduktion des schönen Scheins wahr- (und deshalb nicht mehr ernst-) genommen zu werden. Um dem zu begegnen, sind Musiker wie Theologen gleichermaßen gefordert, eine neue theologische Ästhetik unter liturgisch-musikalischen Vorzeichen zu entwerfen.

Vor dem skizzierten Hintergrund erweist sich das Plädoyer für mehr Zeitgenossenschaft in den diversen kulturellen Ausgestaltungen kirchlich-theologischer Äußerungen als ein wesentliches, weil noch weitestgehend uneingelöstes Desiderat am Beginn des 3. Jahrtausends.

III.

Vor nicht all zu langer Zeit hat das von kirchlich-theologischer Seite entwickelte Dialogprojekt unerwartete Schützenhilfe erfahren. In seinem 1989 in London veröffentlichten Buch *Real Presences*[23] vertritt der Literaturwissenschaftler George Steiner die These, dass alle „gute Kunst und Literatur (...) in der Immanenz ihren Anfang [nehmen]. Doch bleiben sie dort nicht stehen. Was ganz einfach heißt, dass es Anliegen und Privileg des Ästhetischen ist, das Kontinuum zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit, zwischen Materie und Geist, zwischen dem Menschen und dem ‚anderen' zu erleuchteter Gegenwart zu erwecken. In diesem allgemeinen und exakten Sinn öffnet sich poiesis in Richtung auf das Religiöse und Metaphysische, wird durch dieses bestätigt."[24] Unter der explizit formulierten Voraussetzung, „dass ‚Gott' *ist*"[25], und, weil es dieses „Setzen auf Transzendenz"[26] gibt, die Grammatik erst lebt und Welten erzeugt, können im Bereich des Ästhetischen (Literatur, Bildende Kunst, Musik) Sinnerfahrungen gemacht werden, welche auf die *notwendige Möglichkeit der realen Gegenwart* Gottes schließen lassen.[27] Sicherlich darf sich die Auffassung Steiners in dem Ende April 1999 von Papst Johannes Paul II. veröffentlichten *Brief an die Künstler* bestätigt sehen.[28] Gleichwohl aber muss kritisch angefragt werden (und exakt zu einem solchen sachlichen Disput ermuntert auch Papst Johannes Paul II. in seinem Schreiben), ob ein solches wie das Steinersche Programm nicht in doppelter – ästhetischer wie theologischer – Weise die Zeichen der Zeit verkennt und deshalb gerade nicht in der Lage ist, im Sinne von Evangelium vitae den so dringlich notwendigen Dialog zwischen Kulturschaffenden und Christen in einer weitestgehend säkularen Gesellschaft zu führen (vgl. 82). Unzweifelhaft ist derzeit ein wiedererwachendes Interesse seitens einer namhaften Zahl von kirchlich nicht gebundenen KünstlerInnen und KulturarbeiterIn-

[23] Deutsche Ausgabe: G. Steiner, Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? Mit einem Nachwort von B. Strauß, München – Wien 1990

[24] Ebd., 296.

[25] Ebd., 14.

[26] Ebd., 15.

[27] Vgl. ebd., 14f. Ausdrücklich spricht Steiner in diesem Zusammenhang von dem „scheinbare[n] Paradoxon einer ‚notwendigen Möglichkeit'„(ebd., 15).

[28] Eine instruktive (wiewohl streckenweise auch kritische) Einführung in den Brief bietet S.O. [St. Orth], Schön und gut. Post von Papst Johannes Paul II. für die Künstler, in: Herder Korrespondenz 53 (1999), 275-276.

nen zu konstatieren; das im Sommer 1999 ausschließlich auf kommunale Initiative hin in Szene gesetzte große Ausstellungsprojekt in Düsseldorf zum Thema *HEAVEN – An Exhibition That Will Break Your Haert* mit Werken international renommierter Künstler wie Gilbert & George oder Jeff Koons mag dafür als paradigmatisch angesehen werden.[29]

Zugleich jedoch ist auf die diesen und ähnlichen Unternehmungen innewohnenenden Differenzen zu christlichen Verkündigungsgehalten hinzuweisen. Diese begründen sich in weit verbreiteten esoterischen und mythischen Ansichten. Deutlich zeugt die (für den Dialog zwischen Kirche und – hier: darstellender – Kunst überaus bedeutsame) neueste Nummer der *Theaterschrift* zum Thema „Spirituality: a Utopia?" davon.[30] Fruchtbare Ansatzpunkte für einen wahrhaftigen, das heißt: die Differenzen wie auch Gemeinsamkeiten wahr- und ernstnehmenden Dialog finden sich – das machen eine ganze Reihe der *Theaterschrift*-BeiträgerInnen deutlich – zumeist in der philosophisch-theologischen Frage nach dem alttestamentlichen Bilderverbot. Dieses zweifelsohne zentrale *link* sollte ganz im Sinne des von der Deutschen Bischofskonferenz im März 1999 in Bad Honnef veranstalteten *Vierten Kunstgespräches* (zum Thema „Bilderverbot"!) verstärkt genutzt werden.[31]

Zurück zu George Steiner: Zum zweiten gilt, dass auch die zentrale *theologische* Voraussetzung Steiners, *dass Gott ist* und *deshalb alle Kunst Widerschein des Göttlichen ist*, problematisch erscheint – und zwar aus gutem theologischen Grund, vergisst doch die einseitig betonende Rede vom Gott, der ‚ist', grundlegend das Moment der eschatologischen Differenz[32], denn die „christliche Theologie ist (...) primär (...) eine Eschatologie"[33]. Steiners „Ästhetik der Anwesenheit"[34] – so die Formulierung von Botho Strauß in seinem Nachwort zur deutschen Ausgabe des *Real Presences-Essays* – ‚weiß' zuviel von Gott. Gegen eine solchermaßen spekulativ auftretende Rede vom göttlichen Sein, vom Primären und Transzendenten muss im Namen der jüdisch-christlichen Überlieferung Einspruch erhoben werden.

29 Kunsthalle Düsseldorf, Grabbeplatz 4, D-40213 Düsseldorf. Dauer der Ausstellung: 30.7.-17.10.1999. Kuratorin: Doreet LeVitte Harten, Düsseldorf. Katalog: deutsch/englisch. Nächste Station: Tate Gallery Liverpool, 11.12.1999-27.2.2000. – Für den hier postulierten Dialog ist interessant, dass von Seiten der Austellungsmacherin die dem Museum direkt benachbarten Dominikaner um Mitwirkung im Begleitprogramm der Ausstellung eingeladen wurden.

30 Theaterschrift Nr. 13 / September 1998.

31 Vgl. dazu S.O. [St. Orth], Kultur: Deutsche Bischöfe laden zum Gespräch über Kunst, in: Herder Korrespondenz 53 (1999), 226-228. – Zum Thema s. auch M.J. Rainer / H.-G. Janßen (Hrsg.), Bilderverbot (Jahrbuch Politische Theologie 2), Münster 1997.

32 Der Terminus eschatologische Differenz wird hier als Kontrast zum Begriff ontologische Differenz gebraucht; vgl. J.B. Metz, Theologie als Theodizee?, in: W. Oelmüller (Hrsg.), Theodizee . Gott vor Gericht?, München 1990, 103-118, hier 104. Dazu und zum folgenden s. bes. T.R. Peters, Über Nähe und Ferne Gottes. Mit D. Bonhoeffer und J.B. Metz im Gespräch, in: Th. Eggensperger / U. Engel / O.H. Pesch (Hrsg.), Versöhnung. Versuche zu ihrer Geschichte und Zukunft (FS P. Engelhardt) (WSA-MA.P 8), Mainz 1991, 136-149.

33 J.B. Metz, Zum Begriff der neuen Politischen Theologie, a.a.O., 158.

34 B. Strauß, Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit, in: G. Steiner, Von realer Gegenwart, a.a.O., 303-320, hier 303. Weiterhin vgl. ebd., 314: »Steiners Buch ist geschrieben in der deutlichen Wahrnehmung, dass die Mitternacht der Abwesenheit überschritten ist.«

Denn der biblische Gott ist – um mit Ernst Przywara zu sprechen – „nicht Gott (...), wenn du ihn begreifst“[35]. Eine solche Einsicht tönt vielleicht ungewohnt, ist jedoch keinesfalls neu, sondern kann mit anerkannten Referenzen aufwarten. Zu erinnern ist zum einen kein Geringerer als Meister Eckhart, formuliert dieser doch in seinen deutschen Predigten (9. Predigt: „Quasi stella matutina ...“): „swer dâ wænet, daz er got bekant habe, und bekante er iht, sô enbekante er got niht“ („Wer da glaubt, dass er Gott erkannt habe, und dabei irgend etwas erkennen würde, der erkennte Gott nicht“).[36] Ebenso ist auch Thomas von Aquin als Zeuge heranzuziehen, denn „Dies ist das Äußerste menschlichen Gotterkennens“, so schreibt er, „zu wissen, dass wir Gott nicht wissen“ (De Pot. 7,5 ad 14). Und: „Gott wird durch das Schweigen geehrt – nicht weil wir von ihm nichts zu sagen oder zu erkennen vermöchten, sondern weil wir wissen, dass wir unvermögend sind, ihn zu begreifen“ (In Trin. 2,1 ad 6). Alles christliche Sprechen – und damit auch der Dialog zwischen Glauben und Kultur – muss sich bewußt sein, dass die menschliche Sprache als kultureller Vollzug niemals vollständig den zum Ausdruck bringen kann, dem wir Christen „als dem Unbekannten“ (STh I 12,13 ad 1) verbunden sind.

Vor diesem Hintergrund stellt sich das Steinersche Unternehmen, eine *Ästhetik der Anwesenheit* konstruieren zu wollen, als undurchführbar heraus. Die aus der christlich-eschatologischen Hoffnung erwachsende theologische Haltung des Gott-Vermissens[37] kann im Blick auf adäquate Form- und Gestaltgebungen nur *via negationis* ausbuchstabiert werden. Diese steht unter dem Verdikt des Bilderverbots, ist also eine sich selbst bestreitende: „Mit den Mitteln der Kunst soll das Undarstellbare darstellbar sein“[38].

Einer solchen Kulturtheorie, die sich im Aspekt der Bestreitung dem alttestamentlich überlieferten Bilderverbot verdankt, ist unabdingbar inhärent das affirmative Moment der in Jesus Christus offenbar gewordenen, auf das Gemeinwohl zielenden Praxis der Nächstenliebe.[39] Ein die in beiden Testamenten manifest gewordene Selbstoffenbarung Gottes ernstnehmender christlicher Humanismus gibt sich nicht mit einem transzendentem *Vorschein* zufrieden, sondern ist gerade auf die gesellschaftliche *Gestaltung und Gestalt* einer umfassenden Befreiung der Menschen in Jesus Christus gerichtet. Christus ist die Offenbarung Gottes, dessen Natur – um noch einmal Thomas von Aquin zu zitieren –, „wie sie in sich ist, weder ein Heide noch ein Christ erkennt“ (STh I 13,10 ad 5). Wenn Christen so Zeugnis geben von dem, was sie in Christus gesehen und gehört haben, können sie auch in ihren nichtchristlichen Gesprächspartnern und zusammen mit ihnen die Wahrheit, die frei macht, erkennen.

35 E. Przywara, Analogia Entis. Metaphysik. Ur-Struktur und All-Rhythmus (Schriften 3), Einsiedeln 1962, 334.

36 Meister Eckhart, Die deutschen Werke, übers. und hrsg. von J. Quint, Bd. 1: Predigten. Erster Band, Stuttgart 1958, 138-158, hier 146 (Übersetzung: ebd., 462-466, hier 463). Zur Interpretation vgl. auch J. Derrida, Wie nicht sprechen. Verneinungen (Edition Passagen 29), Wien 1989, 16-19.

37 Zur Kultur des Gott-Vermissens vgl. J.B. Metz, Theologie als Theodizee?, a.a.O., 112.

38 M. Leisch-Kiesl, Diesseits der Grenze. Reflexionen zum Begriff des Erhabenen, in: Orientierung 60 (1996), 9-12, 22-24, hier 10. Allerdings versieht Leisch-Kiesl ihre Aussage mit einem Fragezeichen.

39 Vgl. grundlegend R. Volp, Bilder. VII. Das Bild als Grundkategorie der Theologie, in: TRE 6, 557-568; G. Bachl, Bild. IV. Systematisch-theologisch, in: LThK^3 2, Sp 445-446; J. Wohlmuth, Schönheit/Herrlichkeit, in: NHThG^2 5, 17-25.

Diesem Ziel hat ein christlicher Humanismus im Dialog zwischen Glauben und Kultur, Kirche und Kunst, Theologie und Ästhetik zu Beginn des neuen Jahrtausends zu dienen.

ULRICH ENGEL OP,

Dr. theol., geb. 1961, Lehrbeauftragter für Philosophie an der Phil.-Theol. Hochschule Münster, verantwortlicher Schriftleiter der von deutschen Dominikanern herausgegebenen theologischen Zeitschrift Wort und Antwort, Ausbildungsleiter der Dominikaner-Provinz Teutonia.

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. Mai 2000)

Aus dem Vatikan

1. Predigt von Papst Johannes Paul II. zum „Jubiläum des geweihten Lebens" auf dem Petersplatz:

Johannes Paul II. hat die rund eine Million Ordensleute in aller Welt ermutigt, ihre Gott geweihte Lebensform auch in das dritte Jahrtausend zu tragen. Die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams bedeuten keineswegs eine Verarmung, sondern bewirkten eine Befreiung des Menschen.
siehe Beilage (aus OR 11.2.2000) Seite 1-3

2. Information über die Ordensgemeinschaften in Deutschland

Der Osservatore Romano weist auf folgende Zahlen hin: in Deutschland gibt es nach den jüngsten, von Anfang 1999 stammenden Angaben 112 Männerorden und –kongregationen mit 5909 Mitgliedern in 580 klösterlichen Niederlassungen. Den Frauenorden gehören 35000 Schwestern in rund 350 Generalaten, Provinzialaten, Abteien und selbständigen Einzelklöstern in rund 3000 klösterlichen Niederlassungen an. (OR 11.2.2000)

3. Seligsprechung von zwei Päpsten

Der Konzilspapst Johannes XXIII: (1958-1963) wird am 3. September seliggesprochen. Das bestätigte der Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, Erzbischof José Saraiva Martins CMF. Gleichzeitig würden auch dessen Vorgänger Pius IX: sowie drei weitere „Diener Gottes" zur Ehre der Altäre erhoben. Pius IX. hat die Kirche von 1846 bis 1878 geleitet und das Erste Vatikanische Konzil einberufen, das den Universalprimat des Bischofs von Rom formulierte. In sein Pontifikat fiel auch die Eroberung Roms und das Ende des Kirchenstaates. Zusammen mit den beiden Päpsten sollen auch der frühere Erzbischof von Genua und Ordensgründer Tommaso Reggio sowie der französische Ordensgründer Gulielmus Chaminade und der irische Benediktinerabt Columba Marmion seliggesprochen werden. (OR 11.2.2000)

4. Prälat Erwin Gatz 25 Jahre Rektor des „Campo Santo"

Siehe Beilage (aus OR 3.3.2000) Seite 4

5. Bischöfe und Theologen diskutieren über das Konzil

Eine Versammlung von über 200 Theologen, Bischöfen und Kardinälen beriet im Vatikan über die Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils in der katholischen Kirche. Die mit hochkarätigen Referenten aus dem Vatikan und allen Erdteilen besetzte Versammlung soll nach dem Willen von Papst Johannes Paul II. prüfen, wie weit die Beschlüsse des großen Reformkonzils (1962-1965) in der Praxis verwirklicht wurden und wo noch Defizite bestehen. Den Einführungsvortrag bei dieser Tagung hielt der Bochumer Fundamentaltheologe, Professor Hermann Josef Pottmeyer, zum Thema: „Das Zweite Vatikanische Konzil – Von der Synode 1985 bis zum Großen Jubiläum 2000".
Prominentester Mitarbeiter des Kongresses war der Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, Joseph Kardinal Ratzinger. Er sprach über die Ekklesiologie nach der Konzilskonstitution Lumen Gentium.
In seiner Abschlußrede bekannte sich Johannes Paul II. mit Nachdruck zu den Ergebnissen dieses Konzils und warnte davor, es einseitig und voreingenommen zu interpretieren. Die vom Konzil aufgenommene ökumenische Bewegung zur Einheit aller getauften Christen sei unumkehrbar. (OR 3.3.2000)

6. Schuldbekenntnis und Vergebungsbitte des Papstes

Erstmals in der Geschichte der Kirche hat sich der Papst mit einem umfassenden „Mea culpa" für Fehler und Sünden von Christen in den zurückliegenden 2000 Jahren entschuldigt. Bei dem Gottesdienst im Petersdom beklagte Johannes Paul II. am Sonntag , dem 12. März, in sieben Vergebungsbitten „Methoden der Intoleranz" von Christen, verurteilte die Spaltungen der Christenheit und bekannte die Sünden von Christen gegen die Juden. In seiner Predigt rief er alle Gläubigen auf, Vergebung zu gewähren und Vergebung zu erbitten. Die Christen von heute sollten nach sorgfältiger Überprüfung die Schuld von Christen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart anerkennen. Auch wer keine persönliche Verantwortung trage: Auf Grund der Verbundenheit der Gläubigen „tragen wir in uns die Last der Irrtümer und die Schuld der Vorfahren". Dann legte der Papst ein Schuldbekenntnis für Verfehlungen von Christen gegen den Frieden, gegen die Rechte der Völker und die Achtung gegenüber anderen Religionen und Kulturen ab. Dabei schloss er ausdrücklich Einwanderer und Zigeuner ein. In weiteren Vergebungsbitten bekannte der Papst Sünden gegen die Würde der Frau und beklagte alle Menschenrechtsverletzungen, einschließlich dem Missbrauch von Minderjährigen und der Tötung Ungeborener. „In manchen Zeiten der Geschichte haben die Christen bisweilen Methoden der Intoleranz zugelassen", bekannte der Papst in dem in sieben Fürbitten aufgeteilten „Mea culpa". Sie hätten gegen das „große Gebot der Liebe" verstoßen und damit das „Antlitz der Kirche entstellt". (OR 17.3.00)

Mission

1. Franziskaner in Ägypten

Mit 90 Laienbrüdern, über 1500 Schwestern und 1500 Laien ist die Präsenz der Franziskaner in Ägypten eine Besonderheit auf arabischem Boden. Seit dem Besuch des hl. Franz von Assisi im Jahr 1219 beim Sultan Melek el-Kamel haben Franziskaner ihren Platz am Nil gefunden. Insbesondere nahmen sie sich seit jeher der Pestkranken an. Außerdem gründeten sie die koptisch-katholische Kirche. Heute gehören sie zu den Katholiken, die sich am meisten in der Pastoral und in der Sozialarbeit in Ägypten engagieren. „Die ägyptische Provinz ist einzig in ihrer Art: die Mitglieder sind alle Araber und gehören sowohl dem koptischen als auch dem lateinischen Ritus an", erklärte der Generalminister des Ordens der Minderbrüder, P. Giacomo Bini OFM, nach einem Besuch in der Ägyptischen Provinz Anfang Februar. (OR 3.3.2000)

2. „Frieden an Stelle von Geld": Appell eines Franziskaners ein Jahr nach dem Krieg

„Frieden ist wichtiger als Geld. Nationale und internationale Organisationen verteilen Geld und Lebensmittel im Kosovo. Doch nur wenige interessieren sich für die Wut und die Frustration, die Serben und Kosovaren in ihrem Herzen immer noch empfinden. Es sollte eine weniger offensichtliche und engagiertere Arbeit stattfinden: auch die Seele der Menschen, denen man helfen will, muss berücksichtigt werden."
Ein Jahr nach dem Eingreifen der NATO im Kosovo wandte sich der italienische Franziskanerpater Gian Maria Polidoro, verantwortlicher Leiter des Assisi Pax International-Verbandes, der sich durch kulturelle, soziale und interreligiöse Projekte für den Frieden einsetzt, mit diesem Appell an Fides. „Wir wollen eine <Kultur des Friedens> aufbauen. Für den Balkan und insbesondere für den Kosovo haben wir deshalb ein Programm der Friedensarbeit unter den Völkern vorgeschlagen, das die absolute Notwendigkeit des Friedens als Quelle der Harmonie, der Kultur und des Wohlergehens verdeutlichen soll", erklärt der Pater.
Der Initiative haben sich auch andere Verbände und Einrichtungen angeschlossen, darunter der interdiözesane Caritasverband Skutari-Sapp (Albanien), mehrere italienische Caritasverbände und das deutsche Hilfswerk „Renovabis", eines der größten internationalen Hilfswerke, die Hilfsprogramme in den Balkanländern unterstützen. „Mit unserer Methode wollen wir das Thema der Befriedung in den intellektuellen Horizont des Balkans eingehen lassen. Es handelt sich dabei um ein kulturelles Problem: diese Welt bedarf der Toleranz, die Vorstellung vom Frieden, die heute an letzter Stelle steht, muss wieder in den Mittelpunkt gerückt werden. Die Alternative ist der Hass, die Rache oder auch die Selbstzerstörung, die heute üblich ist."
Das für den Balkan eingeleitete Programm umfasst Ausbildungsprogramme, in deren Mittelpunkt die Erziehung zum Frieden und zur Gewaltlosigkeit stehen soll. Ab dem 10. April werden in Skutari eine Reihe von Veranstaltungen stattfinden (Konferenzen, Filmvorführungen und Demonstrationen), mit denen insbesondere junge Menschen für die Themen Frieden, Toleranz und Versöhnung sensibilisiert werden sollen. Das Koordinationszentrum befindet sich in Albanien, in der ehemaligen Residenz von König Zog, an der Grenze zu Montenegro, wo bereits junge Serben und Albaner zusammenleben: „Eine an sich bereits sehr wichtige Erfahrung", erklärt P. Polidoro. (Fides, 31.3.2000)

3. Islamische Entführer von Basilan: „Wir verhandeln nur mit dem Vatikan"

„Die Rebellen wollen mit einem Vatikanvertreter verhandeln", erklärte der Obere der Klaretiner auf den Philippinen, Pater Carlos Rivas CMF, der als Vermittler mit der muslimischen Abu Sayyaf-Gruppe in Verbindung steht, gegenüber Fides. Die Gruppe hält 33 Lehrer und Schüler als Geiseln fest, darunter auch den 34-jährigen philippinischen Klaretiner-Missionar Pater Rhoel Gallardo CMF, Pfarrer und Rektor der Schule. Die insbesondere auf Mindanao und Basilan tätige Rebellengruppe setzt sich aus muslimischen Separatisten zusammen, die für die Unabhängigkeit der südlichen Gebiete der Philippinen kämpfen.
„Kurz nach unserer Ankunft in Tumahubong", so Pater Rivas gegenüber Fides, „versammelten sich viele Menschen in der Kapelle zum gemeinsamen Gebet für die Opfer. Unsere Anwesenheit hat den Menschen neuen Mut gegeben. Sie brauchen moralischen Beistand, um die Situation anzugehen. In der Region kann man sich sowohl tagsüber als auch in der Nacht nur mit bewaffnetem Begleitschutz fortbewegen. Insbesondere der Bischof und Ausländer im allgemeinen sind gefährdet: sie sind in den Augen der Rebellen mehr wert als Einheimische. In den Gemeinden herrscht ein Klima der Spannung." „Ich habe Lehrer und Schüler besucht", bekräftigt Pater Rivas, „einige muslimische Schüler erzählten mir, sie hätten einen christlichen Lehrer gerettet, indem sie ihm eine Schüleruniform gaben, so dass ihn die Rebellen nicht als Lehrer erkannten."
Die Kongregation der Klaretiner (Missionare, Söhne des Unbefleckten Herzen Mariens) hat auf den Philippinen 8 Häuser, von denen sich fünf auf der Insel Mindanao befinden. Insgesamt gibt es auf den Philippinen 47 Missionare, 98 Theologiestudenten und 16 Novizen. Wie Pater Rivas berichtete, wurde Pater Rhoel von Pater Nestor Banga und dem Seminaristen Jonas Centeno vertreten. Sie sollen den verzweifelten Einheimischen Trost spenden. „Aus verschiedenen Teilen der Welt kommen weiterhin Solidaritätsbotschaften an, auch von Papst Johannes Paul II.. Wir beten für eine friedliche Lösung der Krise." (Fides 7.4.2000)

4. Spanien: „Missionsbrüderschaft Verbum Dei" weit verbreitet

Ungefähr zeitgleich mit der Einberufung des II. Vatikanischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. in den sechziger Jahren entstand in einem anderen Teil der Welt die „Fraternidad Missionera Verbum Dei". An einem abgelegenen Ort auf der spanischen Insel Mallorca träumte der Gemeindepfarrer Manor del Valle von der Verkündigung der Frohbotschaft und der Verbreitung des Glaubens bis an die Grenzen der Welt (Mt 28,19). Die Begeisterung des jungen Pfarrers steckte auch eine Gruppe von jungen Mädchen an, die mit der Verkündigung des Evangeliums begannen. Bald schlossen sich ihnen auch andere Jugendgruppen an, die vom selben Missionseifer inspiriert waren.
So entstand 1963 die von Pater Jaime Bonet gegründete „Fratenidad Missionera Verbum Dei", die 1969 als Institut des aktiven und kontemplativen gottgeweihten Lebens anerkannt wurde. Ziel des Institutes war die Heranbildung von Aposteln Christi unabhängig von Geschlecht, Rasse und sozialer Herkunft. Die Brüderschaft umfasst drei verschiedene Zweige: Missionare, Missionarinnen und missionarische Ehen. Alle sind von denselben Idealen inspiriert: sie wollen sich in der Liebe vervollkommnen und durch den Dienst des Wortes diese brüderliche Liebe als lebensspendender Kern des Reiches Gottes auf der ganzen Welt verbreiten.
Die Brüderschaft befolgt das Motto der ersten Jünger Christi („Wir wollen beim Gebet und beim Dienst am Wort bleiben", Apg 6,4)

und den Geist der christlichen Urgemeinde, die sich auf den Dienst am Wort konzentrierte: durch das Gebet soll das Wort aufgenommen und zum eigenen Leben gebracht werden, das zum eigenen Wandel und zur Verkündigung des Wortes unter den anderen beitragen soll, damit auch diese ihrerseits das Wort leben und lehren. Gegenwärtig ist die Brüderschaft in 34 Ländern auf fünf Kontinenten präsent und hat rund tausend Mitglieder in 75 Gemeinschaften. (Fides, 7.4.2000)

5. Kooperation zwischen „Missionar/in auf Zeit"-Diensten und den „Diözsanstellen Weltkirche" der Bistümer

Die Einrichtung der MaZ-Bewegung (Missionar/in auf Zeit) geht auf die Katholikentage 1980 (Berlin) und 1982 (Düsseldorf) zurück. Dort nahmen Ordensgemeinschaften das Interesse junger Leute an einem Freiwilligendienst in der „Dritten Welt" wahr. Steyler Missionare und andere Orden stellen seit Ende der achziger Jahre ein zunehmendes Interesse an MaZ-Diensten fest. Mund-zu-Mund-Propaganda und MaZ-Berichte in den Medien tragen u.a. dazu bei. Die Beauftragten für Berufungspastoral der Steyler Missionare haben 1992 „MaZ" als „einen Schwerpunkt heutiger Berufungspastoral" bezeichnet. MaZ soll jungen Erwachsenen eine Lernerfahrung ermöglichen, damit sie motiviert sind, nach der Rückkehr in Deutschland missionarisch tätig zu werden. In diesem Sinne wird MaZ vor allem gesehen als ein Dienst an der eigenen Ortskirche. Die Arbeitsgemeinschaft „Missionar/in auf Zeit" besteht seit 1994. Ihr gehören derzeit 20 Ordensgemeinschaften an: Arme Schulschwestern, Don Bosco Schwestern, Comboni Missionare, Franziskanerinnen von Reute, Herz-Jesu-Missionare, Institut St. Bonifatius, Jesuiten, Missionsbenediktiner, Missionsdominikanerinnen, Pallottiner, Pallottinerinnen, Schwestern unserer lieben Frau, Schwestern vom kostbaren Blut, Schwestern von der heiligen Maria Magdalena Postel, Spiritaner, Spiritanerinnen, Steyler Missionare, Steyler Missionsschwestern, Weiße Schwestern, Weiße Väter. Von der Größe der Programme her sind vor allem zu nennen:

- Steyler (Frauen und Männer): 50-60 Plätze/Jahr
- Pallottiner (Frauen und Männer): 20-25 Plätze/Jahr
- Spiritaner/innen und Schwestern vom kostbaren Blut: 10-15 Plätze/Jahr
- Reuter Schwestern: 5 Plätze/Jahr

Die AG MaZ hat u. a. zum Ziel, „gemeinsame Qualitätsstandards" im Blick auf Auswahl, Vorbereitung, Durchführung und Rückkehr der MaZ bzw. des Dienstes an sich zu gewährleisten. Neu hinzukommende Gemeinschaften sollen sich daran orientieren.
Eine enge Zusammenarbeit mit den Bistümern in diesem Punkt wäre wünschenswert, um das Angebot „Missionar/in auf Zeit" an die Heimatdiözesen der Interessenten rückzubinden und eine gewisse Kontinuität zu sichern.

6. Welt-Missions-Kongress 2000

Vom 18. bis 22. Oktober 2000 findet in Rom der Welt-Missions-Kongress statt mit dem Thema „Jesus – Quelle des Lebens für alle". Das Ziel dieses Kongresses ist es, die Aufmerksamkeit auf die Person Jesu Christi zu richten, der der einzige Retter ist „gestern, heute, und für immer"; daher die Notwendigkeit, seinen Namen allen Nationen zu verkünden. Die Kirchen, die durch den Ruf Christi gewachsen sind, wollen zusammenkommen, um mit Freude dem Vater zu danken, der ihnen durch die Kraft des Geistes Ursprung und Wachstum

geschenkt hat, und der sie berufen hat, andere Menschen zu evangelisieren. Die eingeladenen Bischöfe, Leiter von nationalen und diözesanen Missionszentren und Missionare werden bei dieser Zusammenkunft ihre Überzeugung bekräftigen und ihre Begeisterung innerhalb der Lokalkirchen erneuern.
Während des Kongresses ist ein Programm mit Impulsen in Schrift und Theologie vorgesehen, welches durch die Teilnehmer von allen Kontinenten (in Wort, Musik und Bild) eine interkulturelle Annäherung an unser Glaubensleben darstellen soll. Der Kongress möchte ein Bild der Einheit in Verschiedenheit sein – ein Bild unserer Katholizität.

7. Schuldbekenntnis der Missionswerke

Nach der Vergebungsbitte des Papstes haben sich auch die Päpstlichen Missionswerke in Europa für die Fehler und Vergehen der Missionsgeschichte entschuldigt. In der Vergangenheit sei die Evangelisierung oft die „Zwillingsschwester der Kolonialisierung" gewesen, heißt es in einer in Dublin verabschiedeten Erklärung, die das internationale katholische Missionswerk missio in Aachen veröffentlichte. Nicht selten seien andere Kulturen und Religionen als minderwertig verachtet worden. Auch heute sei die Gefahr „neokolonialer Abhängigkeiten" nicht beseitigt. (OR 14.4.00)

8. Ruanda: Jubiläum der Ordensleute zur Hundertjahrfeier der Kirche

Am Vorabend des 6. Jahrestages des Genozids in Ruanda (der am 7. April 1994 begann) gibt es in Kigali Zeichen des Wandels in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat: die Ordensleute denunzieren Ungerechtigkeiten, bitten jedoch gleichfalls um Vergebung; die Regierung bekennt sich zur Ermordung von zahlreichen Ordensleuten im Zusammenhang mit dem Genozid und bittet die Kirche um ihren Einsatz für die Versöhnung; der Papst bittet die Ordensleute in einer Botschaft, als Instrumente des Friedens tätig zu werden. Das Jubiläum der Ordensleute in Ruanda wurde am 25. März in Kigali gefeiert, zeitgleich mit den Hundertjahrfeiern der Präsenz der Kirche und der Missionare im Land. Aus Anlass der Jubiläumsfeiern hatte die Vereinigung der Ordensoberen (ASUMA) ein Schreiben veröffentlicht, in dem sie auf die „Ungerechtigkeiten gegenüber den Töchtern und Söhnen Gottes" hinweisen und sich zum Engagement zur „Förderung des Friedens" verpflichten.
In den vergangenen Jahren waren die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Ruanda angespannt gewesen. 1997 hatten die Zivilbehörden einige Kultstätten in Gedenkstätten für den Genozid umgewandelt. Außerdem hatte die Regierung der Kirche vorgeworfen, sie habe zu spät mit dem Engagement gegen die Massaker begonnen, wobei sie vergessen hatte, dass gerade Johannes Paul II. nach dem Angelusgebet am 15. Mai 1994 die Massaker in Ruanda als „Genozid" bezeichnet hatte. Die letzte Handlung im Rahmen dieser angespannten Lage war im April 1999 die Festnahme von Bischof Augustin Misago von Gikongoro und die gegen ihn erhobene Anklage wegen Beteiligung am Völkermord. Der Bischof befindet sich immer noch in Haft und wartet auf den Urteilsspruch im gegen ihn angestrengten Prozess. (Fides, 14.4.00)

9. Brasilien: Dank und Reue für die 500 Jahre der Evangelisierung

Kardinalstaatssekretär Angelo Sodano hatte am 26. April den Vorsitz bei dem Festgottesdienst aus Anlass der 500-Jahr-Feiern der Evangelisierung in Brasilien. Der Gottes-

dienst, zu dem die Glocken des ganzen Landes läuteten, fand nur wenige Kilometer entfernt von Porto Seguro statt, wo vor 500 Jahren der Franziskanerpater Henrique de Coimbra die erste Messe in diesem Land feierte. In seiner Homilie hob der Delegat des Papstes hervor, dass „die heutigen Brasilianer ihre Existenz auch dem Werk vieler Missionare verdanken, wie zum Beispiel den Märtyrern von Cunahau, die erst vor kurzem seliggesprochen wurden", deshalb sei die Eucharistiefeier auch ein Danksagungsgottesdienst für die Saat, die von so vielen mutigen Missionaren über fünf Jahrhunderte hinweg ausgesät worden sei.
Der 26. April wurde von der brasilianischen Regierung zum Feiertag erklärt und die Veranstaltungen aus Anlass der 500-Jahr-Feiern wurden von allen wichtigen Fernsehsendern übertragen. Vor und nach der Eucharistiefeier hatten verschiedene andere Veranstaltungen stattgefunden. Zum Abschluss der Feiern wurden die Arbeiten der 38. Vollversammlung der Brasilianischen Bischofskonferenz eröffnet. Im Zusammenhang mit den 500-Jahr-Feiern der Evangelisierung in Brasilien hatten verschiedene Verlagshäuser, Schulen, Universitäten, religiöse Kongregationen und Bewegungen sowie katholische Medien in Puerto Seguro gemeinsam eine Ausstellung zum Thema „Kirche in Brasilisen" zusammengestellt. (Fides, 28.4.00)

10. Ordensfrau erhielt Ehrendoktorwürde

Die Ordensschwester Jeanne Devos gründete vor 15 Jahren die inzwischen in ganz Indien verbreitete, 30.000 Mitglieder zählende „Bewegung für Hausmädchen" (National Domestic Worker's Movement/NDWM). Für diese Arbeit erhielt die resolute Ordensfrau kürzlich, gemeinsam mit der Menschenrechts-Hochkommissarin der Vereinten Nationen Mary Robinson, die Ehrendoktorwürde der Universität Löwen. In ihrem Heimatland Belgien ist Jeanne Devos schon lange kein „Nobody" mehr.
Das Engagement für die Armen hatten ihr schon die sozial eingestellten Eltern in die Wiege gelegt, erzählt die 1935 im flämischen Kortenaken geborene Bauerntochter, die schon als zwölfjährige über Gandhi las und davon träumte, nach Indien zu gehen. Frauenrechte – dafür beschloss die bodenständige Schwester zu kämpfen. Ihr Talent, Menschen zu verbinden und zum Engagement zu bewegen, komme der von ihr gegründeten Bewegung zugute, sagen ihre Freunde. Seit der Gründung der ersten NDWM-Gruppe 1985 in Tamilnadu entstand rasch ein weites Netz an Beratungsstellen, Frauenhäusern und Treffpunkten für Hausmädchen. (KNA)

11. Gemeinnutz auf philippinisch

Gerechtigkeit, darüber hat sie im Elternhaus viel erfahren. Denn sie ist die Tochter eines ehemaligen Richters. Die Rede ist von der Ordensfrau Schwester Christine Tan. Sie lebt zur Zeit in Leveriza, einer armen Gemeinde, wo sie Jugendliche aus ärmsten Familien bei der Berufsausbildung begleitet. Noch ist sie Direktorin der staatlichen karitativen Organisation „Charity Sweepstake" (PCSO). Von dieser Aufgabe wird sie wohl demnächst entbunden sein. Denn die Ordensfrau hat es gewagt, hinter die Kulissen der Wohlfahrtsorganisation zu schauen, bei der der philippinische Staatspräsident Joseph Ejercito Estrada und seine Frau allein das Sagen haben.
Was geschehen ist, hat Christine Tan in einem jetzt veröffentlichten Brief festgehalten. Sie berichtet, dass sie vor einem Monat vom Sekretär der Organisation unterrichtet wurde, an einem Treffen des Vorstandes von Charity Sweepstake nicht mehr teilnehmen zu können, da der Staatspräsident einen

neuen Vorstand ernannt habe. 20 Monate zuvor, so berichtet sie, „übernahm ich gemeinsam mit dem Staatspräsidenten das Amt des Direktors der Organisation." Dabei wurde ihr mitgeteilt, dass diese Position gleichrangig mit der des Präsidenten in der Organisation sei.

Schon nach kurzer Zeit im Amt bemerkte die Ordensschwester, dass die Anträge auf Förderung von Bürgermeistern, Kongressabgeordneten, des Staatspräsidenten selbst und der First Lady immer zahlreicher wurden, „während es immer schwieriger wurde, aus dem Fonds Mittel für unsere normalen Krankenhäuser und sozialen Einrichtungen bereitzustellen." Es seien Hunderte von Millionen Pesos gewesen, die an Kongressabgeordnete und an Bürgermeister oder an das Präsidentenpaar gingen. Die Schwester hat ausgerechnet, dass innerhalb eines einzigen Jahres umgerechnet mehr als elf Millionen US-Dollar an den Staatspräsidenten und seine Frau abflossen. Dagegen wurden Mittel zur Behebung sozialer Notstände lediglich in Höhe von umgerechnet nicht einmal ganz 1,7 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt, „um damit Tausenden von Kranken, Alten, Kindern, Waisen und ins Unglück Geratenen zu helfen."

Als der Schwester dieses Missverhältnis auffiel, sie feststellen musste, wie viele Millionen in die Taschen weniger, der Staatspräsident eingeschlossen, flossen, tat sie etwas für ein korruptes Land mit einer korrupten Regierung offenbar Unverzeihliches: Sie lehnte Anträge des Präsidenten ab, begann, sie „zu hinterfragen und Entscheidungen aufzuschieben." Am Schluss ihres Briefes heißt es: „Heute frage ich mich, weshalb ich als Direktorin abgesetzt werde. Man könnte einfach antworten, weil das in der Macht des Staatspräsidenten steht. Rein rechtlich ist dies so. Moralisch jedoch nicht. Welche Motivation hatte der Präsident? Ich wurde informiert, dass unter einem neuen Vorsitzenden des Vorstandes ein Direktor berufen werde, der aus der Unterhaltungsindustrie kommt, ein anderer Günstling des Präsidenten und der First Lady, ein anderer Verwandter des Vorsitzenden des Vorstandes von Charity Sweepstake. Die Antwort ist logisch: Auf den Philippinen stehen die Präsidentschaftswahlen an, und ich habe nicht gelernt zu stehlen." (Information, Missionszentrale der Franziskaner)

Mitteilungen aus den Ordensvereinigungen

1. VDO-Vorstand und ADOV tagten in Gadheim

Der Vorstand der VDO kam zur Frühjahrssitzung vom 19. bis 22. März 2000 in Gadheim oberhalb von Veitshöchheim (bei Würzburg) zusammen. Im Mittelpunkt der Beratungen stand vor allem die Vorbereitung der Jahrestagung 2000 sowie die Weiterarbeit an einem Leitbild-Entwurf und einem Marketingkonzept der VDO. Außerdem ging es um einen Erfahrungsaustausch zu den Kontaktgesprächen auf diözesaner Ebene als thematische Grundlage für eine Begegnung von Mitgliedern der Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens" mit der Kommission für Geistliche Berufe und Pastorale Dienste der Deutschen Bischofskonferenz im Juni diesen Jahres.

Im Anschluss an die Sitzung des VDO-Vorstandes, an der auch die Vorsitzenden der VDO-Kommissionen teilnahmen, kamen die Vorstände von VDO, VOB und VOD zur gemeinsamen Frühjahrssitzung im Rahmen der ADOV (Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensobern-Vereinigungen) zusammen.

- Auf Wunsch des Sprecherkreises des Forum der Orden fand zu Beginn der gemeinsamen ADOV-Beratungen ein gut anderthalbstündiges Gespräch mit den beiden Sprechern P. Hadrian Koch OFM und Schwester Edith-Maria Senn statt, denen es vor allem darum

ging, wie das Forum (ohne instrumentalisiert zu werden) wieder mehr zu einem Instrument der Dachverbände werden und wie es bei Tagungen der Höheren Oberinnen und Oberen vorkommen könne und welche Anliegen es seitens der Dachverbände an das Forum gibt.

- Endgültig verabschiedet und von den drei Vorsitzenden feierlich unterzeichnet wurde ein gemeinsamer Vertrag der Ordensobern-Vereinigungen VDO, VOD und VOB, mit dem die Herausgabe und Veröffentlichung der gemeinsam getragenen Zeitschrift Ordenskorrespondenz künftig geregelt wird.
- Außerdem wurde über folgende Themen beraten: Beteiligung der Ordensgemeinschaften an der Entwicklung der „Internet-Seelsorge", Mitwirkung von Ordensleuten und Ordensobern im Verein Donum Vitae, Begegnung der Vorsitzenden der Vereinigungen mit der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz im Juni d.J., Vorbereitung einer Neuauflage der gemeinsam herausgegebenen und verteilten Broschüre „Atem holen", Gestellungsgeld 2001 etc.
- In einem ausführlichen Austausch wurde über die Vorstandsarbeit und die Planung der diesjährigen Mitgliederversammlungen der Höheren Ordensobern und –oberinnen gesprochen. Gewürdigt wurde dabei die in den letzten Jahren noch enger gewordene Zusammenarbeit der drei Vorstände. Im Rahmen der in diesem Jahr anstehenden turnusmäßigen Neuwahl des VOD-Vorstands werden fünf der acht bisher dort vertretenen Schwestern nicht mehr für eine Wiederwahl kandidieren.

2. Vorankündigung: VDO-Jahrestagung 2000

Das Schwerpunkt-Thema der diesjährigen Mitgliederversammlung der VDO lautet auf Beschluss des Vorstandes: **Orden 2000- Was uns leitet!** Brennpunkte zur Erschließung dieses Themas werden einführende Statements zur Frage „Was uns leitet – Rückfrage nach innen" sein (P. Eric Englert OSA), Öffentlichkeitsarbeit der VDO (P. Herbert Bihlmeyer SDB), Vielfalt und Gemeinsamkeit (Abt Albert Altenähr OSB), Vorstandsarbeit 1999/2000 (P. Bernd Franke SJ). Prof. Dr. Rolf Zerfaß wird mit einem Impulsreferat zum Thema „Ein Leitbild für die Kirche heute" den Bogen spannen zur Entwicklung eines Leitbildes der VDO. Einen Entwurf dazu hat der VDO-Vorstand mit dem Unternehmensberater und Diplompsychologen Harald Esser erarbeitet, das von ihm vorgestellt wird und gemeinsam beraten werden soll.
Die Arbeit an einem Leitbild der VOD wird nicht theoretisch bleiben, sondern es stellt sich damit auch die Frage nach der praktischen Umsetzung. Deshalb wird es auch um die künftige Struktur der VDO und ihr Marketingkonzept gehen.

3. VOD-Mitgliederversammlung 2000

Das Schwerpunktthema der diesjährigen Mitgliederversammlung der VOD lautet auf Beschluss des VOD-Vorstandes: „Zukunft der Orden – Orden der Zukunft".
Impulse zur Erschließung dieses Themas werden einzelne Vorstandsmitglieder geben und damit auch eine Reflexion verbinden. P. Heribert Arens OFM, Provinzial der Sächsischen Franziskanerprovinz, kann leider erst am Freitag vormittag (16.6.2000) einen weiterführenden Impuls zu dieser Thematik geben, der bereits bei der UCESM-Mitgliederversammlung in HR-Dubrónvik Anklang und Zustimmung gefunden hat. Am Donnerstag Nachmittag wird uns der Kirchenrechtler, P. Dr. Dominicus Meier vom Kloster Meschede zur Beratung zur Verfügung stehen. Dabei geht es zunächst um die Fragestellung der Rechte und Pflichten der Ordensgemeinschaften päpstlichen und diözesanen Rechts. Diese Thematik wurde

durch die Anfragen verschiedener Ordensoberinnen ausgelöst. Darüber hinaus können auch praxisrelevante Fragen zum Kirchenrecht gestellt werden.

4. Neues Benediktinerkloster in der Nähe von Saarbrücken

Wie der Ausgabe der Nr. 27 der Tagespost vom 4. März 2000 zu entnehmen war, ist Dom Nicolas de Wolf OSB (68) , bis 1997 Abt der niederländischen Benediktinerabtei Vaals, vom Vatikan zum Prior des neu gegründeten Klosters Gräfinthal, Diözese Speyer, ernannt worden. Dom de Wolf begann 1993 mit der Neubelebung der monastischen Gebetsstätte, siedelte am Ort eine kleine Gemeinschaft von Mönchen an, denen er sich 1997 selbst anschloss, und durfte am 8. Dezember vergangenen Jahres die Erhebung seiner Gründung zum exemten Priorat päpstlichen Rechts erleben, die in Rom auf Empfehlung des Erzabtes von Solesmes und des Bischofs von Speyer hin erfolgt war. De Wolf, seinerzeit der jüngste Abt des gesamten Benediktinerordens, war über dreissig Jahre Oberer seiner blühenden Kommunität in Holland und mehr als 25 Jahre Visitator der an ihrem Ursprung französischen, heute aber internationalen Benediktinerkongregation von Solesmes in Frankreich. Gräfinthal ist diesem Ordenszweig affiliiert, das heißt in seine Gebetsgemeinschaft aufgenommen und der Aufsicht seiner Visitatoren unterstellt.

5. Neues Kloster in Lage-Rieste

Das Bistum Osnabrück erhält ein neues Frauenkloster in Lage-Rieste im Norden des Landkreises Osnabrück. Noch in diesem Jahr werden 17 Dominikanerinnen in die „Kommende Lage" neben der Wallfahrtskirche einziehen, wie die Bischöfliche Pressestelle ankündigte. Die Ordensfrauen lebten bisher im Bistum Trier. Das Bistum Osnabrück habe die „Kommende" Mitte Februar gekauft und werde sie den Schwestern zur Verfügung stellen. – Die „Kommende Lage" war im 13. Jahrhundert Sitz eines Ritterordens und wurde zuletzt als Gaststätte und Hotel genutzt. (KNA)

6. Klosterkino gründet Filmverleih

Das im Schwarzwald liegende „Kino im Kloster" hat einen neuen „katholischen Filmverleih" Subiaco gegründet. Der Verleih habe sich auf schweizerische Dokumentarfilme spezialisiert, die formal und inhaltlich herausragend seien, so „Filmpfarrer" Michael Graff, der 1998 Mitglied der Internationalen Ökumenischen Jury des Filmfestivals in Cannes war. Gerade Filme, die dem Ethos des Evangeliums nahe kommen und etwa Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit thematisieren, würden angeboten, erläuterte Graff in Alpirsbach. Weitere Schwerpunkte will der Filmverleih aber auch auf die Bewahrung der Schöpfung, Verantwortung und Barmherzigkeit legen. (KNA)

8. Franziskaner auf Zeit

Ein interessantes Projekt hat die Sächsische Franziskanerprovinz gestartet: Sie erprobt ein Konzept, das es interessierten Männern (Mindestalter 25 Jahre) ermöglicht, für einen festgelegten Zeitraum von 6 bis 12 Monaten als „Franziskaner auf Zeit" in einer Kommunität mitzuleben, aber nicht wie andere Gäste, sondern in Verbindlichkeit und Mitverantwortung für das Gemeinschaftsleben. Sie teilen das Gebets- und Gemeinschaftsleben der Kommunität und tragen bei offiziellen Anlässen den Ordenshabit, arbeiten aber ggf. auch weiterhin in ihren Berufen. Die rechtlichen Belange werden vertraglich geregelt. Aufgenommen werden auch Männer, die bereits in festen Bedingungen leben

(z.B. Verheiratete, Diözesanpriester), wenn diese Bindungen eine Zeit als „Franziskaner auf Zeit" zulassen.
Anliegen dieses Projektes ist es, franziskanische Spiritualität mit religiös suchenden Menschen zu teilen, ihnen eine zeitlich begrenzte Bindung an die gemeinschaftliche Lebensform der Franziskaner zu ermöglichen und sich in einem bestimmten Lebensabschnitt spirituell begleiten zu lassen. Dies soll ermöglichen, die eigene Spiritualität zu betrachten bzw. zu vertiefen und Lebensorientierung zu finden, vergleichbar mit einem Sabbatjahr. Die Franziskaner selbst sehen in diesem Projekt eine Chance, gemeinsam mit den „Franziskanern auf Zeit" der franziskanischen Spiritualität und damit sich selbst wieder neu auf die Spur zu kommen. Deshalb verstehen sie „Franziskaner auf Zeit" als eine Möglichkeit, nicht nur den Glauben, sondern auch das Leben zu teilen. Dabei ist es ihnen wichtig, einen religiösen Ort zu haben, wo der Glaube reflektiert und gefestigt werden kann, wo Glaube in Gemeinschaft gelebt wird. Eigene Erfahrungen sollen dabei auch für andere fruchtbar gemacht werden.
Der Aufenthalt als „Franziskaner auf Zeit" ist kostenlos, erbeten wird aber im Rahmen der persönlichen Möglichkeiten ein Beitrag zu den Lebensunterhaltungskosten. Für die Übernahme von Diensten im Haus wird keine Vergütung gezahlt, ebenso keine Entschädigung für Einkommens- bzw. Verdienstausfall. Verbindlichkeiten gegenüber Dritten werden nicht übernommen. Für die Kranken- und Rentenversicherung während des Aufenthaltes als „Franziskaner auf Zeit" sorgt jeder selbst, die Ordensprovinz übernimmt lediglich die Absicherung in der gesetzlichen Unfallversicherung.

9. Jugendpastoral

P. Guido Hügen OSB, Benediktiner der Abtei Königsmünster in Meschede, wurde auf der Mitgliederversammlung der AGJPO erneut zum Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft gewählt. P. Hügen ist selbst noch in der Jugendpastoral aktiv und tritt nach sechs Jahren seine dritte Amtszeit an. Im Vorstand wieder gewählt wurden für die VOD Sr. Petra Miller, Salvatorianerin aus Steinfeld/Eifel und Sr. Vinzenza Hülfenschmidt, Vorsehungsschwester aus Gelsenkirchen. Ebenso in den Vorstand gewählt wurde P. Norbert Becker, Herz-Jesu-Missionar aus Münster-Hiltrup.

10. Ordensreferententagung in Hünfeld

Vom 23. bis 24. März 2000 fand im Bonifatiuskloster Hünfeld die Jahrestagung der Ordensreferenten der Diözesen Deutschlands statt. Die inhaltlichen Schwerpunkte, mit denen sich die ca. 30 anwesenden TeilnehmerInnen beschäftigten, waren Fragen zur Zukunft der Orden. Provinzial P. Eric Englert OSA aus Würzburg hielt das Einstiegsreferat mit dem Thema „Die Zukunft der Orden: – Einsichten – Aufgaben – Visionen" und stand dann für eine Diskussionsrunde zur Verfügung. Die zweite Hälfte der Tagung wurde gestaltet von Sr. Thérèse Winter, die in ihrem Referat versuchte, den Blickwinkel der Ordensfrauen stärker in den Mittelpunkt zu rücken. Das Thema ihrer Ausführungen lautete: „Suche nach Identität – im Spannungsfeld von Aktion und Kontemplation". Der intensive Erfahrungsaustausch im Anschluß an das Referat machte deutlich, dass die Frage nach der Identität eine der zentralen Fragen ist, die Ordensleute heute beschäftigt. Die verbleibende Zeit der Tagung, die von Prälat Bernhard Rachwalski, Dresden, organisiert und geleitet wurde, klang aus mit internen Besprechungen des Kreises.

11. Pfingstkapitel der „Initiative Ordensleute für den Frieden"

Die „Initiative Ordensleute für den Frieden", die vor einigen Wochen intensiv mit dem Vorstand der VOD über ihre Anliegen in die Diskussion eingetreten sind, halten ihr Pfingstkapitel vom 14. – 18. Juni 2000.
Sie tragen mit dem Kapitel zur Bewusstseinsbildung bei, dass in unserer Gesellschaft die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer und zahlreicher werden. Weil die Ursachen im kapitalistischen Wirtschaftssystem liegen, das das Geld zum höchsten Wert erhoben hat und durch die Verselbständigung und Globalisierung der letzten Jahre noch übermächtiger geworden ist, will die Initiative ein Zeichen setzen.

12. Mahnmal für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung

Schwester Roswitha Köhler MSC von der „Initiative Ordensleute für den Frieden" (IOF) wandte sich mit einer Bitte des IOF-Sprecherkreises an das Generalsekretariat der VDO und bat um Veröffentlichung eines Briefes an die Ordensgemeinschaften, in dem um Spenden gebeten wird für die Errichtung eines Mahnmals für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung im Frankfurter Bankenviertel im Jahr 2001. Zur Gestaltung wurde ein Wettbewerb unter bildenden Künstlern und Studenten internationaler Kunsthochschulen sowie Arbeitsgruppen und Hochschulklassen ausgeschrieben. Die Kosten für das Mahnmal werden sich vermutlich um DM 20.000,- belaufen und sollen durch Spenden aufgebracht werden.

13. Forum der Orden 2000

Dem Leben verpflichtet
Das Forum der Orden traf sich am 12. bis 14. Mai 2000 im Heinrich Pesch Haus in Ludwigshafen zum Thema „Dem Leben verpflichtet". Die versammelten Ordensfrauen und -männer dachten dabei im Gebet, in Gesprächs- und Arbeitskreisen wie im Podium darüber nach, wie die Kirchen und besonders die Orden lebendig sein können. Dabei ging es um Fragen wie „Leben und Religion", „Leben mit Strukturen", „Leben und Sterben", „Leben und Spiel", „Leben – Bindung lebenslänglich" oder „Leben kontra Versorgung" und „Lebenserhaltendes Recht".
Wir sind auf viele Quellen gestoßen, haben Anregungen ausgetauscht; mußten aber auch viele Verschüttungen unseres eigenen Ordenslebens feststellen.
Im Gegensatz zu frühen Veranstaltungen entstand kein Brief an die Orden und ihre Leitungen, an die Bischöfe oder Menschen in politischer oder wirtschaftlicher Verantwortung.
Vielmehr möchten wir in unsere Gemeinschaften ein Gebet mitnehmen, das da und dort von dem spricht, was uns beim Forum der Orden und dem Thema „Dem Leben verpflichtet" bewegt hat und weiter bewegen möge. Jeder ist eingeladen, in vielleicht gewandelter Form dieses Gebet mitzubeten.

Gebet eines Ordenschristen im pfingstlichen Morgengrauen
Herr,
danke dass ich wach geworden bin.
Sonst bitte ich dich um einen guten Schlaf.
Aber jetzt will ich dir danken, dass ich wach geworden bin.
Noch ist es recht dunkel, aber der Horizont beginnt hell zu werden.
In der Nacht waren es die Sterne, die zu deiner großen Ordnung gehören und die nicht nur den Weisen den Weg zu dir zeigen.
Sterne leben von der Dunkelheit.
Tagesüber leuchten sie nicht; nicht bei uns.

Morgengrauen nennen wir diese Zeit dazwischen,
zwischen dem Schon und Noch-nicht.

Es ist schon der Anfang des Tages,
aber noch nicht das Ende der Nacht.
Oder anders herum:
Schon der Zerfall des Dunkels,
aber noch nicht die Lichtfülle des Tages.

Morgengrauen – noch ist Grauen ringsum,
wie der Prophet sagt;
Ungewissheit und Angst auch vor dem neuen Tag.
Aber schon ist es grau, morgengrau.
Die Dunkelheit hat ihren Schrecken verloren.
Zwar ist die Mitte der Nacht schon der Beginn des Tages.
Du weißt, wie sehr uns solche Bilder Mut machen können,
zumal Dein Sohn Jesus als Licht gekommen ist,
als die Welt am dunkelsten war.

Als einer von vielen Ordenschristen bin ich aufgewacht.
Ob ich schon aufstehen kann, ohne andere zu stören?
Wie aber kann man wach sein, ohne aufzubrechen?
Und wie kann man aufbrechen, ohne wach zu sein?

Du kennst die Situation meiner Brüder und Schwestern,
der jungen und alten,
derer, die gesund, und derer, die krank sind.
Viele haben verlernt zu klagen
und andere haben verlernt zu hoffen.
Hilf allen, die diesen Tag mit einem Gebet beginnen und dich dann doch vergessen.
Lass die Resignierten noch einmal
die Erde um den Baum ihres Lebens herum aufreißen
und das Wasser der Hoffnung durch Schutt und Geröll die Wurzel erreichen.
Es ist die Wurzel, die uns trägt.

Lass die Mutigen den Wind deines Geistes spüren,
der ihre Seele bläht, um sie voranzutreiben.
Stärke die Schwachen,
jene, die sich übernommen haben,
und jene, die überfordert sind.
Ob sie ihre erste Liebe wiederfinden?
Ob sie Groll in ihrem Herzen tragen, weil du sie betört hast?
Ob sie noch daran glauben,
dass du den glimmenden Docht nicht auslöschst
und das geknickte Rohr nicht brichst?

Vater im Himmel,
du hast den Menschen erschaffen als Mann und Frau.
Sie sind dein Ebenbild.

Ich denke an die Schwestern,
die dir ihr Lob singen,
den Kindern deinen Namen verkünden,
die Aussätzigen deine Nähe spüren lassen,
den Armen das Brot brechen,
die Not der Frauen am besten verstehen.
Denke heute besonders an sie.
Sie gehören für viele zu einer großen Minderheit,
deren Stimme nicht erwünscht und nicht gehört wird,
deren Dienst aber alle gern in Anspruch nehmen.

Schenke den Männern der Kirche ein neues Denken,
damit sie den schönen Reden auch Taten folgen lassen.

Es ist Morgengrauen, ein neuer Tag beginnt.
Noch sind nicht alle Gedanken gedacht,
noch ist zu wenig im Blick,
dass du ein Gott des Heute bist
und des Morgen
und dass das Gestern vorbei ist.
Noch ist zu viel bestimmt von einer Zeit, die vergangen ist.
Lass uns mehr das Bild sehen – dein Bild in Männern und Frauen – und nicht nur den Rahmen, den wir selbst gemacht haben. Das

Bild regt zum Denken an, der Rahmen begrenzt und oft verengt er den Blick über den Rand hinaus in deine unsichtbare Gegenwart.
Du, Gott, bist jenseits unserer Bilder, und seien sie noch so schön.

Es ist Morgengrauen.
Zu viele schlafen noch
in Träumen gefangen, die keine Visionen sind.
Oft sind es unverarbeitete Erlebnisse,
unerfüllte Wünsche,
die mehr von erfahrenem Mangel als von erlebter Fülle zeugen.

Ich möchte dich für die Brüder bitten,
die Verantwortung tragen, damit ihr Dienst von deinem Geist erfüllt ist.
Lasst sie nicht den gestrigen Tag zum Maß ihres Handelns machen,
nicht die Erfahrung von Vorgestern,
nicht die Enttäuschung.
Lenke und leite ihr Denken, Reden und Tun zu jener größeren Sehnsucht,
die du in uns gelegt hast,
damit sie nicht stehen bleiben auf dem Weg, auf den du sie gerufen hast.

Es ist schade, dass so viel Gutes ungeschehen bleibt, weil Angst verhindert, wozu die Sehnsucht ruft.

Es ist Morgengrauen.

Ich denke an die vielen jungen Frauen und Männer, die heute unterwegs sind,
um in lebendigen Beispielen gelungenes Leben zu finden,
die bereit sind, mit den Armen arm zu sein,
den Stimmlosen ihr Ohr und ihre Stimme zu leihen und denen, die von niemandem geliebt werden, ihre Zuneigung zu zeigen.

Herr, der neue Tag ist aufgegangen.
Die lange Nacht hat ihre Schrecken endgültig verloren.
Das Morgengrauen rötet sich, die Sonne geht auf:
die Sonne der Gerechtigkeit,
das Licht der Wahrheit,
die Leuchte auf dem Pfad unseres Lebens.
Ich danke dir für die Chancen dieses Tages, denn dein Reich kommt.

Im Lichte dieses neuen Tages lass uns dich erkennen auf dem Weg,
den wir gehen,
in den Menschen, denen wir begegnen,
in den Situationen, die uns fordern.
Lass uns in der Gemeinschaft deiner Kirche die Zeichen des Kommenden erkennen
und bereitwillig die Wandlung mitmachen,
die uns zu neuen Menschen macht.
Erhöre mein Gebet
und lass mich auf dein Wort hin
und in der Kraft der Speise, die du selber bist, aufbrechen.

Wärme, was erkaltet ist,
löse, was in sich erstarrt,
lenke, was da irre geht,
hole heim, was den Weg verfehlt.
Erneuere deine Kirche!

Und fange bei mir an.

14. Wissenschaftlicher Nachwuchs in der katholischen Theologie

Die im vergangenen Jahr durchgeführte Erhebung der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz im Bereich der Diözesen und Ordensgemeinschaften zum wissenschaftlichen Nachwuchs in der katholischen Theologie hat zutage gefördert, dass sich seit 1995 mindestens 52 Priester, Diakone und Ordensleute habilitiert haben. Davon waren 46 Priester, 4 Diakone und 2 Schwestern/Brüder. Von den Habilitierten waren 33 deutsche und 5 ausländische Diözesanpriester; 15 waren deutsche und ausländische Ordensleute bzw. Mitglieder Geistlicher Gemeinschaften.

Die diesjährige Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz hat sich mit den Ergebnissen der Erhebung befasst. Sie hat mit Befriedigung festgestellt, dass die Zahl der habilitierten Priester, Diakone und Ordensleute in den letzten Jahren gestiegen ist. Sie hat in diesem Zusammenhang den Grundsatz bekräftigt, dass an den theologischen Fakultäten und Hochschulen aus sachlichen und rechtlichen Gründen eine ausreichende Zahl von Priestern, Diakonen und Ordensleuten tätig sein soll. Um eine ausreichende Zahl für eine wissenschaftliche Laufbahn zu gewinnen, sind nach Einschätzung der Deutschen Bischofskonferenz auch weiterhin entschiedene Anstrengungen erforderlich. Die Kommission VIII der DBK ist erneut gebeten worden, ihre Bemühungen um den wissenschaftlichen Nachwuchs unter Einschluss regelmäßiger statistischer Erhebungen fortzusetzen.

15. Studienwochen für Urlaubermissionare

Der Deutsche Katholische Missionsrat lädt deutsche Missionskräfte, die in Deutschland ihren Heimaturlaub verbringen oder demnächst in die Mission ausreisen, zu Studienwochen ein. Ziel dieser Wochen ist es, den Gedankenaustausch zwischen Mission und Heimat zu fördern.
Im Mittelpunkt des Gedankenaustausches stehen theologische Fragen der Gegenwart. Namhafte Professoren und Referenten werden an einzelnen, ausgewählten Themenbereichen aus Exegese, Moraltheologie, katholischer Soziallehre etc. die heutige Problematik aufzeigen und Möglichkeit zu zwangloser Aussprache geben. Aber auch praktische Themen wie Fragen der Tropenmedizin sollen angesprochen werden. Die Ärzte der tropenmedizinischen Abteilung der Missionsärztlichen Klinik Würzburg bieten fachkundige Informationen. Dabei soll das Gespräch unter den Missionaren selbst nicht zu kurz kommen. Daher sind die Abendstunden von Referaten freigelassen, damit die Teilnehmer von ihren Einsatzgebieten und –erfahrungen (z.B. auch anhand von Dias, Videos oder Filmen) berichten können. Schließlich werden Vertreter der Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz anwesend sein, um mit den Missionaren zu sprechen, von ihren Sorgen zu hören und ihre Fragen zu beantworten. Ein gemeinsamer Ausflug wird die Studienwoche abrunden.
Die erste Studienwoche findet im Bonifatiuskloster Hünfeld statt, vom 5. bis 12. Juli 2000 (Anmeldung bis zum 30. 6. 2000 beim Generalsekretariat des DKMR, Am Knöcklein 13, 96049 Bamberg, Tel: 0951/51015)
Weitere Studienwochen sind vorgesehen:
6.-13. September 2000 im Exerzitienheim Himmelspforten, Würzburg
4.-11. Juli 2001 im Bonifatiuskloster, Hünfeld
5.-12. September 2001 im Exerzitienheim Himmelspforten, Würzburg

16. IMS-Programm 2000

Das Institut der Orden, Mannheim, weist auf zwei Intervallkurse hin, die in diesem Jahr noch beginnen und die folgende Themen zum Inhalt haben:

a) LEBEN IN KLEINEN KOMMUNITÄTEN
Viele Gemeinschaften versuchen einen Neubeginn im Gemeinschaftsleben durch die Bildung von kleinen Kommunitäten. Oft zeigt sich, dass eine Veränderung der äußeren Struktur allein nicht ausreicht. Persönliche und strukturelle Konflikte, die nicht rechtzeitig erkannt werden, behindern häufig die Chance dieses Neubeginns: das Charisma der Gemeinschaft auf neue Weise zu leben.
Das Anliegen der Kurseinheiten ist es, Wege aufzuzeigen, wie diese Form des Zusammenlebens besser gelingen kann. Dabei soll

das Spannungsfeld von Individualität und Gemeinschaft ebenso in den Blick genommen werden wie die Frage nach dem Selbstverständnis einer solchen kleinen Gemeinschaft. Die theologische und soziologische Perspektive möchte Impulse geben für den gegenseitigen Austausch und für die Arbeit an konkreten Projekten.
Das Angebot richtet sich an Ordensleute, die in kleinen Kommunitätem leben.
Termine:
Vorbereitungstreffen 30.11. – 3.12. 2000;
Kurseinheit 19.2. – 24.2.20
Auswertung 25.5. – 27.5.2001

b) GASTFREUNDSCHAFT IN KLÖSTERN UND GEMEINSCHAFTEN

Die Nachfrage von Menschen, die für kürzere oder längere Zeit in einer klösterlichen Gemeinschaft mitleben wollen, nimmt immer mehr zu. Sie sind oft auf einer noch unbestimmten Suche nach einem geistlich geprägten Lebensraum und erwarten von unserer Lebensweise Antworten. Mit diesem Angebot sollen Wege aufgezeigt werden, wie die Ordensgemeinschaften mit solchen Fragen umgehen können. Der Kurs wendet sich an Ordensleute, die für den Bereich der Gästebetreuung zuständig sind und sich erweiterte Kompetenzen erwerben wollen. Wir gehen aus von einer Analyse des Ist-Zustandes und schauen gemeinsam an, was in den einzelnen Gemeinschaften bereits im Hinblick auf Gastfreundschaft geschieht. Aus den Erfahrungen können Anregungen für ein konkretes Projekt erwachsen, das die TeilnehmerInnen in ihren Gemeinschaften umzusetzen versuchen. Biblisch-spirituelle Elemente von Gastfreundschaft sollen ebenso bedacht werden wie die Frage, inwiefern ein gastfreundliches Haus heute in einer entchristlichten Gesellschaft ein Zeichen der lebendigen Gegenwart Gottes sein kann.
Termine:
Einführungstage 21.9. – 24.9.2000
Kurseinheit 20.11. – 25.11.2000
Kurseinheit 12.3. – 16.3.2001
Abschlusstreffen 7.6. – 10.6.2001

Die Anmeldung für beide Angebote erfolgt über das Sekretariat des Institutes der Orden, D 6/5, 68159 Mannheim.

17. Klausurtage der „Arbeitsgruppe Ordenstheologie" in Mazille

Seit knapp zwei Jahren besteht, auf Initiative des Institutes der Orden, eine Arbeitsgruppe, die sich mit Fragen zur Ordenstheologie befasst und sich regelmäßig trifft. Zu dieser Gruppe gehören Ordensfrauen und Ordensmänner aus verschiedenen Gemeinschaften, ein Mitglied eines Säkularinstitutes, ein Weltpriester und eine Laientheologin, aus Deutschland, Österreich und Schweiz: Sr. Mirjam Altenhofen SSpS, Sr. Margareta Gruber OSF, Sr. Anneliese Herzig MSsR, Sr. Zoe Maria Isenring (Ingenbohler Kreuzschwester), P. Stefan Kiechle SJ, Claudia Edith Kunz (Institut St. Bonifatius), P. Michael Plattig O.Carm., P. Hans Schalk CSsR, P. Klemens Schaupp SJ, Walter Schaupp (Freiburg), Sr. Hildegard Tillmanns OSF, Sr. Thérèse Winter OP und Melanie Wolfers (Freiburg).
Vom 19. bis 24. Februar 2000 traf sich diese Gruppe für einige Tage im Carmel de la Paix in Mazille (bei Cluny gelegen), um zum Einen am geistlichen Leben der dortigen Schwestergemeinschaft teilzunehmen und zum Anderen Themen miteinander zu erarbeiten und zu vertiefen, die für die Erneuerung des Ordenslebens Relevanz haben. Es wurden verschiedene inhaltliche Impulse eingebracht, die anschließend im Gespräch diskutiert und weitergedacht wurden. So war die Frage nach der „Prophetischen Dimension von Ordensleben heute" ein wichtiges Thema, aber auch die „Sinngestalt der Gelübde in einer pastoral-orientierten Gemeinschaft", „Die Frage der Entscheidungsfindung im Orden", „Der monastische Rat der conversatio morum" und „Unterschiedliche Argumentationstypen der Evangelischen Räte".

Das Zusammensein in Mazille diente auch der ersten Vorbereitung für ein Symposium, das für das nächste Jahr geplant ist (23. 02. – 25. 02. 2001). Dieses Symposium möchte einen Beitrag leisten zur Bewusstseinsbildung dafür, was Ordensleben heute bedeuten kann. Es beschäftigt sich mit dem Thema „Erneuerung zwischen Aushalten und Gestalten" und möchte Analysen und Orientierungen geben zum Konzept des „Refounding" (Neu-Gründung). Zu diesem Treffen sind interessierte Mitglieder aus allen Ordensgemeinschaften, Säkularinstituten und anderen geistlichen Gemeinschaften eingeladen

Personalnachrichten

1.Neue Ordensobere

Benediktinerinnen vom heiligsten Sakrament, Osnabrück
Neue Priorin:
Sr. Angelica Schmidt

Schwestern vom guten Hirten, Leipzig
Neue Provinzleiterin:
Sr. Beatrix Lewe

Dominikanerinnen, Bamberg
Neue Priorin:
Sr. Assumpta Koch

Schönstätter Anbetungsschwestern, Vallendar
Neue Provinzoberin:
Sr. Marie-Ursula Stetter

Benediktinerinnen, Alexanderdorf
Neue Äbtissin:
Sr. Ursula Schwalke

Karmel Regina Martyrum, Berlin
Neue Priorin:
Sr. Maria-Theresia Smith

Dominikaner-Provinz Teutonia , Walberberg
Neuer Provinzial:
P. Hans-Albert Gunk

2. Ernennungen

Der Generalobere der Hünfelder Oblaten hat am 18. Januar 2000 P. Theo Gildehaus OMI zum neuen Provinzial der deutschen Ordensprovinz ernannt. Er trat am 15. März 2000 sein neues Amt an und löst P. Alfred Schellmann OMI ab, der seit 1993 die Ordensprovinz geleitet hat. Der neue Provinzial wurde 1944 in Vardingholt, Kreis Borken, geboren und 1973 zum Priester geweiht. Nach Kaplansjahren in Gelsenkirchen war er vor allem als Volksmissionar tätig. Von 1988 an war er Spiritual der Scholastiker und seit 1997 Superior im Scholastikat. Dem Provinzrat gehört P. Gildehaus bereits seit 1990 an.

Der Generalobere der Kongregation der Oblaten des hl. Franz von Sales hat mit seinem Rat nach Befragung der Provinz entschieden, P. Leo Vieten OSFS zum neuen Provinzial der Deutschen Provinz der Oblaten des hl. Franz von Sales zu ernennen. Er löst P. Josef Lienhard OSFS ab, der die Provinz seit 1988 drei Amtsperioden über leitete und nach den Statuten nicht mehr gewählt werden konnte. Der neue Provinzial P. Vieten wurde 1935 in Geilenkirchen geboren, trat 1957 in die Kongregation ein, wurde 1963 zum Priester geweiht und war seither als Präfekt im Internat, als Hausoberer in Haus Overbach, als Provinzrat sowie Dechant und Pfarrer in Übach-Palenberg tätig. Er wird sein neues Amt als Provinzial am 1. Juli 2000 antreten.

3. Festtage und Ehrungen

Frère Roger Schutz, Gründer und Prior der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé in

Burgund, wurde am 12. Mai 85 Jahre alt. (KNA)

P. Willigis Jäger, Benediktiner und seit 1983 Leiter des „Zentrum für spirituelle Wege" im Würzburger Haus St. Benedikt, ist am 7. März 75 Jahre alt geworden. (KNA)

Sr. Dr. Beda Rauch (57), Franziskanerin und Schulleiterin in Augsburg, ist das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen worden. (KNA)

4. Heimgang

Am 25. Februar 2000 verstarb in Wickede-Wimbern Schwester Cornelis (Anne) Niedenhoff SSpS im Alter von 89 Jahren. Sie war bis 1982 mehr als 10 Jahre lang im damals in Köln ansässigen Generalsekretariat der VDO als Mitarbeiterin von P. Dr. Karl Siepen CSsR tätig. Requiem und Beisetzung fanden am 29. Februar 2000 im Provinzhaus der Steyler Missionsschwestern in Wickede-Wimbern statt.

Die Schwestern vom armen Kinde Jesus (Aachen-Burtscheid) trauern um den Heimgang ihrer Schwester Michaela P.I.J. Wolthaus (+11.03.2000). Sie war in verschiedenen Provinzhäusern als gute Erzieherin und Oberin tätig. Von August 1974 bis Juli 1978 leitete sie das Institut der VOD in München. Dafür dankt die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands nochmals sehr herzlich.

Am 30.03.2000 holte der Herr über Leben und Tod die amtierende Oberin der Ursulinen von Werl, Sr. Maria Agnes Seitz im Alter von 61 Jahren heim in sein Reich. Sie leitete seit Sommer 1999 die Gemeinschaft. In Achtung und Wertschätzung wurde Abschied genommen.

Der ehemalige Provinzial der Schweizer Jesuiten, Alois Baiker, ist im Alter von 67 Jahren gestorben. Er leitete von 1993 bis 1999 den Orden in der Schweiz. Aufgrund einer schweren Krankheit demissionierte Baiker im vergangenen Jahr auch aus dem Vorstand der Vereinigung der Höheren Ordensobern der Schweiz (VOS). (OR vom 24.3.00)

Aus den Ordensverbänden

1. Schönstattbewegung

Vallendar. „Es dauert mindestens drei Wochen, bis man in der Einsamkeit angelangt ist." Pater Wolfgang Götz muss es wissen. Denn der Schönstattpater ist einer der wenigen Einsiedler in der Bundesrepublik. Seit zwölf Jahren lebt er in einer Holzhütte am Rande des Westerwaldes ein Leben der Stille, des Gebets und der Meditation. Wie das ist, können jetzt auch „ganz normale Menschen" erfahren: Vor wenigen Monaten hat die Schönstattbewegung in der Nähe ihres Stammsitzes in Vallendar bei Koblenz Deutschlands erste „Einsiedelei auf Zeit" gegründet. In dem abgelegenen kleinen Haus können sich Menschen, die sich in Einsamkeit auf Gott und das Wesentliche in ihrem Leben zurückbesinnen wollen, für eine begrenzte Zeit aus dem Alltag zurückziehen. Drei Wochen Zeit sollte man – wenn irgendwie möglich – schon mitbringen, meinen die Schönstattpatres. „Erst dann fällt der Alltag von einem ab, und man kann eine lebendige Verbindung mit Gott erfahren", hat Pater Wolfgang im eigenen Leben beobachtet. Geistliche Gespräche mit den Ordenslauten werden ebenso angeboten wie die Teilnahme an Gottesdiensten oder ein tägliches Mittagessen am Hauptsitz der Bewegung in Vallendar. Ansonsten ist der Einsiedler auf Zeit auf sich selbst verwiesen. Einige Priester, Ordensleute und Laien haben das Angebot der Patres schon angenommen. Und die Schön-

stattbewegung ist sich sicher, dass die Sehnsucht nach geistiger Tiefe in der modernen Gesellschaft eher noch stärker werden wird. (KNA)

2. Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu von Hiltrup

In diesem Jahr feiern die Hiltruper Missionsschwestern das 100-jährige Jubiläum ihrer Ordensgemeinschaft. Sr. Mary Anne Bigos, die Generaloberin, blickt in einem Grußwort noch einmal auf die Anfänge der Gemeinschaft zurück: „Am 25. März 1900 begannen elf junge Frauen ihre Ausbildung zur Missionsschwester vom Hlst. Herzen Jesu. Sie wollten in die Tat umsetzen, was unser geistlicher Gründer, Julius Chevalier MSC, seiner eigenen Gemeinschaft zum Ziel gab: <Die Schätze des Herzens Jesu bekannt machen, das Feuer seiner Liebe überall entzünden, Egoismus und Gleichgültigkeit bekämpfen.> Seit 100 Jahren leisten Missionsschwestern vom Hlst. Herzen Jesu ihren Beitrag in der Verkündigung der Frohen Botschaft. So trug es ihnen unser geschichtlicher Gründer, Hubert Linckens MSC, auf: <Für dieses Herz sind Sie mitten in der Welt!>
1902 reisten die ersten Schwestern nach Papua-Neuguinea, zwei Jahre später bezeugten fünf der jungen Schwestern im Märtyrertod ihren Glauben. Aus dem tragischen Ereignis wuchs großer Eifer für die Verbreitung des Christentums. Viele geistliche Berufe erwachten.. Neue Missionsfelder wurden eröffnet. Heute leben Missionsschwestern vom Hlst. Herzen Jesu in 18 Ländern, auf allen Kontinenten.
Durch ihr Gebet und ihr Leben antworten sie auf die Nöte unserer Zeit. Dank und Freude erfüllen uns über die Erfahrung von Gottes Liebe auf unserem Weg. Das Jubeljahr 2000 und unser eigenes Jubiläum fordern uns heraus, auf die Zukunft mit neuer Hingabe zu antworten. Wir wollen den Geist der Gründerzeit erneuern, um auch im neuen Jahrtausend „Gottes Herz in der Welt zu sein“.“ (kontinente)

3. Missionarinnen Christi

Seit 1984 gibt es in der Türkei jeweils im Sommer eine mehrwöchige, deutschsprachige Bibelschule, die seit 1991 von den Missionarinnen Christi durchgeführt wird. Auch in diesem Jahr wird sie wieder angeboten: sie findet statt vom 31.7. – 30.9.2000 in Istanbul. Drei Wochen davon sind für eine Reise auf den Spuren des Paulus und der ersten Christengemeinden reserviert. Voraussetzungen für die Teilnahme sind: Interesse an der Bibel und die Bereitschaft, die alt- und neutestamentlichen Schriften intensiv zu lesen und zu studieren; die Bereitschaft, einfach zu leben und verschiedene Aufgaben in der Gruppe zu übernehmen; die Bereitschaft, selbst eine Vorlesung über ein biblisches Buch zu halten. (kontinente)

4. Maristenpatres

Die Deutschen Maristen feiern in diesem Jahr ihr hundertjähriges Bestehen. Im Jahr 1900 wurde das erste deutsche Kloster in Meppen gegründet. Samoa war 1899 deutsche Kolonie geworden, und der deutsche Kaiser wünschte, dass dort nicht mehr die Franzosen, sondern deutsche Missionare Bekehrungsarbeit leisten sollten. Es musste für die französischen Maristen, die dort wirkten, Ersatz gefunden werden, und daher betrieb die Generalleitung der Maristen die Gründung einer Deutschen Maristenprovinz. Sie sandten Pater Flaus nach Deutschland, um das erste Kloster in Meppen zu etablieren. (kontinente)

P. Michael Wegner CSSp, St. Augustin:

Den Stillstand überwinden.

Promotionsteam für die Berufungspastoral der Orden

1.) Anstoß

Seit April 1998 besteht das „Promotionsteam für die Berufungspastoral der Orden", Die Initiative zu diesem Team ging aus vom Leiter des Informationszentrum Berufe der Kirche in Freiburg[1]. Angeregt vom Europäischen „Kongress über die Berufungen zum Priestertum und Ordensleben in Europa", der im Mai 1997 in Rom stattfand, stellte Rainer Birkenmaier an die Verantwortlichen der Ordensvereinigung die Frage: „Wie könnten im Bereich der Orden in Deutschland die Kräfte so gebündelt werden, dass mutige und wirksame Schritte getan werden zur effektiven Förderung von Ordensberufungen?" Ausgangspunkt dieser Anfrage waren vor allem von drei Beobachtungen:

- In den einzelnen Gemeinschaften werden sehr unterschiedliche Bemühungen angestellt zur Förderung des Nachwuchses. Die Maßnahmen sind punktuell und wenig koordiniert. Die Ausstrahlung dieser Bemühungen auf die kirchliche und gesellschaftliche Öffentlichkeit ist gering.
- Bei vielen Berufungsbeauftragten ist eine gewisse Resignation und Isolierung spürbar; sie stehen in der jeweiligen Gemeinschaft allein und haben wenig Möglichkeiten zum Austausch und zur Entwicklung von geeigneten Konzepten und Maßnahmen.
- Qualifizierte Schulung und Aktivierung von geeigneten jüngeren Ordensmitgliedern für die Berufungspastoral und Berufungsbegleitung sind selten.

Das Stichwort vom „Bündnis für Berufung" beim Europäischen Berufungskongress hat Hoffnung geweckt. Trotz der anstehenden Schwierigkeiten schien die Zeit „günstig", interessierte und engagierte Ordensleute in diesem Anliegen zusammenzuführen.

Die Anforderung für die Mitarbeit im Berufungsteam wurden recht hoch gestellt: Neben Erfahrungen im Bereich der Berufungspastoral wurden gefordert: starke persönliche Motivation für die Berufungspastoral, spirituelle Lebendigkeit und eigene Berufungsfreude, Offenheit für die Zusammenarbeit mit anderen (Ordens-) Spiritualitäten und selbstloser Einsatz für das gemeinsame Anliegen der Orden. Die möglichen Teilnehmer mussten von ihren Oberen beauftragt und bis zu 20% ihrer Arbeitszeit für dieses Projekt freigestellt werden. Ohne diese hohen Anforderungen wäre eine so intensive und kontinuierliche Arbeit, wie sie unten beschrieben wird, nicht möglich gewesen. Die Leitungsgremien der Ordensvereinigungen haben dem Projekt zugestimmt und es den Ordensgemeinschaften angeboten. Die Koordination und Moderation lag beim Leiter des Zentrums für Berufungspastoral. Im Hintergrund wurde das Projekt von Sr. Hildegard Tillmanns vom Institut der Orden supervidiert; sie half dem Team bei einer Zwischenauswertung und bei der Planung des weiteren Weges.

2.) Zielklärung

Aus diesem Anstoß heraus bildete sich das Promotionsteam für die Berufungspastoral der Orden, das sich erstmals im April 1998 in Würzburg–Oberzell traf. Bevor diese Arbeitsweise und die Ziele des Teams festgelegt werden konnten, brauchte es eine Annäherung an die Sache, um die es gehen sollte. Fragen am Anfang waren: Wo liegen die „Knackpunkte" der Berufungspastoral im Orden ? Wo sind die Haupthindernisse für ein

1 Die Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz für die Pastoral der geistlichen Berufe und kirchlichen Dienste hat in der Zwischenzeit einen neuen Namen erhalten: „Zentrum für Berufungspastoral"

Wachstum der Ordensberufungen?Wo sehen wir Ermutigendes? Gibt es einen Anruf des Geistes? Was ist unser Hoffnungspotential? Unter den Mitgliedern des Teams bestand ein Grundkonsens in folgenden Punkten „Wir vertrauen, dass der Geist Gottes in den Ursprungs–Charismen der Orden und in unserer persönlichen Berufungsgeschichte wirkt, dass er auch heute in jungen Menschen wirkt und heute ruft, dass er uns als Dienerinnen und Diener der Berufung zusammenruft und ausrüstet." Dieses Vertrauen war eine gute Basis für die wachsende Zusammenarbeit.

Es waren drei Treffen notwendig, bis die einzelnen ihre Motivation und Teilnahme abgeklärt hatten und das Team zusammengewachsen war. Schließlich bestand das Promotionsteam aus 12 Mitgliedern aus 11 verschiedenen Ordensgemeinschaften. Das Team entschied sich, für ein Jahr intensiv und kontinuierlich (8 Treffen, jeweils 2,5 Tagen) zusammenarbeiten. Es definierte sich als Projektgruppe bzw. als Suchgemeinschaft mit dem Ziel der Bewusstseinsveränderung im Blick auf die Berufungspastoral der Orden. Es sollte um eine Bewusstseinsveränderung bei den Teammitgliedern selbst, in ihren Ordensgemeinschaften als auch im Umfeld (Öffentlichkeit) gehen. Das war ein anspruchsvolles und sehr hohes Ziel.

3.) Ansatzpunkte

Als Ansatzpunkte zur Verwirklichung des Projektziels wurden (a) der Weg in die jeweils eigene Gemeinschaft und (b) die Bildung von regionalen Gruppen gewählt.

(a) Die Veränderung des Bewusstseins im Blick auf die Berufungspastoral muss in den eigenen Gemeinschaften erfolgen. Das ist ein langer Weg. Die Berufungsbeauftragten stehen oft allein und begegnen einem verkürzten oder einseitigen Verständnis von Berufungspastoral. Sie haben oft große Schwierigkeiten, die Mitbrüder bzw. Mitschwestern für dieses Anliegen zu motivieren und in der Leitungsebene Unterstützung zu finden. Jedes Teammitglied definierte für sich Ziele und suchte sich ein Experimentierfeld. Die „kollegiale Beratung" begleitete die Einzelnen in ihren konkreten Vorhaben. Über den langen Zeitraum konnten so Veränderungsschritte beobachtet und verstärkt werden. Es war allen klar, dass es dabei nicht um isolierte Aktionen gehen könne, sondern um Schritte auf einem Weg der Erneuerung der Berufung der Gemeinschaften. Eine wichtige Quelle der Inspiration sowohl für die eigene Bewusstseinsveränderung als auch für diesen spannenden Veränderungsprozess in den Gemeinschaften war die intensive Beschäftigung mit dem Schlussdokument des Europäischen Kongresses „Neue Berufungen für ein neues Europa"[2].

(b) Ein weiterer, schon in die Zukunft weisender Schritt war die Gründung von Regionalgruppen. Diese dienen dazu, das Anliegen in einen breiteren Interessentenkreis zu tragen und möglichst viele Ordensgemeinschaften der jeweiligen Region in die Überlegungen und den neuen Bewusstseinsprozess mit einzubinden (Verstärkergruppen). Solche Regionalgruppen bestehen mittlerweile im Raum München und in der Region Rhein-Mosel-Ahr (Trier); in Köln und Freiburg arbeiten Teammitglieder in bestehenden Arbeitskreisen der Berufungspastoral mit. Rückmeldungen aus diesen Regionalgruppen, die einerseits am Berufungsbewusstsein arbeiten, andererseits auch gemeinsame konkrete Aktionen planen und unternehmen, fließen in das regelmäßig stattfindende Treffen des Promotionsteams zurück.

2 Erhältlich in der Reihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles" (Nr. 131) beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: Kaiserstraße 163, 53113 Bonn (Fax 02 28/103-330)

Als Suchgemeinschaft bemühte sich das Team, bei den regelmäßigen Treffen eine betont geistliche Atmosphäre zu schaffen. Die Berufungspastoral muss ja selbst ganz geprägt sein von der Spiritualität des Hörens und Antwortens auf den Anruf Gottes. („Berufungspastoral geschieht auf dem Weg der Berufung") Um die Sensibilität für den Vorgang der Berufung und für die Verschiedenheit der Berufungen zu steigern gaben die Teammitglieder in einer späteren Phase der Teamentwicklung gegenseitig Zeugnis von ihrer persönlichen und gemeinschaftlichen Berufung. Das wurde als großes Geschenk erlebt.

4.) Neues Bewußtsein

„Bewußtseinsveränderung im Blick auf die Berufungspastoral der Orden" war das Ziel der Arbeit des Promotionsteams. Dieses neue Bewusstsein lässt sich – im Sinne des erwähnten Schlussdokumentes des Europäischen Kongresses – in folgenden Stichworten kurz skizzieren:

- Berufung ist ein „Urwort" in der Pastoral und im Handeln der Kirche und kein Fremdwort.
- Berufungspastoral ist eine der wichtigsten und der ständigen Aufgaben der Gesamtkirche.
- Berufungspastoral ist Herzstück aller Pastoral.
- Berufungspastoral ist nicht Rekrutierung, sondern selbstloser Dienst an den Jugendlichen, die auf der Suche sind.
- Berufene dürfen und müssen auch und gerade heute den Mut haben zum Rufen: Es braucht – unbeschadet des großen Respekts vor der Freiheit – die Zumutung an den jungen Menschen durch die Frage: Wie antwortest Du auf die Einladung des Evangeliums zur Nachfolge?
- Berufungspastoral ist nicht die Sache Einzelner. Es ist die Sache aller. Wir brauchen einander in den eigenen Gemeinschaften und darüber hinaus.

In einer Reflexion über die eigene Bewusstseinsveränderung im Blick auf die Berufungspastoral erarbeitete das Team die folgende, stark pointierte Gegenüberstellung des neuen und alten Verständnisse von Berufungspastoral heraus:

Neue Berufungspastoral	**Alte Berufungspastoral:**
hat die Bereitschaft sich zu öffnen, zusammenzuarbeiten, sich zu vernetzen mit anderen Gemeinschaften;	ist ausschließlich besorgt um die Zukunft der eigenen Gemeinschaft (Nachwuchsneid);
beinhaltet wesentlich Arbeit an sich selbst und an der Erneuerung der Gemeinschaftsberufung (Wir sind Adressat der Berufungspastoral) ;	will nur die Anderen zu ihrer Berufung führen, hat den Anderen als Objekt, sich selbst nur als Subjekt;
vermittelt ein Gespür für das Spezifische eines Charismas;	rekrutiert für Werke;
vermittelt ein weites, spirituelles Verständnis von Berufung	engt ein und beschreibt einen festgelegten Lebensstil als einzige Alternative;
beschreibt die Berufung als einen lebenslangen Prozess des Reifens und Wachsens;	beschreibt Berufung als eine einmalige Lebensentscheidung;
ist umsonst, absichtslos und wahrhaftig; ist klar in den Anforderungen, aber gegenseitig und offen für Neues (die Gemeinschaften lassen sich inspirieren durch die Suchenden).	will etwas haben, wertet, manipuliert, drängt; ist steril und in starrer Weise fixiert auf die eigene Tradition (Überlieferung, Weitergabe).

5.) Früchte

Nach der Sammlungsphase von ca. 4 Monaten hat das Promotionsteam ein ganzes Jahr sehr intensiv zusammengearbeitet. Erste Früchte lassen sich erkennen:

- Durch den persönlichen Austausch der Berufungsgeschichten und der Charismen wurde bei den Mitgliedern des Teams die eigene Berufungsfreude gestärkt.
- Durch das gemeinsame Suchen und Mühen wurden die Mitglieder des Teams, die in Ihren eigenen Gemeinschaften oft auf einsamen Posten stehen, vor der Resignation bewahrt und konnten sich gegenseitig ermutigen.
- In den eigenen Gemeinschaften hat ein verändertes Bewusstsein und ein neues Verständnis für das Anliegen der Berufungspastoral begonnen.
- Durch die Arbeit in den Regionalgruppen wird das Anliegen der neuen Berufungspastoral weiter gestreut und findet neue Freunde und Interessenten.
- Durch die Arbeit des Promotionsteams wurde das Interesse für die Berufungspastoral in den Ordensgemeinschaften und in der Öffentlichkeit geweckt. Viele haben nachgefragt, haben sich auch auf die Suche gemacht.
- Da die Mitglieder des Teams in verschiedenen Arbeitsgemeinschaften und Gremien der Orden mitarbeiten und durch das Zentrum für Berufungspastoral eine Vernetzung in viele Bereiche möglich war, ist es zumindest ansatzweise gelungen, die Berufungspastoral zum Thema zu machen und Verständnis für einen Neuansatz der Berufungspastoral zu wecken[3].

Die ersten Früchte sind da, sie zeigen sich und sie wirken bestärkend auf die Mitglieder des Promotionsteams für die Berufungspastoral der Orden. Der gemeinsame Weg des Suchens, des Überlegens und des sich gegenseitig Bestärkens geht weiter. Neben der Arbeit in den einzelnen Regionalgruppen wird sich das Promotionsteam auch künftig – wenn auch in längeren Abständen – treffen, um als „Weiterbildungs- und Verstärkergruppe" zu arbeiten und zu reflektieren. Elemente dieser Arbeit sind: persönliche Fortbildung, gegenseitiger Austausch, Anregungen und Stärkung für die Regionalgruppen und die Arbeit in den einzelnen Gemeinschaften, Blick auf aktuelle Bezüge und innerkirchliche Vorgänge, Bestandssicherung und Weiterentwicklung des Erreichten.

Der Weg des gemeinsamen Suchens, des sich Stärkens und des gemeinsamen Arbeitens im Anliegen der Berufungspastoral der Orden hat begonnen und geht weiter. Es ist getragen von einer großen Hoffnung.

Es bestehen erste Überlegungen, ob sich ein zweites Promotionteam mit neuer Zusammensetzung bilden könnte. Interessenten können sich an das Zentrum für Berufungspastoral in Freiburg[4] wenden.

[3] Ein Beitrag für diesen Vorgang brachte auch die Veröffentlichung von Rainer Birkenmaier: Berufungspastoral der Orden in den nächsten Jahren. Das Heft ist zu beziehen über die Diözesanstellen Berufe der Kirche oder über das Zentrum für Berufungspastoral: Schoferstraße 1, 79098 Freiburg (FAX: 07 61/3 64 85).

[4] Anschrift: Schoferstraße 1, D-79098 Freiburg i. Br.; Tel. 0761/33266; Fax: 0761/36485; E-Mail: IBKFR@t-online.de

Felix Schlösser CSsR, Hennef./.Sieg

Den Weg den der Buddha gewiesen hat – wie ihn Thich Nhat Hanh gegangen ist

Auf dem Büchermarkt gibt es inzwischen eine Vielzahl von Veröffentlichungen über den Buddhismus. Ein Großteil davon stammt von westlichen Autoren, die selber keine Buddhisten sind, womit ihnen nicht die Kompetenz abgesprochen werden soll, sachkundig über den Buddhismus zu informieren. Was ihnen jedoch mangelt, ist die eigene Erfahrung mit dem inneren Weg, den der Buddha gewiesen hat.

In seinen Büchern gibt uns ein buddhistischer Mönch und Zenmeister aus Vietnam Einblicke in eine geistliche Welt, die uns von außen her nicht so leicht zugänglich ist. Thich Nhat Hanh, geb. 1926, lebt jetzt im südfranzösischen Plum Village. Er begründete die buddhistische Van-Hanh-Universität in Saigon. Als einer der bedeutendsten Interpreten des buddhistischen Weges folgt er den Spuren seines Meisters und kann gleichzeitig als Buddhist unserer Zeit einen „engagierten Buddhismus" vertreten (der Name einer Vereinigung, deren Mitbegründer er ist). Seine hohen Begabungen als Dichter und Wissenschaftler sowie sein Engagement für den Frieden haben ihre Wurzeln in einem von buddhistischer Spiritualität geprägten Erfahrungsreichtum. Martin Luther King jr. sagt von ihm: „Thich Nhat Hanh in seiner Bescheidenheit und Frömmigkeit ist ein heiligmäßiger Mann. Aber er ist genauso ein Gelehrter von höchsten intellektuellen Fähigkeiten."

Obwohl ich schon einiges über den Bud-

dhismus gelesen habe und dadurch, wie auch jetzt wieder durch die Bücher von Thich-Nhat-Hanh, für meinen geistlichen Weg als Christ neue Einsichten gewinnen konnte, fällt es mir nicht leicht, dies jetzt in einer Rezension zu vermitteln. Eine Rezension im strengen Sinn kann es ohnehin nicht werden, weil die Erfahrungen, die jemand auf seinem geistlichen Weg macht, nicht zu bestreiten sind; ebensowenig wie die Deutung, die er diesen gibt. Und niemand wird von mir erwarten können, das gesamte Erfahrungs- und Gedankengut von Thich Nhat Hanh auch nur ansatzweise darzulegen. Ich werde im folgenden versuchen, aus seinem Erfahrungsschatz einiges zu erheben, was mir persönlich wertvoll und bedenkenswert erscheint, um dadurch anzuregen, in seinen Büchern eigene Entdeckungen zu machen.

Der Untertitel seines umfangreichsten Werkes: *Leiden verwandeln – die Praxis des glücklichen Lebens*[1] kennzeichnet den Kern der buddhistischen Lehre: Das Leid gilt es wahrzunehmen und anzunehmen, ohne es für unüberwindbar zu halten. Weil der Buddha das Leiden als „die erste edle Wahrheit" einschätzte, haben viele seiner Anhänger daraus geschlossen, es gäbe auf Erden nichts anderes als das Leiden. Thich-Nhat Hanh setzt sich in dem Kapitel: „Ist alles Leiden?" mit solchen Fehldeutungen der Lehre Buddhas auseinander. (Das Herz von Buddhas Lehre, S. 25-26; die folgenden Stellenangaben beziehen sich auf dieses Buch). Ihm ist daran gelegen, dass wir die einzelnen Leidenszustände und Leidensursachen genau analysieren, ihnen auf den Grund gehen, um den Weg zu finden, der Heilung bringt. Während der Unbeständigkeit und dem Nicht-Selbst aller Gebilde und Wahrnehmungsobjekte universale Bedeutung zukomme, dürfe dem Leid nicht Allgemeingültigkeit beigemessen werden. Buddha lehrt, dass wir das Leid nur dann zur Kenntnis nehmen sollen, wenn es gegenwärtig ist und dass wir Freude wahrnehmen können, wenn kein Leiden spürbar ist (vgl. S. 27). „Vielleicht verhilft dir die Wiederholung des Wortes ‚Leben ist Leiden' zur Erkenntnis, dass du dabei bist, Anhaften an etwas zu entwickeln. Sie bringt dich aber nicht weiter im Verständnis der wahren Natur des Leidens und offenbart dir nicht den Weg, den der Buddha uns gewiesen hat" (S. 26).

„Die vier edlen Wahrheiten"(S. 16-18) weisen den Weg, der zur Aufhebung des Leidens führt: die Wahrheit vom Leiden, die Wahrheit von der Entstehung des Leidens, die Wahrheit von der Aufhebung des Leidens, der Pfad, der zur Aufhebung des Leidens führt. Wie Siddhartha Gautama in verschiedenen Sutras lehrte, mündet das Leiden ein in die mit dem völligen Erlöschen aller Konzepte und Vorstellungen aufkommende Freude im Nirvana. „Es ist wahr", schreibt Thich Nhat Hanh, „dass der Buddha die Wahrheit vom Leiden lehrte, aber er lehrte auch die Wahrheit vom ‚Glücklich verweilen in den Dingen, so wie sie sind'. Um auf unserem Übungsweg voranzukommen, müssen wir aufhören, beweisen zu wollen, dass alles leidvoll ist. Wir müssen überhaupt aufhören, etwas beweisen zu wollen. Wenn wir die Wahrheit unseres Leidens mit unserer Achtsamkeit berühren, werden wir imstande sein, unser spezifisches Leiden und seine spezifischen Ursachen zu identifizieren und den Weg zu erkennen, der diese Ursachen beseitigt und unserem Leiden ein Ende setzt"(S.29). Zu den häufigsten Ursachen für Leiden gehören Gier und Begehrlichkeit, von Buddha an erster Stelle aufgeführt, sowie Zorn, Misstrauen, Überheblichkeit oder Unwissenheit, die zu falschen Wahrnehmungen führt.

Das Augenmerk möchte ich weiterhin richten auf das Kapitel Die Drei Dharma-Siegel, auch die drei Daseinsmerkmale genannt (S. 132-145). Das erste Merkmal, das unser dies-

[1] THICH, NHAT HANH: Das Herz von Buddhas Lehre – Leiden verwandeln, die Praxis des glücklichen Lebens. Freiburg 1998: Herder. 288 S., geb., DM 39,80 (ISBN 3-451-26739-X).

seitiges Leben kennzeichnet, ist die Unbeständigkeit. „Wir müssen dafür sorgen, dass unsere Einsicht in die Unbeständigkeit täglich tiefer wird. Tun wir das, so wird unser Leben an Tiefe gewinnen. Wir werden weniger leiden und mehr Freude am Leben haben. Wir werden den Grund der Wirklichkeit, Nirvana, berühren, das Reich der Geburt- und Todlosigkeit. Indem wir die Unbeständigkeit tief berühren, berühren wir die Welt jenseits von Unbeständigkeit und Beständigkeit. Wir berühren den Grund des Seins und erkennen, dass das, was wir Sein und Nicht-Sein genannt haben, nur Vorstellungen sind. Nichts geht je verloren. Nichts wird je gewonnen"(S. 134). Das zweite Daseinsmerkmal ist das Nicht-Selbst. „Nichts hat eine separate Existenz oder ein eigenständiges Selbst. Es gibt nur ‚Intersein' zwischen allem, was ist. ... Wenn wir uns darauf verstehen, unseren nicht-unterscheidenden Geist zu berühren, werden unser Glück und das Glück anderer um ein Vielfaches zunehmen. ... Wenn wir verstanden haben, dass jedes Wesen und jedes Ding demselben Lebensstrom angehören, schwindet unser Leiden"(S. 134f.). - „Die Lehren von Unbeständigkeit und Nicht-Selbst sind Schlüssel, mit denen wir das Tor zur Wirklichkeit aufschließen können. Unser Üben muss uns die Einsicht bringen, dass wir, wenn wir das Eine berühren, zugleich alles andere berühren. Wir müssen erkennen, dass das Eine in allem ist und alles in dem Einen. Dann berühren wir nicht nur die Erscheinungsebene der Wirklichkeit, sondern den Grund des Seins"(S. 136f.). Wenn wir die Erkenntnis vom Nicht-Selbst im Leben verwirklichen, dann werden, wie Thich Nhat Hanh an Beispielen verdeutlicht, Barrieren und Feindseligkeiten überwunden, und damit auch Leiden. Nirvana, das dritte Dharma-Siegel, „ist der Grund des Seins, die Substanz, die wahre Natur von allem, was ist"(S. 137). Da die Welle schon Wasser ist, braucht sie nicht zu sterben. „Genauso ist es auch mit uns. Wir alle tragen den Urgrund von ‚Intersein' und Nirvana, die Welt von Geburt- und Todlosigkeit, Unbeständigkeit und Nicht-Unbeständigkeit, Nicht-Selbst und Nicht-Nichtselbst in uns. Nirvana ist das vollständige Erloschensein aller Vorstellungen" (S. 137). Wir müssten üben, jetzt schon die Relativität unserer Vorstellungen zu überwinden „und die letzte Dimension zu berühren: Nirvana, Gott, das Reich der Geburt- und Todlosigkeit"(S. 137) Alle Vorstellungen sind Hilfsmittel: „Verstehst du es, Unbeständigkeit und Nicht-Selbst als Hilfsmittel einzusetzen, um die Wirklichkeit zu berühren, so berührst du das Nirvana im Hier und Jetzt"(S. 137). Zur buddhistischen Vorstellung von Nirvana siehe auch S. 139-142 u. 154. Zur Geburt- und Todlosigkeit, S. 124f., 128, 244f.. Zur Wiedergeburt, die, solange wir noch danach streben, ebenfalls eine Ursache von Leiden ist, S. 257; s. auch S. 138 u. S. 245).

Ich möchte nun den Blick lenken auf das Kapitel: „Die vier grenzenlosen Geisteszustände (Die Brahmaviharas): Liebe, Mitgefühl, Freude und Gleichmut (S.170-176). „Diese vier Geisteszustände werden ‚grenzenlos' genannt, weil sie, wenn du sie täglich praktizierst, ins Unermessliche wachsen, bis sie eines Tage die ganze Welt umfassen. Du erfährst mehr Glück und deine Mitmenschen ebenso ... Wenn du es lernst, Liebe, Mitgefühl, Freude und Gleichmut zu praktizieren, wirst du wissen, wie die unheilsamen Geisteszustände von Zorn und Kummer, Unsicherheit und Traurigkeit, Hass, Einsamkeit und Anhaften zu heilen sind"(S. 170). Diese vier Geisteszustände „kennzeichnen einen wahrhaft erleuchteten Menschen. Sie sind die vier Aspekte wahrer Liebe in uns selbst und in jedem und allem andern"(S. 171).

Wenn auch die Lehre und die Lehrreden in der buddhistischen Tradition einen hohen Stellenwert haben, so sind diese doch immer erfahrungsbezogen und nur auf dem Übungsweg zu verifizieren. Für den Buddha geht es nicht um eine Lehre, für die gekämpft und gestorben sein will; vielmehr ist es eine Hilfe zum Praktizieren: „Die Lehre", sagt er, „ist

nichts anderes als ein Floß, das euch helfen soll, zum anderen Ufer überzusetzen". Das Floß dürfe nicht zum Gegenstand der Verehrung gemacht werden. Auf dem „edlen achtfachen Pfad" sucht der Buddhist diesen Weg zu beschreiten; von Thich Nhat Hanh im 2. Teil (S. 55-114) ausführlich dargestellt: Rechte Anschauung – Rechtes Denken – Rechte Achtsamkeit – Rechte Rede – Rechtes Handeln – Rechte Anstrengung – Rechte Sammlung – Rechter Lebenserwerb.

Weitere Schlüsselworte für den buddhistischen Weg sind: Aufhören, Zurruhekommen, Ruhen, Heilen. „Wie können wir unserer Angst, Verzweiflung, Wut und Gier Einhalt gebieten? Wir können das, indem wir uns darin üben, achtsam zu atmen, achtsam zu gehen, achtsam zu lächeln und tief zu schauen, um Verstehen zu erlangen. Wenn wir achtsam sind und den gegenwärtigen Augenblick berühren, entfalten sich Verstehen und Liebe in uns; es entwickelt sich die Bereitschaft, die Dinge anzunehmen, wie sie sind, und wir verspüren den Wunsch, Leiden zu lindern und Freude zu schenken"(S. 30f.). Achtsam zu sein in allen Lebensvollzügen ist eine der Grundübungen der Schüler Buddhas. Hierzu bietet Thich Nhat Hanh wertvolle Anleitungen (es sei auf die zahlreichen Stellenangaben im Register zur Achtsamkeit verwiesen sowie auf die nachher noch zu erwähnenden Spektrum Bändchen zur Achtsamkeit). Wie Körper und Geist zur Ruhe kommen und tief schauen lernen: im Erkennen, Annehmen, Achtsamsein, Umarmen, Verstehen – dazu gibt der Buddha Übungsanweisungen, wobei für ihn bei allem Üben das Üben des Nicht-Übens wichtig ist (vgl. S. 32f.).

Leerheit und Absichtslosigkeit gehören zu den „Toren der Befreiung"(vgl. S. 147-156).In einem Herz Sutra heißt es: „Es gibt kein Erlangen." So meditiert der Buddhist auch nicht, um Erleuchtung zu erlangen. „Absichtslosigkeit läßt uns erkennen, dass es uns an nichts mangelt, dass wir das schon sind, was wir zu werden hoffen, und all unser Mühen hört einfach auf. Wir finden Frieden im gegenwärtigen Augenblick und nehmen nichts anderes wahr als das Sonnenlicht, das durch unser Fenster flutet, oder das Rauschen des Regens. Wir brauchen nicht länger hinter irgend etwas herzulaufen. Wir können uns jedes Augenblicks erfreuen. Viele sprechen davon, dass wir ins Nirvana ‚eintreten'. Wie treten aber nicht ein, wir sind schon da. Absichtslosigkeit und Nirvana sind eins"(S. 154).

Es sollen abschließend noch einige Hinweise gegeben werden auf fünf Faszikel aus er Spektrum Reihe im Verlag Herder. Sie gehören einem anderen Genre an als das eben besprochene Buch Thich Nhat Hahn's, seinem Hauptwerk, in dem er die Lehre Buddhas und seine Erfahrungen mit diesem geistlichen Weg in größere Deutungszusammenhänge stellt. Wer sich mit der buddhistischen Lehre näher vertraut machen möchte, dem sei empfohlen, sich zuerst mit diesem eher systematisch angelegten Werk zu befassen. Eine gute „Einstiegslektüre" wäre aber auch eines der Bändchen, deren Thema die Achtsamkeit ist. *Zeiten der Achtsamkeit* [2], schon in fünfter Auflage erschienen, ist eine sehr konkrete Hinführung und Anleitung zu einem achtsamen Leben im Alltag. In dem Büchlein Schritte der *Achtsamkeit*[3] begleitet der Regisseur Thomas Lüchinger den Mönch Thich Nhat Hanh auf einer Reise an den Ursprung des Buddhismus. 60 Standbilder vermitteln Eindrücke des Films. Sie sind abgestimmt auf Worte und Reden von Thich Nhat Hanh und auf Gespräche mit ihm auf dieser Pilgerreise. Achtsamkeit ist auch die durchlaufende Perspektive des Büchleins: *Das Leben berühren – Atmen und sich selbst begegnen* (mit 50 Fotos von Ursula Zeitler-Dumanski)[4]: Achtsamkeit auf den Körper im Körper, auf die Gefühle in den Gefühlen, auf die Zustände unseres Geistes, auf die Welt unserer Wahrnehmungen. *Lächle deinem eigenen Herzen zu*[5] zeigt ebenfalls Wege auf zu einem achtsamen Leben. Die beiden Herausgeberinnen haben ih-

nen besonders wegweisende Texte aus den im Theseus-Verlag erschienenen Büchern von Thich Nhat Hanh zusammengestellt. In *Nenne mich bei meinen wahren Namen*[6] sind meditative Texte und Gedichte unter zwei Aspekten gesammelt: die historische Dimension und die letztendliche Dimension. Angekündigt ist für die Frühjahrsproduktion bei Herder ein weiteres *Spektrum*-Buch von Thich Nhat Hanh: *Dialog derLiebe – Jesus und Buddha als Brüder.*

[2] DERS.: Zeiten der Achtsamkeit. Hrsg. von Judith BOSSERT und Adelheid MEUTES-WILSING. Herder Spektrum 4492. Freiburg 5. Auflage. 1999: Herder. 157 S., kt., DM 15,80 (ISBN 3-451-04492-7).

[3] DERS.: Schritte der Achtsamkeit – Eine Reise an den Ursprung des Buddhismus. Hrsg. von Thomas LÜCHINGER: Herder Spektrum 4720. Freiburg 1998: Herder. 143 S., kt., DM 16.80 (ISBN 3-451-04720-9).

[4] DERS.: Das Leben berühren – Atmen und sich selbst begegnen. Hrsg. von Monika LAMBERTS-HENGSTER. Herder Spektrum 4729. Freiburg 1999: Herder. 158 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-451-04729-2).

[5] DERS.: Lächle deinem eigenen Herzen zu. Wege zu einem achtsamen Leben. Hrsg von Judith BOSSERT und Adelheid MEUTES-WILSING. Herder Spektrum 4902. Freiburg 7. Aufl. 1999: Herder. 156 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-451 04883-3).

[6] DERS.: Nenne mich bei meinen wahren Namen – Meditative Texte und Gedichte. Herder Spektrum 4579. Freiburg 1998: Herder. 218 S.., kt., DM 19,80 (ISBN 3-451-04579-6).

Buchbesprechungen

Rezensionen

Orden und Spiritualität

Wehrl, Franz:

Franz von Sales zwischen den Fronten

Der politische und kirchengeschichtliche Hintergrund des hl. Franz von Sales im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation. Eichstätt 2000: Franz-Sales-Verlag. 366 S., geb., DM 85,00 (ISBN 3-7721-0215-8).

Der heilige Franz von Sales lebte von 1567 bis 1622 in Savoyen. Es war die Zeit der Reformation in Genf, eine Zeit vielfältiger religiöser und politischer Wirren, mit denen er als Priester und in Annecy residierender Bischof von Genf zeitlebens zu tun hatte. Dabei hat der Heilige nicht nur durch seine tiefe Frömmigkeit, sondern auch durch sein politisches Engagement im Land Savoyen gewirkt. Mithin zeigt gerade die Person des Bischofs von Genf, wie sehr die Reformation des 16. Jahrhunderts theologisches und politisches Ereignis zugleich war.

Genau das wird auch in vorliegender umfassender Abhandlung augenfällig deutlich. Sie zeigt auf, wie Franz von Sales im Kontakt mit Fürsten und Bischöfen seiner Zeit die untrennbar mit der Welt verbundene Kirche im Zeitalter der calvinistischen Reformation lenkte.

Dem Autor, Franz Wehrl, gelingt es durch seine fundierte wie spannende Schreibweise, dem Leser ein buntes Bild der Zustände jener Zeit darzulegen. Er tut dies sehr ausführlich, indem er die savoyische Geschichte von ihren Anfängen bis hin zur Reformation und katholischen Reform unter Franz von Sales behandelt. Die Zeit der katholischen Reform selbst freilich bietet den Schwerpunkt der Arbeit. Dabei stehen die savoyischen Fürsten Emmanuel-Philibert und Karl-Emmanuel I. sowie Heinrich von Navarra von Frankreich neben Franz von Sales im Mittelpunkt. En passant wird auch der Blick auf die kirchenpolitische Situation im Wallis gelenkt.

Franz von Sales wird dabei nicht so sehr von seiner Spiritualität – darüber gibt es schon sehr viel Literatur –, sondern von seinem staatsklugen Kalkül her gesehen, mit dem er sich seinen Weg zwischen den verschiedensten politischen Fronten bahnt. Die vielen handelnden Personen werden sehr differenziert dargestellt. Wehrl vermeidet grundsätzlich Schwarzweißmalerei, sowohl was die Theologen beider Konfessionen wie auch die politisch Handelnden angeht. Stattdessen verdeutlicht er die vielfältigen Verstrickungen, aus denen politisches Handeln entsteht. Trotz der Darstellung einer politisch verzwickten Situation verliert der Leser nicht den Überblick über das Geschehen. Dazu trägt auch die Vielzahl der dargestellten Landkarten und Grafiken bei.

Raymund Fobes

Oliveira, Bernardo:

Unsere Brüder vom Atlas.

Zeugen für Christus im muslimischen Algerien. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen versehen und hrsg. von Schwestern der Abtei Maria Frieden. Langwaden 1999: Bernardus-Verlag. 206 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-934551-00-9).

Wnn es mir eines Tages geschehen sollte – und es könnte schon heute sein –, dass ich ein Opfer des Terrorismus werde, der inzwischen alle in Algerien lebenden Ausländer im Visier zu haben scheint, dann möchte ich, dass meine Gemeinschaft, meine Kirche und meine Familie sich daran erinnern: Mein Leben war Gott und diesem Land geschenkt."
Mit diesen Worten begann der Prior des Trappistenklosters Tibhirine, P. Christian de Chergé, seinen Abschiedsbrief. Die Mönche von Tibhirine waren bedroht worden von fundamentalistischen Moslems, wohl ganz bewusst am Heiligen Abend 1993. Am 27. März 1996 wurden des Nachts sieben Trappistenmönche entführt, einige Wochen später, am 21. Mai 1996 wurden sie ermordet von der „Islamischen Heilsfront", die sich für ein Algerien nach islamischem Recht einsetzt und alle westlichen Ausländer bedroht. Die Trappisten wollten von Anfang nichts anderes, als das Antlitz Jesu im Alltagsleben offenbaren und bezeugen. Gerade sie, die in ihrem Leben der Solidarität Respekt vor dem Anderssein der anderen zeigten, wurden Opfer eines blinden Fanatismus, der das Andere und den Anderen nicht zulässt.
Die Kapitel des Buches befassen sich mit der Geschichte der Zisterzienser in Nordafrika, dokumentieren vier Rundbriefe von Generalabt Bernardo Oliveira, berichten vom weiteren Leben und Wirken der Zisterzienser und Zisterzienserinnen in Nordafrika und zeichnen biographische Skizzen von den ermordeten Mönchen.
Ein kurzes Literaturverzeichnis nennt vor allem weitere Veröffentlichungen zu Tibhirine und seinen Märtyrern. Es folgen die Anmerkungen und eine Karte von Nordafrika.

Der farbige Einband zeigt die Porträts der sieben ermordeten Mönche und auf der Rückseite eine Luftaufnahme des Klosters Tibhirine.

Basilius Doppelfeld

Flosdorf, Burkhard:

Berufliche Belastung, Religiösität und Bewältigungsformen:

Eine qualitative Untersuchung von Burnout und Sinnfragen bei Ordensfrauen in der Caritas. Reihe: Studien zur Theologie und Praxis der Caritas und sozialen Pastoral, Bd. 12. Würzburg 1998: Echter Verlag. 237 S., kt., DM 39,— (ISBN 3-429-02059-X).

Das Phänomen des Burnout in der sozialen Arbeit ist in den letzten Jahren auf vielfältige Weise untersucht und in zahlreichen Publikationen behandelt worden. Dabei wurden vor allem psychologische, soziologische und medizinische Aspekte diskutiert. Die Frage, inwieweit Religiosität und eine positive Lösung der Sinnthematik dazu beitragen können, die beruflichen Belastungen zu bewältigen, wurde eher am Rande in den Blick genommen. Diese Lücke wird durch die vorliegende empirische Studie endlich gefüllt. Nach einigen Erörterungen der Ursachen und Ausdrucksformen des Burnout auf der Grundlage von Forschungsergebnissen der Arbeits- und Organisationspsychologie und der psychologischen Stressforschung zeigt der Autor auf, inwieweit die Frage nach dem Sinn, die bei beruflicher Überforderung oft zu einem bedrängenden Problem wird, religiös aufgefangen werden kann. Dabei geht er von der These aus, dass Sinnfragen wesentlich religiös vermittelt sind. Somit ist es für ihn auch legitim und angebracht, nach der Bedeutung von Religiosität für die Bewältigung des Burnout zu fragen. Dazu führt er zahlreiche qualitative Interviews mit Ordensfrauen durch, die lange Zeit in caritativen Arbeitsfeldern tätig sind. Die Befunde lassen sich in der Feststellung fokussieren, dass religiös orientierte Frauen und Männer umso mehr über Bewältigungsformen verfügen, umso lebensbejahender ihre Spiritualität ausgerichtet ist. Diese basiert letztlich auf einer lebendigen Beziehung zu Gott. Beides stellt sich nicht von allein ein und lässt sich auch nicht, einmal „erworben", über die Zeiten festhalten. Um eine lebensbejahende, auf einer Beziehung zum menschenfreundlichen Gott basierende Spiritualität zu entwickeln und weiter zu entfalten, sind spirituelle Bildung und Begleitung notwendig. Die dazu vom Autor am Ende seines Buches vorgelegten Anregungen und Vorschläge zeigen Perspektiven auf, die sich weiterverfolgen lassen.

Somit bietet dieses Buch nicht nur wichtige empirische Daten, es gibt auch vor, welche Konsequenzen sich daraus für die Praxis spiritueller Lebensvollzüge ergeben und wie diese konkret umgesetzt werden könnten.

Matthias Hugoth

SCHÜRMANN, Heinz:

Im Knechtsdienst Christi.

Beiträge zur weltpriesterlichen Existenz. Hrsg. von Klaus SCHOLTISSEK. Paderborn 1999: Bonifatius Verlag. 422 S., kt. DM 78,- (ISBN 3-89710-051-7).

Der renommierte, inzwischen verstorbene Erfurter Neutestamentler H. Schürmann hat sich Zeit seines Lebens mit Nachdruck dafür eingesetzt, dass die Ergebnisse des NT die Theologie von heute und das christliche Leben beeinflussen. Dem dienen auch seine 24 exegetisch-theologischen, pastoralen und geistlichen Beiträge zu den neutestamentlichen Ursprüngen, der Spiritualität und Praxis der weltpriesterlichen Existenz aus den Jahren 1941-1998..

Mit zehn Thesen zur eschatologisch-alternativen Lebensweise des Priesters (und der Ordensleute) führt Sch. zum Thema seines Buches hin. Dem folgen Besinnungen über den ekklesiologischen Ort des Presbyters. Eine grundlegende Studie untersucht zunächst die paulinische Vorstellung von den geistlichen Gnadengaben, in der er herausarbeitet, dass christliche Gemeinden ihre Lebens- und Zeugniskraft aus dem Zusammenspiel der verschiedenen Gnadengaben gewinnen. Es gibt zwar eine Rangordnung unter den Gnadengaben, die sich selbst durch die geistliche Ordnung der Liebe regulieren. Die geistliche Selbstregulierung aber ist eingebettet in eine geistliche Ordnung, die als Tradition und in Auftrag stets lebendig zugesprochen wird. Dieselbe Einordnung in die übrigen Charismen gilt auch für den Lehrdienst, wie Sch. in einem zweiten Beitrag aufweist. Eine Auslegung des Testaments des Paulus für die Kirche (Apg 20,18-35) zeigt, dass die kirchliche Situation in der ausgehenden Apostelzeit die Paradosis (Überlieferung) und das Amt als entscheidende Hilfe benötigt.

Das Damaskuserlebnis hat Paulus und uns in neuer Weise den Christusraum erschlossen. Die so ermöglichte christliche Lebensform ist durch Christushörigkeit und -innigkeit bestimmt. Sie ist die Grundlage für eine theologische Ständelehre. Sch. plädiert sodann für eine Kirche als offenes System. In der Gemeinde des Neuen Bundes gehören die grundsätzliche Gleichheit aller Glaubenden und die eine unabdingbare apostolische Sendung eng zusammen. Durch seinen Geist leitet der Herr seine Kirche durch das richtige Zu- und Miteinander der amtlichen und freien charismatischen Dienste. Da in der Kirche alle Dienste und Verantwortlichkeiten haben, kann es eine passive Mitgliedschaft in ihr nicht geben. Kirche als offenes System verwirklicht sich in ihren Versammlungen. In diesem Zusammenhang fordert Sch. u.a., dass unsere Eucharistiefeiern ähnlich wie in der frühen Kirche eingebettet sind in geschwisterlichen Gemeinden und zu geschwisterlichen Formen finden.

Von den folgenden Beiträgen, die das Grundanliegen des Verf.s unterstreichen, dem Priester von heute aufzuzeigen, wie er sein Leben führen und seinen Dienst nach den Vorgaben des Neuen Testaments ausüben kann und soll, seien wenigstens die Titel genannt: „Die (prophetisch-sakramentale) Zeichenhaftigkeit Geistlicher Aufbrüche und Bewegungen (unserer Tage)"; „Rückblick auf den Ursprung"; „Die zwei unterschiedlichen Berufungen, Dienste und Lebensweisen im einen Presbyterium"; „Der Geistlich-Geistliche. Johann Michael Sailers Priesterbild"; „Der Verkündigungsauftrag heute"; „Die Affinität des Diözesan- und Weltpriesters zu den evangelischen Räten"; „Weltpriestertum und Rätestand. Quaestiones disputandae".

Im zweiten Teil seines Buches gibt Sch. An-

regungen zur Spiritualität des Priesters und zur Pastoral. Da hier die Überschriften zu den einzelnen Beiträgen bereits erahnen lassen, um welche Probleme es jeweils geht, können wir uns auf deren Angabe beschränken: „Die situative Bedeutung der evangelischen Räte"; „Die apostolische Existenz im Bilde. Meditation über 2 Kor 2,14-16a"; „Spirituelle Aspekte unseres Presbyterdienstes"; „Gottes Wille im Tagewerk"; „Die drei evangelischen Räte im Leben des Diözesan- und Weltpriesters"; „Ignatianische Exerzitien im Dienste weltpriesterlicher Spiritualität"; „Direktorium für eine freiwillige Haus- und Wirkgemeinschaft von Welt- und Diözesangeistlichen"; „Die geistliche Mitte einer Gemeinde und ihr Spiritual"; „Diözesanpriester als Weltpriester"; „Der Dienst an der Einheit als Aufgabe der Presbyter".
Der von K. Scholtissek herausgegebene Band schließt ab mit einem Ausblick auf die Stellung und Aufgaben des Presbyters von morgen. Hier bringt Sch. auch seine langjährige Erfahrung aus der Diaspora ein, die u.a. lehrt, dass innerhalb einer Generation etwa ein Drittel der Katholiken der Kirche den Rücken kehrt.
Obwohl viele der Beiträge Sch.s schon geraume Zeit zurückliegen, sind sie nach wie vor aktuell. Auch wenn er besonders Weltpriester im Blick hat, so versteht sich von selbst, dass jeder Christ, zumal der Ordenschrist, sie mit Gewinn lesen und meditieren kann. Denn der Priester ist zwar in besonderer Weise, aber nicht allein „Geistlicher". Vielmehr sind einem jeden Christen Gnadengaben geschenkt, die er im Verein mit den Priestern zum Nutzen der Gemeinde und der ganzen Kirche einbringen kann und soll.

Heinz Giesen

JOHANNES PAUL I.:

Mit einem Lächeln gesagt.

Ausgewählte Texte für jeden Tag des Jahres. Hrsg. von Wolfgang Bader. Reihe:Saatkörner. München 1998: Verlag Neue Stadt. 380 S., geb., DM 38,00 (ISBN 3–87996-388-6).

Nur 33 Tage war er der Oberhirte der römischen Kirche und in dieser Zeit gewann er im Sturm die Herzen der Menschen. Es sind wohl seine Offenheit, auf Menschen zuzugehen, seine Bescheidenheit, sein überzeugender Glaube und – nicht zuletzt – sein liebevolles Lächeln und sein herzlicher Humor, die Albino Luciani, der sich als Papst Johannes Paul I. nannte, unvergessen machen. In vorliegendem Jahreslesebuch sind Gedanken und Aphorismen des Papstes gesammelt –Bekenntnisse des Glaubens und Worte zum Leben. Albino Luciani – das wird immer wieder deutlich – war ein Mann des Glaubens, der seine Augen zum Herrn richtete, wenn es um die großen Fragen des Lebens ging. Alles, was der Papst hier sagt, kommt von Herzen. Johannes Paul I. spricht von dem, was ihn bewegt. Er scheut sich auch nicht, Schwierigkeiten zu benennen, die er mit dem Glauben, der Glaubenspraxis und schließlich auch mit seinem Amt als Papst hat. So wird in den Texten in aller Schärfe die Tragik des Lucianipapstes deutlich: Er war zweifelsohne ein hervorragendes Vorbild des Glaubens, ein Zeichen der Hoffnung und der Liebe, mithin von dieser Seite her ideal der Gemeinschaft der Gläubigen vorzustehen – doch an-

dererseits überforderte ihn der Dienst der Leitung der Kirche.
Luciani freilich hielt das Papstamt für wesentlich in der Katholischen Kirche. Er sagt: „Jesus Christus hat den Papst ... an die Spitze der Kirche gestellt. ... Er hat es getan, um uns zu helfen, als Gemeinschaft einig und geschlossen zu sein, um einen festen Bezugspunkt und eine sichere Führung zu haben." (216)
Sollte dieser hehre Anspruch, den er an den Papst hatte, für ihn selbst eine Last gewesen sein? Jedenfalls war Johannes Paul I. – das zeigen die Texte auch – begnadeter Mystagoge im Wort: Albino Luciani hatte die Gabe, dem Menschen das Geheimnis Gottes nahe zu bringen. Er spricht in Beispielen, nicht mit abstrakten Worten. Wer diese Texte liest, der versteht, was Glaube, Hoffnung und Liebe sind und damit christliches Leben bedeutet.
Einer Vertiefung dieses christlichen Lebens dienen auch die Mahnungen und Empfehlungen, die der Papst ausspricht. Sie engen nicht ein, sondern führen zu einer wirklichen Freiheit der Kinder Gottes. Immer wieder ruft er zum geistlichen Leben und zur Umkehr auf.
Unweigerlich fühlt man sich bei den Texten an Lucianis Vorvorgänger Angelo Roncalli, Papst Johannes XXIII., erinnert, der mit ähnlicher Selbstironie das Leben meisterte, der sich deswegen nicht so wichtig nahm, weil doch Gott der wirklich Vollkommene ist, und der eine tiefe Demut Gott gegenüber, eine liebevolle Sanftmut gegenüber dem Nächsten und Freude am Glauben ausstrahlte. Nicht von ungefähr beruft sich deshalb wohl auch Luciani immer wieder auf die beiden Lieblingsheiligen des Roncallipapstes: auf die zwei Reformbischöfe Karl Borromäus und vor allem Franz von Sales. Doch auch seinen unmittelbaren Vorgänger im Amt, Papst Paul VI., würdigt Luciani. Er ist der Papst, der für soziale Gerechtigkeit und den Frieden einstand. Sein Pontifikat fiel in eine schwere Zeit, erklärt Luciani, und er war ein großer Papst – dabei keineswegs so pessimistisch, wie er oftmals dargestellt wurde.
Ein weiteres Vorbild des Papstes ist die Gottesmutter Maria. Sie war bereits bei ihrer Verkündigung die vom Heiligen Geist Erfüllte, hatte den Mut zur Demut und zeigte einen Sinn für menschliche Not, wie bei der Hochzeit zu Kana deutlich wird. Und sie war eine Frau, die mit kleinen Dingen Gutes tat: Sie ging zu Elisabeth, um ihr Zuneigung zu schenken. Genau dies ist wesentliches Moment der Botschaft Lucianis: Christsein vollzieht sich immer in den kleinen Dingen des Alltags. Und: Es kommt nicht darauf an, was man gibt, sondern wie man es gibt.
Das Buch bietet eine hervorragende Zusammenschau über Glauben und Leben des Lucianipapstes. Es ist alles in allem so sympathisch, wie es auch Johannes Paul I. war; es vermittelt einen frohmachenden Glauben, der dem Leben dient, und ist so ein wirksames Mittel gegen allzu menschlichen Trübsinn und Orientierungslosigkeit.

Raymund Fobes

„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“

Geschichten von wahren Engeln. Hrsg. von Rudolph Walter. Herder/Spektrum, Bd. 5022. Freiburg 1998: Herder. 208 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-4510-5022-6).

„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“ Wie wahr Erich Kästners Aphorismus ist, zeigt augenfällig vorliegendes Büchlein. Es sind Zeugnisse für die gute Qualität menschlicher Gemeinschaft und Beispiele guter Taten, die ein gelingendes Miteinander begründen. Dass niemand eine Insel ist, sondern der Mensch auf den Mitmensch ausgerichtet ist, machen beispielsweise Texte von Eugen Drewermann, Cicero, Mark Aurel, Hanns Dieter Hüsch, aus dem Kohelet sowie dem Ersten Korintherbrief (das Gleichnis vom Leib und den Gliedern) deutlich. Andere Texte belegen die Bedeutung des Mitgefühls; dazu kommen unter anderem Artur Schopenhauer, der Arzt und Theologe Albert Schweitzer, die Heiligen Franziskus und Vinzenz von Paul, und Mutter Teresa zu Wort.

Konkrete Beispiele der Hilfe zeigen im weiteren Geschichten und authentische Berichte, die allesamt nachdenklich machen. Da findet der Leser unter anderem Geschichten der Chassidim wie auch aus dem Zen-Buddhismus. Ganz konkret und erschütternd aktuell wird es, wenn von einer Krankenschwester in der AIDS-Hilfe oder von einer Frau, die Menschen auf einer Pflegestation besucht, berichtet wird. Ermutigend ist die Geschichte von dem mongoloiden Bobby, der gar zum Filmstar avanciert. Und die Story vom sanftmütigen alten Japaner, der mit freundlichen Worten einen Schläger zur Ruhe bringt, ist allemal nachdenkenswert.

Noch vieles andere und Ähnliches findet der Leser in diesem Buch. Eine bereichernde Lektüre, die mit ihren Beispielen zur Eigeninitiative anregt. „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es ...“

Raymund Fobes

Buchbesprechungen

Heilige Schrift

Bibel 2000

Hrsg. von Christian RIEHL Bd.6: Chronik, Esra, Nehemia. Stuttgart 1999: Verlag Kath.Bibelwerk. 198 S., geb., DM 68,- (ISBN 3-460-02006-7).

Drei Bände dieser neuen Bibeledition (Bd.1: Genesis & Exodus, Bd.2: Levitikus & Numeri, Bd.15: Matthäus & Markus)wurden bereits in der OK 3.1999, 367f. vorgestellt. Was dort über ihre Besonderheit und ihre Vorzüge gesagt wurde, braucht darum hier nicht wiederholt zu werden.

Nach üblicher, aber keineswegs unbestrittener Auffassung bilden die beiden Chronikbücher ursprünglich den ersten Teil eines umfangreichen Werkes, des sogenannten „chronistischen Geschichtswerkes, dessen zweiter Teil aus den Büchern Esra und Nehemia besteht. Hat es dieses Geschichtswerk tatsächlich gegeben? Mit den Gründen für das Für und Wider dieser Theorie befasst sich die Einleitung, in der zugleich die verschiedenen Namen der beiden Bücher, ihre Schwerpunkte und ihr Aufbau vorgestellt werden sowie der Frage der Entstehungszeit und der Quellen der Chronikbücher nachgegangen wird. Abgeschlossen wird diese Einführung durch eine Beurteilung des Doppelwerkes, die entgegen der weitverbreiteten Meinung recht positiv ausfällt, da es wie kaum ein anderes biblisches Buch ein großartiges Zeugnis für die Lebendigkeit und Sinnfülle des göttlichen Wortes liefert. Neben dem Bibeltext finden sich auch hier auf den inneren Spalten der Seiten zahlreiche Zusatztexte, die u.a. aus dem Bereich der Geographie, der biblischen und der vergleichenden Geschichte, der Literatur und der verschiedenen religiösen Traditionen stammen und die den Zugang zum Bibelwort zweifellos erleichtern.

In der Bibel erscheinen die Bücher Esra und Nehemia als zwei getrennte Werke, obwohl sie ursprünglich eine Einheit darstellten.

Das wird in der Einführung in das Buch Esra anhand ihres klaren und schlüssigen Aufbaus näher erläutert. Daran schließt sich die Vorstellung der beiden Hauptakteure und eine Zusammenfassung der wesentlichen Aussagen, die mit den drei Worten „ein Tempel, eine Stadt, ein Volk" umschrieben werden können. In der kurz gehaltenen Einführung in das Buch Nehemia kommen dann noch die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Erzählung und tatsächlicher Geschichte und nach den Möglichkeiten einer sinnvollen Lektüre dieser Bücher zur Sprache, bevor abschließend noch einmal Bedeutung und Wert der beiden Bücher gewürdigt werden.

Zu größeren Beanstandungen gibt auch dieser Band keinen Anlass. Erschwert wird allerdings gelegentlich das Lesen der inneren Spalten, weil einzelne Wortsilben und -buchstaben, zumindest in meinem Exemplar, im Einbandrücken verschwinden. Die eingestreuten großformatigen und sicher schönen Fotos von Menschen und Landschaften sind auch technisch perfekt, ihre Beziehung zu den biblischen Texten aufzuspüren, dürfte freilich nach mir auch anderen Lesern einiges Kopfzerbrechen bereiten.

Franz Karl Heinemann

Biblische Theologie

Entwürfe der Gegenwart. Hg. von Hans HÜBNER und Bernd JASPERT. Reihe: Biblisch-Theologische Studien, Bd. 38. Neukirchen-Vluyn 1999: Neukirchener Verlag. 221 S., kart., DM 48,- (ISBN 3-7887-1753-X)

Da die christliche Religion auf Gottes Offenbarung im AT und im NT zurückgeht, ist nach dem Verhältnis von alttestamentlicher und neutestamentlicher Offenbarung und damit nach der theologischen Beziehung zwischen dem AT und NT ebenso zu fragen wie nach dem Verhältnis von Israel und Kirche. Diese Doppelfrage ist Hauptgegenstand der Biblischen Theologie. Der gesamtbiblischen Theologie geht es nicht um eine theologische Gleichschaltung der beiden Testamente, sondern um die theologische Reflexion ihres gegenseitigen Verhältnisses zueinander. Im ersten Beitrag führt H. Hübner in die Probleme einer gesamtbiblischen Theologie ein. Dazu gehört das Problem von Schrift und Tradition, vor allem aber das Verhältnis Israel und Kirche. Biblische Theologie ist also wesentlich Ekklesiologie, die ihren Grund in dem einen Gott hat.

Auf Entwürfe Biblischer Theologie in der Gegenwart vom neutestamentlichen Standpunkt aus geht Th. Söding ein. Dabei diskutiert er nach Darstellung der Kontroversen um die Biblische Theologie (1.) deren Problemfelder (innerkirchlicher Dialog: Kanon und Kirche, ökumenischer Dialog: Vielfalt und Einheit der Schrift, jüdisch-christlicher Dialog: AT und NT, interkultureller Dialog: Religiosität und biblischer Glaube) (2.). Abschließend zeigt er eine Perspektive auf, die er in vier Thesen zusammenfasst, die die Themen der Problemfelder aufgreifen (3.).
J. Hausmann plädiert dafür, die Rede von Gottes Volk dem Volk Israel zu belassen, räumt aber ein, dass die alttestamentlichen Aussagen über das Volk Gottes auch „als Paradigma für die enge, unauflösliche Beziehung zwischen Gott und einer mit ihm verbundenen Gemeinschaft verstanden werden" können, „so dass sie als Paradigma auch Ak-

tualität und Interpretationshilfe für christliche Existenz bieten können." (123)
U. Mauser versteht die Bibel als „das Buch der werdenden Einzigkeit Gottes". Um diese These zu stützen, legt er einen thematischen Querschnitt durch die gesamte Bibel, nämlich „die innerbiblische Dialektik der Exklusivität und der Universalität Gottes" vor. (127) Exklusivität und Universalität Gottes zielen auf die „Vollendung der Schöpfung in der noch vor uns liegenden Rückgewinnung alles Geschaffenen in Gottes Herrschaft" (141). Erst in dieser Zukunft komme es zur Identität von Einzigkeit und Universalität Gottes.
Um die Beziehung der Biblischen Theologie zur Kirchengeschichte geht es B. Jaspert. Nach einer Einführung (1.) thematisiert er die Biblische Theologie als exegetisch-systematisches (2.), als historisch-systematisches (3.) und als kirchengeschichtliches Problem (4). Zu letzterem formuliert er zehn Thesen. Dabei betont er, dass das Wort Gottes nie „reine" Gottesrede ist, „sondern immer schon menschlich gedeutetes Gotteswort als Offenbarungswort." (168) Um auch im jeweiligen Hier und Heute als Gottes unbedingter Anspruch gelten zu können, ist eine geschichtlich-existentiale Interpretation der Botschaft gefordert. Die sich daraus ergebenen Fragen an eine sachgerechte Exegese können nicht losgelöst von der Auslegungsgeschichte der Heiligen Schrift beantwortet werden. In Form einer Biblischen Theologie gehört diese „zu den grundlegenden Aufgaben der Kirchengeschichte als Wissenschaft von der Erfahrung der Kirche in der Welt". (171) Abschließend betont Jaspert gegenüber Tendenzen, die der Biblischen Theologie skeptisch oder gar negativ gegenüberstehen, deren Notwendigkeit gerade auch angesichts der Begegnungen der Religionen und Kulturen untereinander.
J. Riches stellt die Bedeutung der kulturellen Anthropologie für die neutestamentliche Theologie heraus. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass neutestamentliche Theologie nicht nur eine darstellende, sondern eine dialogische Disziplin ist, in deren Mittelpunkt Identitätsfragen stehen. Dabei ist der persönliche vom kollektiven Identitätssinn zu unterscheiden. Eine kollektive Identität wird vermittelt, indem die biblische Texte lesenden Gemeinschaften sich aus deren reichen Symbolik ein Weltbild und ein Ethos konstruieren. Die jüdische kollektive Identität wird durch Abstammung von jüdischen Eltern, durch Beschneidung, durch Gesetzesbefolgung, durch Bindung an das Land Israel und Teilnahme am Tempelkult konstituiert. Die persönliche Identität wird durch die Stellung innerhalb der Gemeinschaft bestimmt. Im Christentum kommt es zum radikalen Bruch mit dem Tempelkult und damit zu einer radikalen Umformung der Vorstellungen von Heiligkeit und Profanität, Reinheit und Unreinheit. Mitglied der christlichen Kirche wird man durch Identifikationsweisen wie Berufung, Kindschaft Gottes oder Geisterfüllung. Riches stellt auch theologische Fragen nach der gemeinschaftsbildenden Kraft kanonischer Texte. Die Symbolwelt des AT ist unbestreitbar gemeinschaftsbildend. Da die frühchristliche Bewegung in einer Antithese zum Judentum steht, besitzen neutestamentliche Texte ein Protestpotential gegen alle Versuche, die Glaubenden mit ethnisch, kulturell und geographisch bestimmten Gruppen zu identifizieren. Die christliche Religion tendiert zum Universalismus. Andererseits dienen neutestamentliche Texte auch der Gemeinschaftsstabilisierung. Wenn der christliche Theologe einen Beitrag zur Debatte über unsere multikulturelle Gesellschaft leisten will, muss er auf die durch die kanonischen Schriften vermittelte Gottesbeziehung rekurrieren. Denn die Texte werden ja innerhalb einer betenden und glaubenden Gemeinschaft gelesen, die mit den Problemen der Welt ringt. Als kanonische Schriften kritisieren sie das Gottesverhältnis der Gemeinde, was zu neuen Lebensformen führen soll. Eine absolute Trennung von kol-

lektiven und individuellen Weisen der Selbstdefinition ist nicht möglich, da der individuelle Mensch immer in einer Gemeinschaft lebt, der er seine Sprache, aber auch seine Lebens- und Gotteserfahrung verdankt.
Die überarbeiteten Referate einer Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar vom 23.-25.2.1996 geben einen guten Einblick in den gegenwärtigen Stand der Biblischen Theologie, in die von ihr zu leistenden Aufgaben und Probleme. In den meisten Beiträgen ist das Bemühen deutlich, die heute typischen Denkmodelle Biblischer Theologie auch Nichttheologen verständlich zu machen.

Heinz Giesen

Stuhlmacher, Peter

Biblische Theologie des Neuen Testaments

Bd. 2: Von der Paulusschule bis zur Johannesoffenbarung. Der Kanon und seine Auslegung. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 372 S., kart., DM 72,- (ISBN 3-525-53596-1).

Nachdem St. in seinem 1. Band grundlegende Fragen der Theologie des NT, die Theologie des irdischen Jesus, der Urgemeinde und des Paulus behandelt hat, zeichnet er nunmehr in seinem 2. Band die Theologie der übrigen Schriften des NT nach. Einleitend erinnert er daran, dass die bibeltheologische Forschung lehrt, „die (traditions-)geschichtlichen Grundlagen an die Offenbarung des einen Gottes in seinem einen Sohn, dem Christus Jesus, zu erkennen und die Entstehung der aus Altem und Neuem Testament bestehenden christlichen Bibel nachzuvollziehen“ (X).
Paulus hat wie neben und nach ihm nur noch Johannes schulbildend gewirkt. In dieser Schule sind fünf Briefe entstanden (Kol, Eph, 1.2 Tim, Tit). Jak, Jud und Hebr, 1.2 Petr ordnet St. dem Judenchristentum zu, das die Traditionen des Stephanuskreises und der antiochenischen Missionsgemeinde aufnahm. Zum für Heiden aufgeschlossenen Judenchristentum rechnet er das MtEv und die johanneischen Schriften. Die Spätschriften des NT mussten feste Maßstäbe für den christlichen Lebenswandel entwickeln und sich der Irrlehren aus den eigenen Reihen erwehren. So entstand eine normative Lehrtradition. Ohne die in ihnen ausgebildeten Traditionen hätte die frühe Kirche nicht überleben können.
Nach dieser Positionsbestimmung überrascht es nicht, dass St. die nachpaulinische Literatur positiver einschätzt, als dass es weithin noch geschieht. Die Christusverkündigung des Kol verdankt sich ganz der paulinischen Lehrtradition. Dessen kosmische Christologie entwickelt der Eph zu einer entfalteten Lehre von der Kirche, die im Sühnetod und in der Auferweckung Christi gründet. Die eschatologische Gesamtsicht des Kol und Eph deckt sich mit der paulinischen. Die Pastoralbriefe verteidigen Paulus gegen Angriffe und betonen die Bedeutung seiner Lehre für den Aufbau und die Existenz der Kirche. Beachtenswert ist die Feststellung, dass sie in ihrer Christologie zwar terminologisch und inhaltlich über Paulus hinausgehen, aber nirgendwo hinter die großen Paulusbriefe zurückfallen. Die Briefe der Paulusschule sind intensiv darum bemüht, die Gemeinden nach Maßgabe des paulini-

schen Evangeliums zu konsolidieren. Entgegen dem fast einmütigen Urteil heutiger Forschung tritt St. für die Echtheit von 2 Thess ein. In 2,3-12, einem ergänzenden Kommentar zu 1 Thess 4,13-5,11, werde die Naherwartung nicht aufgehoben, sondern geklärt. Richtig ist, dass 1 Thess und 2 Thess sich in der Naherwartungsfrage nicht widersprechen. Paulus stimmt jedoch schon in 1 Thess nicht der von Thessalonichern vertretenen Naherwartung zu, sondern hält den Termin der Parusie für völlig offen.

Den Jak, den St. dem Herrenbruder Jakobus zuschreibt, sieht er durchgängig gegen die paulinische Rechtfertigungslehre kämpfen. Beachtet man jedoch, dass bei Jak Glaube und Werke (nicht „Werke des Gesetzes") nicht im Kontext der Rechtfertigung, sondern der Ethik stehen, stimmen seine Aussagen zwar nicht terminologisch, wohl aber sachlich mit Paulus überein. 1 Petr ist römisch-petrinischer Herkunft, berührt sich aber auch mit paulinischen Traditionen, ohne diese direkt zu verwenden. Indem 1 Petr das Leiden von Christen zu einem zentralen Thema macht, hat er wesentlich zu einer christlichen Kreuzestheologie beigetragen.

Der Hebr, einer schriftlich fixierten Mahnrede, fordert dazu auf, die Hoffnung zu bewahren und am Bekenntnis festzuhalten. Rechtfertigungstheologisch denke ihr Verf. ähnlich wie Jak. Die endzeitliche Bedeutung menschlicher Glaubenstreue werte er höher als Paulus und seine Schule. Bei 2 Petr und Jud schätzt St. vor allem den Entwurf einer kirchlichen Hermeneutik des christlichen Kanons. Ihre Abqualifizierung als spekulativ und frühkatholisch weist er zurück.

Die synoptischen Evangelisten bewahren als Sammler, Tradenten, Interpreten und Zeugen ineins verlässliche apostolische Traditionen. Johannes Markus habe sich an den Lehrvorträgen des Petrus orientiert, Matthäus die Überlieferung der Jerusalemer Säulenapostel aufgenommen und Lukas, der Paulusbegleiter und Arzt, auf die Jerusalemer Tradition, das Archiv der antiochenischen Missionsgemeinde und für die Apg auf eigene Reiseerinnerungen gestützt. Die Evangelien richten sich wahrscheinlich nicht an bestimmte Adressatengruppen, sondern an viele Menschen an verschiedenen Orten. Sie sollen den Missionaren helfen, die Menschen geschichtlich anschaulich Jesus Christus vor Augen zu führen. Joh ist für Leser gedacht, die schon mit der synoptischen Tradition vertraut sind. St. hält an der die Zwei-Quellen-Theorie fest, weist aber eine Interpretation der Logienquelle vor allem deshalb zurück, weil sie nicht eigenständiger Bestand des Kanons ist. Gute Gründe sprechen dafür, dass schon das MkEv eine Präexistenzchristologie vertreten hat. Der petrinische Ursprung des MkEv (vor 70 n.Chr.) erkläre auch, warum dieses, obgleich es in das MtEv und LkEv eingegangen ist, selbständig überliefert wurde. Mit der Schaffung der Gattung Evangelium ist es Mk gelungen, die Jesustradition mit dem Kerygma von Tod und Auferstehung Jesu zu verbinden. Das von Anfang an verbreiteste MtEv (nach 70 n.Chr.) beansprucht, die authentische Lehre Jesu im Blick auf die Mission zu bündeln. dass in ihm von der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade nicht die Rede ist, kann man m.E. jedoch nicht sagen (vgl. z.B. Mt 5,45 und die ausgeprägte „Vatertheologie"). Positiv hält St. indes fest, dass die Lehre des Mt von der Jesustradition gedeckt sei. Das LkEv (nach 80 n.Chr.) und die Apostelgeschichte erweisen ihren Verf. als einen engagierten Evangelisten und sorgfältigen Chronisten. Die Geschichte Jesu gilt ihm als messianisches Erfüllungsgeschehen. Sein Paulusbild entspricht dem der Paulusbriefe, das er ergänzt. Abweichungen lassen sich als Versuch begreifen, die missionstheologische Bedeutung des Paulus gegenüber einer wachsenden Kritik des Apostels zu betonen.

Zur johanneischen Schule rechnet St. neben dem JohEv und den Johannesbriefen die Offb. Es ist zwar nicht zu bestreiten, dass die Offb manche Berührungspunkte mit den jo-

hanneischen Schriften hat, die Unterschiede in Sprachstil und Theologie sprechen m.E. jedoch gegen einen Schulzusammenhang. Für die Abfassung des JohEv und die Johannesbriefe postuliert St. den bei Papias genannten Presbyter Johannes, der der hohenpriesterlichen Familie des Hannas nahegestanden und die Passion Jesu miterlebt habe. Nach Ostern habe er den Zebedaiden Johannes als Lehrer erwählt. Insgesamt bescheinigt St. der johanneischen Schultradition einen hohen theologischen Rang. Abschließend behandelt St. das Problem des Kanons und der Mitte der Schrift. Dabei betont er zu Recht die Bedeutung der Septuaginta. Was die Mitte der Schrift betrifft, tritt St. für die Rechtfertigungslehre in ihrer paulinischen Ausprägung ein.
Insgesamt bietet der Tübinger Neutestamentler eine gediegene Theologie des NT. Seiner Zuversicht, dass die jesuanischen und apostolischen Traditionen zuverlässig überliefert sind, ist zuzustimmen. Wie weit sich seine konkrete Rückführung der Traditionen bis auf die Apostel nachweisen läßt, muss jedoch weiter diskutiert werden.

Heinz Giesen

BURCHARD, Christoph

Studien zur Theologie, Sprache und Umwelt des Neuen Testaments.

Hrsg. von Dieter SÄNGER. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 107. Tübingen 1998: Mohr Siebeck. VIII, 442 S., geb. DM 178,- (ISBN 3-16-146997-6).

Im vorliegenden Band sind 21 Beiträge zu wichtigen Fragen der neutestamentlichen Theologie, des frühen Christentums, der Umwelt, der Sprache und des Textes des Neuen Testaments veröffentlicht. Im ersten Teil werden Themenbereiche der synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte behandelt. Das Doppelgebot der Liebe geht nach B.nicht auf Jesus zurück, wird ihm aber zu Recht zugeschrieben, weil es unbestritten sein ganzes Leben bestimmt hat. Das Doppelgebot als Inbegriff des göttlichen Willens ist Erbe aus dem hellenistischen Judentum. Das Thema der Bergpredigt findet B. in Mt 5,16, wonach Christen ihre guten Werke tun sollen, damit die Menschen ihren himmlischen Vater preisen. Was folgt, führt das Gemeinte aus, indem es zeigt, wie der Jesusjünger sich konkret verhält, wenn er Licht der Welt sein will. 5,3-16 ist folglich 5,17-7,12 sachlich übergeordnet. Die Beziehung des Reiches Gottes zur Mission bestimmt B. bei Jesus von Lk 11,20 par Mt 12,28 aus, wonach das Reich Gottes nahe bevorstehe. Dass nicht Gott selbst gekommen sein soll, sondern Jesus mit dem Finger Gottes, ist indes wenig überzeugend. Jesu habe sein Wirken und die Aussendung der Jünger kaum als Beginn einer fortlaufenden Mission gedacht, sondern vermutlich gehofft, dass Gottes Reich schon bald für alle und dauernd gegenwärtig werde. Jesus sei nicht Veranlasser und Begründer der Mission. Vielmehr haben sich Menschen durch ihn zur Mission veranlasst gesehen.
Der Glaube des Hauptmanns von Karfanaum (Mt 8,5-13) bestehe im Vertrauen darauf, dass Jesus auch Menschen außerhalb Israel Heil bringe, obwohl sie kein Recht darauf haben. Nach B. bilden die Gleichnisse vom Schatz,

von der Perle und vom Fischnetz, das Mt genauso anwendet wie zuvor das Unkrautgleichnis, eine Kette (Mt 13,44-50). Das bedeutet, dass der Schatzfinder der Menschensohn, der Acker die Welt ist und der Schatz die Söhne des Reiches sind, die vom Menschensohn in der Welt, wo er sie gefunden hat, wieder verborgen werden. Das Ganze ziele auf die Selbsthingabe des Menschensohnes für die Vielen, um dadurch die Welt zu erwerben. Das Gleichnis sei eine Vorwegnahme der Leidens- und Auferstehungsvoraussage. Dasselbe gelte für das Gleichnis von der wertvollen Perle. Sie symbolisiere gute Menschen, die der Menschensohn sucht, um sie wie ein Kaufmann zu verkaufen, d.h. um sie zur Mission auszusenden. Das Gleichnis vom Netz (Mt 13,47-50) wendet Mt selbst an. Das Fangen steht für die Mission und die Ausbreitung des Christentums, wobei auch faule Fische, d.h. böse Menschen eingefangen werden, die beim Jüngsten Gericht ausgesondert werden für die Feuerhölle. Auch beim Gleichnis vom Senfkorn ist der Mensch der Menschensohn, der Acker die Welt, das Senfkorn sind die Söhne des Reiches, die der Menschensohn aussäte, als sie noch klein, d.h. wohl wenige, waren. Die Vögel sind Menschen, die Schutz im Baum der Christenheit suchen. Im Sauerteiggleichnis wird nur das Endstadium angegeben. Die Frau ist hier der Menschensohn, der Sauerteig seine wenigen Jünger, das Mehl sind die Erdenbewohner, die die Jünger bald ganz durchsäuern. Der Teig ist so die verdeckte Wirkung der Christen in aller Welt.

B. zeigt sodann, dass Mk 15,34 nicht als Schrei der Gottverlassenheit verstanden werden kann. Jesus drängt Gott vielmehr zum Handeln und klagt so den Zweck seines Todes ein. Er wird, wie auch V. 37 beweist, nicht vom Tod überwältigt, sondern gibt freiwillig seinen Geist auf. Lk 16,16 versteht B. im Kontext von Lk 16 als einen Vorwurf an die Pharisäer, die sich im Angesicht der Menschen selbst recht geben, nicht aber dem Täufer und Jesus (16,16a). Johannes markiere hier einen Höhepunkt. V. 16 soll dann bedeuten, dass jeder sich den künftigen Eingang in das Reich Gottes sichert. V. 18, der die Wiederheirat verbietet, sei am ehesten allegorisch als Treuebruch gegenüber Gott zu verstehen. B. bespricht sodann drei Spezialuntersuchungen zum lukanischen Paulusbild.

Folgende Beiträge sind den Paulusbriefen gewidmet: „Die Summe der Gebote (Röm 13,7-10), das ganze Gesetz (Gal 5,13-15) und das Christusgesetz (Gal 6,2; Röm 15,1-6; 1 Kor 9,21)"; „Noch ein Versuch zu Galater 3,19 und 20"; „1 Korinther 15,39-41"; Zu Röm 9,25; „Nicht aus den Werken des Gesetzes gerecht, sondern aus Glauben an Jesus Christus - seit wann?"; Glaubensgerechtigkeit als Weisung der Tora bei Paulus". B. betont richtig, dass Paulus die Rechtfertigungslehre übernommen und dass sie schon beim historischen Jesus ihre Grundlage hat. Das „Gesetz Christi" (Gal 6,2) interpretiert er als Gesetz für den Christus, das er vor allem durch den Tod zugunsten der Sünder erfüllt hat und das die Christen, die in der Nachfolge Christi stehen, weiter erfüllen, indem sie einander die Lasten tragen. Es zeigt sich, dass sich nach Christus nicht das Gesetz, sondern seine Auslegung ändert. Der Gegensatz „Werke des Gesetzes" und „Glauben an Jesus Christus" war ursprünglich innerjüdisch gedacht. Als Nichtjuden Christen wurden, konnte der Gegensatz so gedeutet werden, dass für sie der Glaube an Jesus Christus genügt, um gerecht gesprochen zu werden, so dass sie sich nicht von Juden absondern müssen. Die Rechtfertigung ist nach B. nicht der hermeneutische Schlüssel der ganzen Theologie des Paulus, sondern ein grundlegendes soteriologisches Teilthema. Zurecht betont er, dass die Rechtfertigung in der Taufe vollendet wird (Röm 5,1).

In seinen beiden missionsgeschichtlichen Beiträgen („Formen der Vermittlung christlichen Glaubens im Neuen Testament" und „Erfahrungen mulitkulturellen Zusammen-

lebens im Neuen Testament") zeichnet B. nach, wie die frühe Christenheit die Herausforderungen ihrer Zeit angenommen und theologisch reflektiert hat. M.E. ist jedoch der Wille zur Mission in der frühen Kirche stärker einzuschätzen, als B. es tut. Wenn das in den Dokumenten nicht im Vordergrund steht, liegt das wohl an deren literarischer Gattung. Zwei „Fußnoten zum neutestamentlichen Griechisch" und zwei Studien zur altarmenischen Übersetzung des Jakobusbriefes und „Beobachtungen zum Loccumer Predigtstil" beschließen den Band. Wie in der Reihe gewohnt, folgen noch mehrere hilfreiche Register.

Die wenigen Bemerkungen zum vorliegenden Buch machen bereits deutlich, dass sein Verf. zum Teil überraschende, aber gut begründete Interpretationen bietet, die freilich zur weiteren Diskussion herausfordern. Dem Herausgeber D. Sänger ist dafür zu danken, dass die zuvor an verschiedenen Stellen publizierten Beiträge nun leichter zugänglich sind.

Heinz Giesen

HOFFMANN, Heinrich:

Das Gesetz in der frühjüdischen Apokalyptik.

Reihe: Studien zur Umwelt des Neuen Testaments, Bd. 23. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 357 S., geb., DM 148,- (ISBN 3-525-53377-2)

Im einleitenden Teil seiner Münchener Dissertation beschreibt H. in Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung das Phänomen der Apokalyptik. Zu den für das Gesetzesverständnis der Apokalyptik bestimmenden Traditionen gehören die aus prophetischer bzw. auch außerisraelitischer Überlieferung kommende Tendenz einer „vehementen Eschatologisierung", das weisheitlich geprägte priesterliche Kalender- und Kultwissen und die deuteronomistische Gesetzestheologie, die mit prophetischer Tradition verbunden ist. Im Hauptteil des Buches untersucht H. die Rolle des Gesetzes im Danielbuch, im äthiopischen Henochbuch, in der Himmelfahrt Moses, in 4 Esra und in der syrischen Baruchapokalypse. Im Anhang behandelt er das Jubiläenbuch, bevor er die Ergebnisse zusammenfasst. Im Schlussteil macht er Anmerkungen zum Gesetzesverständnis in Qumran und wirft einen Blick auf das Gesetzesverständnis des Paulus.

Da der astronomische und der angelologische Teil des äthiopischen Henochbuchs aus dem 3. bzw. gar 4. Jhdt. v.Chr. stammen, ist das Danielbuch (Endredaktion 164 v.Chr.) nicht das älteste Zeugnis der Apokalyptik. Wahrscheinlich hat erst sein zweisprachiger Verf. den apokalyptischen Visionsteil (Dan 8-12) mit den weisheitlich geprägten Daniellegenden (Dan 1-6) verbunden. Dan 7 hat hier eine Brückenfunktion. Der Traum Nebukadnezars von den vier Weltreichen und seine Deutung (Dan 2) ist von einem universellen, weltgeschichtlichen Denken bestimmt. Das Heil ist allein Gottes zukünftiges Gnadengeschenk an ganz Israel. Weil es auf diesem Hintergrund kaum Spielraum für eigenverantwortliches Tun gibt, fehlt jeder Hinweis auf die Gebote der Tora. Entscheidend für das endzeitliche Heil ist allein die Zugehörigkeit zum Volk Israel. Erst seit den Ereignissen unter Antiochus IV. Epiphanes (175-164 v.Chr.) kommt es zu einer stärker universalen Per-

spektive, die am Heil des einzelnen Torafrommen orientiert ist. Der Bundesgedanke wird zugunsten des Toragehorsams zurückgedrängt. Entsprechend gibt es in Dan 7 gegenüber der Traumvision in Dan 2 deutliche Akzentverschiebungen. Dazu gehört vor allem die Betonung der Ethik und damit verbunden die Individualisierung des Gerichtsvorgangs. Dem Menschensohn, nach H. eine Engelgestalt, kommt entscheidende Bedeutung zu. Wichtig ist zudem das Ineinander von irdischem und kosmischen Geschehen. Konkret wird das vor allem in der Frage nach dem richtigen Kalender, da jede Veränderung der Festzeiten auch einen Eingriff in die kosmische Ordnung darstellt, was sich wiederum im irdischen Bereich auswirkt. Dasselbe Phänomen lässt die Vision vom Widder und Ziegenbock und seine Deutung (Dan 8) erkennen. Der Kalender-, Kult- und Tempelfrevel Antiochus' IV. gilt als Vernichtung des Gesetzes. In der Deutung werden die Ereignisse unter Antiochus IV. als Endgeschehen erklärt. Es kommt nun zu einer Polarisierung zwischen Frommen und Frevlern, wobei die korrekte Gesetzeserfüllung eine entscheidende Bedeutung einnimmt. Daniels großes Dankgebet (Dan 9,3-19) will das kraftlos gewordene deutero- nomisch-deuteronomistische Geschichts- und Gesetzesverständnis apokalyptisch transformieren. Aufgrund der konsequenten Theozentrik und der gesamtisraelitischen Heilsperspektive gelingt es nicht, das Gesetz in diese Konzeption positiv einzubringen. Nach Dan 12 wird nur ein Teil des Volkes endzeitlich gerettet. In den weisheitlich geprägten Danielegenden (Dan 1-6) ist die an die Tora rückgebundene Weisheit anders als in den meisten apokalyptischen Schriften Gegenstand der Offenbarung, nicht deren Voraussetzung.

Auch für große Teile des äthiopischen Henochbuchs ist das Gesetz entscheidend wichtig, obgleich die Gesetzesterminologie nur selten vorkommt. Es gilt als Gottes Willenskundgabe, die den Menschen zu konkretem Tun verpflichtet. Der weit gefasste Gesetzesbegriff, der auf die enge Verbindung von Tora und deren kosmische Ausweitung zurückgeht, schärft die Unbedingtheit der Gesetzesforderungen ein. Die Kenntnis der Einzelgebote wird vorausgesetzt.

Nach dem Geschichtsüberblick der Himmelfahrt des Mose ist die Zeit von der Landnahme bis zum Kommen des Gottesreiches vom Gegeneinander zwischen einer gesetzestreuen Minderheit (zwei Stämme) und der großen Mehrheit des Volkes (zehn Stämme) geprägt. Die in ihr begegnende deuteronomisch-deuteronomistische Perspektive wird insofern transformiert, als die Hoffnung nicht mehr auf einen innergeschichtlichen Neuanfang gesetzt wird, sondern auf einen theokratischen Akt Gottes am Ende Tage. Um eine Spaltung Gesamtisraels zu vermeiden, schwächt der Verf. die Gesetzesthematik ab. Das Verhalten Israels und einzelner im Volk gegenüber den Torageboten ist für das endzeitliche Heil völlig irrelevant, wenngleich die Gesetzestreuen im Endheil einen Vorteil haben. Das paradoxe In- und Miteinander von göttlicher Determination und freier Verantwortlichkeit des einzelnen, auch in der Rahmenerzählung der Himmelfahrt des Mose, gilt dem Verf. nicht als ein Gegensatz, sondern soll zu konsequenter Gesetzeserfüllung ermutigen.

4 Esra und die syrische Baruchapokalypse versuchen angesichts der nationalen Katastrophe (70 n.Chr.) auf unterschiedliche Weise, das erschütterte Vertrauen in die deuteronomistische Geschichts- und Gesetzestheologie wiederherzustellen. 4 Esra sichert zunächst Gottes Gerechtigkeit und die Gültigkeit seiner Verheißung mit Hilfe der dualistischen Zwei-Äonen-Lehre: Die totale Sündenverfallenheit des gegenwärtigen Äons ist berechtigt, da die Verheißung Gottes allein dem zukünftigen Äon gilt. Um dennoch ethisches Handeln begründen zu können, ergänzt der Verf. seine Konzeption durch eine radikal individualistische Gesetzestheologie, die die Verantwortlichkeit des

einzelnen betont. Die syrische Baruchapokalypse setzt die Verbindung der Zwei-Äonen-Lehre und der Gesetzesthematik bereits voraus. Sie wendet sich weniger gegen ein falsches Verständnis einer Sündenverfallenheit des Menschen als gegen eine falsche Deutung des Bundesgedankens. Allein das Tun des Gesetzes, nicht sein bloßer Besitz entscheidet über den zukünftigen Heilsbesitz. Mehr noch als 4 Esra ist Gesetz und Weisheit identifiziert. Das führt zu einer Universalisierung und Individualisierung des Gesetzesgedankens.

H. hat überzeugend gezeigt, dass die frühjüdische Apokalyptik durchgängig, wenn auch in unterschiedlicher Akzentuierung, an der Gesetzesthematik interessiert ist. Die Ergebnisse sind auch im Blick auf das paulinische Gesetzesverständnis von Bedeutung, insofern sie ermöglichen, Ähnlichkeiten und Unterschiede, die vor allem in der christologischen Bestimmtheit des Gesetzes besteht, hervorzuheben. Das Buch ist zugleich auch eine ausgezeichnete Einführung in die frühjüdische Apokalyptik überhaupt.

Heinz Giesen

Buchbesprechungen

Religion und Glaube

Universum - Mensch - Gott.

Der Mensch vor den Fragen der Zeit. Hrsg. von Rainer Koltermann. Graz 1997: Styria Verlag. 411 S., kt., DM 58,- (ISBN 3-222-12490-6)

In der Einleitung zu diesem Buch gibt der Herausgeber als Zielgruppe an: Religionslehrer, Theologen, die in der Verkündigung stehen, Erwachsenenbildner sowie interessierte Laien und suchende Menschen (S. 11). Das lässt Beiträge erwarten, in denen die Fragen des Menschen von heute aufgegriffen und so erörtert werden, dass die Befunde und Einsichten in die vermittelnde Praxis umgesetzt werden können. Die behandelten Themen entsprechen tatsächlich modernen Fragestellungen nach dem Woher und Warum des Universums und des Lebens auf dieser Erde, nach der Möglichkeit eines rational begründbaren Glaubens an Gott, nach Wesen und Bestimmung des Menschen, nach Sinn und Ziel seines Lebens. Die Art, wie diese Themen in den 25 Beiträgen dieses Sammelbandes von 20 Autoren behandelt werden, ist im Blick auf eine pastorale oder pädagogische Praxis recht unterschiedlich brauchbar. Die Abhandlungen sind zum Teil auf einem hohen Abstraktionsniveau geschrieben und verlangen vom Praktiker eine eigene Übersetzungsarbeit. Inhaltlich geht es um eine Auseinandersetzung mit Weltentstehungs- und Evolutionstheorien, mit der Erforschung der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Menschen, mit Menschenbildern der Psychologie, Soziologie und Politologie in der Gegenüberstellung zur biblisch-theologischen Anthropologie, mit den modernen Atheismen der Gegenwart, den Gottesvorstellungen der großen nichtchristlichen Religionen und schließlich um die Frage nach dem christlichen Offenbarungs- und Gottesverständnis und seiner Plausibilität für den Menschen von heute.
Das Buch bietet eine umfassende, wissenschaftlich fundierte Grundlage für eine Weltinterpretation und Daseinsdeutung. Zugleich werden Ansätze für den oftmals ge-

forderten Dialog der Wissenschaften geboten, die sich für ein interdisziplinäres Arbeiten im schulischen, erwachsenenbildnerischen und pastoralen Bereich umsetzen lassen.

Ein Gesamturteil ist bei den sehr unterschiedlichen Beiträgen dieses Bandes nur schwer zu formulieren. Kritisch anzumerken ist allerdings, dass in vielen Beiträgen - vor allem bei der Auseinandersetzung mit Weltentstehungs- und Evolutionstheorien, aber auch mit den modernen Atheismen - die apologetischen Absichten im Vordergrund stehen, und dass manche Fragstellungen ausgeklammert werden, die sich dem aufmerksamen und verantwortungsbewusst denkenden Zeitgenossen aufdrängen: Wie steht es mit dem Wahrheitsanspruch des Christentums, mit dem Glauben an den einen Gott angesichts der Pluralität der Religionen? Wie lässt sich eine Sozialethik entwickeln, die auch in einer pluralistischen Gesellschaft eine Grundlage für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung bieten kann? Wo ist der Mensch in der heutigen Wirtschafts-, Informations- und Organisationsgesellschaft zu verorten? Und schließlich: Welche Wirk- und Gestaltungsmöglichkeiten hat die Religion unter den Bedingungen der Zeit?

Matthias Hugoth

Lüning, Peter — Miggelbrink, Ralf — Urban, Hans Jörg — Wanke, Joachim:

Zum Thema: „Gerechtigkeit durch Gott — Die gemeinsame lutherisch/katholische Erklärung."

Eine Lese- und Arbeitshilfe. Reihe: Handreichung für Erwachsenenbildung, Religionsunterricht und Seelsorge. Paderborn 1999: Bonifatius Druck-Buch-Verlag. 114 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-89710-110-6).

Am 31. Oktober 1999 haben unter großer Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, die zustimmend wie ablehnend reagierte, die Präsidenten des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen eine „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre" (=GE) unterzeichnet. In ihr erklären die beiden großen Kirchen ihren Grundkonsens in der Frage „unserer Rechtfertigung durch Gottes Gnade im Glauben an Christus" (GE 5), welcher deutlich macht, „dass die weiterhin unterschiedlichen Entfaltungen nicht länger Anlass für Lehrverurteilungen sind" (ebd.).

Die vorliegende „Handreichung" will als Lese- und Arbeitshilfe Inhalt und Bedeutung dieser Erklärung erschließen. Dies ist bei dem Gewicht des Ereignisses und der Schwierigkeit der Materie mehr als notwendig und geschieht in einer hilfreichen und verständlichen Form.

Dabei wird in einem ersten Kapitel (Lüning) zunächst die GE kurz vorgestellt, werden ihre Kritikpunkte genannt und die Konsequenzen daraus erläutert, nämlich die der GE hinzugefügte „Gemeinsame Feststellung" (= GF, welche die Konsequenzen und bleibenden Probleme nennt) und den „Anhang" (der davon manches präzisiert). — Schon diese Sachlage zeigt die ganze Problematik dieser Frage, die durch die Glaubensgeschichte der großen Kirchen belastet ist.

Das zweite Kapitel macht die Bedeutung die-

ser Frage für heute sichtbar, indem es den biblischen Hintergrund, die reformationsgeschichtliche Bedeutung und die Möglichkeiten des interkonfessionellen Gesprächs aufweist (Urban) und zudem die Bedeutung der GE für heute zeigt (Wanke). Es sind vor allem diese wenigen Worte des Bischofs von Erfurt, welche die Diskussion und Bedeutung der theologischen Frage in das heutige Leben einfügen und zurückholen.
Das dritte Kapitel (Miggelbrink) versucht das gleiche, jetzt weiter ausholend, und zeigt auf, wie in der gegenwärtigen katholischen Theologie die Rechtfertigungslehre begreifbar und zu einem zentralen Thema werden kann, indem sie bezeugt, wie Gott den Menschen in Gnaden annimmt „und ihm so die Möglichkeit eröffnet, unter dem Beistand Gottes wirklich auch zu einem zu werden, der von dem absolut guten und gerechten Gott angenommen zu werden ‚verdient'" (S. 75).
Danach folgen die Dokumente selbst: Die GE, die GF, die Quellen zu GE und der Anhang zu GF. Sie sind nur dem theologischen Sachkenner verständlich, was deutlich macht, wie wichtig eine solche Handreichung ist. Festzuhalten ist (mit Bischof Wanke) eine doppelte, mit allem Nachdruck zu begrüßende Tatsache: einmal, dass zum ersten Mal seit der Reformation auf Grund des Disputs theologischer Fachleute ein kirchenamtlicher Konsens erzielt wurde. Und dass andererseits dieser Konsens ein „differenzierter Konsens" ist, der uns „im gleichen Raum" leben lässt, den Konfessionen aber einen ihren Traditionen entsprechenden je verschiedenen Zugang zu ihm erlaubt (S. 41f), was mit Wanke festhalten lässt: „Das ist in der Tat zukunftsweisend für das ökumenische Gespräch, denn in dieser Weise könnten auch andere bislang noch strittige Fragen gelöst werden." (S. 42)

Viktor Hahn

Arinze Francis:

Begegnung mit Menschen anderen Glaubens.

Den interreligiösen Dialog verstehen und gestalten. München 1999: Verlag Neue Stadt. 104 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996 399-1).

Der interreligiöse Dialog hat seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil seinen festen Platz in der Kirche durch die Errichtung des Sekretariates für die Nichtchristen, dessen erster Präfekt der Wiener Kardinal Franz König war. Die erfolgte Umbenennung in Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog macht das ganze Gewicht dieser Bemühungen deutlich, die auch und gerade bei dem jetzigen Papst ein ganz besonderes Interesse finden (was ihm bekanntlich nicht nur Freunde schafft).
Der derzeitige Präsident dieser päpstlichen Behörde, der Nigerianische Kardinal Franzis Arinze, bringt die für seine Aufgabe bestimmenden Grundsätze und die bei seiner Arbeit gewonnenen Erfahrungen in eine gut lesbare und sehr hilfreiche Handreichung ein, die „den interreligiösen Dialog verstehen und gestalten" (so der Untertitel) helfen soll.
Nacheinander wird so deutlich gezeigt, was ein solcher Dialog ist und welche Formen er kennt; wird von seiner Notwendigkeit gesprochen und von den Gefahren, welche er birgt; weiter wird die Bedeutung der eigenen

Identität im Glauben betont, von den Bedingungen eines Disputs über die Lehre gesprochen, wie auch das Gewicht einer eigenen Spiritualität herausgestellt.
Wem eine Begegnung mit anderen Religionen, sei es in der persönlichen Auseinandersetzung oder auch im konkreten Zusammentreffen mit ihnen, ein Anliegen ist (einerlei ob diese Begegnung gesucht oder gefürchtet wird), findet sich hier behutsam und entschieden zugleich an der Hand genommen und auf den Weg gebracht von einem, dem dieser Weg ein Anliegen und nicht mehr fremd ist. Dass es einer aus der Gruppe der „Hirten" ist, der hier aus wahrgenommener Verantwortung verständlich, einfühlsam und ermunternd seines Amtes waltet, tut richtig gut.

Viktor Hahn

Buchbesprechungen

Verkündigung in Liturgie und Katechse

Mit sprechenden Gesichtern.

Gottesdienste in Altenheimen. Hrsg. von Susanne Schildknecht. Gütersloh 1998: Gütersloher Verlagshaus. 240 S., kt., DM 34,— (ISBN 3-579-03080-9).

Gottesdienste in Altenzentren und Altenheimen finden oft deswegen so wenig Anklang, weil sie phantasielos, eintönig und vielfach nach demselben Muster gestaltet sind. Dass es auch anders geht, beweist dieses Buch mit einer Fülle ansprechender Anregungen und Vorschläge, die sowohl ausgeführte Modelle als auch einzelne Bausteine für die Gestaltung liturgischer Feiern enthalten. Da sind zum einen die Gottesdienste zu existentiellen Themen und zu biblischen Texten, Gottesdienste mit Symbolen und zu Festen und Feiern, zum anderen Andachten und Gebetsformulare, die im Rahmen einer Abschiedsfeier ihren Platz haben oder als feste Bestandteile regelmäßiger liturgischer Gottesdienste verwendet werden können. Von diesem reichen Angebot können auch Christen katholischer Konfession, die in Altenheimen Dienst tun, profitieren, ohne die bewährten Elemente der traditionellen katholischen Krankenliturgie preiszugeben.

Franz Karl Heinemann

Theissen, Gerd:

Lebenszeichen.

Predigten und Meditationen. Gütersloh 1998: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus. 192 S., kt., DM 36,— (ISBN 3-579-0309-5).

Es gibt sie noch, Bibelausleger von Rang, die es nicht nur verstehen, den ursprünglichen Sinn biblischer Texte zu eruieren, sondern auch ihre überzeitliche Bedeutung anschaulich und packend darzustellen. Das trifft gewiss für den Verfaser der hier vorgestellten Predigten und Meditationen über alt- und neutestamentliche Perikopen zu, die helfen, uns selbst zu finden und den Mitmenschen zu verstehen. Das dies so überzeugend gelingt, liegt vielleicht auch an den ausgewählten Texten, die sperrig und unbequem, rätselhaft und anstößig, ja auf den ersten Blick amoralisch oder absurd sind, kurz gesagt so wie das tatsächliche Leben damals und heute. Solche Auslegungen bieten nicht nur dem Prediger brauchbare Impulse, sie befruchten auch die private Bibellektüre und die Bibelarbeit in der Gemeinde.

Franz Karl Heinemann

Vor Gottes Angesicht nehme ich dich an.

Biblisch-katechetische Hilfen zur Vorbereitung und Gestaltung der kirchlichen Trauung. Hrsg. von Elfriede SACHA und Heinrich-Maria BURKARD: Reihe: Feiern mit der Bibel, Bd.6. Stuttgard 1998: Verlag Kath. Bibelwerk. 127 S ., kt. DM 27,80 (ISBN 3-460-08006-X).

Ein Cartoon am Anfang des Buches (9) zeigt treffend, wie es nicht sein sollte: Da steht bei der Feier der Trauung der Bräutigam sichtlich konsterniert vor dem Zelebranten, stiert in das Rituale und stammelt, als hätte er die Worte nie zuvor gelesen: „N. ähm, Nina, vor Gottes Angesicht nehme ich dich als meine Frau..."
Tatsächlich beinhaltet das Trauversprechen derart viel an weitreichender Substanz, dass man gut daran tut, sich im Vorhinein intensiv damit zu beschäftigen. Genau darum geht es im vorliegenden Buch, verfasst von Heinrich Maria Burkard, Spiritual am Theologenkonvikt in Tübingen, und der Pastoralreferentin Elfriede Sacha. Es bietet kirchlichen Mitarbeitern Hilfen zur Ehevorbereitung, für das Traugespräch und für ein Eheseminar.
Das Buch orientiert sich wie gesagt an dem Trauversprechen, dessen Text vollständig lautet: „Vor Gottes Angesicht nehme ich dich an als meine Frau/meinen Mann. Ich verspreche dir die Treue in guten und in bösen Tagen, bis der Tod uns scheidet. Ich will dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens. Trag diesen Ring als Zeichen unserer Liebe und Treue im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." Wie sehr in diesem Versprechen Glauben und Leben verbunden sind, zeigt die Arbeitshilfe immer wieder, respektive das vorgestellte

Eheseminar: In der Ehe geht es um die Verbindung von Mensch zu Mensch, aber auch von Gott zum Menschen. Mithin hat auch das Seminar zum einen das Ziel, dass die Brautleute sich selbst und den Partner kennenlernen, wozu verschiedene Übungen vorgestellt werden, die neben dem Kopf auch das Herz ansprechen.
Das gegenseitige Miteinander und Füreinander der Eheleute hat nun – wie Trauversprechen und Seminar des weiteren zeigen – in der christlichen Ehe die Dimension der Unendlichkeit: „... bis dass der Tod uns scheidet." Und das gelingt, so macht die Arbeitshilfe deutlich, primär mit dem Blick zum immer treuen Gott. Zu einer Beziehung, die bis zur Scheidung durch den Tod halten soll, gehört freilich auch die Entwicklung einer Gesprächs- und Streitkultur. Natur und Gnade – so zeigen die Autoren – schließen sich nicht aus, sondern sie ergänzen sich.
In einem letzten Teil findet der Leser Erschließungen der biblischen Perikopen der Lesungs- und Evangelientexte, die bei der Feier der Trauung verwendet werden können. In diesen Erläuterungen gelingt es den Autoren gut, sowohl den biblischen Sinn der Texte zu eruieren wie auch die wesentlichen Aussagen nahe zu bringen. Sie sind damit eine hervorragende Hilfe zur Predigtvorbereitung für den Traugottesdienst.
Das Buch ist alles in allem eine gelungene Hinführung zur Ehekatechese wie auch zum Ehesakrament selbst. Es ist damit nicht nur für haupt-, neben- und ehrenamtliche kirchliche Mitarbeiter eine hilfreiche Lektüre, auch Brautleute auf dem Weg zur Ehe können von den Anregungen profitieren. Erfreulich ist, dass auch die geistliche Dimension des Sakramentes Ehe nicht zu kurz kommt: Treue gelingt im Blick auf den treuen und liebenden Gott.

Raymund Fobes

Katechese im Umbruch

Positionen und Perspektiven. Für Dieter Emeis. Hrsg. von Franz-Peter Tebartz-van Elst. Freiburg 1998: Herder. 576 S., geb., DM 88,— (ISBN 3-451-26160-X).

Diese umfangreiche Festschrift, für die 42 namhafte Autorinnen und Autoren einen Beitrag geschrieben haben, ist einem Gelehrten zu seinem 65. Geburtstag gewidmet, der wie kaum ein anderer sein bevorzugtes Forschungsgebiet, die Katechese, beeinflusst, gefördert und befruchtet hat. Allein bei Herder erschienen in den letzten Jahrzehnten 20 Einzelpublikationen, darunter so bekannte Bücher wie „Grundkurs Sakramentenkatechese", „Grundkurs Gemeindekatechese", „Handbuch der Gemeindekatechese", „Anleitung zum Glaubensbekenntnis", „Das Glaubensgespräch" und „Bibelarbeit praktisch".

Die drei Beiträge des Einleitungskapitels „Katechese im Spannungsfeld zwischen Praxis und Theorie", die eine Art Ist-Analyse darstellen, untersuchen die Folgen des II. Vatikanums und der Würzburger Synode auf die Katechese, stellen Überlegungen zum Paradigmenwechsel in der Katechese an und versuchen das Verhältnis zwischen Katechese und Religionsunterricht näher zu bestimmen.
In den beiden folgenden Hauptabschnitten „Positionen" und „Perspektiven" kommen Vertreter fast aller theologischen Disziplinen zu Wort, die durch ihre ureigenen Forschungen nicht selten der Katechese wert-

volle Anregungen in methodischer und vor allem inhaltlicher Hinsicht gegeben haben. Im 1. Teil „Katechese im Kontext der universitären Theologie" wird zunächst in sieben Aufsätzen der Beitrag der biblischen und historischen Fächer vorgestellt. Es folgen sechs kurze Untersuchungen, die den systematischen und praktischen Konturen der Katechese nachgehen und fünf weitere Artikel, die zeitgeschichtliche und soziokulturelle Anfragen formulieren. Im zweiten Teil „Katechese im Kontext der Ortskirche" behandeln sechs Autoren, wie nicht anders zu erwarten, mehr praktische Fragen der Katechese, die sich aus der veränderten Seelsorgesituation unserer Tage ergeben. Mit dem dritten Teil „Exemplarische Aufbrüche in der Katechese" beginnt die Reihe von Beiträgen, die von der Zukunft der Katechese handeln und neue Versuche und Wege der Glaubensverkündigung vorstellen. Ein erster Abschnitt mit der Überschrift „Sprechen" enthält sechs Untersuchungen mehr theoretischer Art, während der zweite, umfangreichere Abschnitt unter der Überschrift „Handeln" praktische Anregungen und Vorschläge für die Arbeit in den verschiedenen Feldern des Gemeindelebens vorstellt. Leider reicht hier nicht der Platz, um auf Einzelheiten einzugehen. Doch besteht kein Zweifel, dass mit dieser Festschrift zum ersten Mal eine umfassende Standortbestimmung der Katechese in unserer Zeit vorgelegt wird, die sicher lange das Standardwerk sein dürfte. Dem verdienstvollen, mit diesen Beiträgen gefeierten Gelehrten D. Emeis wünschen wir noch viele Jahre erfolgreichen Wirkens. Dem Herausgeber der Festschrift und allen Mitarbeitern gelten Dank und Anerkennung für ihre in vielfacher Hinsicht anregenden Gedanken und Ausführungen.

Franz Karl Heinemann

Buchbesprechungen

Hinweise

Hinsen Peter:

Vom Wort Gottes leben.

Predigten und Fürbitten zu den Sonntagen und Hochfesten im Lesejahr A. Mainz 1998 Matthias-Grünewald-Verlag. 197 S., kt., DM 38,– (ISBN 3-7867-2115-7).

Eine Sammlung von Predigten und Fürbitten für Sonntage und Hochfeste im Lesejahr A findet der Leser in vorliegendem Buch. Verfasst hat es P. Peter Hinsen, Vizeprovizial der süddeutschen Palottinerprovinz, Dozent am pastoraltheologischen Institut der Palottiner in Friedberg bei Augsburg und stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift „KA- das Zeichen." Hinsen geht es in seinen Predigten maßgeblich um drei Dinge: Er sucht zunächst nach dem Sitz im Leben der Bibelstelle. Von dort schlägt er die Brücke zu unserer Zeit und fragt: „Was kommt uns bekannt vor und wie stehen wir dazu?" Schließlich stellt er sich der Frage, ob dieses Wort auch für unsere Zeit Frohbotschaft ist und sein kann.

Unweigerlich fühlt man sich bei den Texten an Lucianis Vorvorgänger Angelo Roncalli, Papst Johannes XXIII., erinnert, der mit ähnlicher Selbstironie das Leben meisterte, der sich deswegen nicht so wichtig nahm, weil doch Gott der wirklich Vollkommene ist, und der eine tiefe Demut Gott gegenüber, eine liebevolle Sanftmut gegenüber dem Nächsten und Freude am Glauben ausstrahlte. Nicht von ungefähr beruft sich deshalb wohl auch Luciani immer wieder auf die beiden Lieblingsheiligen des Roncallipapstes: auf die zwei Reformbischöfe Karl Barromäus und vor allem Franz von Sales. Doch auch seinen unmittelbaren Vorgänger im Amt, Papst Paul VI., würdigt Luciani, und er war ein großer Papst – dabei keineswegs so pessimistisch, wie er oftmals dargestellt wurde.
Ein weiteres Vorbild des Papstes ist die Großmutter Maria. Sie war bereits bei ihrer Verkündigung die vom Heiligen Erfüllte, hatte den Mut zur Demut und zeigte den Sinn für menschliche Not, wie bei der Hochzeit zu Kana deutlich wird. Und sie war eine Frau, die mit kleinen Dingen Gutes tat: Sie ging zu Elisabeth, um ihr Zuneigung zu schen-

ken. Genau dies ist wesentliches Moment der Botschaft Lucianis: Christsein vollzieht sich immer in den kleinen Dingen des Alltags. Und: Es kommt nicht darauf an, was man gibt, sondern wie man gibt. Das Buch bietet eine hervorragende Zusammenschau über Glauben und Leben des Lucianipapstes. Es ist alles in allem so sympathisch, wie es auch Johannes Paul I. war, es vermittelt einen frohmachenden Glauben, der dem Leben dient, und ist so ein wirksames Mittel gegen allzu menschlichen Trübsinn und Orientierungslosigkeit.

Raymund Fobes

Dem Staunen entspringt der Dank.

Hundert Worte über die Dankbarkeit. Hrsg. von Wilhelm Mühs. Reihe: Hundert Worte. München 1999: Verlag Neue Stadt. 112 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-397-5).

Das Wort „Dankbarkeit" hat für viele einen moralischen Unterton: Zu stark wirken ihre Erfahrungen aus der Kindheit nach, in der man sie dazu erzogen hat, für alles und jedes Danke zu sagen. Dass Dankbarkeit nicht allein eine Sache der Höflichkeit und Wohlerzogenheit ist, erfährt der Leser in dem Band „Dem Staunen entspringt ein Dank" enthaltenen Gedanken, Sprüche und Aphorismen. Dankbar sein zu können ist eine Frage der Einstellung zum Leben, zu den Menschen, zu sich selbst. Wer es versteht, in allem auch Wertvolles, Schönes, Wohltuendes zu entdecken, wird Dankbarkeit in sich spüren. Das Buch schickt den Leser auf diese Entdeckungsreise.

Matthias Hugoth

Es schläft ein Lied in allen Dingen.

Hundert Worte über die Musik. Hrsg. von Irma Aeschbacher und Jos. A. Fuchs. Reihe: Hundert Worte. München 1999: Verlag Neue Stadt. 112 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-396-7).

Die Schönheit und Größe der Musik zu beschreiben, aber auch den Schmerz, aus dem sie oft geboren wurde und den sie bei manchem hervorrufen kann, ist eine Kunst, die nur wenige beherrschen. In dem Band „Es schläft ein Lied in allen Dingen" kommen einige dieser Künstler zu Wort. Sie bringen mit wenigen Worten die ganze Spannbreite dessen auf den Begriff, was Musik in und zwischen Menschen auslösen und bewirken kann. Ohne Musik, so die Grundbotschaft aller formulierten Erfahrungen und Ansichten, wäre das Leben ärmer, der Alltag beschwerlicher, manches Schwere trostloser und das Glück nur halb so viel wert.

„Gebt ihr ihnen zu essen!"

Akzente der Caritas. Hrsg. von Martin Patzek. Kevelaer 1999: Butzon & Bercker. 109 S., kt., DM 12,80 (ISBN 3-7666-0232-2).

Kaufmann Thomas:

Reformatoren.

Kleine Reihe V&R 4004. Göttingen 1998: Vandenhoeck & Ruprecht. 112 S., kt., DM 17,80 (ISBN 3-525-34004-4).

Diese Kurzbiographien über Theologen des 16. Jahrhunderts, die maßgeblich die Reformation eingeleitet, begleitet und zumal durch das Mittel der Predigt und Publizistik prägend gestaltet haben, geben einen zuverlässigen Überblick über deren Leben und Persönlichkeit.
Nach einem einleitenden Essay, in dem der Autor eine Begriffsbestimmung von „Reformator" zu geben versucht und verschiedene Typen von Reformatoren vorstellt, folgen die anschaulich geschriebenen Kurzbiographien von 26 Personen, in denen jeweils das Leben und Wirken des einzelnen Reformators im Mittelpunkt steht, während sein Werde- und Ausbildungsgang nur kurz geschildert wird. Die Entstehung seiner Hauptwerke wurde unter Verzicht auf ausführliche theologiegeschichtliche Erörterungen in die Biographie eingeordnet. Literaturhinweise und ein Verzeichnis weiterführender Sekundärliteratur ermöglichen eine vertiefende Beschäftigung mit Leben und Werk der in diesem Buch vorgestellten Persönlichkeiten.

Franz Karl Heinemann

Erasmus von Rotterdam:

Vom freien Willen.

Kleine Reihe V&R 4007. Göttingen 7.Aufl. 1998: Vandenhoeck & Ruprecht. 112 S., kt., DM 17,80 (ISBN 3-525-34007-9).

Als Humanist, Theologe, Herausgeber und Übersetzer antiker Autoren, Kirchenväter und vor allem des griechischen Neuen Testaments genoss Erasmus von Rotterdam gleichermaßen bei den Reformatoren wie bei den altgläubigen Theologen hohes Ansehen. Mit der Veröffentlichung dieses Traktats Vom freien Willen - De libero arbitrio (1524) kam es jedoch zum Bruch mit Martin Luther, der seinen leidenschaftlichen Widerspruch in der Gegenschrift De servo arbitrio - Vom unfreien Willen (1525) artiku-

lierte. Diese Auseinandersetzung um ein Kernstück der christlichen Anthropologie macht Erasmus' Schrift zu einem Dokument der europäischen Geistesgeschichte.
Für die Erarbeitung dieser Schrift und der sich daran anschließenden Debatte enthält der Band ein Bibelstellenverzeichnis und eine Tabelle mit Parallelstellen in Luthers Gegenschrift mit den Seitenzahlen der vier gängigsten Ausgaben: WA, Borcherdt/Merz (Münchener Ausgabe), Luther Deutsch (Aland) und Clemen.

Franz Karl Heinemann

„Was soll für dich tun?"

Ansteckendes Zeugnis des Caritaspfarrers Johannes Pütz. Hrsg. von Martin Patzek. Kevelaer 1999: Butzon & Bercker. 95 S., kt., DM 12,80 (ISBN 3-7666-0211-X).

Mit seinen Gedanken zu ausgewählten Themen aus dem Beziehungsfeld „Hilfebedürftigkeit und das Handeln hilfsbereiter Menschen" bietet Martin Patzek in seinem Büchlein „Gebt ihr ihnen zu essen" den Frauen und Männern, die beruflich und ehrenamtlich im caritativen Bereich tätig sind, die Möglichkeit der Selbstvergewisserung, der Bestätigung, der Korrektur und der Weiterentwicklung ihrer Motivation, Einstellung und Handlungsweisen. Dazu gibt er Anregungen, stellt er Fragen und nimmt er Stellung zu manchem, was innerhalb verbandlicher und freiwilliger Dienstleistungen geschieht. Dabei bleibt er stets konkret, bezieht Beispiele und Szenen aus der Praxis ein, ermutigt, bestärkt, entlastet und stellt Bezüge zum christlichen Glauben und seinen ethischen Weisungen her. Ein Arbeitsbüchlein zur Selbstreflexion und zum Austausch in Gruppen, Fragen des Helfens, der praktizierten Selbst- und Nächstenliebe.
Häufig wird heute über den Mangel an Vorbildern im Leben der Kirche geklagt. Zwar kann man auf Mutter Teresa, Martin Luther King, Roger Schutz und andere international bekannte Persönlichkeiten verweisen — doch das geschieht bereits seit Jahren und ohne dass neue Namen dazukommen. Vor allem sind diese Personen inzwischen so sehr „Allgemeingut" geworden, dass nur noch schwer Beziehungen zur konkreten Lebenswelt der Menschen hergestellt werden können. So suchen viele nach vorbildlichen Frauen und Männern in ihrer Nähe. Einer von ihnen wird in diesem Büchlein vorgestellt: Johannes Pütz war nicht nur Caritaspfarrer von Amts wegen, er war es mit Herz und Verstand, suchte die Nähe zu den Menschen, die Zuspruch, Trost, Ermutigung und tatkräftige Hilfe brauchten, und von dort nahm er konkrete Anstöße für seine Predigten und Beiträge in Kirchenzeitungen und anderen Blättern. Das vorliegende Büchlein bietet eine Auswahl von Texten, die für Helferinnen und Helfer verfasst worden sind wie für die „einfachen" Christen, die sich in ihrem Alltag redlich mühen, zu sich und den Mitmenschen eine gute menschliche Beziehung zu leben. Sie finden in Johannes Pütz einen Weggefährten und ein Vorbild zugleich.

Matthias Hugoth

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach dem Ermessen der Schriftleitung.

BERGER, Rupert: **Neues Pastoraltheologisches Handlexikon.** Freiburg 1999: Herder. XXI, 570 S., geb., DM 68,- (ISBN 3-451-26603-2).

Buch der Kontemplation genannt Wolke des Nichtwissens und Brief persönlicher Führung. Anleitung zur Meditation. Neu übertragen und hrsg. von Willi MASSA. Freiburg 1999: Herder. 237 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-451-26999-6).

ECKERT, Johannes Claudius: **Dienen statt Herrschen.** Unternehmenskultur und Ordensspiritualität: Begegnungen - Herausforderungen - Anregungen. Stuttgart 2000: Schäffer-Poeschel. XI,430 S., kt., DM 98,- (ISBN 3-7910-1676-8).

GNILKA, Joachim: **Die frühen Christen.** Ursprünge und Anfang der Kirche. Reihe: Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Supplementband 7. Freiburg 1999: Herder. 348 S., geb., DM 88,- (ISBN 3-451-27094-3).

HÄRING, Hermann: **Das Böse in der Welt.Gottes Macht oder Ohnmacht?** Darmstadt 1999: Primus Verlag. VI, 247 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-89678-138-3).

HARNISCH, Wolfgang: **Die Zumutng der Liebe.** Gesammelte Aufsätze. Hrsg. von Ulrich SCHOENBORN. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd.187. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 237 S., geb., DM 98,- (ISBN 3-525-53871-5).

HEIDTMANN, Dieter: **Die Engel: Grenzgestalten Gottes.** Über Notwendigkeit und Möglichkeit der christlichen Rede von den Engeln. Neukirchen-Vluyn 1999: Neukirchener Verlag. IX, 230 S., kt., DM 78,- (ISBN 3-7887-1759-9).

LEHNERT, Volker A.: **Die Provokation Israels.** Die paradoxe Funktion von Jes 6,9-10 bei Markus und Lukas. Reihe: Neukirchener Theologische Dissertationen und Habilitationen, Bd 25. Neukirchen-Vluyn 1999: Neukirchener Verlag. XI, 337 S., kt., DM 68,- (ISBN 3-7887-1744-0).

OBST, Helmut: **Apostel und Propheten der Neuzeit.** Gründer christlicher Religionsge-

meinschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Göttingen 4., erw. u. akt. Aufl. 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 627 S., kt., DM 58,- (ISBN 3-525-55438-9).

PANNENBERG, Wolfhart: **Beiträge zur systematischen Theologie,** Bd.2: Natur und Mensch - und die Zukunft der Schöpfung. Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 296 S., kt., DM 138,- (ISBN 3-525-56193-8).

ROTZETTER, Anton: **Die Welt erglänzt in Gottes Farben.** Visionen von der Ganzheit der Schöpfung. Freiburg/Schweiz 2000: Paulusverlag. 256 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-7228-0488-4).

TEBARTZ-VAN ELST, Franz-Peter: **Gemeinde in mobiler Gesellschaft.** Kontexte - Kriterien - Konkretionen. Reihe: Studien zur Theologie und Peaxis der Seelsorge, Bd.38. Würzburg 1999: Echter Verlag. 815 S., kt., DM 88,- (ISBN 3-429-02148-0).

TEIPEL, Matthias: **Die Versklavung der Schwarzen.** Theologische Grundlagen, Auswirkungen und Ansätze ihrer Überwindung. Reihe: „Theologie und Praxis Abteilung B", Bd.5. Münster 1999: LIT Verlag. 140 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-8255-4346-7).

THICH, Nhat Hanh: **Dialog der Liebe.** Jesus und Buddha als Brüder. Herder/Spektrum. Freiburg 2000: Herder. 159 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-451-27293-8).

THICH, Nhat Hanh: **Schlüssel zum Zen.** Der Weg zu einem achtsamen Leben. Herder/Spektrum 4915. Freiburg 2.Aufl. 2000: Herder. 190 S., kt., DM 17,80 (ISBN 3-451-04915-5).

„... usque ad ultimum terrae". Die Jesuiten und die transkontinentale Ausbreitung des Christentums 1540-1773. Hrsg. von Johannes MEIER. Reihe: Studien zur Außereuropäischen Christentumsgeschichte, Bd.3. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 211 S., kt., DM 78,- (ISBN 3-525-55962-3).

WALTER, Silja: **Gesamtausgabe,** Bd.1: Frühe Gedichte, Texte, Erzählungen und Spiele. Redaktion: Ulrike WOLITZ. Freiburg Schweiz 1999: Paulusverlag. 649 S., geb., DM 59,80 (ISBN 3-7228-0480-9).

ZANDER, Helmut: **Geschichte der Seelenwanderung in Europa.** Alternative religiöse Traditionen von der Antike bis heute. Darmstadt 1999: Primus Verlag. 869 S., Ln., DM 128,- (ISBN 3-89678-140-5).

Vorwort

Viele Ordensgemeinschaften in unserem Land sind missionarisch orientiert und engagiert. Deshalb sei es gestattet, im Vorwort der Ordenskorrespondenz auf ein missionarisches Thema zu sprechen zu kommen.

Alexander Foitzik, Redakteur der „Herder Korrespondenz", fragt in seinem „Mut zur Mission" überschriebenen Artikel im Juni-Heft der genannten Zeitschrift (Herder Korrespondenz 54 (2000) 271-273) nach der Mission auch unter den Missionierten und ob die Missionssubjekte auch Missionsobjekte seien. Diese Frage mag manchem seltsam erscheinen oder zumindest ungewohnt vorkommen, wurde Mission doch lange verstanden als eine Einbahnstraße. Innerhalb der Missionswissenschaft ist diese Frage jedoch alles andere als neu. So könnte man vielleicht das Thema abhaken, wenigstens von der praktischen Seite her. Bliebe da nicht die Frage an die Theologie und die Theologen und die Erkenntnis, dass wir heute vor neuen missionarischen Situationen und damit Herausforderungen stehen. Wir stellen seit Jahren eine fortschreitende Entchristlichung und Entkirchlichung in unserem Land fest. Die staatliche Einheit Deutschlands hat zu einer spürbaren Veränderung des „christlichen Gewichtes" in unserer Gesellschaft geführt. Der Rückgang der Kirchenbesucher – um nur ein Merkmal zu nennen – ist ein Indiz für diesen Prozess. Zu lange war Mission eine Sache von Spezialisten. Die Spezialisten waren vor allem Ordensleute. Nicht wenige Ordensgemeinschaften sind für die Missionstätigkeit gegründet worden. Spirituell machte man Anleihen bei bereits bestehenden Ordensgemeinschaften, vor allem bei den alten Orden. Es ging um eine Spiritualität, die für Missionare und für die Mission „passt". – Das alles trug dazu bei, dass Mission als eine Sonderaufgabe verstanden wurde. Der mutige Satz des Zweiten Vatikanums, dass die ganze Kirche ihrem Wesen nach missionarisch sei, blieb häufig eine schöne Formel, denn die Umsetzung dieses Satzes in die Praxis gestaltete sich schwierig. Das hängt auch damit zusammen, dass „Mission" etwas von Indoktrination, Überheblichkeit, ja von Fundamentalismus anhaftet. Foitzik schreibt: „Vielmehr sind Anliegen und Auftrag ‚Mission' noch lange nicht auf den verschiedenen Ebenen des kirchlichen Lebens angekommen. Zur Mission im eigenen Land werden nicht nur weitere Verständigungsprozesse nötig sein, es wird vor allem ein Ruck durch die Kirchen gehen müssen. Nicht zuletzt sollte auch die Theologie zur praktischen Bewältigung der neuen missionarischen Situation Hilfestellung geben und mithelfen, unbegründete Vorbehalte und Befangenheiten abzubauen" (S. 272). In der Theologie im deutschen Sprachraum (und hier ist vor allem die katholische Theologie gemeint) spielt Mission kaum noch eine Rolle, was sich nicht zuletzt widerspiegelt in ihrer minimalen Präsenz, ja teilweise ihrem Fehlen im Kanon der theologischen Disziplinen, die gelehrt werden.

Mission ist bis heute weitgehend eine Aufgabe und Tätigkeit von Spezialisten, die für

ihre Arbeit entsprechend (aber durchaus nicht immer ausreichend) vorbereitet sind. Aktionen wie „Missionar auf Zeit" haben an diesem Bild nichts Wesentliches verändern können, ja haben eher mitgeholfen, das bestehende System zu stützen und weiterzuführen. Wie tief dieser Missionsbegriff sitzt, davon kann sich jeder überzeugen, der Missionswerbung betreibt: Selbst gut gemachte Selbstdarstellungen von Missionsgesellschaften und –orden können bislang das Image der Mission nicht wesentlich verändern. Alte Klischees halten sich, und das Wort vom „Heiden" hat einen festen Platz in unserem Sprachgebrauch behalten.

Waren lange Zeit die Missionsorden und –gesellschaften fast die alleinigen Träger von Mission, so sind nach und nach andere hinzugekommen: die großen päpstlichen Missionswerke und die Missionsreferate in den Ortskirchen. Das hat dazu beigetragen, dass die Missionsaufgabe auf ein breiteres Fundament gestellt wurde, vor allem materiell, aber auch personell und ideell. Ein Bild davon gibt die Zusammensetzung des „Deutschen Katholischen Missionsrates", in dem versucht wird, die vielfältigen Inititativen und Charismen zu integrieren, damit daraus eine geeinte, aber dennoch nicht weniger weitgespannte Mission der deutschen Kirche wird.

Längst schon sind zu den traditionellen missionarischen Aufgaben und Missionsfeldern neue Herausforderungen an eine sich missionarisch verstehende und so lebende und handelnde Kirche herangetreten. Foitzik weist in seinem Beitrag auf den sinkenden „geistigen Grundwasserspiegel" in unserem Land hin und sieht in dem Missionsbewusstsein die Möglichkeit einer Korrektur gegenüber falscher Selbstgenügsamkeit und Abschließungstendenzen in Kirche und Gesellschaft. Mission – richtig verstanden – kann ein Gegenmittel sein gegen Hoffnungslosigkeit und Resignation. Das ist eine die ganze Kirche betreffende Herausforderung. Die Orden – und hier nicht nur die bisher missionarisch tätigen – sind gefordert, sich zu engagieren und ihr spezifisches Charisma einzubringen, um Mission zum Angebot zu machen. Foitzik schreibt gegen Ende seines Artikels: „In der (Wieder-) Annahme des missionarischen Auftrags liegt aber zuletzt auch die Chance, in einer für die Kirchen belastenden Zeit einen grundlegenden Paradigmenwechsel zu vollziehen, indem sich einmal der Blick wieder auf das richtet, was uns fehlt und was früher einmal besser war" (S. 273).

An den Anfang seines lesens- und bedenkenswerten Aufsatzes hat Foitzik übrigens ein Wort von Eberhard Jüngel gestellt: „Die Kirche muss über sich selbst hinausgehen, wenn sie Kirche Jesu Christi bleiben will."

P. Basilius Doppelfeld OSB

Heribert Arens ofm, Hannover:

„Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen"

– zu einer geerdeten Spiritualität des Ordenslebens in Europa an der Schwelle des 3. Jahrtausends

Vortrag bei der Mitgliederversammlung der VOD am 16. Juni in Freising (gekürzte und leicht veränderte Fassung des Vortrags vom 8. Dezember 1999 bei der UCESM in Dubrovnik)

Vorüberlegung: Geerdete Spiritualität

„'Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.' Ist Europa nur vom Brot fasziniert? Ist das europäische Ziel festgemacht in Euro? Folgen wir einer monetarisierten Säkularisation, oder bleibt etwas von einer spirituellen Kreativität? Das ist eine Frage, die Sie (Ordenschristen) – Sie ganz besonders und wir Christen zusammen – gestellt bekommen." So fragte der damalige deutsche Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung Norbert Blüm beim 100jährigen Bestehen der VDO. Weiter sagte er: „Die Welt wird – für viele noch nicht spürbar – von einer Grundwelle religiöser Sehnsüchte erfasst. Vielleicht sind diese Sehnsüchte auch die Suche nach Antworten, die das westliche Zivilisationsprojekt – immer weiter, immer höher, immer schneller – nicht beantworten konnte. ... Fundamentalismus, Esoterik bis hin zu handfesten Geschäftemachern, die diese neue Nachfrage mit ihren Angeboten erfüllen, das sind Vorzeichen, das ist eine neue Chance für eine Spiritualität, die nicht am Euro festmacht." (Ordenskorrespondenz 4, 1998, 394)

Was meint Spiritualität? Hat sie nichts mit Materiellem, Gesellschaftlichem, hat sie nichts mit dem Euro zu tun? Die Anfrage des Ministers sucht die Verbindung. Doch gibt es genügend Deutungen von Spiritualität, die sie lieber von der Wirklichkeit trennen, sie als eschatologische Lebenshaltung der Wirk-

lichkeit gegenüberstellen. Spiritualisierung würde ich das nennen.
Das Lexikon für Spiritualität (Freiburg, Basel, Wien 1988, 1170 ff) führt aus, dass der junge Terminus „Spiritualität" bisher nicht klar beschrieben ist. Es nennt u. a. folgende Definitionsversuche: „Sich der Tiefe öffnen"(G. Stachel), Leben aus dem Geist (K. Rahner), „Integration des gesamten Lebens in eine vom Glauben getragene und reflektierte Lebensform" (Institut der Orden), „Existenz des Christen, sofern sie sich vom Geist Gottes empfängt und von daher in die Vielfalt des Lebens entfaltet (A. Rotzetter)
Gemeinsam ist diesen Umschreibungen die Einbeziehung einer anderen – höheren, tieferen – Wirklichkeit in unsere Welt, die Antwort gibt auf Sinnfragen, die in materiellen Angeboten kaum Antwort finden. Sie versuchen aber auch, diese Wirklichkeit in die alltägliche Lebensgestaltung zu integrieren – auf der persönlichen, der gesellschaftlichen und der politischen Ebene. Das meine ich, wenn ich von geerdeter Spiritualität rede. „Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen". (vgl. Elisabeth Moltmann Wendel ,Zürich 1997).

I. Jubiläumsjahr

Ich möchte den Blick auf den Grund des Jubiläums lenken, auf die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth vor 2000 Jahren.

1. Zwischen „descendit" und „ascendit"

„Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel herabgestiegen" – so das Credo. Im lateinischen Text steht das Wort „descendit"; dann folgt: „et incarnatus est."
Das Jubiläum bezieht sich auf dieses „descendit", auf das „incarnatus est". Diese Bewegung Gottes hat nichts zu tun mit „Königtum von dieser Welt", mit „Hochwürden", mit Ehrenplätzen. Die Richtung des "descendit" ist eine Bewegung nach unten („kenosis")– auch gesellschaftlich: zu den Hirten, zu den Armen, zu den Dirnen, Zöllnern und Sündern; sie ist ein Weg in die Erniedrigung, in Gefangennahme, Geißelung und Verspottung, ein Weg zwischen zwei Verbrecher am Kreuz – nicht um der Erniedrigung willen, sondern „für uns Menschen und zu unserem Heil". Weil er arm wurde, wurde er einer von uns. Der Mensch „ganz unten" findet ihn an seiner Seite.
Doch es gibt auf dem Weg Jesu eine zweite Bewegung, die das Credo im Wort „ascendit" bündelt. Er ist aufgestiegen zum Himmel. Im Umfeld dieses „ascendit" finden sich Worte wie: Erhöhung, zur Rechten Gottes, Herrlichkeit, Glorie, Triumph. Es ist eine Bewegung weg von dieser Welt, weg von den Menschen. Diese Erhöhung Christi ist verbunden mit der Zusage des hl. Geistes, der wiederum „herabgesandt" wird. So steht auch am Beginn der Kirche wieder dieses „herab". Die Erhöhung ist für die Kirche eschatologisch, Zukunftsverheißung, nicht Gegenwartsgeschenk.

In der Geschichte der Kirche, sind die ersten drei Jahrhunderte von einer „descendit-Spiritualität" geprägt. Nicht zuletzt zeigt sich das in der Vielzahl von Märtyrern.
Mit der konstantinischen Wende zu Beginn des 4. Jahrhunderts, mit der allmählichen Ehe von Kaisertum und Kirche, bahnt sich eine Wandlung an. Die Kirche fühlt sich in der Nachfolge des erhöhten Christus wohler als in der Nachfolge des inkarnierten Jesus. Sie zieht es vor, ihren Amtsträgern Anteil an der Herrlichkeit zu geben. Das läutet eine Entwicklung kirchlicher Distanz zum Menschen ein und prägt bis heute ihr Erscheinungsbild: Titel wie „Hochwürden", „Exzellenz", „Eminenz", „seine Heiligkeit" zeugen vom Anteil des Amtes an der Erhöhung Christi. Selbst Diakone, die doch am ehesten die Inkarnation verkörpern müssten, fühlen sich in liturgischen Gewändern auf dem erhöhten Suppedaneum am wohlsten. Der Kirchbau ist von dieser Erhöhungstheologie geprägt und stellt den Klerus selbstverständlich

im Hochchor auf die Seite des Erhöhten. In den meisten unserer europäischen Gesellschaften ist der Amtsträger der Kirche immer noch – oder wieder – in einem gesellschaftlichen "plus", weil er zum "gehobenen" Stand gehört.

An dieser Entwicklung hat das Ordensleben Anteil. Auch wenn wir in unterschiedlich säkularisierten Ländern leben, der Eintritt in einen Orden, in eine Kongregation bringt nach wie vor bzw. wieder eine gesellschaftlich privilegierte Stellung mit sich – die dem "descendit" diametral entgegengesetzt ist.

2. Bekehrung zu einer „Inkarnationskirche"

Wenn das Jubiläumsjahr 2000 „Jobeljahr" im biblischen Sinn ist, begehen wir es richtig als Bekehrungsjahr, als Jahr der Umkehr. Die Erbsünde der Kirche ist für mich die Abkehr der Kirche von einer „descendit-Kirche" zu einer „ascendit-Kirche". Die Bekehrung, die das Jahr 2000 zu einem „heiligen", einem „heilenden Jahr", zu einem „Jahr des Heils" werden ließe, wäre die Bekehrung einer „ascendit-Kirche" zu einer „descendit-Kirche", zu einer Inkarnationskirche, die ihren Auftrag darin sieht, Inkarnation, Gottes Nähe zu den Menschen und zu allen Geschöpfen zu leben.

Ordensgründungen waren nicht selten Bekehrungsbewegungen hin zu einer Inkarnationskirche. So die franziskanische Erneuerungsbewegung im 13. Jahrhundert. Franziskus ist der anschauliche Aussteiger aus einer Ständegesellschaft in seiner Hinwendung zu den Armen. Die vielen Kongregationen des 19. Jahrhunderts reagieren fast alle auf die gesellschaftliche Not ihrer Zeit und stehen an der Seite der Armen – jedenfalls von ihrem Gründungscharisma her. Auch die Erneuerung von Theologie und Pastoral in Lateinamerika als Befreiungstheologie und –pastoral ist nicht zuletzt auf dem Boden der Inkarnationsspiritualität verschiedener Orden gewachsen.

An der Wende zum dritten Jahrtausend befindet sich die Ehe zwischen Staaten und Kirche in einem Zerrüttungsprozess. Politisch ist Kirche dort noch interessant, wo sie den Staat in seiner sozialen Aufgabenstellung entlastet. Gesellschaftlich ist Relevanz der Kirche nur noch da gegeben, wo sie kompetent sich einschaltet. Diese Kompetenz wird anerkannt, wo sie sich nicht nur als „Gottesexpertin" erweist, sondern dem Menschen, seinen Sorgen und seinem Glück nah ist. Wo Kirche glaubwürdig vom Menschen spricht, hat sie auch die Chance, glaubwürdig von Gott sprechen zu können. Nur aufgrund von Amt und Weihe zählt ihr Wort nicht mehr. Das Wort muss Fleisch werden! „Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen." Ich sehe in dieser von vielen beklagten Entwicklung eine Chance, dass die Kirche wieder zu ihrem Ursprung findet.

III. Die Orden und ihre Rolle im Umkehrprozess zu einer Inkarnationskirche

Dieser Umkehrprozess ist Aufgabe und Chance der gesamten Kirche, darum auch der Orden – vielleicht besonders der Orden. Die Lebensform der evangelischen Räte lässt sie vom Lebensansatz her in der Nähe dessen sein, der „nicht daran festhielt, wie Gott zu sein, sich selbst erniedrigte und gehorsam wurde, gehorsam bis zum Tod am Kreuz." (vgl. Phil. 2) Der Raum, den sie von ihrer Lebensordnung her der kontemplativen Dimension offenhalten, ist geeignet, sowohl die Welt, als auch Gott im Blick zu behalten. Diese Chance und Aufgabe gerade auch der Ordenschristen soll nun bedacht werden.

1. Die kontemplative Dimension des Ordenslebens

Der Anfang solcher Umkehr ist die Kontemplation, wenn unsere Schritte nicht zum Aktionismus von Machern verkümmern sollen. Ein Christ – erst recht ein Ordenschrist – lebt aus der Kontemplation – oder er ist kein Ordens-Christ! Vielleicht liegt die Not vieler Ortskirchen wie auch der Gesamtkirche, vielleicht liegt die Not vieler Ordensgemeinschaften darin, dass ihnen die Kontemplation abhanden gekommen ist (bei der es nicht um Sitzhocker und Meditationsräume geht).

Kontemplation ist eine Haltung, die mit allen Sinnen schaut und wahrnimmt. Sie ist das Gegenteil von dem, was ich „Sehen mit flüchtigem Blick" nenne. Den gesamten europäischen Raum halte ich für gefährdet: Im Zeitalter totaler Information, in der die Welt ein globales Dorf ist (M. McLuhan), stürmt eine Vielzahl von Informationen auf dich ein. Sie jagen einander in solchem Tempo, dass du flüchtig hierhin, flüchtig dorthin schaust, Eindrücke nicht an dich heran, geschweige denn in dich hineinlässt. So verlernt der moderne Mensch das kontemplative Schauen.
Der flüchtige Blick verweilt nicht, schaut nicht, nimmt bestenfalls den Vordergrund wahr und ist schon wieder weitergeeilt. Er verweilt nicht bei den Bildern der Erdbebenkatastrophe, denn das nächste Bild ist schon da: Schumacher im roten Ferrari. Er verweilt nicht bei den bestialischen Bildern ethnischer Säuberungen, sondern wandert weiter zum Baby der monegassischen Prinzessin Caroline. Er verweilt auch nicht bei den Wundern der Schöpfung, bei der Faszination, die von den Geschöpfen ausgeht.
Der flüchtige Blick wandert mit der Aktualität. Erschrocken habe ich im Herbst bei einem Besuch in Kroatien und Bosnien wahrgenommen, wie ich dieser Versuchung erlegen bin. 1999 hatte ich den zerstörerischen Krieg in der Kraina in Kroatien vergessen – meine Aufmerksamkeit war nach Bosnien gewandert; dort war der Krieg 1995 zu Ende. Mein Blick war weiter gewandert nach Ruanda, dann nach Tschetschenien, dann zum Kosovo, dann nach Osttimor jetzt wieder nach Tschetschenien. Das muss ja nicht falsch sein – aber ich habe jeweils die früher Betroffenen aus dem Blick verloren, die auch heute noch Opfer sind und meine Solidarität brauchen.

Der flüchtige Blick, der nicht lange genug hinschaut, der das Erblickte nicht zum Anspruch reifen lässt, überlässt den "Herren der Welt" das Feld, die getrost darauf vertrauen können, wie vergesslich die Menschen sind. Wo es an Kontemplation mangelt, fehlt auch der Kampf für das Leben, für das Heil des Menschen und der Schöpfung – die Politik weiß diesen Mangel wohl zu nutzen.

Kontemplation ist die Kunst, lange genug hinzuschauen, die Augen nicht zu verschließen, nicht „ein Auge zuzudrücken". Wer genügend lange verweilend schaut – hört, tastet, riecht, der lässt die Dinge an sich heran. Sie beginnen zu sprechen, werden An-Spruch.

Die Berufung eines Franziskus lässt sich nur aus seiner kontemplativen Grundhaltung verstehen. Sein Leben war zur Suchbewegung geworden. Er sucht Gott und stößt auf Widersprüche: auf eine Kirche, die sich mit dem gelebten Evangelium schwertut, auf eine Gesellschaft, die das Vegetieren von Armen vor ihren Türen fraglos akzeptiert. In diesen Zuständen konnte er Gottes Antlitz nicht finden – es sei denn das dornengekrönte Antlitz Jesu.

Weil er suchte, weil er aus dieser Suchbewegung gründlich hinsah und hinhörte, hörte er das Kreuz sprechen: „Franziskus, stelle mein Haus wieder her, du siehst doch, wie es zerfällt." Es ist wahrhaftig nichts außergewöhnliches, dass Kreuze sprechen: die Kreuze der Armen, die Kreuze der Rechtlosen, die

Kreuze einer geschundenen und ausgebeuteten Schöpfung, die Kreuze der von Krieg und Völkermord Geplagten. Der flüchtige Blick sieht sie nicht. Wer kontemplativ, verweilend und lange genug hinschaut, sieht die Kreuze. Wer kontemplativ, lange genug hinhört, hört sie, hört ihren Anspruch, hört ihren Ruf und spürt seine Berufung. Die lichtvollen Ereignisse und Wunder der Schöpfung sprechen ebenfalls eine deutliche Sprache. Der kontemplative Mensch erlernt diese Sprache sehend, hörend, tastend, schmeckend, riechend.

Kontemplation ist dem Ordensleben in besonderer Weise eigen. Wenn unsere Lebensform uns Freiräume gewährt, dann nicht, damit wir in einer degenerierten Fernsehkultur verrotten, auch nicht, dass wir in Geschäftigkeit gedankenlos „das Profil unserer Reifen abfahren", sondern damit wir Menschen der Kontemplation sind – die in allem und überall den Anspruch Gottes suchen.
In solcher Kontemplation kannst du beginnen, wo du willst – mit dem Blick auf Gott oder die Welt. In der Welt liegt eine Dynamik, die nach Gott tastet – und in Gott lebt eine Dynamik, die zur Welt drängt. Schaust du lange genug auf Gott, entdeckst Du, was Augustinus sagt: „Die Sehnsucht Gottes ist der Mensch". Gott drängt es zu Welt und Mensch: in der Schöpfung, in der Menschwerdung, in der Geistsendung. Schaust du auf Gott – er nimmt dich mit zur Welt. Schaust du verweilend auf Welt und Mensch, auf Ereignisse und Zeichen der Zeit: sie tragen eine Dynamik, die nach Gott tastet: voll Sehnsucht, fragend, zweifelnd, leidend, schreiend oder auch sprachlos. Augustinus: „Du hast uns auf dich hin erschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es zur Ruhe kommt in dir." In der Kontemplation berührst du Himmel und Erde. Nur kontemplativ wird die Kirche einen guten Weg ins nächste Jahrtausend finden.
Gerade auch die Kontemplation der Welt habe ich als Noviziatsleiter regelmäßig mit den Brüdern des Noviziats eingeübt. Wir sind – jeder für sich – mit geöffneten Sinnen in die Stadt gegangen: Was sehe ich, was höre ich... – und was spricht mich besonders an. Anschließend haben wir uns zusammengesetzt und haben uns erzählt, was wir gesehen haben, gehört... Dann haben wir gemeinsam gefragt, was von dem Wahrgenommenen uns nachdenklich macht, weiterbohren lässt bis dahin: Was kann eine Botschaft für mich enthalten? Ist es vielleicht Gott, der mich darin anspricht? In ähnlicher Weise kann ich die Zeitung lesen, die Nachrichten hören...

Zusammengefasst: Es geht um eine geerdete Kontemplation, nicht um eine Spiritualisierung, die dafür sorgt, dass Gott nur ja nicht seinen Himmel verlässt, – die auf der anderen Seite mit Sicherheitsabstand zu den Ereignissen schöngeistige Reflexionen anstellt, die die Erde nicht berühren und den Himmel nicht erreichen. Wer aber sollen die Spezialisten der Kontemplation sein, wenn nicht Ordensleute, deren Lebensform sich aus den Quellen der Kontemplation speist.

2. Die Sehnsuchts-Dimension des Ordenslebens

Kontemplation braucht den Motor der Sehnsucht. Ohne Sehnsucht keine Kontemplation! Ich erinnere mich an meine alte Mutter, die allein war und sich sehnte, dass ihre Kinder sie besuchten. Wenn ich sie besuchte, saß sie schon lange vor meiner Ankunft am Fenster, schaute auf die Straße, hatte das Fenster ein wenig geöffnet, um das Auto zu hören, sobald ich um die Straßenecke bog. Sehnsucht ließ sie schauen und lauschen.
Wenn Ordensleute keine Sehnsucht in sich tragen, werden sie nicht schauen oder lauschen – werden sie nicht kontemplativ sein können.
„'Alles beginnt mit der Sehnsucht', hat die Dichterin Nelly Sachs gesagt. Unsere Ordensgründer und -gründerinnen waren Men-

schen der Sehnsucht, der Sehnsucht nach einem anderen, besseren Leben. Wenn wir auf die Kloster- und Ordensgründungen blicken, so begegnen uns Menschen, die oft mit sich selber und dem, was sie vorfinden, unzufrieden sind. Sie verspüren ein Unbehagen gegenüber der Gesellschaft, meist auch der Kirche. Weil ihre Welterfahrung nicht unabhängig ist von der gesellschaftlichen Situation, finden sie meist auch rasch Gefährten, die den gleichen Weg gehen wollen, so dass sich die Gruppe eine bestimmte Lebensordnung gibt. Diese Menschen wollen wenigstens das eigene Leben nach ihrer Sehnsucht, ihrer Vision gestalten. Indem sie das tun, gestalten sie aber auch an Kirche und Welt mit."(Zoe-Maria Isenring, ebd.)

Sehnsucht hat eine Qualität, faszinierend und quälend zugleich: sie ist ihrem Wesen nach maßlos. Der Grund: sie kommt aus Gott und Gott ist maßlos – ohne Maß! Ich entdecke die Gottebenbildlichkeit des Menschen vor allem in seiner Sehnsucht. Etwas vom maßlosen Gott lebt in mir, das erst zur Ruhe kommt, wenn es wieder in Gott mündet. Darum lebe und pflege ich meine Sehnsucht richtig, wenn ich es wage, ihre Maßlosigkeit auszuhalten, die in irdischen Erfüllungen Bausteine der Hoffnung sieht, aber gleichzeitig weiterdrängt, unruhig bleibt, mehr will, anderes will. Sehnsucht gibt es darum nur im Singular. Löse ich Sehnsucht in den Plural „Sehnsüchte" auf, untergrabe ich die Sehnsucht, nehme ihr die Kraft. Löse ich die maßlose Sehnsucht in kleine Portionen auf, verfalle ich der Illusion, ich selbst oder ein Mitmensch sei in der Lage, meine Sehnsucht zu beantworten. Ich programmiere die Sucht, die immer mehr will, ohne satt zu werden; ich programmiere den Frust, der Antwort will und Betrug erntet. Ich programmiere die Überforderung meiner – liebsten – Freunde, die meine Sehnsucht nicht beantworten können – vielleicht der Grund für das Scheitern so vieler Ehen!

Sehnsüchte (Plural!) und flüchtiger Blick korrespondieren wie auf der anderen Seite Sehnsucht (Singular!) und Kontemplation. Ordensleben hat an der Schwelle des Jahrtausends die wichtige Aufgabe, die Sehnsucht zu pflegen, sie vor den Sehnsüchten zu retten – damit Kontemplation möglich wird, die Gott in der Welt und die Welt in Gott entdeckt, damit hörbar wird, wo und wie Gott spricht, damit geschaut werden kann, wo Gott sich zeigt.

Das ist in unserer Gesellschaft schwer. Wir finden uns in Europa – wenn auch in unterschiedlichen Entwicklungs- (oder Degenerations-)stufen – in einer Konsumgesellschaft, die den Selbstbetrug erleichtert, provoziert und zum gesellschaftlichen Standard erhebt. Das macht auch vor den Häusern der Ordensgemeinschaften und vor den Zimmertüren der Schwestern und Brüder nicht halt. Besonders anfällig dafür sind Ordenschristen in Ländern, in denen die Nachwuchssituation seit Jahren problematisch ist, in denen ein Großteil der Brüder/Schwestern die Lebensmitte überschritten hat, in denen die „accedia", die Mittagsmüdigkeit, um sich greift, in denen Vision und Prophetie als lästig, als Bedrohung empfunden wird, nicht als Herausforderung, die dem Ordensleben Lust und Flügel schenkt.

Weil in unserer Zeit und Gesellschaft die Sehnsucht in Gefahr ist, ist die Kontemplation in Gefahr; weil die Kontemplation in Gefahr ist, wächst die Gefahr, Zeichen der Zeit nicht zu sehen, geschweige denn zu verstehen, weil die Wahrnehmung der Zeichen der Zeit in Gefahr ist, ist das treffsichere Handeln der Kirche und der Orden in Gefahr – und damit sind Kirche und mit/in ihr viele Orden in der Gefahr, zur „institutionalisierten Belanglosigkeit" (Rudolf Augstein) zu werden. Kirche und Orden werden zu Mitproduzenten einer säkularisierten Gesellschaft – und fühlen sich gleichzeitig als deren Opfer.

3. Die Evangelischen Räte

Die Lebensform der evangelischen Räte lebt aus der Sehnsucht.
Die Ehelosigkeit ist eine Lebensform der Sehnsucht, die in einer bewussten Lebensentscheidung auf naheliegende Antworten für ihre Sehnsucht verzichtet und die Sehnsucht offen hält auf den hin, in den hinein sie mündet: Gott. Dazu braucht es eine große Aufmerksamkeit für die Stimme der Sehnsucht in mir und eine bewusste Klärung dessen, was ich will und was ich nicht will.
Die Armut als Lebensform gewinnt nur Sinn, wenn die Sehnsucht lebendig ist, die mich loslassen lehrt, was ich nicht unbedingt brauche, weil ich mich ausstrecke nach dem, wonach ich mich sehne. Es ist die Lebensform dessen, der alles verkauft, um den Schatz im Acker bzw. die kostbare Perle zu erwerben (vgl. Mt 13, 44 - 46).

Der Gehorsam ist ohne die Sehnsucht unmöglich. Die Sehnsucht ist es doch, die horchen lehrt, die mich horchen lässt auf das, was Gott von mir will. Die Verkürzung des Ordensgehorsams auf die Dimension „Ich gehorche der Oberin/dem Oberen" ist der Tod des Gehorsams. Aufgabe der Oberen ist es, die Kraft der Sehnsucht ihrer Schwestern/seiner Brüder zu bündeln, damit sie gemeinsam Gott in dieser Welt erhorchen und erspüren, was Gott heute mit der Welt, mit der Kirche, mit der Ordensgemeinschaft vorhat.

Weiter stehen die evangelischen Räte in einer direkten Beziehung zum „descendit" und sie sind nur in einer Lebenskultur der Sehnsucht und der Kontemplation zu leben.
Selbstgewählte Armut ist kein Weg nach „oben" – es sei denn, ich schmücke mich mit ihr. Selbstgewählte Armut rückt in die Nähe derer, deren Schicksal Armut ist. Ordensarmut und Nähe zu den Armen sind Zwillinge – und darum erschrickt es mich oft, wie ungleich diese Zwillinge sind.
Selbstgewählte Armut ist auch in anderem Sinn ein Weg nach „unten": ein Weg zum Einfachen, ein Weg zu den Wurzeln, ein Weg zum Ursprünglichen. Sie verzichtet auf Statussymbole. Nackt wie Franziskus vor dem Bischof von Assisi steht der Mensch vor Gott. Was er mit ins Leben nimmt ist der von Gott geschenkte Reichtum in ihm selbst. Was ihm seine Würde gibt, ist die von Gott geschenkte Würde. Das ist ein Weg, der die Größe im Kleinen entdeckt.
Selbstgewählter Gehorsam ist ebenfalls ein Weg nach „unten". Ich steige aus den Reihen derer aus, die durch Macht und Befehlsgewalt Menschen die Angst lehren. Ich steige aus den Reihen derer aus, „die sein wollen wie Gott" – und darum auf keinen Gott hören. Ich steige aus aus den Reihen derer, die nur gehört werden wollen – ohne selber zu hören. Selbstgewählter Gehorsam hört, ja horcht auf Gott, auf seine Stimme in der Welt, auf seine Stimme in der Schöpfung und ihren Gesetzmäßigkeiten, horcht besonders auf die leisen Töne Gottes bei den unscheinbaren Geschöpfen, bei den Kleinen. Ich erinnere an das, was ich zu Sehnsucht und Kontemplation sagte.
Selbstgewählte Ehelosigkeit ist eine Konkretion der Armut, die wählt, was andere als Verlust erleiden, die darum solidarisch an der Seite dieser Armen ist. Sie wählt, weil sie eine Option trifft im Netz gelebter Liebe. Sie ist eine klare Option für die Gottesliebe – die auch dem verheirateten Christen eigen sein kann – und sie ist eine Option, an der Seite derer zu sein, die durch das Netz der Liebe hindurchfallen, die keine Familie gründen können, die ihre Partner verloren haben durch Tod oder Scheitern, die als Arme keine Lobby haben, die mit gleicher Sorgfalt für sie sorgt, wie jemand für seine Familie sorgt.
Die Evangelischen Räte stehen auf dem Boden einer „descendit"-Spiritualität. Sie sind geeignet, ganz nah bei denen zu sein, die „ganz unten" sind. Sie sind geeignet, der Kirche Glaubwürdigkeit zu geben.

IV. Gesellschaftliche Herausforderungen

Der Umkehrweg der Kirche zu einer „descendit"-Kirche findet nicht in den Wolken, sondern in konkreter Zeit und Gesellschaft statt.
In dem Buch „Wohin gehen wir?" (München, Wien 1997) entfaltet der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker vier Bereiche als Schicksalsbereiche für das Gelingen oder Misslingen der Zukunft:
Armut und Reichtum – Krieg und Friede – Mensch und Natur – Demokratie und Weltpolitik. Denen möchte ich im folgenden nachgehen.

1. Armut und Reichtum

Wer an Europa denkt, denkt nicht an Armut. Zumindest der frühere Westen gilt als reich. Reichtum wird gesehen als Frucht von Demokratie und Marktwirtschaft mit sozialer Werteordnung. Gleichzeitig machen wir in Europa die Erfahrung, die in Ländern der sogenannten Dritten Welt längst gemacht wird: Wirtschaft, Markt und Wettbewerb haben Werte wie „sozial", „gerecht", „ökologisch" zu „natürlichen Feinden". Der Markt entwickelt eine Eigendynamik, die über Leichen geht. Die Globalisierung verstärkt diese Tendenz. Die Wirtschaft sucht sich im „Dorf Welt" die günstigsten Standorte. Die Politik scheint machtlos und erpressbar. Auf der Strecke bleibt der Mensch. Unsere marktwirtschaftlich orientierte Gesellschaft produziert Arme!
Nach der Wende von 1998 ist die vom Kommunismus produzierte Armut hinzugekommen, die jüngsten Kriege auf unserem Kontinent haben das ihre getan. Wenn wir als Europäer Einheit leben wollen, dann kann es den wohlhabenderen Ländern nicht gleichgültig sein, wie es den weniger wohlhabenden geht. Das ist eine Frage menschlicher Solidarität, das ist eine Schicksalsfrage für eine gemeinsame Zukunft. Dieses Bewusstsein ist noch unterentwickelt.

Es dürfte keine Frage sein, wo in dieser Wirklichkeit der Ort einer „descendit-Kirche" ist, erst recht der Orden: an der Seite der Armen. Wir haben wenig Einfluss, ihre Situation zu verändern. Aber sie sollten uns an ihrer Seite finden. Mehr und mehr geistliche Gemeinschaften siedeln kleine Kommunitäten in der Nähe von Armen an – wohnen in den Siedlungen der Obdachlosen, teilen Kontainerwohnungen mit den Erdbebengeschädigten. Sie machen die Schwelle zwischen Kirche und Armen niedrig, leben Haustür an Haustür mit ihnen – einfach als Nachbarn. Es ist das Lebensmodell der Inkarnation: Gott als Nachbar.
Weiter müssten die Armen in uns Anwälte ihrer Anliegen finden. Neben dem „mit den Armen" gibt es das „für die Armen". Hier liegt eine große Stärke nicht zuletzt der Kongregationen vom Ende des vergangenen Jahrhunderts, die als Reaktion auf soziale Nöte entstanden sind. Angesichts einer Gesellschaft, in der die Armut wächst, ist Diakonie die glaubwürdigste Verkündigung.
Die kontemplative Grundhaltung des Ordenslebens in der Lebensform selbstgewählter Armut, hat die Chance, solche Armut wahrzunehmen. Wer Armut nicht wahrnimmt, kann auch nicht an ihrer Seite sein. Diese Wahrnehmung wird helfen, die Gesichter der Armut zu sehen. Neben materieller Armut gibt es die Armut von Menschen, die ins Abseits geraten sind: durch Schuld, durch das Scheitern, durch Krankheit, erst recht, wenn sie gesellschaftlich geächtet ist wie AIDS, gibt es die Armut der Sinnentleerung des Lebens. An der Seite der Armen ist der Ort der „descendit-Kirche". Da Armut den Menschen an den Rand der Gesellschaft drängt, gehört die Kirche, gehören die in selbstgewählter Armut lebenden Orden, nicht nur, aber auch an den Rand; die Kirche, die Orden als „Randerscheinung". Gleichzeitig ist es Herausforderung, weltweit

das Phänomen Armut mit seiner internationalen Verflechtung im Blick zu haben. Gerade auch die Internationalität der Kirche wie der Orden ist hier ihre Kompetenz. Der Reichtum der ersten Welt, der auch auf Kosten der Dritten Welt gewachsen und Mitursache der Verschuldung vieler Länder auf anderen Kontinenten ist, ist in seiner Ursächlichkeit für die Armut zu entlarven und in die Verantwortung zu ziehen – nicht zuletzt im „Erlassjahr 2000".

2. Krieg und Frieden in Europa

50 Jahre Abwesenheit von Krieg im westlichen Europa abgesehen von Nordirland: das ist eine Frucht engagierter europäischer Zusammenarbeit. Es scheint, dass man aus der Sinnlosigkeit zweier Weltkriege gelernt hat. Ein Aufbau in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens war möglich: Städtebau, Kultur, Aufbau von Eigentum, Entwicklung von Industrie und Technik, Gesundheitswesen. Völker sind sich nähergerückt, Völkerfreundschaften entstanden, wo vorher Feindschaft war, Grenzen wurden überflüssig. Europa erlebt viele Friedensentwicklungen.
Um so bedrückender erlebe ich es, dass das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts auch in Europa von Krieg geprägt ist. Zwei menschenverachtende Kriege liegen hinter uns. Warum lernt der Mensch nicht? Wie ist es möglich, dass im letzten Jahrzehnt völkervernichtende Kriege mit kaum vorstellbarer Brutalität auf dem Balkan tobten? Wie ist es möglich, dass die Nato im Kosovo keinen anderen Weg findet, als Krieg zu führen? Wie ist es möglich, dass in fast allen europäischen Ländern nationalistische Tendenzen wachsen, die mit Ausländerfeindlichkeit gekoppelt sind? Warum erleben so viele trotz aller positiven Erfahrung des Multikulturellen und Multinationalen den Ausländer im eigenen Land als Bedrohung statt als Bereicherung?
Kirche ist die Gemeinschaft, von Christus „für Gott erworben aus allen Sprachen, Stämmen und Völkern" (Offb 5,9). Es gehört zum Wesen der Kirche, dass sie multinational, darum auch multikulturell und vielgestaltig ist. Kirche ist Einheit in der Vielfalt. Ebenso sind die Orden in der Kirche überwiegend international. Der in Kirche und Orden erfahrene Wertereichtum des Vielgestaltigen macht sie zu kompetenten Anwälten des Friedens, des Miteinanders von Andersartigem. Ihre guten Erfahrungen sind eine Quelle des Mutes und der Kraft gegen die Angst vor dem Fremden.
Auch hier ist es notwendig, eine „descendit-Spiritualität" zu leben, an der Basis, bei den Menschen zu sein. Von dort baut sich Frieden auf, dort lebt man zusammen, dort überwindet man Vorurteile.

3. Mensch und Natur

Ein Bereich, der besonders stark unter dem Mangel an Kontemplation leidet, ist der Umgang des Menschen mit der Natur. Wer merkt denn schon, wenn in Lateinamerika der tropische Regenwald abgeholzt wird? Wer merkt denn schon, wenn vor einer europäischen Küste ein Ölfrachter strandet, der Meer und Strand verpestet – heute viele Fernsehbilder, morgen nur noch wenige – übermorgen ist alles vergessen! Das bedrängt mich doch hier nicht! Ich gehe unter die Dusche. Woher kommt das Wasser? Aus dem Wasserhahn! Ich knipse am Schalter Licht an. Woher kommt der Strom? Aus der Leitung. Wer sieht die alltäglichen Vollzüge noch in Bezug zu den Energiequellen in der Schöpfung? Müll – Hauptsache, ich habe ihn aus meinem Haus! Das sind Mentalitätsfragen im Kleinen, aber ebenso im Großen.
Eine „descendit-Spiritualität", die kontemplativ auf die Schöpfung schaut und darin Gottes Bild sieht, nimmt wahr, wie brutal der Mensch mit der Schöpfung umgeht, sie ausraubt und der Nachwelt eine Wüste hinterlässt. Sie erkennt auch, wie stark das Konsumverhalten diese Entwicklung steuert. Es haben sich in Europa Konsum-Standards

entwickelt, die selbstverständlich geworden sind – obwohl sie nur auf Kosten der Menschen anderer Kontinente und auf Kosten der Schöpfung möglich sind.
Hier sehe ich eine Herausforderung an die Orden in Europa. Passen wir uns dieser Welt und ihren Gepflogenheiten gedankenlos an, prägt Konsum auch unser Verhalten. Der Anfang einer Konsumrevolution ist die Kontemplation – die genau hinschaut, was ich tue und was ich damit anrichte. Meine Lebensform „Armut" lehrt mich, dass weniger mehr ist. Armut lehrt mich, dass der Genuss nicht in der Orgie liegt, dass vielmehr Genießer mit dem kleinen Löffel essen. Im Kampf gegen die Armut kann es nicht nur darum gehen, die Armen reicher zu machen, sondern darum, eine Lebenskultur aufzubauen, die nicht mehr will, als sie braucht. Auch das ist eine Form von Gehorsam, in mich selbst hineinhorchen: Was brauche ich wirklich? Die Armen sollten unsere Lehrmeister sein, nicht die Reichen!

4. Demokratie – Pluralismus – (Un-)Fähigkeit zum Wertekonsens

Einer der höchsten Werte unserer freien Welt ist die Demokratie. Sie geht aus von der Freiheit und Verantwortungsfähigkeit des mündigen Bürgers. Diese Bürger werden nicht primär regiert, sie prägen die Regierung durch Wahlen, zum Teil durch Volksabstimmungen mit. Um die Gunst der Wähler werben Parteien mit ihren Wahlprogrammen, in denen sie die Werte, für die sie sich als Regierende stark machen wollen, vorstellen.
Damit Demokratie möglich ist, braucht es über alle Parteien hinweg in grundlegenden Fragen einen Wertekonsens, festgeschrieben im Grundgesetz. Dazu gehört etwa die Frage der Menschenrechte. Aber auch diese Grundsätze bedürfen der Interpretation. Die kann bei gleichem Inhalt sehr unterschiedlich sein. Vergleichen Sie nur, wie unterschiedlich bis 1989 beide deutsche Staaten das Wort „Demokratie" interpretierten.
So ist – trotz Wertekonsens – die Demokratie immer Ort einer pluralen, pluralistischen Gesellschaft. Das bedeutet z.B., dass Demokratie die Religionsfreiheit schützt, nicht aber die christliche oder gar katholische Religion privilegiert. Auch wenn das Haus Europa auf einem christlichen Fundament gebaut ist, wenn Tradition und Kultur vor Christentum nur so strotzen, es gibt neben der christlichen Werteordnung in unserer Demokratie auch andere Wertsysteme: atheistische, islamische, humanistische, liberale, kommerzielle... Das bringt Unsicherheit für viele Menschen, weil die gleichen Grundwerte unterschiedlich interpretiert werden. Dieses Problem besteht innerhalb eines Staates, es besteht innerhalb Europas, es besteht weltweit. Menschenrechte: Ja! – aber sie werden in der westlichen Welt anders interpretiert als z.B. in China. Gewaltverzicht: Ja! – aber wie geht ein Staat damit um, wenn er andere vor Gewalt schützen muss. Pressefreiheit: Ja! – aber wie frei darf sie sein, wenn es um den Schutz der Persönlichkeit geht? Asylrecht: Ja – aber was geschieht, wenn eine (zu) große Zahl von Asylanten Angst auslöst?
Einer aufgeklärten Gesellschaft kann nur die Demokratie entsprechen. Die aber bringt die gesamte Problematik des Wertekonsens mit sich – und da geht es oft nicht demokratisch zu, sondern pragmatisch: da bestimmen wirtschaftliche Werte den Wert von Wald und Holz...
Die Kirche muss in einer solchen Gesellschaft Abschied davon nehmen, Monopolistin in Wertefragen zu sein. „Vom christlichen Europa zum Europa der Christinnen und Christen" – so skizziert Gérard Defois, Erzbischof von Lille, die Entwicklung. An die Stelle des selbstverständlichen Einflusses des Christentums rücken Christinnen und Christen, die sich entschieden haben, die auf demokratischem Weg ihre Überzeugungen und Werteordnungen ins Spiel bringen (Schreer/Steins: Auf neue Art Kirche sein, Festschrift für Bischof Dr. Josef Homeyer, Mün-

chen/Hildesheim 1999,427ff – zitiert als „Homeyer").
Hier liegt eine große Herausforderung zu Beginn des 3. Jahrtausends: dass Christen als Teil einer pluralen demokratischen Gesellschaft, dass Ortskirchen als Teil einer pluralen Demokratie versuchen, ihre Werte zur Gestaltung der Gesellschaft einzubringen und unter den bestehenden Bedingungen bestmöglich zu verwirklichen.

5. Säkularisierung

Über diese vier Bereiche hinaus sehe ich gerade auch für Kirche und Orden eine zusätzliche Herausforderung: Wir leben in Europa in einer säkularisierten Welt. Gemeint ist ein vielschichtiges Phänomen. Die Integration von Welt und Gott löst sich auf, die Dimension des Glaubens – und damit Gott – wird losgelöst von den alltäglichen Vollzügen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Sie wird privatisiert und dem gesellschaftlichen Gespräch entzogen. Der Mensch wird im Diesseitshorizont autonom, braucht Gott nicht, will Gott nicht – zumindest nicht die Kirche. Eine säkularisierte Gesellschaft hat Gott nicht (mehr) im Blick. Der damit verbundene Sinnverlust taucht oft erst in Krisensituationen auf und sucht dann bei anderen, nicht bei den christlichen Kirchen Antwort. Die Säkularisierung hat in Europa unterschiedliche Ursachen und ist in einzelnen Ländern in unterschiedlichen Phasen. Wenn es in Ostdeutschland ca. 10 Millionen Ungetaufte gibt, hat das eine einschneidende Ursache in der vierzigjährigen Geschichte eines atheistischen Kommunismus, ebenso in anderen ehemaligen Ostblockländern. Anders in westlichen Ländern. Hier gibt es eine schleichende Säkularisierung, ausgelöst durch die Aufklärung, durch Reichtum, der die Sehnsucht erstickt, durch eine rasante Entwicklung von Wissen und Technologie, die menschliche Allmachtsphantasien nährt – nicht zuletzt durch eine Befreiungsbewegung, in der sich der aufgeklärte Mensch aus der Umklammerung und Bevormundung einer Kirche befreit, in der manichäische, Weltverachtende Tendenzen auch heute noch existieren. Da ist Säkularisierung ein positiver, Welt-bejahender Prozess. Säkularisierung ist ein Phänomen mit verschiedenen Ursachen, die aber eine ähnliche Wirkung haben: Gott wird aus der Welt verbannt, die Kirche verliert an Einfluss.
Als Ordensgemeinschaften sind wir eingeladen, uns dieser Wirklichkeit zu stellen, den Dialog mit der säkularisierten Welt zu suchen und nicht „Inseln der Seligen" zu pflegen. Es ist eine besondere Herausforderung an unsere Kontemplation, auch in dieser Welt den anwesenden Gott zu erspüren.

V. Innerkirchliche Herausforderungen

Wer die Welt gestalten, ja verändern will, der wird sich selbst verändern. Kirche, die sich den Lebenswirklichkeiten ihrer Umwelt stellt, geht aus dieser Begegnung verändert hervor. Wer sein Fell nicht zu dick macht, wer die Ereignisse an sich heran-, in sich hereinlässt, wird verwandelt. Begegnung mit der Welt, nicht Abgrenzung von der Welt ist darum der Anfang der Umkehr. Die Erneuerung zu einer Inkarnationskirche hin hat dann aber auch innerkirchliche Konsequenzen.

1. Vielgestaltigkeit

Wenn wir von Europa reden, haben wir von Vielgestaltigkeit zu reden. Diese Vielgestaltigkeit fordert es, dass sich Kirche auf unserem Kontinent vielgestaltig inkulturiert. Kirche in Italien muss nicht identisch sein mit Kirche in Deutschland, Kirche in Rumänien oder Polen nicht identisch mit Kirche in Frankreich oder Irland. Vielgestaltige europäische Kirche sind wir, Ortskirchen innerhalb der europäischen Kirche – und darum werden auch die Herausforderungen an die Inkulturation der Ordensgemeinschaften

in diesen europäischen Ortskirchen vielgestaltig sein.
Mit dieser Vielgestaltigkeit tut sich die Kirche schwer – obwohl alles, was aus der Tradition unserer Kirche kommt, vielgestaltig ist, angefangen von den vier Evangelien, die Ereignisse aus dem Leben Jesu mit zum Teil gegensätzlichen Deutungen interpretieren – und das hat keinem Angst gemacht. Paulus ringt beim Apostelkonzil mit Petrus um die Inkulturation des Glaubens in den griechischen (heidnischen) Kulturraum. Es siegt nicht die Einheitlichkeit, sondern die Vielgestaltigkeit. Sie ist die Quelle der Einheit.
Um diese Vielgestaltigkeit aus Ausdrucksformen des einen Glaubens wahrzunehmen, braucht es allerdings wieder die Kontemplation, die lange genug hinschaut, um in den vielfältigen Gestalten den einen Gott zu erkennen. Vielgestaltigkeit zulassen und fördern – das ist eine Frucht geerdeter Spiritualität, denn wenn ich meinen Fuß wirklich auf die Erde setze, dann ist kein Fleckchen Erde wie das andere, kein Volk wie das andere, kein Mensch wie der andere. Das hat seinen tiefsten Grund darin, dass Gott selbst vielfältig ist.

2. Sensibilität für den innerkirchlichen Rand

Die Entwicklung der Kirche in der Welt von heute, die verbreitete Unfähigkeit innerhalb der Kirche, Fragen und Suchbewegungen zuzulassen, die Unfähigkeit der Kirche Gescheiterte zu integrieren in einer Welt des Scheiterns, bringt es mit sich, dass innerhalb der Kirche viele an den Rand geraten. Wir nennen sie in Deutschland „Fernstehende" – wobei die Frage offen ist: Wer steht wem fern – Die „Fernstehenden" der Kirche, oder die Kirche den „Fernstehenden".
Ich ahne, dass hier in der Kirche besonders auch die Orden gefragt sind. Ihre Kontemplation hat die Chance, Fernstehende als Suchende zu entdecken, ihre Lebensform der evangelischen Räte lässt sie eine klare Option für Menschen am Rand auch innerhalb der Kirche treffen. Herabsteigen an den Rand, ist die Einladung.

3. Ökumene

Das Reformationsfest 1999 war schon ein besonderes Fest. In Augsburg unterschrieben Kardinal Cassidy für die Katholische Kirche und Landesbischof Krause/Braunschweig für den Lutherischen Weltbund das von beiden Kirchen erarbeitete Dokument zur Rechtfertigungslehre. Damit ist die Kernauseinandersetzung der Reformation überwunden. Es ist Zeit, dass die christlichen Kirchen wieder zueinander finden. Es geht nicht um eine Vereinheitlichung. Was in 500 Jahren getrennt gewachsen ist, hat eigene Traditionen gebildet. Sie müssen nicht um der Einheit willen nivelliert werden, sondern sie stellen einen Reichtum dar.
Angesichts der fundamentalen Gottes- und Sinnfrage unserer Zeit, angesichts von suchenden Menschen, die in einer sinnentleerten säkularisierten Welt nach Sinn, nach Gott tasten, ist die Chance groß, ihnen Gott zu vermitteln. Dagegen ist die Chance minimal, ihnen einen evangelischen oder katholischen Gott zur Auswahl zu bieten. Wir dürfen als Kirchen nicht länger getrennt tun, die wir gemeinsam besser tun können. Dabei gilt es nicht zu vergessen: Das Heilswerk Jesu, das alle christlichen Kirchen vermitteln möchten, hat nicht die Kirche oder verschiedene Kirchen zum Ziel, sondern die Kirchen haben das Ziel dieses Heilswerk zu vermitteln: „Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel herabgestiegen."

4. Eine positive Beziehung zur Welt

Nicht wenige haben den Kontakt zur Kirche und oft durch sie auch zum Glauben verloren, weil die Kirche in ihren Amtsträgern eine Welt verkörpert, die immer weniger mit unserer Lebenswirklichkeit zu tun hat. Das gilt insbesondere für die Gestaltung des

menschlichen Lebens, der menschlichen Sexualität. Fragen dieser Art bespricht kaum noch jemand mit der Kirche. Mancher klagt: Würde sich die Kirche doch mit der gleichen Vehemenz, mit der sie Sexualnormen von gestern den Menschen verordnet, die Erfüllung anderer Gebote einfordern: Gewaltfreiheit, Gerechtigkeit, Frieden. Auch wenn Kirche alle Mittel neuer Technik nutzt, im tiefsten steckt in vielen Christen der Verdacht, dass Kirche hinter allem den Teufel wittert.

Eine zentrale Botschaft unseres Glaubens ist, dass alles Geschaffene aus Gott kommt, dass darum die Fortschritte der Wissenschaft nicht den Glauben an Gott in Frage stellen müssen, sondern eine Einladung sind, neu über Gott nachzudenken.

Nach meiner Einschätzung ist eins der gravierendsten Defizite jedenfalls in der deutschen Kirche, dass nicht wenige Amtsträger den Eindruck erwecken, als haben sie mit dem geistlichen Amt eine All-round-Kompetenz erhalten, die jede Weiterbildung überflüssig macht. Wer den Dialog mit der Welt aus Arroganz verweigert, wer aufhört zu lesen oder sich weiterzubilden, der kann in dieser schnelllebigen Welt nicht dialogfähig sein.

Das gilt in beide Richtungen: Gott und Welt. Wenn ich meine, mit einem tridentinischen Glaubens- und Gottesbild das dritte Jahrtausend bestehen zu können, komme ich nicht weit. Manchmal kommen wir im Dialog mit der Welt nicht weiter, weil wir von Gott zu eng denken. Das ist Flucht in den Fundamentalismus. Wer mit Gott in dieser Welt lebt, muss offen sein für seine immer neuen Möglichkeiten. Er muss auch damit leben, dass die Galiläis von heute nicht erst in 500 Jahren recht haben. Ich erwarte von meiner Kirche, dass sie in unserer Welt Gottesexpertin ist, die nicht nur Gott der Welt gegenüberstellt, sondern Gott in der Welt und in allem Geschaffenen entdeckt – auch in vielem, was sie durch historische Unwissenheit, vielleicht sogar gegen besseres Wissen verteufelt hat.

5. Sich in den gesellschaftlichen Dialog einmischen

Angesichts einer Welt und Gesellschaft, die sich nach langer gemeinsamer Tradition von der Kirche scheiden lässt und auch mit anderen Werte-Repräsentanten kokettiert, besteht eine Versuchung der Kirche darin, sich beleidigt in den Schmollwinkel zurückzuziehen.Sie ist nicht mehr die Diva, die Wahlhirtenbriefe schreibt, die der Politik das Handeln vorschreibt. Gott sei Dank! Sie muss sich im Dialog bewähren. Sie muss ihre Werte in das öffentliche Gespräch einbringen. Argumente zählen, nicht Amt und Würde. Der Beitrag der Kirchen zur europäischen Einheit richtet sich nicht auf die Wiederherstellung eines christlichen Europa, sondern auf die glaubwürdige Verkündigung des Evangeliums als Antwort auf die großen und fundamentalen Fragen, vor denen Europa steht. – so der Bischof von Rotterdam, Adriaan Herman van Luyn (Homeyer, 415) . Der Schutz des ungeborenen Lebens etwa muss in solcher Verkündigung mühsam errungen werden. Wenn das Optimum nicht erreicht werden kann, ist darum zu ringen, was möglich ist. Dazu aber braucht es wiederum die oben genannte Kompetenz – und es braucht die Demut, Aussagen zurückzunehmen, die durch fehlende Kompetenz in bestimmten Zusammenhängen falsch gemacht wurden. Jacques Delors, der frühere Präsident der Europäischen Kommission schreibt: „Auch wenn in der Mehrheit der europäischen Staaten die Trennung von Kirche und Staat heute als anerkanntes Prinzip gilt und die Europäische Union sich diesem fest verpflichtet sieht, ist der Einfluss der Kirchen, vor allem das ihnen zu Grunde liegende Wertesystem, für die Europäische Union von größter Bedeutung. Dabei geht es nicht nur um die konstruktive Haltung der Kirchen zum europäischen Friedensprozess, sondern vor allem um den Einfluss der christlichen Ethik auf die Grundsätze der europäischen Einigung." (Homeyer, 390) Als solche Werte nennt er die

Unantastbarkeit der Würde des Menschen, den Sozialstaat, die soziale und territoriale Kohesion, die Solidarität, den Respekt vor der Schöpfung und den Schutz der Umwelt. (ebd. 394)

7. Aus der eigenen Mitte leben

Ich erinnere an die Europasynode. Unrecht hat sie ja nicht, wenn sie den Blick in die eigene Mitte lenkt. Der Altbischof von Innsbruck hat bei einem Vortrag vor einem halben Jahr für eine Kirche mit Zukunft folgende drei Kriterien angegeben: Die Welt braucht eine Kirche mit Weite, eine Kirche mit Tiefe und eine Kirche mit Herz (unveröffentlichtes Manuskript). Bei der Dimension der Tiefe griff er dabei ein Wort Karl Rahners auf: unsere Kirche müsse eine mystische Kirche sein – in dem Sinn, dass sie in der Nähe des Mysteriums und darum aus dem Mysterium lebt. Das Mysterium aber, aus dem wir leben, wird täglich in der Eucharistiefeier als Mysterium fidei proklamiert: „Das ist mein Leib, hingegeben für euch. Das ist mein Blut, vergossen für euch!" Es ist das Mysterium der „kenosis", der Erniedrigung „für uns Menschen und für unser Heil". Ob es uns gelingt, diesem Mysterium im Jubiläumsjahr wieder näher zu rücken? Vielleicht, wenn wir eine Kirche der Kontemplation und der Sehnsucht sind.

Wie es gelingen kann, dazu ein abschließendes Leitbild: Franziskus, zu dessen Brüdern ich gehören darf:

Abschluss: Franziskus – der Anfänger

Franziskus hat keinen Orden gegründet. Er hat angefangen, das zu leben, was ihm wichtig war und was er begriffen hat. Wie? Er hörte in der kleinen Kirche San Damiano vor den Toren der Stadt Assisi die Stimme vom Kreuz: „Franziskus, stelle mein Haus wieder her, du siehst doch, wie es zerfällt." Das sah er tatsächlich – und fing mit dem Nächstliegenden an: Der Sohn des Tuchhändlers denkt da sofort an Geld. Er verkauft einen Stoffballen seines Vaters und gibt den Erlös dem Priester von San Damiano. Der mag sich nicht mit dem Vater Pietro Bernardona anlegen und verweigert die Annahme. Franziskus muss einen neuen Weg suchen: er schleppt Steine und mauert, renoviert die kleine Kirche – und nicht nur die. Während er das tut, begreift er, dass das Wort vom Kreuz noch anderes meint: Erneuere die Kirche aus lebendigen Steinen. Wieder fängt er mit dem Nächstliegenden an: bei sich selbst. Er lebt, was er begriffen hat. Immer wieder fängt er an: mit drei Schriftzitaten als Anfang der Regel, mit dem Kleidertausch mit einem Armen, mit den waffenlosen Dialog mit dem muslimischen Sultan. Er bleibt ein Anfänger. Andere, denen Gleiches wichtig ist, schließen sich an. Kurz vor seinem Sterben sagt er seinen Brüdern: „Lasst uns anfangen, wir haben noch nichts getan!"

P.Beda Müller OSB

Der dreifache Pfad der Mönche

Erfahrungen mit den „Evangelischen Räten"

Wir Mitglieder der alten Orden freuen uns, dass in den letzten Jahrzehnten auch im evangelischen Raum wieder solche Gemeinschaften entstanden sind. Sie nennen sich meist nach dem Vorbild von Taizé „Kommunitäten". Die Bezeichnungen „Mönchtum", „Orden" und „Kloster" sind offenbar noch von der Geschichte belastet. Erst jüngst hat sich eine Gemeinschaft „Gethsemane-Kloster" genannt, und auf den Evangelischen Kirchentagen wird neuerdings eingeladen ins „Evangelische Kloster". Das Berneuchener Haus Kloster Kirchberg hat die Scheu vor der Bezeichnung „Kloster" schon früher überwunden.

Allen Orden der katholischen und orthodoxen Kirchen, sowie allen evangelischen Kommunitäten ist die Befolgung der „Evangelischen Räte" gemeinsam. Damit ist ein Leben in Besitzlosigkeit, Ehelosigkeit und Gehorsam gemeint. „Evangelisch" heißen sie, weil sie im Evangelium, vor allem im Leben Jesu begründet sind. „Räte" heißen sie im Unterschied zu den Geboten. (Mk 10,17ff par. 1 Kor 7,25).
Hier scheint so etwas wie ein „Zweiklassensystem" aufzutauchen, das Leben der „Weltchristen" und das der „Ordenschristen", zumal es bei Mt 19,21 heißt: „Wenn du vollkommen sein willst..." Die Bezeichnung „Stand der Vollkommenheit", die von diesem Herrenwort abgeleitet ist, wurde inzwischen aus dem Verkehr gezogen, weil sie missverständlich ist. Wer diesen Rat befolgt, ist deshalb noch nicht ipso facto vollkommen. Vielmehr weist dieser Stand deutlicher auf den Vollendungszustand (vgl. Mt 22,30 par) hin. Ich hoffe zeigen zu können, dass es sich nicht um zwei Klassen handelt, sondern um zwei Stände, die sich gegenseitig ergänzen, einander stützen und helfen.

Geschichtlicher Ursprung

Als erster Mönch gilt Antonius (251-356). Er hörte mit achtzehn Jahren im Gottesdienst das Evangelium vom reichen Jüngling, fand sich persönlich angesprochen, verkaufte seinen Besitz, verteilte ihn unter die Armen und ging in die Wüste. Es war um die Zeit der „konstantinischen Wende". Vorher, in der Zeit der Verfolgung, war es gefährlich gewesen, ein Christ zu sein. Nun fing es an gefährlich zu werden, kein Christ zu sein, vor allem, als dann das Christentum zur Staatsreligion wurde. Der Zustrom der Opportunisten setzte ein, eine äußerst bedenkliche Lage für die Kirche. Gegen diese Gefahr der Verbürgerlichung und Veräußerlichung des Christentums hatte der Heilige Geist „vorgesorgt" und aus der Mitte der Kirche das Mönchtum entstehen lassen, gleichsam als

„Gegengewicht" gegen diesen Trend zur Verweltlichung. Man könnte etwas überspitzt sagen, die evangelischen Räte seien eine Kampfansage an die drei Teufelsmächte Materialismus, Sexualismus und Liberalismus.

Nehmen wir nun die evangelischen Räte im einzelnen in den Blick.

Zunächst die Armut:
Wir verwenden diesen Ausdruck heute nicht mehr gerne, weil wir ja nicht arm sind, sondern als Gemeinschaft oft über einen ansehnlichen Besitz verfügen. Der von Taizé favorisierte Ausdruck der „Gütergemeinschaft" ist uns sympathischer, gibt aber den Sachverhalt nicht vollständig wieder. Wir verzichten nämlich auf das Recht, persönlich etwas zu besitzen. Vor der endgültigen Bindung durch die „ewige Profess" machen wir ein regelrechtes Testament, in dem wir – vor allem zugunsten des Klosters – auf alles verzichten, was wir von den Eltern, als Erbschaft, durch Schenkung oder für unsere Arbeit empfangen. Das Kloster kommt dann für unseren Lebensunterhalt, für Ausbildung, Krankheit und Alter auf.
Warum dieser Verzicht auf persönlichen Besitz? Der Bankrott des Kommunismus hat doch gezeigt, dass das individuelle Besitzstreben der naturgegebene Motor einer gesunden und funktionierenden Wirtschaft ist!

Dazu ein Vergleich: Was würden wir sagen, wenn jemand seinem geliebten Partner ein besonders schönes Geschenk macht, dieser jedoch, von der Gabe so begeistert, darüber den Geber vergäße? Diesen Irrsinn leisten wir uns Gott gegenüber laufend, was eine Ursache für viele Unordnungen ist. Um diesen Missstand entgegen zu wirken, schieben wir das Verlangen nach persönlichem Besitz ein Stück weit von uns.
Geschichtlich kann man sagen, dass das Beispiel der Urkirche hier nachgewirkt hat. Von ihr heißt es: „Alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte." Die letzte Wendung ist in die Regel des hl. Benedikt eingegangen. Man hat gesagt, das Mönchtum sei aus dem Heimweh nach der Urkirche entstanden. Allerdings hat sich die Gütergemeinschaft der Urkirche in dieser Form nicht bewährt, denn nach wenigen Jahrzehnten wurden alle so arm, dass Paulus ein Hilfswerk organisieren musste zur Unterstützung der Jerusalemer Gemeinde (2 Kor 8 und 9). Dennoch hat das Beispiel der Urgemeinde Schule gemacht. Die ersten zönobitischen Mönchsgemeinschaften verzichteten zwar auf persönlichen Besitz, nicht aber auf Besitz der Gemeinschaft. In dieser Gestalt hat sich das Gelübde der Armut durch die Geschichte hin bewährt. Es ist charakterisiert durch Freiwilligkeit, Genossenschaftlichkeit und Zeichenhaftigkeit.
In der Folgezeit waren die Kloster dann oft mehr gefährdet durch großen Reichtum: Schenkungen, Erbschaften und Landbesitz wurden ihnen vermacht, um sich auf diese Weise des fürbittenden Gebetes der Mönche zu versichern. Könige und andere Grundherren stifteten Klöster als Grablege für ihr Geschlecht, nicht selten auch zur Sicherung ihres politischen Einflusses. Der Reichtum der Klöster drückte auf die Disziplin – immer wieder wurden Reformbewegungen notwendig – und weckte die Begehrlichkeit der Großen, so dass es zu Plünderungen, Enteignungen und Säkularisierungen kam.

Für mich ist die klösterliche „Armut" der leichteste von den drei evangelischen Räten. Ich empfinde sie als Entlastung, brauche mich nicht mit dem Finanzamt zu ärgern, brauche keine Steuererklärung abzugeben und mich mit Schulden und unbezahlten Rechnungen zu belasten. Die Finanzen sind in unserem Konvent kein Thema. Wir wissen auch nicht, wieviel Urlaubsgeld die einzelnen erbitten oder bekommen. Es ist Ehrensache, dem Kloster unnötige Kosten zu ersparen.

Durch ihren Besitz waren viele Klöster in der Lage, stattliche Gebäude und schöne Kirchen zu bauen. Die Devise Benedikts, dem Gottesdienst solle nichts vorgezogen werden, wollte man auch durch ein möglichst schönes Gotteshaus befolgen. Für unsere Neresheimer Abteikirche, dem letzen Werk Balthasar Neumanns, suchte man die besten Künstler, die es damals gab, um schon durch das Bauwerk ein Bekenntnis abzulegen. Heute, im Zeitalter des Tourismus, bietet unsere schöne Kirche die Chance der Glaubensverkündigung an viele Menschen, die unsere Gottesdienste nicht mehr besuchen, aber von den Kunstwerken angezogen werden. Dazu tragen besonders entsprechende Kirchenführungen bei. Für uns Neresheimer ist hier auch eine beachtliche Geldquelle entstanden, obwohl wir weder Eintrittsgeld erheben noch Taxen für die Führungen. Viele Besuchergruppen kehren aber in unserer Gaststätte ein und tragen auf diese Weise zur Existenz des Klosters bei.

An dieser Stelle sei auch vermerkt, dass unsere Klöster nicht von der Kirchensteuer finanziert werden, sondern nach benediktinischer Tradition auf eigenen Füßen stehen. Das hängt mit der „Exemtion" zusammen, die von den Klöstern im Laufe ihrer Geschichte erkämpft wurde. Sie unterstehen in personeller und finanzieller Hinsicht nicht dem Bischof, sondern unmittelbar dem Papst. Im Hinblick auf die umfangreichen Renovierungsarbeiten an Kirche und Kloster sind wir jedoch angewiesen auf die Hilfe des Denkmalamtes, sowie des von uns gegründeten Vereins zur Erhaltung der Kirche und des Klosters.

Ehelosigkeit

Auch dieser Ausdruck trifft nicht den ganzen Sachverhalt. Wir verzichten nicht nur auf die Ehe, sondern nach dem Beispiel Jesu auf jede sexuelle Erfüllung. Als Jugendseelsorger habe ich gerne ein Gleichnis gebraucht, um diesen Sachverhalt anschaulich zu machen: den Wildbach. Schön ist er, wenn er von den Bergen herunterschäumt, Wasserfälle bildet, Mühlen treibt, dann in einen Fluss mündet, Schiffe trägt und schließlich sich ins Meer ergießt. Man kann mit dem Wildwasser aber noch etwas anderes machen. Mittels einer Talsperre kann das Wasser in Turbinen gelenkt und elektrischer Strom erzeugt werden, der ein ganzes Land mit Licht und Kraft versorgt. – Der Wildbach ist ein Gleichnis für die Sexualität, eine menschliche Kraft, die große Aufgaben zu erfüllen hat. Der normale Weg führt in die Ehe, die bekanntlich nach katholischem Verständnis ein Sakrament ist und viel mit Gott zu tun hat. Es geht beim Zölibat nicht um eine Abwertung der Ehe. Aber es gibt eben auch den anderen Weg: Talsperre: Das bedeutet nicht Verdrängung der Sexualität – ein Fall für den Therapeuten – sondern Verwandlung. Deshalb sprechen wir nicht gerne von „Sublimierung", um nicht den Anschein zu erwecken, als handle es sich um einen psychologischen Trick. Eine Verwandlung können wir nämlich nicht mit eigener Anstrengung erreichen. Sie kann uns jedoch in der Lebensgemeinschaft mit IHM geschenkt werden, mit dem wir uns in der täglichen Eucharistie verbinden. Die Ehelosigkeit Jesu, an der wir teilhaben wollen hat übrigens nichts mit Sexualfeindlichkeit zu tun, wie uns gelegentlich vorgeworfen wird. Jesu wirkte sein erstes „Zeichen auf einer Hochzeit, bei der er den Leuten ein generöses Geschenk machte: 600 Liter Spitzenwein: Damit hat er doch sein Ja gesprochen zur Ehe und zur Sexualität. Wenn er selbst unverheiratet bleibt, so hat das mehr mit Heilung und Heiligung der sexuellen Sphäre zu tun. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass Katholiken statistisch mehr Kinder haben, obwohl ihre Priester und Ordensleute alle unverheiratet sind. Auch der entschiedene Kampf gegen die Abtreibung kann hier genannt werden. Vermutlich sind auch Ehescheidungen seltener.

Führt der Zölibat aber nicht zur Heuchelei und zu sexuellen Abartigkeiten? Es sei nicht geleugnet, dass es hier zu Verfehlungen kommt. Doch aufs Ganze gesehen wird der Zölibat gehalten.

Für mich ist der Verzicht auf Frau und Kinder einschneidender als der Verzicht auf persönlichen Besitz und macht immer wieder einmal zu schaffen. Aber er ist kein „Dauerbrenner". Er schenkt eine intimere Beziehung zu unserem HERRN: Er macht frei für Gott und die Menschen – ja, auch für die Menschen.

Der Zölibat weist über unser irdisches Leben hinaus. Bei unseren Seminaren für Geschiedene oder Alleinerziehende habe ich gesagt: Die Ehe zwischen Mann und Frau ist noch nicht das letzte und eigentliche Glück und Ziel des menschlichen Lebens, sondern eine Vorstufe, eine Vorübung und ein Vorbild für eine andere Partnerschaft, auf die wir Zölibatäre gesetzt haben. Sie sollen das Scheitern ihrer Ehe einmal als Einladung verstehen, die Beziehung zum eigentlichen „Lebensgefährten" zu vertiefen. Ich war immer wieder überrascht, dass ein solcher Hinweis nicht als frommes Mönchsgeschwätz abgetan, sondern mit Verständnis aufgenommen wurde.

Gehorsam

Als schwersten der drei evangelischen Räte empfinde ich den Gehorsam. Die Freiheit ist doch – etwa im Vergleich zum Tier – etwas spezifisch menschliches, das, was die Würde des Menschen ausmacht und Faszination bis heute besitzt. Gerade der moderne Mensch und Christ legt Wert auf seine Mündigkeit. Gehorsam hat dagegen keine Faszination. Er scheint der Würde des Menschen zu widersprechen. Die Brüder von Taizé haben dies offenbar auch empfunden und sprechen hier von „Anerkennung einer Autorität". Benedikt sagt dagegen gleich am Anfang seiner Regel: „Lasst uns in der Mühsal des Gehorsams heimkehren zu dem, den wir in der Trägheit des Ungehorsams verlassen haben." Damit spielt er auf die Ursünde an, die eine Sünde des Ungehorsams war. Auch hier zunächst ein Gleichnis: Das Pendel. Wenn ich es loslasse, „freigebe", liegt es unbeweglich auf dem Boden. Wenn ich es anbinde, wird es lebendig. Je fester ich es binde, desto größer kann die Belastung sein. Je höher ich den Haltepunkt wähle, desto größer wird der Spielraum seiner Bewegung. So ist es mit der menschlichen Freiheit. Der Mensch hat keine absolute Freiheit wie Gott, sondern eine relative, eine „abhängige" Freiheit. Je fester die Bindung nach „oben" ist, desto größer kann die Belastung sein. Und je höher ich den Haltepunkt wähle, desto größer wird der Freiheitsraum.

Benedikt sagt: „Necessitas parit coronam." In „necessitas" steckt das Verb cedere. Daher kann necessitas mit Standfestigkeit übersetzt werden. Ich gebe diese Maxime gerne wieder mit den Worten „Durch Bindung zur Freiheit". Fr. W. Weber sagt es in seinem Buch „Dreizehnlinden" im Blick auf die Mönche so: „Freiheit ist der Zweck des Zwanges, wie man eine Rebe bindet, dass sie – statt im Staub zu kriechen – frei sich in die Lüfte windet."
In der „Regel des geistlichen Lebens" der Evangelischen Michalesbruderschaft (Ausgabe 1946) steht: „Auf diese Weise wollen sie aus einem unverbindlichen und daher kraftlosen Christentum heraus, suchen Halt durch das Hineinwachsen in eine tragende Gemeinschaft. Durch die äußere Ordnung soll die innere Ordnung ihres geistlichen Lebens gefördert werden. In der allgemeinen Zerfahrenheit (...) wollen sie durch Bindung in einen höheren Raum der Ordnung vorstoßen."
Wie wirkt sich nun das Gelübde des Gehorsams im Alltag aus? Zunächst dadurch, dass der ganze Tagesablauf geregelt ist. Vor allem

verlangen die fünf täglichen Gebetszeiten Präsenz und Disziplin. Aber auch zu den Mahlzeiten und den anderen gemeinsamen Terminen ist Pünktlichkeit erwünscht. Sie ist die „Höflichkeit der Könige" und das ABC des Gemeinschaftslebens. Dann aber wird der Gehorsam bei auswärtigen Terminen akut. Sie müssen mit dem Abt abgesprochen werden und werden längst nicht immer genehmigt. Am einschneidensten wirkt sich der Gehorsam aus bei der Entscheidung über die Arbeitsgebiete der Einzelnen. Dabei muss der Abt die Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Gemeinschaft voranstellen. Aber er wird natürlich auch die Begabungen und Fähigkeiten seiner Mönche berücksichtigen. Erstaunlicherweise erfahren wir gerade hier das Geheimnis der Freiheit. Vermutlich werden sich in kaum einem anderen Lebensstand die verschiedenen Begabungen und Neigungen der Einzelnen so frei entfalten können wie im Kloster. Das ist schon dadurch möglich, dass in einer solchen Gemeinschaft die verschiedensten Aufgaben zu erfüllen sind. Da braucht man Handwerker und Wissenschaftler, Künstler und Gärtner, Buchhalter und Bibliothekar, einen Chronisten und einen Verwaltungsfachmann, einen Organisten und einen Bäcker, einen Kantor und einen Metzger, Prediger und Tagungsleiter, Landwirte und Autoschlosser und viele andere Berufe. Praktisch spielt es sich so ein, dass die meisten auf Grund ihrer Gaben und Interessen ihre Aufgabe selbst entdecken und der Abt nur eine ordnende Verantwortung hat und seinen Segen dazu gibt.

Bei mir ging das so: Als ich mit dem Studium fertig war, wurde in der Buchhaltung jemand gebraucht. Mein Abt dachte, „ der Beda kommt aus einer Kaufmannsfamilie, den stecke ich in die Verwaltung." Aber dann stellte er schon bald fest, dass ich alle Flügel hängen ließ und für diesen Posten nicht geeignet war. Es ergab sich, dass ich einen Mitbruder bei einer Jugendveranstaltung vertreten musste. Das macht mir Freude, der Abt erkannte, dass ich bei der Jugend gut ankam und ließ mich in der Jugendarbeit – zwanzig Jahre lang. Nach dem Konzil kam der Abt vom Äbtekongress in Rom zurück und erklärte mir, der Papst hätte den Äbten das ökumenische Anliegen anvertraut. Ich hätte inoffiziell schon damit begonnen – den Impuls hatte ich während des Krieges bekommen durch Bibellektüre mit einem evangelischen Kameraden – jetzt gäbe er mir den Auftrag, die ökumenische Arbeit offiziell in die Hand zu nehmen und als Zweig unseres Neresheimer Programms aufzubauen.
Aus den ökumenischen Veranstaltungen wurden wir dann zu Meditationskursen geführt.
Die Teilnehmer erklärten nämlich, wenn sie für ein Wochenende oder eine ganze Woche in ein Kloster kämen, wollten sie nicht nur Vorträge hören und diskutieren, sie suchten auch Anleitung zum Gebet, Vertiefung ihres geistlichen Lebens, Hilfen zum Glauben, ja, Erfahrungen mit Gott.
Durch die Meditation wurden „Besinnungstage für Politiker," Seelsorge in Ehekrisen und an konfessionsverschiedenen Familien angeregt, wurde ich zum Engagement in der Lebensrechtsbewegung geführt. Wie sich zeigt, können sich in einem Mönchsleben die Tätigkeiten verändern, den Bedürfnissen der Menschen und dem fortschreitenden Alter entsprechend.

Der Leser mag einwenden, dass Gehorsam ja auch in der „Welt", in Beruf und Familie zu leisten sei. Dennoch ist der Gehorsam im Kloster anders motiviert und nicht im gleichen Maß „Sachzwängen" unterworfen. Benedikt schreibt in seiner Regel „vom Weg des Heiles, der am Anfang nicht anders als eng sein kann. Schreitet man aber im klösterlichen Wandel und Glauben voran, so weitet sich das Herz, und man läuft den Weg der Gebote Gottes in unaussprechlicher Liebe". (Prolog). Der Abt, dem wir Gehorsam versprechen, ist kein Ersatz für das Gewissen. Er ist meines Erachtens eine Art „Trainer", der uns einübt,

damit wir Gott nicht davonlaufen, wenn er einmal Schweres verlangen sollte. Der Mönch behält seine Gottesunmittelbarkeit, ja, er lernt, aufmerksamer auf Gott zu horchen und ihm bereitwilliger zu gehorchen.

Der Mönch ist arm – aber nicht mittellos,
er ist ehelos – aber nicht beziehungslos,
gehorsam – aber nicht gewissenlos.

Wenn wir jetzt auf das eingangs erwähnte „Zweiklassensystem" zurückkommen – hier Weltchristen, dort Ordenschristen, so spiegelt sich in diesen beiden Ständen auch die Situation des Christen in der jetzigen Welt: er ist in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt, sondern unterwegs zur himmlischen Heimat.

Franz-Josef Hungs, Ottobrunn

Die „Problemgruppe" sind die anderen!

Selbstkritische Erwägungen aus der pastoralen Arbeit mit geistlichen Schwestern

Ein Beispiel

Ein Provinzkapitel mit dem inhaltlichen Schwerpunkt „Unsere älteren und alten Schwestern". Der Autor, selbst Diözesanaltenseelsorger, wird eingeladen und um Anregungen zur praktischen Arbeit gebeten. Nach dem einführenden Impuls mit einem informativen Erfahrungsaustausch schliesst sich Gruppenarbeit an. Vier Gruppen werden gebildet: „Praktische Methoden der Altenarbeit" – „Pastorale Schwerpunkte im Umgang mit älteren Mitschwestern, vor allem im Pflegebereich" – „Sakramentenpastoral" – „Verantwortung älterer Schwestern für die Gemeinschaft". Die Entscheidung für die einzelnen Gruppen macht es offenkundig: Die drei ersten Gruppen werden von den Teilnehmerinnen hinreichend angenommen – die 4. Gruppe ist übervoll, das Gespräch in ihr ist rege bis heftig. Dadurch verschiebt sich der ursprünglich thematisch geplante Schwerpunkt des Kapitels. Es ist nur zu verständlich, dass die Begegnung einen anderen Verlauf nimmt. Und der Autor als Gast und „Referent"?

Wie fühlt er sich?

Nicht gut, denn er erlebt, dass er, ohne recht zu wollen, eine Bewegung in Gang gebracht hat, die ja eigentlich gar nicht zur „Einladung" und zu seinem „Auftrag" gehörte.

Ob er noch einmal eingeladen wird?

So gerät man „in die Krise"!

Andererseits gehört der Autor altersmässig selbst zu den Mitschwestern, die sich in der 4. Gruppe gefunden haben....

Diese nicht gestellte Situation bildet den Beweggrund zu den folgenden Erwägungen.

Ein allgemein übliches Sprachspiel

Einmal so sensibilisiert[1] ergeben sich vielfältige situative Einsichten, wie sich leicht am üblichen Sprachspiel in den geistlichen Gemeinschaften und auch unter Priestern bzw. Seelsorgern erkennen lässt.

– „Die Jungen fehlen uns!" oder : „Wir beten zu wenig!" Sicherlich kommt in diesen Worten die redliche Sorge vieler zum Ausdruck. Es schmerzt zu sehen, wie die eigene Gemeinschaft, für die man/frau sich vor vielen Jahren, ja Jahrzehnten entschieden hat, nun immer geringere Zukunftsperspektiven erkennen lässt. Es geht ja dabei auch um das eigene Selbst. Gleichzeitig haben die meisten mit einer solchen Entwicklung nicht rechnen können, nicht zu rechnen brauchen. Darum: Was tun, wenn „die anderen nicht mehr ´nachkommen`?" „Darauf hat man uns damals nicht vorbereitet!" So kann es leicht geschehen, dass von diesen „anderen", von den „Jüngeren", etwas erwartet wird, worauf die übrigen Generationen in der Gemeinschaft auch keine Antwort wissen.

–„Die wenigen, die kommen, sind nicht belastbar! Im übrigen lässt man ihnen viel zu viel ´durchgehen`! Zu unserer Zeit.....!" Auch hier hat ein Tadel keinen Platz; denn es ist tatsächlich so, dass es „früher" nicht nur anders war, sondern dass man auch anders miteinander (?) umgegangen ist. Es ist und tut nicht gut, sich gegen ein solches Sprachspiel tadelnd auszusprechen. Denn was in solchen Äusserungen zu Wort kommt, ist ja die Realität. Aber es bleibt auch die Einsicht: Emotional werden andere bedrängt, eingeschätzt, weil die persönliche Geschichte (Versetzungen u.ä.) tatsächlich oft genug schmerzhaft, wenn nicht verletzend war.

– „Uns fehlen die ´Mittleren`, uns fehlt der Mittelbau!" Gemeint ist die Tatsache, dass es in den meisten Gemeinschaften an einer Generationenkontinuität mangelt. Angesichts der nachkonziliaren Entwicklung gab es in vielen Gemeinschaften eine personelle Entwicklung, die sich heute als verhängnisvoll herausstellt. Denn eine geistliche Gemeinschaft, der es an spiritueller und diakonischer Kontinuität mangelt, ist aufs äusserste in ihrem Bestand, in ihrer Zukunft gefährdet, sie ist an ihrer Wurzel verletzt[2]. Die Folge dieses „Vakuums" führt zu einer Überlastung der „Älteren" und zur Überforderung der „Jüngeren".

– „Die Alten sind uns zwar lieb und teuer, aber.....! Andererseits sehen sie natürlich auch....!" An der Redlichkeit solcher Erwägungen ist nicht zu zweifeln. Andererseits bilden die Älteren und Alten in zahlreichen Gemeinschaften nicht nur durch ihre große Zahl, sondern auch angesichts ihres Bildes von der Gemeinschaft eine „Macht"; sie schaffen so eine noch zusätzliche „Bedrängnis"[3]. Nicht zuletzt aus einem solchen Grund ist auch eine Einladung wie die oben beispielhaft berichtet zu verstehen. Denn die Situation ist angespannt: Einerseits gibt es eine Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber den älteren, alten Mitschwestern – andererseits bilden sie immer noch eine lebendige Kraft, die nicht dadurch integriert werden kann, dass „die Älteren unter uns ja immer noch für die Zukunft der Gemeinschaft beten können"[4].

Persönliches „Bekenntnis"

Solche Aspekte und auch sprachliche Äusserungen können verletzen. Doch das ist wirklich nicht der Sinn dieser Erwägungen. Einmal steht der Autor selbst angesichts seines Alters in ähnlichen Anfechtungen; andererseits weiss er sich aus der eigenen Lebens- und Berufsgeschichte geistlichen Schwestern in eigentümlicher Weise denkbar verbunden[5]. Insofern geht es hier nicht nur um „andere", sondern auch um das eigene Selbst.

These

Angesichts aller dieser Erfahrungen und Einsichten scheint es so zu sein, dass die „Problemgruppe" – falls es überhaupt eine solche geben kann oder darf![6] – gerade nicht von den Älteren oder Alten in der Gemeinschaft gebildet wird, sondern von den Mitschwestern, die im Alter zwischen 60/65 bis 70/75 sind und für die Gemeinschaft unersetzbar,

unverzichtbar die Verantwortung übernehmen. Das mag für manche Aufgabe ein „gutes" Alter sein, vermag aber angesichts der Altspyramide der eigenen Gemeinschaft nicht ohne weiteres zu ermutigen.

Diese Einsicht wurde für den Autor zwar nicht erst durch die Umstände des o.g. Provinzkapitels massgebend, aber doch wohl von da an unumgänglich – nicht zuletzt auch im Blick auf die Einschätzung der persönlichen Lebenswelt.

Einsichten und Emotionen

Auch hier mögen wiederum unmittelbare Äusserungen von Mitschwestern den Anstoss zu weiteren Nachdenklichkeiten geben.
– „Wir stehen zwischen den Generationen!" Da sind einmal die Alten, die – oft unbewusst – von anderen erwarten, dass der eigenen Gemeinschaft die Treue gehalten wird und dass „nicht alles einfach aufgegeben wird" – sowohl an diakonischem Einsatz, an spiritueller Identität und auch an Eigentum der Gemeinschaft[7]. Emotional ist die Gruppe der hier in der These angesprochenen Schwestern aus ihren ersten Jahren in der Gemeinschaft den alten Mitschwestern sehr verbunden – ein Umstand, der die heute anstehende Verantwortung für die Gemeinschaft nicht erleichtert. Auf der anderen Seite erwarten die „Jüngeren", dass der Situation der Gemeinschaft, „der Realität" endlich entsprochen wird. Diese Erwartung hat – auch das ist nicht zu übersehen! – bisweilen Bedingungscharakter für den Eintritt in die Gemeinschaft bzw. wird zum Anlass, nach dem Noviziat der Gemeinschaft doch nicht beizutreten oder sie im Juniorat zu verlassen[8]. Daraus erwächst für die angesprochenen Mitschwestern eine große Last: einmal die Verantwortung für die Gemeinschaft, dann die unterschiedlichen Erwartungen der anderen Generationen, das Defizit an unmittelbar nachrückenden Mitschwestern und – angesichts dieser Umstände – auch noch die eigenen drängenden emotionalen und spirituellen Bedürfnisse. Insofern ist die Situation dieser Mitschwestern tatsächlich „problematisch".
–„Ohne uns geht es nicht – wir sind nicht zu ersetzen!" Diese Einsicht der angesprochenen Gruppe stimmt in vieler Hinsicht, aber – sie macht nicht glücklich. Sie mag zwar so manchem persönlichem Bedürfnis entgegenkommen, ab sie steht in Widerstreit zu der Entscheidung, einer geistlichen Gemeinschaft beizutreten. War diese Entscheidung „damals" erst und ist sie in den Jahren mitgewachsen, dann muss es zu einer spirituellen und aszetischen Spannung kommen[9]. Nur zu häufig heisst es: „Dazu bin ich nicht der Gemeinschaft beigetreten!" Darin mag sich vielleicht gelegentlich Missmut Luft verschaffen, aber oft genug drücken solche Worte eine innerseelische Irritation aus, der der/die einzelne alleine nicht mehr gewachsen ist. Nicht alle Widerstände oder Verweigerungen brauchen sich insofern gegen den „Gehorsam" zu richten, sie können ebenso gut mit Ausdruck einer innerseelischen Bedrängnis sein[10]. Hinzu kommt bei fortschreitendem Alter die Einschätzung, nicht nur „langsam" mehr Zeit für sich haben zu wollen, sondern auch zu brauchen. Gewiss wird sich die einzelne Mitschwester immer wieder in den Dienst, „in die Pflicht", nehmen lassen, doch wer ist schon ein guter Ratgeber in eigener Sache? Sicherlich gibt es auch in dieser Hinsicht eine Sorgepflicht der Gemeinschaft für die einzelne Mitschwester.
–„Wir waren dabei, aber mitentschieden haben wir damals nicht!" Gemeint ist damit ein Tatbestand, der oft genug in Vergessenheit gerät: Eigentlich alle geistlichen Gemeinschaften haben in Zusammenhang oder in Folge des Konzils spirituell und strukturell einen Wandel vollzogen. Ohne diesen Schritt hätten wahrscheinlich viele der hier angesprochenen „Generation" den Weg in die Gemeinschaft gar nicht gefunden. Doch „Mütter" oder „Väter" dieses Prozesses waren und sind sie nicht; diese sind entweder bereits ge-

storben oder begegnen in der Gruppe der nun alten Mitschwestern. Das Zitat ist darum auch kein Vorwurf angesichts „aufgebürdeter Lasten" durch andere, sondern vielmehr eine „Klage": „Uns fehlt heute das Erlebnis, das Ihr damals hattet!" Ein solches Erlebnis wäre in der Tat eine Stütze, die Entscheidungen, die heute für zahlreiche Gemeinschaften anstehen und von den Töchtern" und „Söhnen" verantwortet werden müssen, zuversichtlich und mutig anzugehen[11]. Letztlich bräuchte die angesprochene Generation, zu der sich ja auch der Autor selbst zählt, immer noch diese „Mütter" und „Väter"[12].

–„Wir tragen eine Last! Oft genug ist sie zu schwer für uns und sie wird auch immer schwerer!" Die im innergemeinschaftlichen Gespräch gelegentlich zu hörenden Worte vom „Dienst" oder gar vom „Opfer" geraten zum Gerede, wenn nicht zugestanden wird, dass die Verantwortung (und Leitung) einer geistlichen Gemeinschaft heute zu einer bisher so nicht gekannten Last werden kann. Gedacht ist hier nicht nur an die Vielfalt betriebswirtschaftlicher Neuorientierungen, sondern auch und vor allem an die dabei anstehenden zwischenmenschlichen und spirituellen Entscheidungen; Ist es tatsächlich so, dass Aufgabenstellungen aus der Gründerzeit der Gemeinschaft nun von anderen, von sozialen Einrichtungen der Gesellschaft übernommen werden?[13]. Sicherlich müssen angesichts der personellen Situation viele Aktivitäten aufgegeben werden, aber führt ein solcher Verzicht oder Rückzug für die Gemeinschaft tatsächlich zu einem „Gesundschrumpfungsprozess"? Inwieweit lassen sich Marketing-Erwägungen und Einsichten des Social Management mit der Gründerintention vereinbaren? Gibt es nicht zunehmend Gemeinschaften, die sich unter Schmerzen und unter manchen Spannungen in der Gruppe selbst von vielem „gelöst" haben, aber nun vor der noch viel schwereren Frage stehen, ob und inwieweit sich die bisher vertraute und erprobte Erfahrungsgeschichte aufgrund gewandelter Umstände „einfach so" „transferieren" lässt? Schliesslich: Was bleibt denn dann noch von der unverwechselbaren Eigenart der Gemeinschaft?

Gewiss können und müssen solche Fragen nicht von einem/r einzelnen beantwortet werden, aber die Entscheidung bleibt bei den wenigen (im Kapitel), von denen hier die Rede ist.

–„Wir sorgen uns, was wird mit uns sein, wenn wir einmal soweit sind!" Solche Überlegungen kommen „von selbst" und sind nur zu menschlich. Sie haben neben der Sorge um die Gemeinschaft und bei aller Fürsorge für die anderen nicht nur ihr volles Recht, sondern zeugen von – Realitätssinn: „Denn wie schnell kann das einem auch selbst ´passieren`! Wir sind ja auch nicht mehr ´die Jüngsten`!"

Endlich auch einige gegenteilige Äusserungen, die ebensogut bestehen können: „Sind diese Einsichten nicht für alle Verantwortlichen längst ´das tägliche Brot`?" Ja, doch inwieweit sind sie letztlich doch nur im Bewusstsein von einigen, wenigen Einzelkämpfern? „Wo bleibt denn da noch der Glaube an die Vorsehung Gottes?" Er bleibt, aber doch nicht auf den Appell hin, sondern weil auch das Zeugnis gilt: „Wissen Sie, ohne tiefes Gottvertrauen ist das alles nicht zu schaffen! Doch ich bräuchte dazu gelegentlich auch die eine oder andere Hilfe!"

Suche nach Wegen

Dieses Vertrauens willen und dieser Hilfe wegen werden hier Wege gesucht, die bewusst von den persönlichen Bedürfnissen und Wünschen, Erfahrungen und Einsichten nicht absehen; denn „zwei sind besser dran als nur einer" (Koh 4,9).

Begleitung

Die Vielfalt der Aufgaben und die Verantwortung der Entscheidungen machen eine

Begleitung der Leitenden dringend notwendig. Diese „Dringlichkeit" hat weniger etwas mit dem Alter der hier angesprochenen Mitschwestern zu tun, sondern ist gleichsam ein „Rechtsanspruch": Es kann nicht angehen, anderen Verantwortung zu übertragen, ohne ihnen dabei gleichzeitig auch Möglichkeiten der Handlungsreflexion und der persönlichen Selbstvergewisserung anzubieten, ja anzuempfehlen[14]. Dass dieser „Anspruch" heute durch die anstehenden Fragen und durch die Lebensumstände mancher geistlicher Gemeinschaft noch zusätzlich „hoch" ist, versteht sich eigentlich von selbst[15].
Allerdings machen die persönlichen und beruflichen Erfahrungen an dieser Stelle eine Klarstellung notwendig: Der Autor denkt hier nicht an „Supervision", sondern an eine sog. „kollegiale Begleitung", deren Basis, Inhalt und Ziel das konkret zu verantwortende Tun ist. Gleichzeitig geht es bei dieser Weise der Begleitung nicht darum, Ratschläge zu geben, sondern andere, weitere, ja neue Aspekte des Urteilens und des Handeln selbsttätig erkennen zu lassen. Denn Verantwortlichkeit lässt sich nur in wenigen Fällen „abnehmen", „abgeben"[16], sie lässt sich aber wohl festigen und stützen. Als Beispiel sei an Lebensfragen einzelner Mitschwestern und an betriebswirtschaftliche Entscheidungen erinnert, bei denen es um „die Substanz" oder um die „Eigenart" der Gemeinschaft geht. Sicherlich ist eine solche kollegiale Beratung kein „Allheilmittel", vor allem will sie erst einmal gelernt und akzeptiert sein, sie kann auch die Verantwortlichkeit des/der einzelnen nicht ersetzen, aber doch die Einsamkeit mancher Mitschwester in leitender Verantwortung aufhellen.

Weiterbildung

Die Aus- und Fortbildung von Mitschwestern im betriebswirtschaftlichen und –organisatorischen Bereich ist für viele Gemeinschaften eine Selbstverständlichkeit. Fast ebenso selbstverständlich ist die Annahme von Angeboten, die spirituelle Wege weisen. Doch die Beobachtung zeigt: Gerade im Blick auf sozial-caritative Dienste wissen beide Anregungen selten voneinander. Bei dem einen Kursangebot scheint es „nur", pragmatisch, um praktische Techniken zu gehen – bei dem anderen dementsprechend um spirituelle Einsichten und Übungen. Doch handelt es sich bei dieser Disparatheit von „Lernzielen" oft genug nicht um bedauernswerte planerische Mängel, sondern um eine Distanziertheit der „Lerninhalte", die von den Beteiligten gewünscht wird: Das eine ist eben der „tägliche Andrang" – das andere dient dem „Auftanken"
Das mag so – auch das lehrt die persönliche Erfahrung – eine Weile gut gehen, aber letztlich bedarf es doch einer Korrelation von „Management" und betriebswirtschaftlich verstandener „corporate identitiy" einerseits und spiritueller Besinnung auf die Quellen der jeweiligen Gemeinschaft andererseits. Es geht ja nicht nur um die Übernahme neuer Tätigkeitsfelder durch die Gemeinschaft[17], sondern darum, gewandelte Aufgaben und Funktionen zu erkennen, in der eigenen Gruppe zu bedenken und dann ggf. zu übernehmen. Die Fragen, die sich daraus für die hier angesprochene Altersgruppe[18] ergeben, reichen bis in die „Stille Zeit" und in die „Exerzitien" hinein. Es wäre jedoch ein Missverständnis, wenn angenommen würde, dass so „auch noch diese Zeit, die uns bisher geblieben ist, genommen, verzweckt werden soll!" Nein, im Gegenteil: Das Grundanliegen ist vielmehr, dass spirituelle Räume nicht zu „Inseln" werden, sondern ganz im ignatianischen Sinne der „Anwendung der fünf Sinne" und der „Kenntnisnahme, worüber die Erwählung zu geschehen hat" und geschieht, erkannt werden.

Damit ist ein Aspekt von „Weiterbildung" angesprochen, der aus der Sicht des Autors, aus seiner Selbsteinschätzung und nicht ohne persönlichen „Leidensdruck" der Zielpunkt der ganzen Erwägungen bisher ist.

Spiritueller Wandel

Aufgrund langjähriger pastoraler Erfahrung mit anderen und aus eigener Einsicht glaubt der Autor folgende Einschätzung wagen zu dürfen:

1) Es geht schon seit längerer Zeit nicht mehr alleine – in Weiterführung des bereits Gesagten – darum, eine Korrelation zwischen heutigen betriebswirtschaftlichen Erfordernissen und spirituellen Wegen zu ermöglichen und zu sichern.
2) Notwendig ist auch nicht nur eine spirituelle „Erneuerung", sondern ein spiritueller Wandel im Blick auf die eigenen Quellen der geistlichen Gemeinschaft und auf die Lebens- und Glaubensgeschichte des/der einzelnen in der Gruppe.
3) Eine solche Neuorientierung bedarf sicherlich einer gewandelten Lebensordnung, ja sogar gewandelter „Strukturen". Doch wenigstens gleichzeitig ist eine Besinnung auf das biblische Zeugnis, auf die Gründerintentionen und auf die Grund-„urkunde" der Gemeinschaft gefragt.
4) Die Dringlichkeit eines solchen spirituellen Wandelns wird besonders an der hier angesprochenen Altersgruppe erkennbar. Die Gründe dafür sind einmal in der Stellung zu sehen, die diese Gruppe in der Alterspyramide ihrer Gemeinschaft einnimmt, dann in den Erwartungen, die an sie – besonders durch die alten Mitschwestern (?) – herangetragen werden, und in der Verantwortung, die sie für die ideelle und materielle Zukunft der gesamten Gemeinschaft übernehmen.

Dies alles festzustellen, festzuschreiben, ist das eine! Woher aber Hilfe nehmen, wie „Abhilfe" finden? Die Kraft dazu kann nur aus der Gemeinschaft selber kommen. Hierbei zu „delegieren" scheint wenig angebracht[19]. Anders ist es, wenn den Verantwortlichen und Leitenden tatsächlich die Möglichkeit gegeben wird, in Offenheit auch die spirituellen Aspekte der Entwicklung, die die Gemeinschaft nimmt, anzusprechen – eben sich „über die Gedanken, die ´einem` doch immer wieder bei alledem kommen!", austauschen zu können[20]. Es ist nämlich für den „Aussenstehenden", zumal wenn er einer Gemeinschaft nahe steht, die große „Versuchung" helfen zu wollen, helfen zu können. Die Gemeinschaft muss selbst Klarheit darüber gewinnen, wen sie zur Mithilfe anspricht und wozu, ja warum sie sich stützende Begleitung wünscht. Der Autor sieht in einer solchen Klärung mit einen Grundzug heutiger, gewandelter Askese[21].

Statt eines „Schlusswortes"

Für den Autor sind solche pastoralen Erwägungen über eine „Problemgruppe" nur dann angebracht und gerechtfertigt, wenn er sich selbst dazuzählt und nicht belehren will. Denn tatsächlich weiten die Wünsche und Hoffnungen des einen oft genug anderen den Blick für das gemeinsam Gesuchte und Erstrebte. Wirklich Sorgen machen allerdings Äusserungen, die gerade im Bereich sozialcaritativer Arbeit und damit auch im Blick auf das Apostolat zunehmend zu hören sind: „Vor lauter ökonomischem und betriebswirtschaftlichem Engagemend gerät ´der Mensch` immer mehr aus dem Blickfeld! Wir müssen uns wieder mehr auf ´den Menschen` besinnen, das ist doch unsere Aufgabe! Geben wir doch dem lieben Gott auch eine Chance und seien wir nicht so kleingläubig!" Mit solchen Appellen hat der Autor seine „Probleme". Denn einmal geht es bei all den Lasten, von denen hier die Rede war, genau um diese Menschlichkeit und um dieses Zeugnis, aber doch im Blick auf die Realität geistlicher Gemeinschaften und in Solidarität zu denen, die sie gegenwärtig leiten, mitverantworten und auch tragen – eben in Redlichkeit gegenüber ihrer persönlichen Lebensgeschichte in und mit der eigenen

geistlichen Gemeinschaft, für die sie sich einmal vor Jahrzehnten entschieden haben. Denn für die Heimat setzt sich jeder ein oder nicht?!

Anmerkungen:

[1] Die Offenheit für solche Erfahrungen war zwar persönlich schon da, aber sie lässt sich nun auch beruflich, pädagogisch und pastoral, nicht mehr übersehen.

[2] Immer wieder geschieht es, dass angesichts dieser Tatsache dem Konzil dafür „die Schuld" gegeben wird. Es geht hier nicht um das Konzil, sondern um die kritische Frage, wie ernst und liebevoll (?) zugleich solche Äusserungen über die lebensgeschichtlichen Entscheidungen anderer auf diese Weise auch über die eigene Entscheidung zu „bleiben" miturteilen!

[3] Viele sog. „Bemühungen um die älteren Mitschwestern" sind davon erkennbar mitgeprägt – so z.B. wenn es um Abstimmungsentscheidungen in einer Gemeinschaft geht.

[4] Immer wieder ist ein solcher „sinngebender" Ratschlag für das Alter zu hören. Wer wird schon etwas gegen das Gebet sagen (wollen), aber so lassen sich Sinnfragen älterer Mitschwestern weder „orten" noch beantworten. Solche Äusserungen kommen vielmehr – unbewusst? – durch dieses „immer noch" einer defizitären Einschätzung des Alter(n)s entgegen.

[5] So sind dem Autor immer wieder Schwestern begegnet – angefangen von der Schwester, die nach dem Krieg daheim um eine Hilfe für andere bat; dann Mitschwestern, die in den ersten Berufsjahren selbstverständlich die pastorale Verantwortung mit übernahmen, bis zu Gesprächen in der gemeinsamen Sorge um andere und in der Fürsorge umeinander.

[6] Diese Anfrage hat ihren eigenen Ernst und bedürfte wohl einer gesonderten Besinnung.

[7] Zumal das, was so als „Eigentum" einer Gemeinschaft bezeichnet wird, oft genug auch mit gewichtigen lebensgeschichtlichen Zügen der „Spender" verbunden ist bzw. war und so schwerlich, weniger aus juristischen als aus menschlichen Gründen einfach „veräussert" werden kann.

[8] Jeder Schritt in jeder Hinsicht bedarf hier des Respektes, auch wenn er schmerzt. Wer über Mitschwestern, die die Gemeinschaft verlassen, nicht gut, liebevoll und fair urteilt, trifft damit gleichzeitig auch ein Urteil über die, die „bleiben".

[9] Insofern lässt sich hier auch nur bedingt von einer „Krise" sprechen, eigentlich zeigt sich darin ein „Normalität".

[10] Gerade in der Einzelberatung zeigt sich, dass hierbei deshalb vereinfacht wird („Gehorsam"), weil auf komplexere persönliche Lebensfragen keine Antworten gewusst oder zugelassen werden.

[11] Aufgrund eigener Einsichten hält der Autor diesen Gesichtspunkt für besonders gewichtig.

[12] Auch die geistlichen Gemeinschaften kennen viele Wege in eine „vaterlose Gesellschaft" (A. Mitscherlich).

[13] Diese Argumentation ist immer häufiger zu hören. Die damit verbundene Einsicht ist dem Autor zu plausibel, als dass er sich mit ihr persönlich wie beruflich zufrieden geben könnte.

[14] Denn bisweilen zeigt der eine oder andere von uns eine „Verzicht"haltung, die niemandem dienlich ist.

[15] Eigentlich – so sollte man meinen! Aber dies versteht sich längst nicht von selbst. Das zeigt die pastorale Begleitung immer wieder.

[16] Eine solche Erwartung würde der Zielsetzung und den Leistungsmöglichkeiten der „kollegialen Beratung" nicht gerecht.

[17] Siehe dazu Fussnote 13.

[18] Diese Fragen betreffen letztlich, wenn auch in unterschiedlicher Weise, alle in der Gemeinschaft. Doch ist hier ja der Blick auf eine bestimmte Gruppe gerichtet.

[19] Der Autor weiss zu wenig über die Möglichkeiten des „Kapitels".

[20] Längst nicht besteht dazu die Möglichkeit in der Mehrzahl der Gemeinschaften, weil die jeweilige „Binnenkultur" dies nicht gewohnt ist oder nicht zulässt.

[21] Vgl. dazu den Beitrag des Autors in: Ordens-Korrespondenz 39.4 (1998), 445ff.

P. Beda Müller OSB

Die monastische Gemeinschaft von Bose

Wie kam es zur Gründung?

Sie ist bei uns kaum bekannt, die ökumenische monastische Gemeinschaft in Norditalien. Ihr Gründer ist Enzo Bianchi. Mit 8 Jahren starb seine Mutter. Zwei Frauen nahmen sich seiner an, die in einer Art von klösterlicher Gemeinschaft zusammenlebten. Hier wurden Enzo die ersten Impulse für einen monastischen Weg gegeben. Nach seinem Universitätsstudium zog er sich in ein verlassenes Bauernhaus in Bose zurück. Dort restaurierte er eine alte romanische Kirche zusammen mit Turiner Kommilitonen. Drei Jahre lebte er dann alleine in diesem Vorgelände der Alpen. Als erster schloss sich ihm ein protestantischer Theologe aus der Schweiz an. Ihm folgten die beiden Frauen, die in seiner Jugend für ihn gesorgt hatten. Auf diese Weise wurde die Richtung gewiesen, in der sich seine Gemeinschaft entwickeln sollte, nämlich ökumenisch und Männer und Frauen umfassend. Sein Ortsbischof reagierte verständnislos und verbot die Feier der Eucharistie. Dagegen unterstützte ihn der Kardinal von Turin Michele Peregrino. Es war die Zeit nach dem 2. Vaticanum mit ihrem ökumenischen Aufbruch. Enzio Bianchi sah sich um in anderen monastischen Gemeinschaften. Von den Benediktinern übernahm er das Ora et labora sowie das feierliche Gotteslob dreimal am Tage. Besonders hatte ihm das alte Mönchtum angetan und die Liturgie der Ostkirche. Zentrum seiner Spiritualität wurde die Heilige Schrift, mit der sich alle täglich eine Stunde befassten.

Heutiger Stand

Heute umfasst diese monastische Gemeinschaft 35 Brüder und 25 Schwestern und das Interesse an einem Beitritt ist groß. In den letzten Jahren ist die Kommunität auf die doppelte Anzahl gewachsen. Ihre Kirche – es

ist schon die zweite – mit einer großen Christusikone nach Art des Kruzifixus von St. Damiano geschmückt, ist schon wieder zu klein geworden, so dass sie z.Zt. daran gehen, eine neue größere zu bauen. Beim Gottesdienst tragen die Brüder und Schwestern ein weißes Gewand. Die Schwestern auf der rechten Seite haben mit den Kapuzen den Kopf bedeckt, die Brüder nicht. Die Gesänge, z.T. mehrstimmig, werden immer wieder im Wechsel zwischen Männern und Frauen vorgetragen. Die Psalmodie ist von französischen Benediktinerklöstern übernommen oder inspiriert (La Pierre-qui-Vire und En-Calcat). Auch der ostkirchliche Einfluss ist zu spüren. Die Liturgiesprache ist italienisch. Ein eigenes Stundenbuch wurde von der Kommunität erstellt.

Wovon leben sie?

Die Gemeinschaft lebt von ihrer eigenen Hände Arbeit. Eine große moderne Gärtnerei, ein Verlag mit eigener Buchproduktion, eine Ikonenwerkstadt, geleitet von einer Schwester, die auf Kreta ausgebildet wurde, ein Keramik-Atelier, eine Schreinerei, die alle Möbel selbst herstellt. In einer Buchhandlung werden u.a. die zahlreichen Veröffentlichungen des Gründers angeboten, dazu Kassetten, Kunstkarten, sowie Ikonen, Keramiken und Konfitüren aus den eigenen Werkstätten. Alles ist auf Selbstbedienung gestellt. Eine Aufsicht und eine Kassiererin gibt es nicht. Es wird gebeten, das Geld in den dafür bestimmten Kasten zu geben. So wird es auch mit der Bezahlung für den Gastaufenthalt gemacht. Ein Anschlag informiert über die Richtpreise. Daneben hängt der Kasten, in den jeder selbst den entsprechenden Betrag geben kann. Diese Beispiele des Umgehens mit dem Geld sind in unserer Zeit ein eindrucksvolles Zeugnis monastischen Lebens.

Einige der Brüder sind auswärts tätig, zwei Ärzte, ein Lehrer, eine Heilgymnastin, ein Angestellter bei der benachbarten Firma Oliveti. Ein umfangreicher Gästebetrieb beschäftigt eine ganze Reihe von Brüdern und Schwestern. Die Zimmer sind einfach aber stilvoll und der heutigen Zeit entsprechend eingerichtet. Ein neuer Gästebau mit 70 Betten ist in der Nähe. Die Mahlzeiten werden in eigenen Räumen mit etwa 12 Personen eingenommen. Dabei sind je zwei Brüder oder Schwestern der Kommunität, die den Vorsitz führen und die Bedienung übernehmen. Die Speisen sind einfach, aber schmackhaft.

Wie geht es weiter?

Wir erfahren, dass die Kommunität kleine Außenstellen in Jerusalem (3) und Bari (2) hat. Die kleine Niederlassung in Assisi musste wegen der durch das Erdbeben verursachten Schäden z.Zt. aufgegeben werden. Da die Zahl der in Bose lebenden Mitglieder nicht über 60 hinausgehen soll, ist an eine Vermehrung der Außenstellen gedacht. Auch sollen dort nur entweder Brüder oder Schwestern leben. In den Tagen unseres Aufenthaltes fuhren vier Brüder für einige Zeit auf den Athos. Dies geschah schon mehrmals, um die Verbindung zum orthodoxen Mönchtum lebendig zu halten. Einer der Brüder ist ausgebildet in der russischen, rumänischen und bulgarischen Sprache. Er wurde uns beigesellt zum Abschiedsmahl, zusammen mit der Luxemburgerin und dem einzigen Priester der Kommunität, der am Sonntag die Eucharistie mit der Kommunität feierte. Sr. Lucie, die deutsch spricht, kann für uns als Kontaktperson fungieren. Gastbruder ist Bruder Marco. Anschrift: Communita die Bose, I-13887 Magnano (B.I.).

Dr. Martin Günnewig, Köln

Neue Ideen zur Finanzierung katholischer Ordensschulen gesucht

Die innere Situation der von katholischen Ordensgemeinschaften getragenen Schulen in freier Trägerschaft ist in den neunziger Jahren maßgeblich geprägt durch zwei gegensätzliche Entwicklungstendenzen. Sie erfreuen sich einerseits einer ungebrochenen, vielfach sogar noch wachsenden Beliebtheit bei Eltern und Schülern, was sich in stabilen oder steigenden Schülerzahlen ausdrückt. Die Gründe dafür sind vielfältig und in erster Linie in der hervorragenden pädagogischen Arbeit der Schulen zu suchen. Doch dieser positiven Entwicklung entgegen steht eine sich gravierend verschlechternde finanzielle Lage vieler Ordensschulen. Diese prekäre Entwicklung resultiert vorwiegend aus der speziellen Konstellation der von Ordensgemeinschaften getragenen Schulen, die sich idealtypischerweise gegenüber katholischen Schulen in Trägerschaft der Bistümer dadurch auszeichnen, dass sie im ländlichen Raum gelegen sind, geprägt sind durch die Lehrtätigkeit von Ordensmitgliedern und u.a. dazu dienen, dass sich aus der Schülerschaft der Ordensnachwuchs requiriert. Zu den speziellen ordensschulbezogenen Ursachen treten weitere allgemeine Ursachen hinzu, die unmittelbar mit der aktuellen gesellschaftlichen Situation zusammenhängen.

Im weiteren erfolgt zunächst eine Bestandsaufnahme der finanziellen Situation von Ordensschulen, auf der aufbauend Überlegungen und Vorschläge über neue Wege der Finanzierung vorgestellt werden. Aufgrund der in den Bundesländern sehr unterschiedlich gestalteten Modelle zur finanziellen Förderung freier Schulen ist es zweckmäßig, die Untersuchung auf die besondere Situation in einem Bundesland abzustellen, was in diesem Fall Nordrhein-Westfalen sein soll. In Nordrhein-Westfalen gab es im Schuljahr 1997/98 insgesamt 43 Ordensschulen mit über 30.000 Schülern. Die überwiegende Zahl der Ordensschulen sind Gymnasien

(26), so dass damit ein Drittel der katholischen Gymnasien in freier Trägerschaft von Ordensgesellschaften getragen sind[1].

Aktuelle Finanzsituation von Ordensschulen und ihre Hintergründe

In der historischen Betrachtung lässt sich feststellen, dass ein wichtiger Grund für die Gründung und den Betrieb von Ordensschulen meistens die Heranbildung von Ordenskandidaten gewesen ist. Dies trifft insbesondere auf diejenigen Schulen zu, deren Ordensgemeinschaften nicht ihre primäre Aufgabe in der Volksbildung sehen. Wird die Motivation der Nachwuchsrekrutierung auf ihre monetären Konsequenzen hinterfragt, stellt sich der Betrieb einer Schule für die jeweilige Ordensgemeinschaft als eine Investition dar. Zweifellos stand die monetäre Betrachtung nie im Mittelpunkt der Entscheidung einer Ordensgesellschaft zur Gründung einer Schule und daher werden vermutlich auch im Vorfeld einer solchen Entscheidung keine Investitionsrechnungen erfolgt sein. Allerdings ist eine Anwendung von betriebswirtschaftlichen Methoden zur Investitionsrechnung auf die Problemstellung der Schulfinanzierung durchaus möglich und zweckmäßig, da eine Ordensgesellschaft nur über begrenzte Ressourcen verfügt und somit auch hier das ökonomische Prinzip gilt, wonach die gegebenen Mittel zur bestmöglichen Erreichung der (nichtmonetären) Ordensziele Verwendung finden sollen. Eine Überprüfung der diesbezüglichen Rentabilität einer Schule, also ihres Beitrags für die Ordensziele in Relation zu den dafür aufzuwendenden Kosten, ist insbesondere dann dringend geboten, wenn sich negative Entwicklungen abzeichnen. Die Methoden der Investitionsrechnung können dabei einen wichtigen Beitrag leisten.

In der Betriebswirtschaftslehre werden Investitionen definiert als Auszahlungen von Geld, die mit der Absicht getätigt werden, spätere Einzahlungen zu erzielen[2]. Übertragen auf eine Schule ist aus Sicht des Ordens mit der Unterrichtung eines Schülerjahrgangs eine typische Zahlungsreihe einer Investition verbunden. Denn den zur Unterrichtung notwendigen Auszahlungen über neun Jahre stehen die sich später aus der Arbeitskraft der neu gewonnen Ordenskandidaten ergebenden Einzahlungen oder andere Geldwerte Vorteile gegenüber. Die Höhe der Einzahlungen und damit der Erfolg der Investition hängt somit wesentlich davon ab, wie viele geeignete Ordenskandidaten aus einem Schülerjahrgang hervorgehen. Ab welcher Kandidatenzahl von einer erfolgreichen Investition gesprochen werden kann, ist vom angestrebten Ziel(-ausmaß) abhängig, doch in der Regel sollte der Wert der späteren Einzahlungen nicht unter dem Wert der Auszahlungen liegen, so dass die ökonomische Substanz des Ordens erhalten bleibt.

Um nun die weitergehende Frage zu beantworten, wieviel Ordenskandidaten je 100 Schüler gewonnen werden müssen, um die Investition „Schülerjahrgang" als erfolgreich zu bewerten, ist zunächst ein Blick auf die Finanzierung von Ersatzschulen in Nordrhein-Westfalen notwendig. Nach dem im Ersatzschulfinanzierungsgesetz (EFG) festgelegten Defizitdeckungsverfahren trägt der Staat 85 % der laufenden Kosten einer Ersatzschule (§ 6 Abs. 1 EFG)[3]. Zugleich ist in § 10 EFG festgeschrieben, dass ein als Lehrer an der Schule tätiges Ordensmitglied 70 % der Durchschnittsbezüge von Planstelleninhabern erhält, die nicht Ordensmitglieder sind. Die Bezüge stehen aber nicht dem Ordensmitglied persönlich, sondern dem Orden zu. Das Ordensmitglied erhält von seiner Gemeinschaft lediglich Sachbezüge, deren Wert deutlich geringer ist als die Summe der Geldbezüge, so dass sich aus der Lehrtätigkeit von Ordensmitgliedern Beiträge zur Finanzierung der Eigenleistung der Schule ergeben. Die Finanzierung einer Ordensschule lässt

sich nun in einem Modell abbilden, in dem zwar die komplexe Realität auf wesentliche Faktoren reduziert wird, das sich aber leicht auf die konkreten Gegebenheiten einer realen Schule anwenden lässt. Ausgehend von der Modellschule eines Gymnasiums mit 1000 Schülern errechnet sich ein Planstellenbedarf von 53 Lehrern. Jeder ordensfremde Lehrer erhält im Durchschnitt Jahresbezüge in Höhe von 100.000 DM. Für jedes als Lehrer tätige Ordensmitgliedes erhält der Orden 70.000 DM, wovon 20.000 DM für die Sachbezüge des Ordensmitgliedes benötigt werden[4] und die restlichen 50.000 DM für die Eigenleistungen des Schulträgers zur Verfügung stehen. Zusätzlich zu den Personalkosten der Lehrer ergeben sich jährliche Kosten in Höhe von 3.000.000 DM aus dem Betrieb der Schule.
Um nun zu bestimmen, wieviel Ordensmitglieder als Lehrer tätig werden müssen, um die Eigenleistung des Schulträgers zu finanzieren, bedarf es nur der Lösung nachfolgender simpler Gleichung:

$$[(53-x)\cdot 100.000 + 70.000*x+3.000.000]*0,15 - (70.000-20.000)*x=0$$

In diesem Beispiel ergibt sich, dass 22,85 Ordensmitglieder als Lehrer tätig sein müssen, um die Finanzierung der Eigenleistung zu erwirtschaften. Davon ausgehend lässt sich nun im Modell errechnen, wieviel Ordenskandidaten aus jedem Schuljahr hervorgehen müssen, um die Investition erfolgreich zu machen. Es werden die Annahmen getroffen, dass jeder Ordenskandidat im Alter von 19 Jahren zunächst eine 8-jährige Ausbildung absolviert bis er Ordensmitglied wird und die Tätigkeit eines Lehrers aufnimmt und dass er die anschließenden 8 Jahre arbeitet, um die Kosten der Ausbildungszeit zu erwirtschaften. Rechnerisch verbleiben 30 Schuljahre bis zur Pensionierung, in denen er für die Aufbringung der Eigenleistungen arbeiten kann. Folglich müssen von jedem Schülerjahrgang mindestens 0,76 Schüler die Ordenslaufbahn wählen, damit die ökonomische Substanz der Ordensgemeinschaft erhalten bleibt.

Die Rechnung ist zugegebenermaßen konstruiert und stark vereinfacht. Doch wichtig ist nicht so sehr, ob es zur Schulfinanzierung nun nur 0,5 oder 1,0 oder mehr Ordenskandidaten je Schülerjahrgang bedarf. Aber diese Rechnung macht deutlich, dass eine ganz erhebliche Anzahl an Ordenskandidaten aus der Schülerschaft gewonnen werden muss, um die ökonomische Zielsetzung zu erreichen. Tatsächlich ist die Situation vieler Ordensschulen aber mittlerweile so, dass weder in ausreichendem Maß Ordensmitglieder als Lehrer tätig sind, weil die personelle Situation der Orden dies nicht mehr zulässt, noch dass sich ausreichend Ordenskandidaten gewinnen lassen. Als Folge davon waren in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zunehmend mehr Ordensgesellschaften nicht mehr in der Lage ihre Schulen zu finanzieren, so dass viele Ordensschulen von Bistümern übernommen wurden. Den verbliebenen 43 Ordensschulen in Nordrhein-Westfalen steht dieser Weg aber nicht mehr offen, da die Bistümer erklärt haben, keine weiteren Schulen mehr in ihre Trägerschaft zu übernehmen. Es stellt sich also die dringende Frage, woher neue Finanzmittel kommen können, um den Erhalt etablierter Schulen zu ermöglichen. Welche Personen, Institutionen oder Organisationen haben ein so starkes Interesse an der Schule, dass sie bereit sind, finanzielle Mittel zum Betrieb der Schule zur Verfügung zu stellen? Und welche Folgen ergeben sich für den Schulbetrieb und das Schulprofil aus den Interessen der neuen Finanzgeber , inwieweit werden sie versuchen, durch offene oder verdeckte Einflussnahme oder durch offizielle Mitspracherechte in die Schule einzugreifen?

Das Bistum als unverzichtbarer Partner

Das Bistum, in welchem die Schule liegt, wird regelmäßig ein unverzichtbarer Partner der Ordensgemeinschaft sein müssen, wenn die Ordensschule als katholische Schule weiterexistieren soll. Denn das Bistum wird meistens die einzige finanzkräftige katholische Institution sein, die in der Lager ist, regelmäßige Zahlungen zu leisten und ihre Aufgaben auch im Schulbereich sieht. Allerdings sind auch der Finanzkraft der Bistümer durch sinkende Kirchensteuereinnahmen zunehmend Grenzen gesetzt, was ein wichtiger Grund dafür ist , keine weiteren Schulen mehr in ihre Trägerschaft zu übernehmen. Trotzdem besteht auf Seiten der Bistümer weiterhin ein starkes Interesse daran, möglichst flächendeckend katholische Schulen anzubieten. Zudem erwartet die „katholische Öffentlichkeit", dass bestehende katholische Schulen in Rahmen des Möglichen finanzielle Unterstützung erhalten. Spätestens bei einer drohenden Schulschließung wird sich ein Bistum mit der Frage konfrontiert sehen, wo dessen finanziellen Grenzen liegen. Daher wird in der Regel ein Bistum bereit sein, katholische Schulen in der Trägerschaft von Ordensgemeinschaften (weiterhin) finanziell zu unterstützen, dauerhafte Subventionen aber betragsmäßig und zeitlich begrenzen. Insbesondere wird es ein Bistum ablehnen, mit in die „unternehmerische Verantwortung" einer Ordensschule einzutreten. Die Gründe hierfür sind nachvollziehbar, denn jede weitere Schule in der Trägerschaft eines Bistum bedeutet zusätzliche Risiken für den Bistumshaushalt und führt tendenziell zu einer verstärkten Zentralisierung der interschulischen Leitung durch die Bistumsverwaltung . Im sicheren Vertrauen auf das Bistum sinkt leicht die Motivation der einzelnen Schulen zur Ausnutzung von lokalen Besonderheiten oder zur Erprobung schulindividueller Ansätze in der Finanzierung der Schule. Im Umkehrschluss liegt in der Situation, eine vom Bistum finanzielle unterstützte aber unabhängige Schule zu sein, vielleicht auch die Chance, die Schule stärker zu profilieren, also weniger finanzielle Sicherheit aber mehr finanzielle Kompetenz zu erwerben.

Gebietskörperschaften als Nutznießer einer freien Schule in die Pflicht nehmen

Für jede Stadt bedeutet eine Schule in freier Trägerschaft eine finanzielle Entlastung. Jeder Schüler einer freien Schule braucht nicht von seiner Stadt beschult zu werden, wodurch sich für den Haushalt der Stadt regelmäßig Einsparungen von einigen hundert Mark pro Jahr und Schüler ergeben. Da liegt es natürlich nahe, dass ein Schulträger in finanziellen Nöten zuerst auf die Idee kommt, diejenigen Gebietskörperschaften, aus denen seine Schüler kommen, an den Kosten der Schule zu beteiligen. Städte und Kreise als Nutznießer einer freien Schule geben damit lediglich einen Teil ihres finanziellen Vorteils an die freie Schule zurück. Dieser Gedanke ist richtig und vielfach wird die finanzielle Beteiligung der Gebietskörperschaften auch erfolgreich praktiziert. Doch so schön die Idee der zusätzlichen öffentlichen Unterstützung auf den ersten Blick ist, so problematisch und gefährlich ist sie auch. Denn eine freie Schule entlastet nicht nur eine Stadt, sie stellt auch Konkurrenz zu den städtischen Schulen dar. Zweifellos wird sich mancher Bürgermeister über „seine" freie Schule schon geärgert haben, wenn sie als vermeintlich unerreichter Maßstab für die eigenen Schulen dargestellt wird oder wenn die freie Schule auf Kosten der vorhandenen städtischen Schulen wächst. Und plötzlich klopft der konkurrierende Schulträger bei der Stadt an und will finanzielle unterstützt werden, wo doch bislang Geld schon nicht

reichte, um die städtischen Schulen in gleicher Qualität wie die freie Schule zu betreiben. Kommt dann noch hinzu, dass die politische Führung der Stadt ideologisch gegen freie Schulen Position bezieht, so ist die Gefahr sehr groß, dass zwar aus (finanz-) politischen Sachzwängen heraus ein finanzieller Zuschuss gewährt wird, aber auch direkt oder indirekt versucht wird, auf die dann nicht mehr ganz so freie Schule Einfluss auszuüben. Je stärker die Abhängigkeit der freien Schulen, von den kommunalen Finanzmitteln wird, desto geringer werden die Chancen, die inhaltliche Unabhängigkeit der Schule und das gewachsenen Schulprofil zu erhalten. Spätestens wenn in einigen Jahren die Schülerzahlen sinken und möglicherweise die Kapazitäten der städtischen Schule für alle Schüler ausreichen, gerät eine städtische subventionierte freie Schule in die Gefahr, ihre Unabhängigkeit zu verlieren und wird dann der Drohung einer Schließung gegenüber stehen.

Freie Schule mit freundlicher Unterstützung eines privaten Unternehmens

Nicht neu aber immer wieder diskutiert ist der Ansatz des Sponsoring von Schulen durch privatwirtschaftliche Unternehmen. Dahinter steckt die Idee, dass ein Unternehmen durch einen finanziellen Beitrag zugunsten der freien Schule indirekt für seine Produkte wirbt und durch dieses Sponsoring den eigenen unternehmerischen Erfog steigert. Maßgebliches Problem hierbei ist jedoch, dass sich die Werbewirkung auf das stets vergleichsweise kleine Umfeld der jeweiligen Schule beschränkt. Für das sponsornde Unternehmen dürfte daher bei einem größeren finanziellen Beitrag selten eine günstige Relation zwischen Kosten und Nutzen zustande kommen.

Erfogversprechender ist hingegen ein anderer Ansatz. Ein Unternehmen kann ein starkes Interesse am Bestehen einer freien Schule im Einzugsbereich seiner Mitarbeiter besitzen, insofern als es einen Standortvorteil bedeutet, dass (potentielle) Mitarbeiter eine gute Schule für ihre Kinder vorfinden. Darüber hinaus kann das Image des Unternehmens in der Region durch die Förderung einer Schule positiv beeinflusst werden, was insbesondere für industriell tätige Unternehmen von Interesse ist, die sich aufgrund ihrer Tätigkeit häufiger Kritik ausgesetzt sehen. Schließlich kann eine Zusammenarbeit mit einer guten Schule dazu führen, dass frühzeitig Kontakte zu Schülern entstehen, die später als Auszubildende vom Unternehmen gesucht werden. Allerdings ist zu bedenken, dass direkte Leistungen eines Unternehmens für eine Schule nur dem Teil der Mitarbeiter zugute kommen, deren Kinder diese Schule besuchen. Somit werden Wünsche nach Unterstützung von anderen Schulen kam ausbleiben. Davon abgesehen wird ein Unternehmen selten bereit sein, laufende finanzielle Beiträge zum Haushalt zu leisten. Dies hat zum einen psychologische Gründe, insofern als das Ersatzschulfinanzierungsgesetz ein Defizitdeckungsverfahren begründet und erfolgreiche Unternehmen sich ungern an dauerhaft defizitären Unternehmen beteiligen. Zum anderen sind laufende Zahlungen weit weniger werbewirksam wie einmalige Projekte und einmalige Zahlungen lassen sich stets in Abhängigkeit vom momentanen Unternehmenserfolg zusagen oder ablehnen. Alles in allem könnten finanzielle Beiträge von privatwirtschaftlichen Unternehmen im Umfeld der Schule möglicherweise in erheblichem Umfang gewonnen werden, doch wird sich dadurch nur in Ausnahmefällen der laufende Betrieb der Schule mitfinanzieren lassen.

Eltern als Träger der Schule gewinnen

Die grössten Potenziale, die eine freie Schule besitzt, sind die Schüler, ihre Eltern und die Lehrer. In katholischen Schulen ist dies kein neuer Gedanke, wird doch auf die Auswahl der aufzunehmenden Schüler und anzustellenden Lehrer ein großer Wert gelegt. Anspruch und Programm einer Schule lassen sich nur umsetzen, wenn Schüler, Eltern und Lehrer daran interessiert sind und sie Bereitschaft aufbringen, daran mitzuwirken. Allerdings stellt sich die Frage, ob sich das bislang praktizierte Zusammenwirken von Schülern, Eltern und Lehrern an Ordensschulen nicht ändern kann und muss in dem Moment, wo die Ordensgesellschaft nicht länger in der Lage ist, die Trägerschaft unverändert auszufüllen. Die Ordensgemeinschaft hat sich mit großem personellen Einsatz um eine inhaltliche Identität der Schule bemüht und sie hat mit erheblichen finanziellen Beiträge für die sachlich Ausstattung der Schule gesorgt. Neben finanziellen Schwierigkeiten droht der Schule mit dem Rückzug der Ordensgemeinschaft ein Identitätsverlust, der nur schwer durch Engagement und finanzielle Beiträge vom Bistum, von Gebietskörperschaften oder Unternehmen ausgeglichen werden kann. Die wichtigste Gruppe, die in der sich verändernden Situation an der Schule identitätsstiftend wirken und ein Vakuum verhindern kann, sind die katholischen Eltern, deren starkes Interesse es ist, dass ihre Kinder eine katholisch geprägte Schulausbildung erhalten. Dies kann aber nur gelingen, wenn die Eltern verstärkt in die Pflicht genommen werden, sich für die Schule zu engagieren und dies gilt inhaltlich und finanziell. Beides lässt sich nicht voneinander trennen. Nur wenn den Eltern ermöglicht wird und sie dazu angehalten werden, sich inhaltlich zu engagieren, lässt sich eine Bindung an die Schule erreichen. Und nur dann werden die meisten Eltern auch bereit sein, zum Nutzen ihrer Kinder die Schule auch finanziell zu unterstützen. Umgekehrt gilt genauso, dass nur wenn sich die Eltern nicht der finanziellen Verantwortung für die Schule entziehen, eine maßgebliche inhaltliche Mitbestimmung begründet werden kann. Eine gleichgewichtige finanzielle und inhaltliche Einbeziehung der Eltern ist ein prinzipieller Anspruch, der sich praktisch umsetzen lässt, wie das Beispiel der Waldorf-Schulen zeigt. Dafür dass es funktioniert ist aber nicht die Waldorf-Pädagogik verantwortlicht, sondern die strukturelle und organisatorische Ausgestaltung und praktische Umsetzung von Mitspracherechten und Finanzierungspflichten.

Eine Beteiligung der Eltern an der Trägerschaft und an der Aufbringung der Eigenleistung lässt sich allerdings nicht kurzfristig erreichen. Denn die Schwierigkeiten und Widerstände die dem entgegen stehen, dürfen nicht unterschätzt werden. Für ein ehrenamtliches Engagement stehen geeignete Personen in der Regel nicht spontan zur Verfügung, sondern müssen erst überzeugt werden, wozu es unter Umständen erheblicher Anstrengungen bedarf. Potentielle Kandidaten für Ämter im Förderverein oder im Aufsichtsgremium des Schulträgers werden sehr genau darauf achten, welche Einflussmöglichkeiten sich ihnen bieten, bevor sie sich zu einer Mitarbeit bereit finden. Aufgrund hoher beruflicher Belastung wird ein Elternteil vielleicht bereit sein, einen großzügigen finanziellen Beitrag zu leisten, sich aber nur schwer zu einer Mitarbeit zu bewegen lassen. Doch auch finanzielle Beiträge werden sich nicht ohne Anstrengungen einwerben lassen. Insbesondere bei Schulen in ländlichen Gegenden kommen auf viele Eltern durch die Änderung bei der Schülerfahrtkostenregelung bereits neue unabweisbare finanzielle Lasten zu, die die Bereitschaft zu weiteren freiwilligen Zahlungen naturgemäß mindern. Andererseits können bereits vergleichsweise geringe

Beiträge pro Schüler die finanzielle Situation der Schule erheblich verbessern. Am Ausgangsbeispiel der Schule mit 1.000 Schüler lässt sich zeigen, dass ein zweckgebundener freiwilliger Beitrag von 50 DM pro Schüler und Monat zu jährlichen Einnahmen in Höhe von 600.000 DM führt, mit denen sich im Beispielsfall ca. 50 % der Eigenleistung finanzieren lassen. Der exemplarisch angesetzte Betrag von 50 DM entspricht in etwa den Kosten eines Kinobesuchs von Eltern mit ihrem Schüler und sollte in der Regel für alle Eltern zumutbar sein. Doch um in Einzelfällen soziale Härten zu vermeiden, insbesondere wenn mehrere Kinder einer Familie die Schule besuchen, sind vielfältige Varianten denkbar, so z. B. eine Einbeziehung von Unternehmen der Region. Wenngleich eine direkte Einbeziehung eines Unternehmens in die Trägerschaft regelmäßig nicht möglich sein wird, wird die Bereitschaft von Unternehmen zur Stiftung von Stipendien deutlich grösser sein. Mittels diese Stipendien kann sozial schwachen Eltern oder kinderreichen Familien die Möglichkeit zum Schulbesuch ihrer Kinder gegeben werden.
Die Schulleitung bzw. der Schulträger wird einen großen zeitlichen Einsatz aufbringen müssen, um durch viele und intensive Gespräche in der Elternschaft das notwendige Engagement für die Schule zu wecken. Eltern müssen überzeugt werden, dass ihr finanzieller und inhaltlicher Beitrag überlebenswichtig für die Schule ist und dass er zum Nutzen ihrer Kinder benötigt wird. Ob dies gelingt, ist im vorhinein aber keineswegs sicher. Denn wenn die Eltern zu dem Eindruck gelangen, dass die Pläne der Schule sich nicht verwirklichen lassen, oder viele Eltern tatsächlich kein großes Interesse am katholischen Pädagogikkonzept der Schule besitzen, werden sie nicht warten wollen, bis die Schule schließt. Es steht zu befürchten, dass viele Eltern dann ihre Kinder von der Schule abmelden und andere Eltern ihre Kinder gar nicht erst anmelden. Damit würden alle Planungen und Perspektiven über den Fortbestand der Schule schnell ad absurdum geführt. Um dem vorzubeugen, ist es entscheident, dass der Schulträger zusammen mit der Schulleitung klare Vorstellungen über die zukünftige Trägerschaft, über die gesellschaftsrechtliche Struktur des Trägers und das inhaltliche und finanzielle Profil der Schule entwickelt, bevor er das Gespräch mit den Eltern sucht. Dies darf nicht bedeuten, dass die Eltern vor vollendete Tatsachen gestellt werden, sondern dass eine Perspektive besteht, an der mitzuarbeiten die Eltern eingeladen werden.

Fazit

Die katholischen Schulen in freier Trägerschaft stellen ein hohes Gut in unserer Gesellschaft dar, in der der Staat das Schulwesen dominiert und wenig Raum für private Schulkonzepte lässt. Dabei ist es aber nicht nur der Staat, der freie Schulen an den Rand drängt, sondern erschwerend kommt hinzu, dass sich in den Köpfen vieler Eltern die Ansicht und der Anspruch festgesetzt zu haben scheinen, dass Schule grundsätzlich eine kostenlose Serviceleistung darstellt. Folglich muss ein Schulträger reich sein. Ergab sich der Reichtum von Ordensgesellschaften lange Zeit aus der unentgeltlichen Arbeit ihrer Ordensmitglieder, so lässt sich heute feststellen, dass viele Ordensgesellschaften zunehmend in personelle Engpässe geraten und nur noch unter großen Anstrengungen eine Schulträgerschaft aufrecht erhalten können. Der bequeme Ausweg, über einen Schulträgerwechsel die Schule an das jeweilige Bistum abzugeben, steht nicht mehr offen und neue Lösungen liegen nicht auf der Hand. Die betroffenen Schulen brauchen neue Finanzgeber, die den Betrieb der Schule finanziell sichern und weitgehende Kontinuität der pädagogischen Konzeption der Schule zulassen. Allzuviele potentielle Partner stehen aber in der Regel nicht zur Verfügung. Zuerst ist es daher wichtig festzustellen, wer

ein ernsthaftes Interesse am Erhalt der Schule hat, um daran anknüpfend, diese Partner möglichst alle in die Schule einzubinden. Eine breite Basis an Unterstützung stellt die beste Zukunftssicherung dar und mindert die Lasten jedes einzelnen Beteiligten. Um zu verhindern, dass dann viele Köche den Brei verderben, braucht auch eine freie Schule moderne Managementstrukturen und neben einer qualifizierten pädagogischen auch eine betriebswirtschaftliche Leitung. Dieser obliegt es Finanzquellen zu eröffnen und zu sichern und dafür Sorge zu tragen, dass mit den vorhandenen Mitteln optimal gewirtschaftet wird.

1 Statistik des MSW-NW von März 1998

2 Vgl.: Eisenführ, Franz: Investitionsrechnung 9. Auflage, Aachen 1994, Seite 1

3 Dieser Anteil erhöht sich auf 94 % unter der Bedingungen, dass der Schulträger Räume und Einrichtung zur Verfügung stellt und die Kosten dafür nicht in den refinanzierungsfähigen Etat einstellt.

4 Hilfsweise orientiert sich der Ansatz für die Sachbezüge an der Mindestbeitragsbemessungsgrundlage der gesetzlichen Rentenversicherung (40% der Bezugsgrösse gemäß § 181 Abs. 3 SGB VI) in Höhe von 20.832 DM in 1998, wobei dieser Wert aber tendenziell zu hoch erscheint. Alternativ könnte z. B. auch mit den aktuellen Sachbezugswerten gemäß Sachbezugsverordnung gerechnet werden, woraus sich jährliche Kosten in Höhe von etwa 8.556 DM ergeben würden.

D

Dokumentation

Ursula Adams, Münster

Option für die Armen

„Die Armen sind unsere Lehrer" (Vinzenz von Paul)

Bericht über Kontaktseminar an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abt. Münster, 21. – 25. Februar 2000.

Zum 10. Mal trafen sich Ordensleute und andere in der Kath. Fachhochschule in Münster zum Erfahrungsaustausch und zur Neu-Orientierung im Dienst unter Armen. Wir waren 25 Teilnehmer, von den 14 Ordensleute aus 13 Gemeinschaften kamen.

Die Armen sind unsere Lehrer. So lautete der Arbeitstitel der Seminarwoche. Was das für einen Ordenschristen bedeuten kann, brachte ein Teilnehmer am Schluss auf den Punkt: „Von 43 Klosterjahren sind die sechs Jahre bei den Armen die intensivsten. Ich will um Fortsetzung unseres Dienstes in Brandenburg werben."
Und eine Schwester, die seit fünf Jahren in Sibirien arbeitet, berichtet, wie sie unvorbereitet in eine pastorale Aufgabe unter Russland-Deutschen kam. Sie sei rasch akzeptiert worden. Vertrauensvolle Beziehungen bildeten sich. Daraus habe sie gelernt, Glaubensinhalte überzubringen z. B. zur Vorbereitung auf Taufe, Erstkommunion, Firmung, Ehe. Andere berichteten aus offenen sozialen Diensten. Manche erfahren sich als freigestellt von ihren Konventen für die Armen. Sie stehen für einen „Neuaufbruch des Ordens". Der begeisterte Anfang wird weitererzählt. Aber die da anfingen, bleiben allein. Keine merkt, dass die Neuaufbrüche zu Routine werden, alltäglich. Eine brennende Frage tauchte immer wieder auf: Wie kann der Aufbruch lebendig bleiben?

Die Liebe hat ein Maß. Diese Wort von St. Vinzenz von Paul stellte P. Erich Purk über seine Ausführungen. Dann folgte ein Brief aus dem 12. Jhdt.: Bernhard von Clairvaux schreibt an Papst Eugen III. Der Brief appelliert an die Einsicht, dass nur der allen alles sein kann (1 Kor 9,22), der sich nicht selbst verloren hat. Am Schluss heißt es: „Ja, wer mit sich selbst schlecht umgeht, wem kann der gut sein? Denk also daran: Gönne Dich Dir selbst...Tu das immer wieder einmal. Sei wie für alle anderen auch für Dich selbst da, oder jedenfalls: Sei es nach allen anderen."

Diesem frühen Warner folgte Vinzenz von Paul (17. Jhdt.). St. Vinzenz rät: „Die Liebe hat ein Maß. Alle Extreme führen in Sack-

gassen und zu zwei Übeln: Traurigkeit und Stress. Traurigkeit entsteht, wenn man sich mit den eigenen Grenzen ungeduldig abquält. Das kann zur Bitterkeit führen. Und in Stress gerät man, wenn man seine Fähigkeiten über alle Maßen betreibt." P. Erich schloss: „Ich wünsche allen, die sich um Menschen bemühen, dass sie nicht traurig aussehen und ihre Fähigkeiten nie maßlos gebrauchen."

„Sich um die eigene Gesundheit kümmern" war das Thema von Hannes Kiebel, Dozent für Sozialarbeit. Er ging auf Berichte von Teilnehmern ein, die so lauteten: „Als wir anfingen, stand die leibliche Grundversorgung der Armen im Vordergrund: Suppenküche, Dusche, Waschmaschine, ärztliche Notversorgung...und dies alles im Geist der Gastfreundschaft. Heute sind daraus Einrichtungen geworden, die zu den Standartangeboten aller sozialen Dienste zählen. Bei unseren Gästen rücken belastende psychische und physische Probleme in den Vordergrund. Wir selbst werden zum Mittel der Hilfe; nur wir selbst. Wie damit umgehen?"
Hannes Kiebel machte darauf aufmerksam, dass die eigene Gesundheit sehr wichtig ist, aber: Sich um sich selbst kümmern, das ist ein Lernprozess. Die helfenden Dienste sind im Schwerpunkt Beziehungsarbeit. Wir sprechen von „helfender Beziehung". Wehe dem, der keine gute Beziehung zu sich selbst hat. Jeder braucht sich selbst, um sich einzubringen. Und das geht nur, wenn ich gesund und heil bin.
Was heißt, sich kümmern? Kümmern meint, dazusein für Menschen, die traurig und in Not sind.
Was ist, wenn einer ausgebrannt ist? Gibt es Wege aus dem Ausgebranntsein? Da gilt zeitlos der uralte Rat der Heiligen: „Alles Übermaß ist von den Dämonen." (4. Jhdt.) Die bestehenden Verhältnisse müssen klargestellt werden. Dabei sind die Gemeinsamkeiten bei allen Aktivitäten hervorzuheben: Nämlich Engagement mit Hoffnung und Sinn für konstruktive Veränderungen. Wichtig ist, die eigenen Erwartungen mit der Realität abzustimmen, um realistische Ziele zu setzen.
Schlussfolgerungen: Die Arbeitsbedingungen verändern. Ausgleich zur Arbeitsbelastung suchen, Arbeit mit schwierigen Gästen erleichtern. Fähigkeit zum Handeln mit den Institutionen unterstützen.
Gebet zur heiligen Kümmernis: – Herr Kiebel empfahl uns zum Schluss die heilige Wilgefortis, auch Kümmernis genannt, von der folgendes erzählt wird: Geboren als Königstochter sollte sie an einen Königssohn verheiratet werden. Sie wollte jungfräulich bleiben und flehte zu Gott um Hilfe. Er erhörte sie und ließ ihr einen Bart wachsen. Zur Strafe wurde sie ans Kreuz genagelt. Die Verehrung der bärtigen Heiligen war weit verbreitet. Abbildungen sind zu finden u.a. in der Pfarrkirche Kirmutscheid im Ortsteil Wirft der Amtsgemeinde Adenau/Eifel aber auch in Telgte und Brilon. Hier sei ein Auszug aus einem Gebet mitgeteilt, das zu unserem Seminar passt: „Heilige Kümmernis...hilf uns und steh uns bei, damit wir die Anfeindungen des Herzens überwinden und frei von Sorgen werden, auf dass wir in Freiheit des Herzens den ewigen und allmächtigen Gott loben und danken können. Amen"
An einem Tag dieser Woche waren Weihbischof Dr. Josef Voß und Dieter Geerlings, Vorsitzender des Diözesancaritasverbandes, zu Gast. Themen waren:
„Wie behalte ich meine Identität angesichts der Bedingungen des Marktes? Lässt sich Nächstenliebe abrechnen?
Die Fragen entsprechen vorwurfsvollen Anfragen an den Caritasverband aus früheren Seminaren. Sie wurden vor allem von Schwestern vorgetragen, die in Sozialstationen arbeiten und sich dort den gesetzlichen Abrechnungsmodalitäten ausgeliefert fühlen.
Der Vorwurf trifft in eine Zeit, wo der DEUTSCHE CARITASVERBAND neue Leitbilder entwickelt hat. Aus diesen hat der Diözesancaritasverband Münster sieben Leitsätze formuliert. Herr Geerlings brachte Informati-

onsmaterial mit, das er erläuterte. Besonders herausragend war für die Seminarteilnehmer der 7. Leitsatz: „Wir – CARITAS – handeln als Teil der Kirche. Unsere vorrangige Option gilt den Armen und Schwachen."
Liebe ist nicht organisierbar, aber man kann die Strukturen so gestalten, dass Einzelne Liebe leben können.
Dieser Leitsatz von Herrn Geerlings brachte die Frage auf: „Wie kann das gelingen, wenn der CARITASVERBAND als größter Wohlfahrtsverband Deutschlands seine Dienste auf einem Markt gegen Geld anbieten muss?"
Auf diesem Markt sind sehr unterschiedliche Kunden: Da ist der Obdachlose, der kein Einkommen und keine Krankenversicherung hat. Er wird vom Sozialamt am Leben erhalten. Da sind andere, die aus privaten Mitteln sehr kostenaufwendige medizinische Mittel „kaufen" können. Und schließlich sind da Sterbende, deren Begleitung nicht abrechenbar ist. Sie alle sind Kunden der Caritas.
Es ist wichtig, möglichst jedem zu helfen. Herr Geerlings berichtete, dass 1998 Sterbebegleitung in 936 Fällen im Bistum Münster geleistet wurde – sämtlich freiwillig, nicht abgerechnet.
Ergänzend berichtete Weihbischof Dr. Voß, in seiner Region sei in jeder Gemeinde ein Christ für ambulante HOSPIZ-Begleitung tätig.

Es braucht mehr Eigenverantwortlichkeit, die nicht verrechenbar ist. Ziel ist, in Sozialstationen eine Atmosphäre zu ermöglichen, die erlaubt, dass Einzelne mehr tun können als abrechenbar ist.

Herausforderung Großstadt. P.Erich berichtete aus seiner Tätigkeit als City-Seelsorger in Frankfurt. Er machte deutlich, dass es hier darum gehe, Menschen im Vorübergang zu erreichen. Mit offenen Türen zu Orten, wo sie von Menschen empfangen werden, deren freundliches Gesicht zu einer guten Adresse werden kann. Da kann Kirche „Wärmestube" sein und zugleich „ein Dach für die Seele" bieten. Es komme darauf an, „Seelsorge mit Gesicht" anzubieten. Das könne zu erstaunlichen Erfahrungen führen für Menschen, die seit langem nichts oder noch nie etwas mit Kirche zu tun hatten. So haben die Einladung zur persönlichen Segnung nach dem täglichen 10 Uhr-Gottesdienst viele wahrgenommen. Segnungen könnten in so einer Welt zu Vorformen der Liturgie werden. (Näheres hierzu in: Erich Purk (Hrsg.) „Herausforderung Großstadt – Neue Chancen für die Christen" – Verlag KNECHT Frankfurt, 1999)
Wie geht es weiter? Die Neuanfänge der Orden haben zahlreiche neue Adressen des Vertrauens geschaffen. Manche von denen, die da angefangen haben, spüren heute ihre Grenzen. Wer kann für Nachfolge sorgen? Keiner kann neuen Ordensnachwuchs erzwingen, der sich für solche Dienste interessiert. Aber die Orden können die Orte erhalten, wo die neuen Dienste ihren Anfang nahmen. Und sie sollten überlegen, wie der Geist des Anfangs darin weiterleben kann... Auch mit motivierten Christen im Anstellungsverhältnis. Vielleicht trägt die Zukunft ein neues Gesicht: Die Ordensleute überlassen die Organisation der Dienste anderen und sitzen als „Bruder und Schwester" unter den Gästen, wo sie „ein Dach für die Seele" anbieten können – ergänzend zum „Dach über dem Kopf".

Die in diesem Seminar häufig geäußerte Frage: „Wie geht es weiter?" bekäme so eine Antwort. Ich will sie „Kirche der Armen" nennen. Das könnte ein guter Titel für das nächste Seminar zum Thema OPTION FÜR DIE ARMEN sein, das vom 19. bis 23. Februar 2001 in der Katholischen Fachhochschule in Münster angeboten wird. Dann soll es heißen: „Zurück zu einer Kirche der Armen".

Kath. Fachhochschule NW – Abt. Münster - Piusallee 89, 48147 Münster,
Tel. 0251/41767-0, Fax 0251/41767-52

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 7. September 2000

Aus dem Vatikan

Aus dem Vatikan

Luzern. Pater Josef Buholzer übergab am 25. Juni sein Amt als Provinzial der Weißen Väter in der Schweiz dem Freiburger Raphael Deillon (57). Der neue Provinzial trat nach dem Theologiestudium 1968 in das Noviziat der Weißen Väter ein und wurde 1970 in London zum Priester geweiht. Er lehrte lange Zeit Sprachen in islamischen Ländern, vor allem in Algerien.
OR 30.6.00

Wochenausgabe in deutscher Sprache
Meinrad Merkel CSSp wird Bischof am Amazonas

Vatikanstadt. Der aus Deutschland stammende Spiritaner Francisco Meinrad Merkel (55) ist von Papst Johannes Paul II. zum neuen Bischof von Humaitá im brasilianischen Amazonasgebiet ernannt worden. Merkel war seit 1972 als Missionar in Brasilien tätig und leitete zuletzt das „Padre-Libermann-Zentrum" in Salete in der Diözese Rio do Sul.
Der neue Bischof wurde am 22. September 1944 in Hardheim geboren, trat 1966 bei den Spiritanern ein, studierte in Knechtstedten bei Köln und in Sankt Georgen bei Frankfurt und legte am 19. Dezember 1969 die ewigen Gelübde ab. Am 22. Mai 1971 empfing er die Priesterweihe. Nach seiner Übersiedlung nach Brasilien übernahm er verschiedene Aufgaben in der Seelsorge. In den Jahren 1987-89 war Pater Merkel in Deutschland und arbeitete als Lehrer in Knechtstedten sowie in Stuttgart.
OR 4.8.00

Neuer Generalsuperior der Steyler Missionare

Rom. Das XV. Generalkapitel der Steyler Missionare, das seit dem 5. Juni 2000 in Nemi bei Rom mit 130 stimmberechtigten Delegierten aus 29 Nationen tagte, wählte am 26. Juni den 51jährigen P. Dr. Antonio M. Pernia zum neuen Generalsuperior der rund 6000 Steyler Missionare. Pater Pernia, 1975 zum Priester geweiht, ist gebürtiger Philippiner. An der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom studierte er Fundamentaltheologie und erwarb den Doktorgrad. Zwischen 1980 und 1985 war er Studiendirektor, Vizerektor und schließlich Rektor am Großen Seminar in Davao City (Philippinen). Ab Januar 1993 war

er ein Jahr Provinzial. Die Mitglieder des XIV. Generalkapitels wählten ihn 1994 zum Vizegeneral des Ordens. Die Muttersprache von P. Pernia ist Cebuano. Er spricht außerdem Tagalog, Englisch, Italienisch und hat Sprachkenntnisse in Deutsch und Spanisch. Pater Heinrich Barlage, der bisherige Ordenssuperior, übergibt nach zwölf Jahren Amtszeit (1988-2000) die Ordensleitung an seinen Nachfolger.
OR 30/6/00

Begegnung mit Christus auf der Weltausstellung von Nuntiaturrat Msgr. Antonio Filipazzi

Pavillon des Heiligen Stuhls EXPO 2000

Wer den Verlauf der Weltausstellung in Hannover nur auf Grundlage dessen verfolgt, was die Medien darüber berichten, könnte den Eindruck gewinnen, diese große „internationale Messe der Zukunft" sei ein ausgesprochener Misserfolg: nur wenige Besucher, ungünstige Witterungsverhältnisse, hohe Kosten, Mängel bei den Dienstleistungen usw. Denn von der EXPO kommen fast nur Nachrichten dieser Art.

Um ein etwas objektiveres und vielleicht auch weniger pessimistisches Bild zu zeichnen, kann von Interesse sein, eine kurze Bilanz der beiden ersten Monate zu ziehen, seit der Pavillon des Hl. Stuhls bei der EXPO 2000 in Hannover eröffnet ist.

Viele Besucher

Zunächst ist festzuhalten, dass die Besucherzahl im vatikanischen Pavillon inzwischen die 400 000-Grenze überschritten hat. Im Vergleich zu den Angaben über die Gesamtzahl der Besucher der Weltausstellung kann man daraus schließen, dass etwa 10% von ihnen sich auch zum Pavillon des Hl. Stuhls begeben. Er liegt in der Nähe des Westeingangs zur EXPO. Es kommen Menschen jeden Alters, jeder sozialen Herkunft und jeder Glaubenszugehörigkeit, die entweder gezielt oder auch nur zufällig dort innehalten, um sich mit der thematischen Aussage des Pavillions zu beschäftigen.

Die Zahlen allein sagen aber noch nicht alles über diese Besucher aus. Sie begnügen sich nämlich nicht damit, die Kunstwerke und Fotografien zu betrachten, die Texte des Lehramtes von Johannes Paul II., die in der Dauerstellung aushängen, zu lesen, sich ein paar Minuten unter den Bäumen um das Pavillongebäude auszuruhen oder an einer der für die fünf Monate der EXPO organisierten Veranstaltungen teilzunehmen.

Unter dem Anblick des Antlitzes vom Turiner Grabtuch und von der Frage des Herrn angeregt: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?", legen diese Besucher ihre Eindrücke über den Pavillon schriftlich nieder („Dieser Pavillon öffnet Augen und Herz") und vergleichen ihn mit den anderen, die sie gesehen haben („Ein Ort der Ruhe und Beschaulichkeit, sicherlich der einzige hier auf der EXPO, wo nicht versucht wird, etwas für Geld zu verkaufen, sondern hier geht es um den Sinn des Lebens"), sie kommentieren - oder kritisieren - die behandelten Themen („Die Ausstellung ist sehr eindrucksvoll und bringt einen zum Nachdenken") oder die Kunstwerke („Eine schöne Ausstellung. Vielen Dank für das Mandylion" - „Vielen Dank dafür, dass wir hier wunderbare Kunstwerke aus nächster Nähe sehen können. Michelangelo ist einfach sensationell!!!") oder die Fotos („Die ganze Philosophie und Theologie des Christentums liegt in diesen Fotos" - „Es sind wunderbare Fotos! Sie haben mich freudig und traurig gestimmt"), andere legen ein persönliches Glaubensbekenntnis ab („Herr, ich bleibe mit dir verbunden, du zeigst mir

den Weg zum Leben" - „Jesus, ich danke dir dafür, dass ich dich habe"). Manche wenden sich sogar unmittelbar an den Heiligen Vater, wie ein Besucher aus Australien, der schreibt: „Danke, Heiligkeit, denn Sie zeigen uns stets Jesus und die Gnade, die uns rettet. Danke für die entscheidenden Schritte, die Sie in neue Richtungen unternommen haben - Ihre historische Reise in das orthodoxe Rumänien, Ihre Wallfahrt voller Liebe ins Heilige Land...").

Man kann den Pavillon des Hl. Stuhls nicht nur durch eine persönliche Fahrt nach Hannover besichtigen, sondern auch virtuell durch die eigens eingerichtete Homepage (www.expo-vatican.de).

Eine kirchenkritische Wochenzeitschrift hob diese Seite lobend hervor, und ein Boulevardblatt stellte sie als eine der zehn besten Internet-Seiten über die EXPO vor. In der Tat werden jeden Tag etwa 500 „Internet-Besucher" gezählt, im Ganzen schon über 40 000, aus 62 Ländern der Erde. Für Eingeweihte ist noch hinzuzufügen, dass die Homepage bisher fast zwei Millionen sog. „Hits" verzeichnet hat, die auf eine detaillierte und längere Beschäftigung mit der Seite durch den Besucher hinweisen. Und es wurde sogar schon der Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Seite nicht mit dem Ende der EXPO zu schließen.

Neben den „normalen" Besuchern möchten wir jetzt noch einige Prominente nennen. Angesichts der Situation der Kirche in Hannover und Deutschland sind die „ökumenischen Besuche" besonders bedeutsam: der serbische Patriarch Pavle, der Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu und die Leitung der Evangelischen Kirche in Deutschland mit ihrem Präses Manfred Kock. Aus dem Vatikan war zum „Nationen"-Tag des Hl. Stuhls Kardinalstaatssekretär Angelo Sodano angereist. Auch Kardinal Roger Etchegaray hat die EXPO besucht und den Journalisten eine vorläufige Bilanz der ersten sechs Monate des Jubiläumsjahres vorgestellt. Erwartet werden noch - vor allem wegen ihrer Teilnahme an den Diskussionen im Vatikan-Pavillon - Kardinal Francis Arinze und die Erzbischöfe Foley, Tauran, Van Thuan, Martin u. a. ... Verschiedene deutsche Bischöfe haben den Pavillon des Hl. Stuhls schon besucht oder werden es noch tun, angefangen beim Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Lehmann, und dem Ortsordinarius, Bischof Homeyer, Bischof von Hildesheim. Großes Interesse weckte auch die Pressekonferenz des Erzbischofs von Turin, Poletto, der die bevorstehende Ausstellung des Turiner Grabtuchs präsentierte.

„Vatikanische Gespräche"

Auch einige Bischöfe anderer Länder besuchten und besuchen den Pavillon, so der Bischof von Liepaja (Lettland), Brumanis, dem der Pavillon nach Ende der EXPO als Geschenk überreicht wird. Anläßlich der im Vatikan-Pavillon organisierten Gesprächsrunden werden verschiedene Persönlichkeiten aus der deutschen und europäischen Politik erwartet: die Innenminister Otto Schily, Gesundheitsminister Andrea Fischer und Außenminister Joseph Fischer, der Präsident der EU-Kommission, Romano Prodi, sein Vorgänger Santer, der ehemalige österreichische Vizekanzler Busek; außerdem Vertreter aus der Welt der Kultur und Kommunikation (Lord Weidenfeld, Prof. Gerl-Falkowitz, Peter Voss u. a.) und sogar aus der Modebranche und dem Showbusiness (der Schauspieler Klaus Maria Brandauer und der Modezar Mooshammer).

Das oben Gesagte vermittelt vielleicht ein anderes Bild der EXPO 2000 in Hannover, ein weniger negatives Bild, das jedoch nicht weniger der Wahrheit entspricht als das von den Medien verbreitete. Es handelt sich um eine noch vorläufige Bilanz einer gelungenen Begegnung der Kirche und der von ihr im Na-

men Christi weitergetragenen Botschaft mit den - bekannten und unbekannten - Männern und Frauen, die die EXPO besuchen.

Auch an einem Ort wie diesem geschieht es also, dass der Mensch „zum Weg der Kirche wird", damit „Christus zum Weg des Menschen werde". In diesem Sinne ist auch der Pavillon des Hl. Stuhls in Hannover gewissermaßen eine der „Stätten des Heiligen Jahres".
(Orig. ital. in O.R. 26.7.2000)

L'OSSERVATORE ROMANO

Wochenausgabe
in deutscher Sprache
30. Jahrgang
Herausgeber: Apostolischer Stuhl
Verantwortlicher Direktor: Prof. Mario Agnes
Chefredakteur: Dr. Hans-Joachim Kracht
Assistenz und Layout: Astrid Haas, Michael Juch - Archiv und Lektorat: Gerlinde Lixl - Sekretariat und Verwaltung: Berthild Schafgan.
Redaktion: I-00120 Vatikanstadt;
Tel.: 00 39/06 69 89 94 30;
Fax: 00 39/06 68 89 02 73;
Fotos: Arturo Mari, Archiv O.R.
Internet: http://www.vatican.va;
E-Mail: ornet@ossrom.va

Verlag: Schwabenverlag AG;
Vorstand: Udo Vogt
Anzeigen: Annika Wedde -
Vertrieb: Gerhard Piepenbrink;
Postfach 42 80; D-73745 Ostfildern;
Tel.: (07 11) 44 06-0; Fax: (07 11) 44 23 49;
Internet: http://www.schwabenverlag.de;
E-Mail: marketing@schwabenverlag.de
Druck: Central-Druck, Dornierstr. 14,
D-71034 Böblingen;
Jahresabonnement: Deutschland DM 108,-; Österreich ATS 1030,-; Schweiz sFr. 119,-; Italien Lit 123000.
ISSN 0179-7387
Konto: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) 45 59-701
Abonnementgebühren sind erst nach Rechnungserhalt zahlbar. Abbestellungen können nur schriftlich mit einer Frist von 6 Wochen zum Bezugsjahresende entgegengenommen werden. Bei Anschriftenänderung unserer Leser ist die Post berechtigt, diese an den Verlag weiterzuleiten. Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 1. Januar 2000 gültig. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Gewähr übernommen.
OR 30/6/00

Eucharistischer Weltkongress – ein Höhepunkt des Heiligen Jahres

Vatikanstadt. Es war die bisher längste Veranstaltung des Heiligen Jahres in Rom und zugleich eine der bedeutendsten: Nach einwöchiger Dauer ging in Rom der 47. Eucharistische Weltkongreß zu Ende. Mit einer „Statio Orbis", einer großen Schlußmesse auf dem Petersplatz, beendete Johannes Paul II. am Sonntagabend das Treffen, an dessen Veranstaltungen rund 300.000 Gläubige aus aller Welt teilgenommen hatten.

Der 48. Eucharistische Weltkongreß findet im Jahre 2004 im mexikanischen Guadalajara statt. Das kündigte der Papst am Sonntagmittag, wenige Stunden vor Abschluss des derzeitigen Internationalen Treffens, vor 60 000 Gläubigen auf dem Petersplatz an.

Christus sei „das Brot des Heiles für den Menschen", führte der Papst vor dem Angelusgebet aus. Im eucharistischen Geheimnis wollte der Auferstandene seine Präsenz mitten unter den Menschen fortsetzen. Denn Christus sei der „einzige Retter der Welt". Das bedeute freilich nicht, dass die Kirche andere

Religionen und Heilswege verachte. Sie setzte sich vielmehr aktiv für den interreligiösen Dialog ein. Das dürfe jedoch nicht das Bekenntnis und die Predigt von Christus als dem einzigen Erlöser ausschließen.

Botschaft von Johannes Paul II. zum Weltmissionssonntag am 22. Oktober 2000

Alle Christen sind Mitarbeiter der Mission durch ihr Zeugnis

Liebe Schwestern und Brüder!

1. Der diesjährige Weltmissionssonntag, den wir am 22. Oktober 2000 feiern werden, ist für uns Ansporn, uns erneut der missionarischen Dimension der Kirche bewusst zu werden. Er erinnert uns an die Dringlichkeit der Mission „ad gentes", die „für alle Christen, für alle Diözesen und Pfarreien, für die kirchlichen Institutionen und Vereinigungen gilt" (Redemptoris missio, 2).

Dieses Jahr gewinnt der Missionssonntag zusätzlich an Bedeutung im Licht des Großen Jubeljahres, dem Jahr der Gnade, in dem wir das Heil feiern, das Gott in seiner barmherzigen Liebe der ganzen Menschheit anbietet. Das Gedenken an das 2000jährige Jubiläum der Geburt Christi ist auch das Gedenken an die Entstehung der Mission: Christus ist der erste und größte Missionar des Vaters. Die mit der Menschwerdung des Wortes entstandene Mission existiert im Laufe der Zeit durch die Verkündung und das Zeugnis der Kirche weiter. Das Jubeljahr ist eine günstige Zeit, in der sich die ganze Kirche, dank des Heiligen Geistes, mit neuem missionarischem Eifer engagieren kann.

Deshalb appelliere ich von ganzem Herzen in besonderer Weise an alle Getauften, damit diese mit bescheidenem Mut entsprechend des Auftrags des Herrn und der Notwendigkeiten der Männer und Frauen unserer Zeit zu Herolden des Evangeliums werden mögen. Ich denke dabei an Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien; ich denke an Katecheten und andere Pastoralarbeiter, die die Mission „ad gentes" zur eigenen Daseinsberechtigung machen und auch angesichts großer Schwierigkeiten nicht aufgeben. Die Kirche ist dankbar für die Hingabe jener, die oft „unter Tränen hingehen und den Samen zur Aussaat tragen" (vgl. Ps 126,6). Wir wissen, dass ihre Mühen und ihr Leid nicht verlorengehen werden, sondern der Sauerteig sind, der im Herzen anderer Apostel die Sehnsucht danach aufgehen läßt, sich der edlen Sache des Evangeliums zu widmen. Im Namen der Kirche danke ich ihnen und fordere sie auf, ihre Hochherzigkeit nicht aufzugeben: Gott wird sie reich entlohnen.

2. Ich denke auch an all jene, die ihr Engagement im Zusammenhang mit der Verkündigung des Evangeliums des Lebens beginnen oder vertiefen könnten. Jeder auf seine Weise, sind alle dazu berufen, in der Kirche die Mission Christi fortzuführen. Dies gereicht zu Ehren: der Entsandte ist auf einzigartige Weise mit der Person Christi verbunden, um, wie der Göttliche Meister bekräftigt, sein eigenes Werk zu vollbringen: „Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen, denn ich gehe zum Vater" (Joh 14,12). Alle sind, ausgehend von der eigenen Lebenssituation, zur Zusammenarbeit berufen. In dieser Zeit, einer Zeit der Gnade und der Barmherzigkeit, bemerke ich in besonderer Weise, dass alle Kräfte der Kirche für die Neuevangelisierung und für die Mission „ad gentes" eingesetzt werden müssen. Kein Gläubiger und keine Institution der Kirche kann sich der obersten Pflicht der Verkündigung Christi unter allen Völkern entziehen (vgl. RM, 3). Keiner darf

sich von der Pflicht befreit fühlen, seine Mitarbeit am Sendungsauftrag Christi, der in der Kirche fortdauert, anzubieten. Im Gegenteil, die Aufforderung Jesu ist aktueller denn je: „Geht auch ihr in meinen Weinberg!" (Mt 20,7).

3. Wie könnte ich an dieser Stelle nicht auch ein besonderes Gedenken, voll Mitgefühl und tiefer Rührung, all jenen Missionaren widmen, die wie Christus Märtyrer des Glaubens waren und durch das Vergießen ihres Blutes ihr Leben hingegeben haben? Ihre Zahl war auch im 20. Jahrhundert, in dem „die Kirche erneut zur Märtyrerkirche geworden ist", unendlich groß. Ja, das Geheimnis des Kreuzes ist im christlichen Leben stets gegenwärtig. In meiner Enzyklika Redemptoris missio habe ich geschrieben: „Seit jeher kennt die Geschichte des Christentums zahlreiche und unverzichtbare >Martyrer< d. h. Zeugen auf dem Weg des Evangeliums ..." (Nr. 45).
In diesem Zusammenhang kommen auch die Worte des hl. Paulus an die Philipper in den Sinn: „Denn euch wurde die Gnade zuteil ... nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch seinetwegen zu leiden" (Phil 1,29). Derselbe Apostel ermutigte Timotheus, seinen Jünger, im Geist der Kraft Gottes mit ihm für das Evangelium zu leiden, ohne sich dafür zu schämen (vgl. 2 Tim 1,8). Die ganze Mission der Kirche, und in besonderer Weise die Mission „ad gentes", braucht Jünger, die bereit sind, den empfangenen Auftrag treu, bis zum Ende durchzuhalten und Christus auf seinem Weg nachzufolgen, nämlich „dem Weg der Armut, des Gehorsams, des Dienens und des Selbstopfers bis zum Tode hin ..." (Ad gentes, 5). Mögen die Zeugen des Glaubens, derer wir gedenken, Vorbild und Ansporn für alle Christen sein, damit die Verkündigung Christi von jedem Christen als eigene Pflicht empfunden wird.

Dieses Jahr gewinnt der Missionssonntag zusätzlich an Bedeutung im Licht des Großen Jubeljahres, dem Jahr der Gnade, in dem wir das Heil feiern, das Gott in seiner barmherzigen Liebe der ganzen Menschheit anbietet. Das Gedenken an das 2000jährige Jubiläum der Geburt Christi ist auch das Gedenken an die Entstehung der Mission: Christus ist der erste und größte Missionar des Vaters. Die mit der Menschwerdung des Wortes entstandene Mission existiert im Laufe der Zeit durch die Verkündung und das Zeugnis der Kirche weiter. Das Jubeljahr ist eine günstige Zeit, in der sich die ganze Kirche, dank des Heiligen Geistes, mit neuem missionarischem Eifer engagieren kann. Deshalb appelliere ich von ganzem Herzen in besonderer Weise an alle Getauften, damit diese mit bescheidenem Mut entsprechend des Auftrags des Herrn und der Notwendigkeiten der Männer und Frauen unserer Zeit zu Herolden des Evangeliums werden mögen.

4. In diesem Bemühen ist der Christ nicht allein. Es ist wahr, dass die menschlichen Kräfte und die Größe der Mission in keinem Verhältnis zueinanderstehen. Die am weitesten verbreitete und echte Erfahrung besteht darin, dass man sich dieser Aufgabe nicht würdig fühlt. Doch es stimmt auch, dass „unsere Befähigung von Gott stammt, der uns fähig gemacht hat, Diener des Neuen Bundes zu sein" (2 Kor 3,5b-6a). Der Herr überläßt jene, die er in seinen Dienst berufen hat, nicht ihrer selbst. „Mir ist alle Macht gegeben, im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern ... Seid gewiß: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" (Mt 28,18-20). Die ständige Präsenz des Herrn in seiner Kirche, insbesondere im Wort und in den Sakramenten, ist eine Garantie für das Gelingen der Mission. Sie wird heute von Männern und Frauen verwirklicht, die das Heil in ihrer eigenen Zerbrechlichkeit und Schwäche erfahren haben und dies gegenüber ihren Brüdern und Schwestern bezeugen im Bewußtsein, dass wir alle zur selben Fülle des Lebens berufen sind.
5. Wie ich ein wenig zuvor erwähnt habe,

führt uns auch die Perspektive des Großen Jubiläums, das wir dieses Jahr feiern, zu einem verstärkten Engagement für die Mission „ad gentes". Zweitausend Jahre nach Beginn der Mission gibt es noch weite geographische, kulturelle, menschliche und gesellschaftliche Bereiche, in die Christus und sein Evangelium noch nicht vorgedrungen sind. Wie könnte man dem Aufruf, der sich aus dieser Situation ergibt, nicht folgen? Wer die Freude der Begegnung mit Christus erlebt hat, kann diese nicht für sich selbst behalten, sondern er muß diese Freude ausstrahlen.

Man muß diesem unausgesprochenen Verlangen nach dem Evangeliums entsprechen, das aus allen Teilen der Erde hervordringt, wie dies einst dem Apostel Paulus auf seiner zweiten Reise geschah: „Komm herüber nach Mazedonien, und hilf uns!" (Apg 16,9). Die Evangelisierung ist eine „Hilfe", die dem Menschen zuteil wird, da der Sohn Gottes Mensch geworden ist, um dem Menschen das zu ermöglichen, was dieser aus eigenen Kräften nicht erreichen könnte: „die Freundschaft Gottes, seine Gnade, das übernatürliche und damit das einzige Leben, in dem sich die tiefsten Sehnsüchte des menschlichen Wesens erfüllen können ... Wenn die Kirche Jesus von Nazaret als wahren Gott und vollkommenen Menschen verkündet, eröffnet sie jedem Menschen die Aussicht, >vergöttlicht< und damit mehr Mensch zu werden. Das ist der einzige Weg, durch den die Welt die hohe Berufung, zu der sie ausersehen ist, entdecken und in dem von Gott gewirkten Heil leben kann" (Incarnationis mysterium, 2).

Wir müssen außerdem zutiefst davon überzeugt sein, dass die Evangelisierung auch einen ausgezeichneten Dienst an der Menschheit darstellt, da sie diese dafür bereit macht, den Heilsplan Gottes zu verwirklichen, mit dem er alle Menschen mit sich vereinen will, indem er sie zu einem Volk von Brüdern und Schwestern macht, die frei von Ungerechtigkeit und erfüllt vom Gefühl wahrer Solidarität leben.

6. Ich möchte nun meinen Blick auf die zahlreichen Hauptakteure der spezifischen Mission „ad gentes" richten: an erster Stelle auf die Bischöfe, deren Mitarbeiter und die Priester; dabei möchte ich gleichsam an das Werk der männlichen und weiblichen Missionsinstitute erinnern. Ein besonderes Wort möchte ich den Katechisten widmen, die in den Missionsländern tätig sind: sie „sind diejenigen die den Titel >Katecheten< sozusagen mit Vorrang verdienen ... Heute blühende Kirchen hätten ohne sie nicht aufgebaut werden können" (Catechesi tradendae, 66).

Im Konzilsdekret über die Missionstätigkeit bezeichnet man sie als „Schar von Männern wie Frauen, die Anerkennung verdienen und so große Verdienste um das Werk der Heidenmission haben ... Erfüllt von apostolischer Gesinnung, leisten sie mit vielen Mühen ihren einzigartigen und unersetzlichen Beitrag zur Verbreitung des Glaubens und der Kirche" (vgl. Ad gentes, 17). Indem sie unter großer Mühe und mit missionarischem Eifer tätig werden, bilden sie zweifelsohne die wirkkräftigste Stütze der Missionare bei deren vielfältiger Arbeit. Nicht selten sind sie angesichts des Priestermangels für weite Bereiche verantwortlich, indem sie kleine Gemeinschaften betreuen und als Animatoren des Gebets und der liturgischen Feier des Wortes Gottes sowie durch die Erläuterung der Lehre und die Organisation von Werken der Nächstenliebe tätig werden.

Angesichts dieser so wichtigen Rolle ist auch ihre Ausbildung von großer Bedeutung, d. h. „eine sorgfältige theoretische und pädagogische Vorbereitung, die ständige spirituelle und apostolische Erneuerung" (vgl. RM, 73). Ihre Arbeit ist stets notwendig. Ich wünsche mir, dass das Engagement der ganzen Kirche im Zusammenhang mit dieser Aufgabe zunehmend als notwendig empfunden wird. Die Ausbildung der Katechisten, wie auch des restlichen Missionspersonals, stellt eine pastorale Priorität dar; es handelt sich - sozu-

sagen - um eine „Investition in Personen", da nur Evangelisatoren und Ausbilder, die ihrer Aufgabe gewachsen sind, auf wirkkräftige Weise am Aufbau der Kirche teilhaben können.

7. Das Gebiet ist groß, und es gibt noch viel zu tun: deshalb ist die Zusammenarbeit aller notwendig. Es ist in der Tat keiner so arm, dass er nicht etwas geben könnte. An der Mission hat man vor allem durch das Gebet und die Liturgie oder im Stillen des eigenen Zimmers durch die Hingabe des eigenen Leids an Gott teil. Außerdem darf man sich auch der finanziellen Teilhabe nicht entziehen, die für viele Ortskirchen von vitaler Bedeutung ist. Es ist bekannt, dass die Päpstlichen Missionswerke dafür verantwortlich sind, dass die Spenden des heutigen Tages ganzheitlich für die Bedürfnisse der Weltkirche zur Verfügung gestellt werden. In diesem Zusammenhang liegt mir daran, dieser verdienstvollen kirchlichen Institution meinen herzlichen Dank auszusprechen. Sie hat sich seit 74 Jahren um die Organisation dieses Tages und die Animation unter dem ganzen Gottesvolk in diesem Sinn bemüht, indem sie daran erinnert, dass angefangen bei den Kindern bis zu den Erwachsenen, von den Bischöfen bis zu den Priestern, von den Ordensleuten bis zu den Laien alle berufen sind, in der eigenen Gemeinschaft missionarisch tätig zu werden und sich alle gemeinsam den Bedürfnissen der Weltkirche zu öffnen. Die von den Päpstlichen Missionswerken geförderte missionarische Animation und Zusammenarbeit will dem Gottesvolk die Mission als Hingabe präsentieren: die Hingabe seiner selbst und die Hingabe der materiellen und spirituellen Güter zum Wohl der ganzen Kirche (vgl. RM, 81).

Dieses Jahr wird der Weltmissionssonntag besonders feierlich in Rom begangen, wo sich Mitglieder der Päpstlichen Missionswerke aus allen Teilen der Welt stellvertretend für die Ortskirchen aller Kontinente im Zeichen der Universalität der Heilsbotschaft Christi zum Weltmissionskongreß versammeln. Ich selbst werde, so Gott will, mit Freude dieser bedeutenden Feier vorsitzen.

8. Liebe Schwestern und Brüder, mögen diese meine Worte all jene ermutigen, denen die Missionstätigkeit am Herzen liegt. Mit der Feier des Jubiläums des Heiligen Jahres 2000 „engagiert sich die ganze Kirche noch mehr für einen neuen missionarischen Advent. Wir müssen in uns den apostolischen Eifer nähren, das Licht und die Freude des Glaubens an andere weiterzugeben, und zu diesem Ideal müssen wir jeden von uns und das ganze Volk Gottes erziehen" (vgl. RM, 86). Der Geist Gottes ist unsere Stärke! Er, der seine Kraft in der Mission Gottes geoffenbart hat und der entsandt wurde, um „den Armen eine gute Nachricht zu bringen ... und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen" (Lk 4,18), wurde in die Herzen von uns Gläubigen ausgegossen (vgl. Röm 5,5), damit wir bereit sind, Zeugen der Werke des Herrn zu werden.

Die Jungfrau Maria, Mutter Gottes und Mutter der Gläubigen, eine Frau, die sich dem Willen des Heiligen Geistes ohne Vorbehalt gefügt hat, möge uns helfen, unter allen Umständen ihr „fiat" zum Heilsplan Gottes im Dienst der Neuevangelisierung zu wiederholen.

Euch allen, die Ihr Euch ohne Vorbehalt der großen Mission „ad gentes" widmet, und Euren Gemeinschaften erteile ich in diesem Empfinden von ganzem Herzen meinen Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am Pfingstfest,
dem 11. Juni 2000
Johannes Paul II.
(Orig. ital. in O.R. 28.6.2000)

Katholische Kirche in der Welt

Vatikanstadt. Am 15. Mai dieses Jahres teilte der Präfekt der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, Jozef Kardinal Tomko, mit, dass zwei Drittel der insgesamt sechs Milliarden Menschen auf der ganzen Welt Jesus Christus nicht kennen. Die Zahl der Katholiken beträgt etwas über eine Milliarde, und die Zahl der Christen insgesamt liegt etwa bei zwei Milliarden. Das demographische Wachstum der Katholiken in der Welt liegt im Durchschnitt weit unter dem Zuwachs bei den Völkern anderer Glaubensgemeinschaften. Trotz steigender Zahlen der Mitglieder der Katholischen Kirche liegt ihr Anteil an der Weltbevölkerung heute etwa bei etwa 17,4 Prozent.

Bei einer geographischen Betrachtung der Missionsgebiete läßt sich ein Wachstum bei den jungen Kirchen in Afrika, die 15 Prozent der Bevölkerung des Kontinents ausmachen, und in Lateinamerika, das sich auch der Mission auf anderen Kontinenten öffnet, erkennen.

In Afrika waren die letzten hundert Jahre ein Jahrhundert zügiger Evangelisierung (zwei Millionen Gläubige im Jahr 1900 - 116 Millionen Gläubige heute).

Asien ist der Kontinent, dem sich die Mission „ad gentes" noch mehr zuwenden muss: auf diesem Kontinent leben 60 Prozent der Weltbevölkerung und 85 Prozent der Nichtchristen. Es ist der am wenigsten evangelisierte Kontinent. Die katholische Kirche macht mit rund 105 Millionen Gläubigen nur 2,9 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, wobei allein 60 Millionen Katholiken auf den Philippinen und 17 Millionen in Indien leben.
In Lateinamerika leben 43 Prozent aller Katholiken, und die Kirche hat sich zahlreiche Ziele gesteckt, was die Mission „ad gentes" anbelangt.
In Ozeanien mit seinen acht Millionen Katholiken bei 30 Millionen Einwohnern wurden eine Reihe missionarischer Probleme offensichtlich (enorme Entfernungen, kleine isolierte Gemeinden, Mangel an Priester- und Ordensberufen, Überalterung des Missionspersonals, Ausbreitung der Sekten).
Die Herausforderungen für Europa bestehen insbesondere im Zustrom von nicht getauften Einwanderern, im Zusammenleben mit Völkern anderer Religionen sowie in der Tatsache, dass heute weite Schichten der Bevölkerung entchristlicht sind.
Die ungefähren Zahlen für Deutschland (Stand 1995):
82 Millionen Einwohner, davon sind 27 Millionen (33 Prozent) katholisch, 28 Millionen (34 Prozent) evangelisch. Die deutschen Katholiken machen also etwa 2,5 Prozent der Gläubigen der Weltkirche aus.

Päpste in Zeiten geistigen und politischen Umbruchs

Pius IX. und Johannes XXIII. – Brückenbauer mit unterschiedlichem geistlichen Profil

Pius IX. - ein langes Pontifikat

Die beiden Nachfolger des Apostels Petrus im Dienst der Weltkirche:
Pius IX. und Johannes XXIII. - beide Italiener - trugen je auf ihre Weise zur Förderung des Glaubens und zum Wachstum der Kirche bei. Beide waren Menschen ihrer Zeit, von der politischen Umwelt und den geistigen Strömungen der beginnenden Neuzeit geprägt. Papst Johannes Paul II. wird seine beiden Vorgänger mit drei weiteren Klerikern, einem Bischof, einem Benediktiner und einem Ordensgründer aus Frankreich, am 3. September zur Ehre der Altäre erheben.

Giovanni Maria Mastai Ferretti wurde am 13. Mai 1792 in Senigallia geboren. Am 10. April 1819 empfing er die Priesterweihe. Bereits seit 1815 arbeitete er mit Jugendlichen im Hospiz „Tata Giovanni" zusammen, dessen Rektor er später wurde. Papst Pius VII. lernte den jungen Mastai während seines römischen Aufenthaltes kennen. Im Jahre 1823 sandte er ihn als „Auditor" nach Chile. Nach Italien zurückgekehrt, ernannte Papst Leo XII. ihn zum Bischof von Spoleto.

Am 24. Mai 1827 empfing Mastai Ferretti in „San Pietro in Vincoli" die Bischofsweihe. Der Papst sah in ihm einen „Mann von Ernsthaftigkeit und Umsicht, einen Mann der Lehre und der Sittlichkeit und einen Mann von großer Erfahrung".
Die Leitung dieser Diözese übernahm der neue Bischof mit großem Eifer. Er reformierte Bildungsanstalten und förderte vor allem durch geistliche Exerzitien im Klerus einen gesunden Geist. Von Papst Gregor XVI. zur Leitung der Diözese Imola berufen, war Bischof Mastai Ferretti in kurzer Zeit beim Volk beliebt und beim Apostolischen Stuhl geachtet. Am 14. Dezember 1840 wurde er ins Kardinalskollegium berufen. Die Kardinäle wählten ihn am 16. Juni 1846 zum Papst, und er nahm den Namen Pius IX. an. Als Papst war ihm besonders die Förderung kirchlicher Studien ein Anliegen. Das Jahr 1848 brachte für Papst und Kirchenstaat tiefgreifende Veränderungen.
Das selbstgewählte Exil in Gaeta ging für Pius IX. erst zu Ende, als Rom von französischen Truppen eingenommen wurde.
Das gesamte Pontifikat von Pius IX. war durch die Betonung vom Vorrang des Übernatürlichen vor Rationalismus, Liberalismus und Naturalismus geprägt. Bereits im Jahre 1853 warnte der Papst vor den Folgen moderner Irrtümer, und 1862 legte er den Bischöfen der Weltkirche eine Reihe Propositionen vor, die in der Enzyklika Quanta cura verurteilt wurden. Die Definition des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens am 8. Dezember 1854 ist gleichzeitig eine Feststellung des Vorrangs des Übernatürlichen. Dieses Dogma hat die fundamentale Bedeutung, den Menschen aufzurufen, die eigenen Grenzen zu bedenken.
Schließlich berief Papst Pius IX. das I. Vatikanische Konzil ein (1869-1870). Es sollte der Aufwertung des pastoralen und spirituellen Auftrags der römischen Kirche dienen und die überlieferte Lehre bestätigen. Die Definition des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit am 18. Juli 1870 markierte dann auch den lehramtlichen Höhepunkt seines Pontifikates.

Pius IX. nahm zahlreiche Selig- und Heiligsprechungen vor, unter denen die von Leonardo di Porta Maurizio und vom hl. Paul vom Kreuz hervorzuheben sind. Drei große Bischöfe der Kirche, Hilarius von Poitiers, Franz von Sales und Alfons von Liguori, erhob er zu „Kirchenlehrern". Der Papst erklärte den hl. Josef zum Universalpatron der Kirche und förderte damit entscheidend die christliche Volksfrömmigkeit.
Am 7. Februar 1878 starb Pius IX nach über dreißigjährigem Pontifikat. Nach seinem Wunsch wurde er in der Basilika San Lorenzo vor den Mauern bestattet.
In seinem Pontifikat erfuhr die Kirche eine ungeahnte Ausbreitung. Pius IX. errichtete das lateinische Patriarchat von Jerusalem und stellte die kirchliche Hierarchie in England und Holland wieder her. Ganz besonders lag ihm die Mission am Herzen. Der Papst schuf 29 neue Metropolitansitze, gründete 132 neue Bistümer, 3 Apostolische Präfekturen und Apostolische Delegationen. In den Missionsländern richtete er 33 neue Apostolische Vikariate und 15 Präfekturen ein. Er kreierte den ersten Kardinal von Nordamerika und förderte Traditionen und Riten der Katholischen Ostkirchen.

Quelle für das Wirken des Papstes ist seine geistliche Lebensführung. Als Neupriester

hatte er sich vorgenommen: „All mein Handeln in Gott, mit Gott und für Gott", bzw. „keinen Millimeter will ich vom göttlichen Willen abrücken" (A. Serafini, Pio IX, Città del Vaticano 1958, S. 1682). Er folgte konsequent dem Weg, den sein Amt ihm vorgab.
Pius IX. stand bereits zu Lebzeiten im Ruf der Heiligkeit, und dieser Ruf nahm nach seinem Tode noch zu. Dabei ist auch die Wertschätzung durch Papst Johannes XXIII. gegenüber seinem Vorgänger Pius IX. nicht zu vergessen (vgl. L. F. Capovilla, in: Atti Senigalliesi S. 245, anläßlich des zweihundertsten Geburtstages von Pius IX.).

Johannes XXIII. –
Papst des Gehorsams und des Friedens

Angelo Giuseppe Roncalli wurde am 25 November 1881 in Sotto il Monte, einem Dorf in der Diözese Bergamo, geboren. Nach gründlichen Studien in Bergamo und Rom empfing er am 10. August 1904 die Priesterweihe und promovierte im gleichen Jahr zum Doktor der Theologie. Bereits im folgenden Jahr war er Sekretär seines Bischofs und lehrte als Professor am Seminar seiner Heimatdiözese. Am Ersten Weltkrieg nahm er zunächst als Sanitätsunteroffizier und später als Feldgeistlicher teil. Im Jahre 1921 berief ihn Papst Benedikt XV. zum Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung in Italien. Nebenamtlich arbeitete er an der Kongregation „Propaganda Fide" und lehrte Theologie am Römischen Seminar.
Am 19.März 1925 empfing Roncalli die Bischofsweihe, nachdem er zum Titularerzbischof von Arepolis und zum Apostolischen Visitator von Bulgarien ernannt worden war. 1934 übernahm er die Apostolische Delegatur für die Türkei und Griechenland, zunächst mit Sitz in Istanbul, später in Athen. In dieser Funktion konnte er während der deutschen Besetzung Griechenlands im Zweiten Weltkrieg u. a. die Deportation griechischer Juden verhindern. Seit 1944 wirkte er als Apostolischer Nuntius in Paris und bewahrte die französischen Bischöfe vor der Willkür des Regimes der Nationalsozialisten. Er setzte sich während des Krieges auch für deutsche Kriegsgefangene ein. Unvergessen bleibt sein Besuch der deutschen Gefangenen 1945 in Chartres.

Papst Pius XII. ernannte ihn zum Erzbischof und Patriarch von Venedig und berief ihn am 12. Januar 1953 ins Kardinalskollegium.
Am 28. Oktober 1958 wählten die Kardinäle den 77 Jahre alten Patriarchen von Venedig nach viertägigem Konklave zum Papst . Er wählte den Namen Johannes XXIII. Am 11. Oktober 1962 eröffnete er das Zweite Allgemeine Vatikanische Konzil, um der Kirche den Weg in eine neue Zeit zu öffnen.
Von seinen acht Enzykliken haben zwei außerordentliche Wirkung gezeigt: Die Sozialenzyklika Mater et magistra vom 15. Mai 1961 und die Friedensenzyklika Pacem in terris vom 11. April 1963 zeigen, wie seine Liebe zur Menschheit sein gesamtes Pontifikat in Denken und Handeln bestimmte. Damit baute er Brücken zu allen Menschen, Gläubigen, Andersgläubigen und Nichtglaubenden. „Er kann mit einmaliger Berechtigung als ökumenischer Papst bezeichnet werden. Von Anfang an fiel dieser neue Ton auf, der in päpstlichen Äußerungen gegenüber den von der Kirche getrennten Christen angeschlagen wurde. Sie werden >Brüder< genannt, als solche bezeichnet, die >sich des christlichen Namens rühmen"< (Julius Kardinal Döpfner). In persönlicher Schlichtheit nannte der Papst sich selbst „Bruder Johannes". Sein Geistliches Tagebuch eröffnet den Weg zum Geheimnis eines Menschen, der - obwohl als Übergangspapst bezeichnet - es vermochte, die Probleme von Kirche und Welt zu benennen und zu analysieren. Hoch verehrt und geschätzt starb Johannes XXIII. am 3. Juni 1963 und wurde in den Vatikanischen Grotten bestattet. Bis heute zieren häufig frische Rosen sein schlichtes Grab.
Dr. H.-J. Kracht

.. Arm, aber als Kind ehrbarer und bescheidener Leute geboren, bin ich besonders froh, arm zu sterben, nachdem ich das, was mir - übrigens in sehr bescheidenem Maß - im Lauf der Jahre als Priester und Bischof zur Verfügung stand, nach den verschiedenen Umständen und Erfordernissen meines einfachen und bescheidenen Lebens an die Armen und an die heilige Kirche, die mich ernährt hat, verteilt habe. Scheinbarer äußerer Wohlstand verbarg oft schmerzlich empfundene Armut und hinderte mich, mit der Freigebigkeit auszuteilen, wie ich gewollt hätte. Ich danke Gott für diese Gnade der Armut, die ich schon in meiner Jugend gelobt habe: Armut im Geiste, als Priester des Heiligsten Herzens, und wirkliche Armut. Sie hat mir die Kraft gegeben, nie etwas zu erbitten, weder Posten noch Geld, noch Gunsterweise, niemals, weder für mich noch für meine Angehörigen oder meine Freunde ...
(Aus dem Geistlichen Testament von Papst Johannes XXIII.)

Weitere neue Selige

Guillaume-Joseph Chaminade
Gründer der Marianistinnen (1816) und Marianisten (1817)
* 8.4.1761 in Périgueux
+ 22.1.1850 in Bordeaux

Giuseppe Marmion
Ordensname: Columba,
Profeßpriester des Benediktinerordens
* 1.4.1858 in Dublin (Irland)
+ 30.1.1923 in Maredsous (Belgien)

Tommaso Reggio
Erzbischof von Genua und Gründer der Kongregation der Schwestern von der hl. Marta
* 9.1.1818 in Genua (Italien)
+ 22.11.1901 in Triora/Ventimiglia/Italien

Tabula gratulatoria

Linz. Der Sozialethiker Prof. Johannes Schasching SJ erhielt von der Theologischen Hochschule Linz das Ehrendoktorat der Theologie. Als Experte der Soziallehre der Kirche wirkte der Gelehrte an der Erarbeitung zahlreicher Dokumente beratend mit. OR 9.6.00

VATIKAN

Papstbotschaft zu den Heiligjahrfeiern in den Gefängnissen

Rom (Fides) - Am 30 Juni wurde die Botschaft von Papst Johannes Paul II. zu den Heiligjahrfeiern in den Gefängnissen veröffentlicht, die am 9. Juli begangen werden sollen und aus deren Anlaß der Papst auch das römische „Regina Coeli"-Gefängnis besuchen wird. In seiner Botschaft wendet sich der Papst mir Zuversicht an „die Verantwortlichen der Staaten mit der Bitte um ein Zeichen der Milde zugunsten aller Gefangenen". „Eine wenn auch geringe Reduzierung der Strafe", so der Papst „wäre für die Gefangenen ein klares Zeichen der Sensibilität gegenüber ihren Bedingungen".

Weiter schreibt der Papst „Den Gefangenen, Männer und Frauen, in allen Teilen der Welt versichere ich meine spirituelle Nähe und schließe sie als Brüder und Schwestern der Menschheitsfamilie alle in eine ideelle Umarmung ein". In seiner Botschaft erinnert der Papst auch daran, dass „die Zeit von Gott ist". „Diese Herrschaft Gottes umfaßt auch die Zeit der Strafe. Die öffentliche Macht ... muss sich bewußt sein, dass sie nicht die Herrschaft über die Zeit des Gefangenen besitzt. Gleichsam darf derjenige, der sich in Haft befindet, auch diese Zeit nicht als eine Zeit erleben, die ihm auf unersetzbare Weise entzogen wurde."

Die Herrschaft Gottes über die Zeit hebt Papst Johannes Paul II. in besonderer Weise hervor: „Auch die Zeit, die in der Haft verbracht wird, ist die Zeit Gottes und soll als solche erlebt werden; es ist eine Zeit, die Gott als Anlaß der Wahrheit, der Bescheidenheit, der Buße und des Glaubens hingegeben werden sollte". Gerade der Glaube kann dem Gefangenen nach Ansicht des Papstes eine Hilfe bei der Erlösung sein. „Auch wenn die Haftumstände oft zu einem Persönlichkeitsverlust führen und dem Häftling die Möglichkeit nehmen, sich selbst öffentlich zu Ausdruck zu bringen, sollte er sich bewußt sein, dass dies vor Gott nicht so ist".

Nach dem Wunsch des Papstes soll das Jubeljahr ein Anlass sein, „neue Gelegenheit der Bewährung zu schaffen", da die Haft ansonsten nichts anderes wäre als „reine soziale Vergeltung, was sie nur verhasst machen könnte". Der Papst weiß um die Probleme der Gefängnisse und schreibt deshalb: „In vielen Ländern sind die Gefängnisse übervoll. In manchen Haftanstalten sind die Bedingungen etwas besser, doch an anderen Orten leben die Gefangenen unter prekären um nicht zu sagen des Menschen unwürdigen Bedingungen". Der Papst betont außerdem, dass die Haft, so wie sie heute verstanden wird Probleme entstehen lässt, „die oft größer sind als jene, die man zu lösen versucht". Deshalb wünscht der Papst „einen Mentalitätswandel, infolgedessen eine entsprechende Anpassung der juridischen Institutionen möglich wäre".

Für Johannes Paul II. sollte „das Gefängnis nicht ein Ort der Fehlerziehung, der Muße und vielleicht sogar des Lasters sein, sondern ein Ort der Bewährung". Aus diesem Grund fordert er, dass den Häftlingen neben der Möglichkeit der Arbeit und der sozialen Wiedereingliederung „auch eine Vertiefung ihrer Beziehung zu Gott und eine Beteiligung an Projekten der Solidarität und der Nächstenliebe angeboten wird". Der Papst macht in diesem Zusammenhang auch konkrete Vorschläge zu Verbesserung der Haftbedingungen: „Aus der Gesetzgebung der Staaten sollten schließlich alle Normen gestrichen werden, die gegen die Grundrechte des Menschen verstoßen, und jene Gesetze, die die Religionsfreiheit der Häftlinge einschränken. Es sollten auch jene Regelungen überprüft werden, die schwerkranken und sterbenskranken Häftlingen nicht das entsprechende Augenmerk zukommen lassen; ebenso sollten jene Strukturen gestärkt werden, die für den Rechtsschutz der Ärmsten zuständig sind." (7/7/2000)

15. WELTJUGENDTAG / HEILIGJAHRFEIERN DER JUGENDLICHEN

Kommentar

Die Jugendlichen und der Glaube des Dritten Jahrtausends

Betrachtet man die am Abend des 15. August 2000 auf dem Petersplatz und auf dem Platz vor der Lateransbasilika versammelten Jugendlichen, so verschafft dies Zuversicht: angesichts der Voraussagen der Organisatoren vom Tag zuvor und der Befürchtungen im Zusammenhang mit einem „Jubiläums-Flop" spricht die Begeisterung der in Rom versammelten über 700.000 Jugendlichen Bände, was den Einfluss des Glaubens der Kirche auf die Welt der Jugendlichen anbelangt, die so oft missachtet und als feindseliger Planet betrachtet wird, auf den es unmöglich ist, vorzudringen. Ein Großteil der Jugendlichen befinden sich zusammen mit dem Verantwortlichen einer Pfarrgemeinde oder einer Bewegung, dem Priester oder einer Schwester in Rom, die gemeinsam mit ihnen am Abend des 15. August tanzten und gemeinsam mit ihnen den Alltag erleben.
Allein der Anblick dieser Menschenmengen

wirkt einschüchternd. Sind all diese jungen Menschen wirklich gekommen, weil sie glauben? In den vergangenen Tagen haben Politiker, Journalisten und Akademiker sich mehrfach gefragt, ob es sich bei diesen „Papa-Boys" nicht nur um ganz normale Jugendliche handelt: sie leben in der Gruppe, gehen nach Rom, wie man ins Fußballstadion geht, treffen sich zur Katechese und verbringen den Abend danach mit Tanzen und Trinken.

Die 700.000 jungen Menschen haben am 15. August tatsächlich getanzt und (Wasser) getrunken: das Wasser, das aus Schläuchen auf den Platz gespritzt wurde, sollte nicht die Gewalt der Hooligans stoppen, sondern jenen Erfrischung verschaffen, die auf den Papst warteten wie auf einen Vater. Alle waren sich an diesem Tag einig: dieses Treffen ist „besser" als ein Fußballspiel oder ein Rockkonzert. Auf den Plätzen, auf denen die Begegnungen mit dem Papst stattfanden, wurde weder Bier getrunken noch Haschisch geraucht. Es war also wirklich besser als bei einem Fußballspiel oder im Stadion.

Jenen, die die Liberalisierung der Drogen vorschlagen, sollte man in Erinnerung rufen, dass die Jugendlichen nicht wollen, dass man sie zufriedenstellt und ihre Wünsche plättet. Sie suchen nach Menschen, die sie lieben, sie suchen eine Würde, die sie für jene Situationen entschädigt, in die sie oft von den Erwachsenen gedrängt werden. Johannes Paul II. sagte auch: „Denkt nie, dass ihr nur ... eine Nummer in einer anonymen Menge seid. Jeder Einzelne unter euch hat vor Christus seinen Wert ... er wird geliebt, auch wenn er sich dessen nicht bewusst ist."

Die auf fast brutale Art und Weise vom Papst gestellte Frage: „Was sucht ihr hier ... warum seid ihr gekommen?") hat jeglichen Zweifel ausgeräumt. Und die Antwort der Jugendlichen, die im Chor riefen „Je-sus, Je-sus" kann zwar einem Intellektuellen, vielleicht sogar Katholiken, nur ein Lächeln abgewinnen, aber es handelt sich um eine ehrliche Antwort: diese jungen Menschen sind nach Rom gekommen, um Gott zu suchen. Es ist nicht die Suche nach Abwechslung oder Kultur, die jemanden dazu treibt, in den Sommerferien zum gemeinsamen Gebet zu versammeln. Ein Jugendlicher, der aus Litauen angereist war, riskierte nach dreitägiger Busfahrt einen Kreislaufzusammenbruch, den Jugendlichen aus Hongkong fehlt die allabendliche Hygiene unter der Dusche, doch die Freude am Zusammensein mit den anderen ist wichtiger als alles andere: „Mit euch zusammen bin ich hier Jesus begegnet", sagte einer von ihnen zu einem Fides-Korrespondenten.
Die persönliche Begegnung mit Jesus gehört auch zu den Hauptanliegen Johannes Pauls II. sowie der Bischöfe, Kardinäle und der christlichen Erzieher. Allzu oft wurde das Christentum als eine Reihe von Vorschriften und Regeln dargestellt, als Gefühlsduselei oder eine Reihe von „Werten", die etwas Hochherzigkeit erfordern, aber nicht das Leben.

Für Johannes Paul II. ist Jesus Christus der Sinn unserer Verwunderung über die Schöpfung und über den Menschen. Jedes mystische Gefühl, jedes Engagement für Ökologie und Gerechtigkeit finden in Christus Kraft und Intelligenz. Die Gefahr für das Christentum des dritten Jahrtausends kommt nicht von den Jugendlichen, sondern von ihren oft gleichgültigen Erziehern. Die Befürworter der Liberalisierung von Drogen sprechen von Gefühlen, aber nicht über das „Warum?"; sie sprechen von Engagement, aber nicht über das „In wessen Namen?"; sie sprechen von Verwunderung, aber nicht „vor Wem?".

In der Vigil am Abend des 15. August ging er den jungen Menschen mit seinem Beispiel voran: „Ich möchte euch sagen, dass ich selbst als erster ganz fest an Jesus Christus, unseren Herrn, glaube". Bei seiner Erzäh-

lung über seinen Werdegang und seine persönliche Berufung handelt es sich nicht um etwas Sentimentales, sondern um den Erfahrungsbericht aus einem dem Herrn gewidmeten Leben. Die Kirche des dritten Jahrtausends wird allein in diesem persönlichen Wiederentdecken des Glaubens und des Zeugnisses eine lebendige Zukunft finden. Bernardo Cervellera

Aus der Mission

Kein Verdacht mehr gegen Jesuiten in Nowosibirsk

München, 19.7.2000 (KNA) Zwei Monate nach der Durchsuchung des „Inigo-Spiritualitätszentrums" der Jesuiten in der Stadt Nowosibirsk hat sich das Verhältnis zwischen den Behörden und der katholischen Kirche Westsibiriens entspannt. Das berichtete der Apostolische Administrator von Westsibirien, Bischof Joseph Werth, dem Hilfswerk „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe" in München. Die für den Vorfall verantwortliche Finanzbehörde habe inzwischen ihren Verdacht schriftlich zurückgenommen, in dem zum Fernsehzentrum ausgebauten Ordenshaus komme es zu rechtswidrigen Machenschaften. Nun stehe fest, dass die Kirche nichts zu verbergen habe, sagte Werth.

Elf zum Teil bewaffnete Angehörige der russischen Finanzpolizei waren am 11. Mai ohne gültigen Durchsuchungsbefehl in das Zentrum eingedrungen. Sie stellten Hausbewohner vier Stunden lang unter Arrest. Selbst die Kapelle ist nach Angaben Werths nicht verschont geblieben. Besonderes Interesse hätten die Beamten der Finanzpolizei an religiösen Programmen gezeigt, die im Zentrum im Auftrag des polnischen Fernsehens hergestellt wurden. Nach Einschätzung des Bischofs ist das Einlenken der lokalen Behörden den zahlreichen kirchlichen Protestschreiben an die zuständigen Stellen in Moskau zu verdanken. ham/psl (LDB-1329-Funk-voraus am 18.7.)

ITALIEN

Päpstliches Institut für die Aussenmission: 150 Jahre an den äußersten Grenzen der Mission

Rom (Fides) - Am 10. Juni, dem Fest der Apostelkönigin Maria, haben die 150-Jahr-Feiern des Päpstlichen Institutes für die Aussenmissionen (PIME) begonnen, die bis zum 6. Juni 2001 dauern werden. Während dieser Zeit werden die Gemeinschaften in den verschiedenen Ländern, in denen das Päpstliche Institut heute präsent ist, zahlreiche Initiativen und Veranstaltungen aus diesem Anlass stattfinden. Am 30. September wird Erzbischof Carlo M. Marini in Saronno (Mailand), wo das Institut gegründet wurde, den Vorsitz bei der Weihe der Diakone des Institutes haben. Ein weiteres bedeutendes Ereignis, das nicht vorhersehbar war, sich aber bestens in den Rahmen der Feierlichkeiten einreiht, wird am 1. Oktober in Rom stattfinden: unter den chinesischen Märtyrern wird der erste Heilige des PIME geweiht werden, nämlich der selige Alberico Crescitelli.

Unter den verschiedenen Initiativen, die aus Anlaß der 150-Jahrfeiern geplant wurden, befinden sich zahlreiche Veröffentlichungen (Bücher, Biographien, CD/Hörkassetten, Videokassetten, Broschüren, Wandzeitungen), Ausstellungen, liturgische und geistliche Feiern, Konzerte. Eigens aus Anlass der Jubiläumsfeiern fasste Piero Gheddo das faszinierende Abenteuer des PIME in einem Buch zusammen: „PIME: 150 Jahre Mission" (EMI 2000, 1234 Seiten, Lit. 50.000). In einem weiteren Band beschreibt Domenico Colombo die Ursprünge des Missionsinstitutes: „PIME: Gründungsdokumente" (EMI 2000, 462 Sei-

ten, Lit. 32.000).

KONGO BRAZZAVILLE

Salesianer Missionar klagt an: „340 Flüchtlingskinder von Hilfswerken vergessen"

Brazzaville (Fides) - 340 ruandische Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 3 und 17 Jahren, die seit Mai 1997 im Flüchtlingslager von Kintélé leben, wurden von den internationalen Hilfswerken sich selbst überlassen: die Lieferungen von Lebensmitteln, Trinkwasser und Medikamenten wurden eingestellt.

„In dem Flüchtlingslager leben zusammen mit den Kindern weitere 2.500 Menschen ohne weitere Hilfen", erklärte der französische Salesianerpater Pierre Chopin, der diese Flüchtlinge betreut, gegenüber Fides. Der Ordensmann klagt über die Vorgehensweise der Hilfswerke: „Das Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen hat seit dem Dezember letzten Jahres die Hilfslieferungen eingestellt; das Internationale Rote Kreuz bringt seit dem 1. Juli kein Wasser mehr; zuletzt hat auch das Internationale Rescue Committee die Bereitstellung von Medikamenten eingestellt".

Das Aufnahmelager von Kintélé befindet sich 35 Kilometer nördlich der Hauptstadt: Seit Mai 1997 leben dort über 340 ruandische Kinder mit ihren Familien, die zuerst aus Ruanda (nach der Rückkehr der Tutsi an die Macht) und dann aus der Demokratischen Republik Kongo (nach der Invasion ruandischer Soldaten in die östlichen Gebiete) geflüchtet waren.

P. Chopin unterrichtet zusammen mit mehreren Mitbrüdern seit drei Jahren die Kinder im Flüchtlingslager: der Unterricht findet im Freien unter Bäumen oder in ärmlichen Hütten statt. Doch nach der Einstellung der Hilfsprogramme ist die Situation unzumutbar geworden: „Seit sechs Monaten", klagt einer der Salesianerbrüder, „müssen wir uns neben schulischen Dingen auch um das Überleben der Kinder kümmern. Die Kinder kommen hungrig zum Unterricht. Wie kann man da verlangen, dass sie lernen wie andere Kinder überall auf der Welt?". Seitdem Anfang Juli auch die Trinkwasserversorgung eingestellt wurde, kommen viele Kinder überhaupt nicht mehr zum Unterricht: sie verbringen den Tag mit der Suche nach Trinkwasser. Mit Wasserbehältern, in denen sie 5 oder 10 Liter Trinkwasser transportieren, legen sie mehrmals einen drei Kilometer langen Fußweg bei einem Höhenunterschied von rund 80 Metern zurück.

Die Schule im Flüchtlingslager Kintélé war bisher ein Vorbild für Wiedereingliederung und Versöhnung: Kindern, die vor einem Stammeskrieg mit politischem und wirtschaftlichem Hintergrund geflüchtet waren, sollte friedliches Zusammenleben, Toleranz und die Annahme ethnischer, religiöser und politischer Unterschiede beigebracht werden. „Unsere Schule", betont P. Chopin, „ist keine konfessionelle Schule. Wir unterrichten Kinder verschiedener Religionen und auch die Lehrkräfte sind nicht alle katholisch". (M.T.S.) (11/8/2000)

ECUADOR

„Jugendliche, Propheten des Lebens und der Hoffnung": 1. Kongress über die missionarische Berufung

Quito (Fides) - Mindestens 3000 Jugendliche aus ganz Ecuador treffen sich vom 1. bis zum 5. August zum ersten Kongress der Jugend über die missionarische Berufung in Guayaquil. Der Kongress, der von der Bi-

schofskonferenz, der Konferenz der Ordensgemeinschaften Ecuadors sowie den Päpstlichen Missionswerken organisiert wird, umfasst mehrere Bereiche der Pastoral: Jugend, Familie, Berufungen, Mission, Katechese. Die Organisation liegt in den Händen eines Koordinierungskomitees, in dem jeweils ein Vertreter jedes Pastoralbereiches vertreten ist. Zur Eröffnung und zur Schlussfeier des Kongresses erwartet man rund 35.000 Menschen, darunter Kongressteilnehmer, Kirchenvertreter und die Bewohner von Guayaquil.

Gemäß dem Slogan „Jugend höre: Rufe mit Gott nach dem Leben und stifte Hoffnung" werden die Jugendlichen über das Thema „Jugendliche, Propheten des Lebens und der Hoffnung" nachdenken. Das Koordinierungskomitee hat ein Grundsatzpapier für den Kongress erarbeitet. Darin werden 50.000 Jugendliche der 23 Kirchenprovinzen des Landes aufgefordert, eine gemeinsame Reflexion über acht Arbeitsbereiche zu führen:
eine neue Gesellschaft erbauen
eine neue solidarische Wirtschaft nach menschlichem Zuschnitt konstruieren, Ausbildung und Einsatz für das Gemeinwohl, Familiengründung, wahre Glaubenszeugen, Vorbereitung auf das Leben, Präsenz in den sozialen Kommunikationsmitteln, die Schöpfung, die uns gehört.
Die Ergebnisse dieser gemeinsamen Arbeit werden von großer Bedeutung für den Kongress von Guayaquil sein.

Das Ziel der Zusammenkunft wird auch sein, der ecuadorianischen Gesellschaft christliche Antworten auf die wirtschaftliche, soziale, politische und moralische Krisenlage zu geben. Ecuador, ein Land mit 12 Millionen Einwohnern, macht derzeit die schwerste Wirtschaftskrise seiner Geschichte durch. Schuld daran ist die Korruption der Politiker, der Banker und der Verwaltung. Die Aktivität der beiden Vulkane Pichincha bei Quito und Tungurahua bei Banos hat kürzlich die Lebensbedingungen verschlimmert.

Nach Aussage von Osvaldo Fierro von den Päpstlichen Missionswerken in Ecuador, der dem Koordinationskomitee des Kongresses angehört, wird das Treffen „für Tausende von Jugendlichen eine großartige Gelegenheit bieten, ihre Hoffnung und ihre Verpflichtung auszudrücken, mit Jesus, im Licht des Evangeliums, ein lebendiges Ecuador, das eine Freude für alle ist, aufzubauen." (21/7/2000)

INDIEN

Orientierungskurs für 40 Missionare ad gentes

Pune (Fides) - Ein Orientierungskurs für Missionare, die sich ins Ausland begeben, hat vom 12. Juni bis 1. Juli in Pune (Indien) stattgefunden. Daran haben 35 Ordensfrauen verschiedener Kongregationen sowie 5 Steyler Missionare teilgenommen, die in die USA, nach Sambia, Angola, Hongkong, Algerien, in die Schweiz, nach Mexiko, Assam (Indien) und Brasilien gehen. Dieser Kurs findet jedes Jahr im Juni statt und stellt die einzige Gelegenheit dar, die Länder kennenzulernen, in die die Missionare zum Arbeiten gehen.
Der Direktor dieses Programms, der Steyler P. Stanny, sagte gegenüber Fides, dass „die Idee des Austausches von Missionaren zwischen christlichen Lokalgemeinden Teil des neuen Missionskonzeptes geworden ist. Dieses intensive Fortbildungsprogramm hat zum Ziel, Priester und Ordensleute, die zur Auslandsmission bestimmt wurden, auf ihre umfangreiche Aufgabe vorzubereiten, bei der sie in eine neue Kultur und ein neues Ambiente eintreten. Ein wichtiger Teil dieses Seminars ist der Erfahrungsaustausch mit Missionaren anderer Länder. Im Kurs wurden folgende Themen behandelt: Grundlegende

Aspekte der indischen Religionen; Kultur und kultureller Übergang; Grenzen der Mission im Ausland; Dynamik der missionarischen Gegenwart; die Bibel in der Mission; neue religiöse Bewegungen, interkulturelle Kommunikation."

INDIEN

Zeuge des Mordes an Bruder Georg ermordet: Kirche protestiert

New Dehli (Fides) - Die Kirche beschuldigt offiziell die Polizei. Nach dem Mord an Bruder George Kuzhikandom am vergangenen 7. Juni (vgl. Internationaler Fidesdienst vom 16. Juni 2000) starb nun unter ungeklärten Umständen ein Augenzeuge des Mordes, der 23jährige Vijay Ekka, der als Koch bei der Brüdergemeinschaft arbeitete. Bruder Emmanuel Thachaodil, der Provinzobere der Kongregation der Missionsbrüder des hl. Franz von Assisi (CMSF), der Bruder George angehörte, verklagte die Sicherheitskräfte von Mathura wegen Mord.

Gloria, die Ehefrau von Vijay Ekka erwartet dessen erstes Kind. Der junge Mann arbeitete seit über 6 Jahren im Assisi Ashram in Vavada (Mathura). Nachdem er zusammen mit einem Jungen den Mord an Bruder George beobachtet hatte, war er am 10. Juni von der Polizei abgeführt und ohne formelle Anklage im Gefängnis festgehalten worden. Während seiner Haft soll er mehrmals infolge von Foltermaßnahmen das Bewusstsein verloren haben. Die Brüder des CMSF hatten nach einem Besuch im Gefängnis erklärt, sie fürchteten um sein Leben. Mit den Foltermaßnahmen wollte die Polizei von Ekka ein Geständnis erwirken und somit den Mord zu einem kircheninternen Fall machen.
Am 17. Juni waren die Brüder vom Tod Ekkas benachrichtigt worden, der nach Aussage der Polizei Selbstmord begangen haben soll. Erzbischof Vincent Concessao, der sich daraufhin in das Gefängnis begab, berichtete von Blutergüssen und Verletzungen am Körper des Verstorbenen. „Es handelt sich ganz offensichtlich um einen Fall von Mord während eines illegalen Festhaltens durch die Sicherheitskräfte", erklärt die christliche Menschenrechtsorganisation United Christian Forum for Human Rights, die eine offizielle Untersuchung der Nationalen Menschenrechtskommission in diesem Fall fordert. Am 18. Juni wurden infolge der Proteste und der Anklage der Kirche zwei Gefängniswärter festgenommen.

Der Mord an Bruder George war eine der letzten Episoden in Zusammenhang mit der antichristlichen Gewalt in Indien, von denen es seit Anfang des Jahres bereits 35 gegeben hat. Die Hindu-Extremisten werfen den Christen Praktiken der Proselytenmacherei und der Zwangsbekehrungen vor. (30/6/2000)

SENEGAL

Benediktinermönche legen christliches Zeugnis unter Muslimen ab

Dakar (Fides) - Sie wollen in einem Land mit muslimischer Mehrheit Zeugnis vom christlichen Leben ablegen: dies ist nach Aussage von P. Ange Marie Niouku, der vor kurzem zum Abt des rund 50 Kilometer östlich von Dakar gelegenen Benediktinerklosters von Keur Mussa gewählt wurde, das Hauptziel seiner Klostergemeinschaft.

Pater Niouku folgt im Amt des Abtes Pater Philippe Champtenier nach, der die Benediktinergemeinschaft seit 1984 leitete. Der neue Abt will das Werk seines Vorgängers weiterführen und mit der Kraft des benediktinischen Geistes vom Evangelium Zeugnis ablegen.
Er bange nicht um die Zukunft des mona-

stischen Lebens in Senegal, einem Land mit muslimischer Mehrheit, so Pater Niouku gegenüber Fides: „Durch die Gnade des Heiligen Geistes", betont der neue Abt, „hat das monastische Leben hier seinen Raum. Ein muslimischer Freund erklärte mir einmal ‚ihr seid schwach, aber ihr seid auch stark, denn wir spüren, dass ihr von einer unsichtbaren göttlichen Kraft beseelt seid'".

Im Kloster von Keur Moussa leben heute 38 französische und einheimische Mönche. Das Kloster wurde 1963 gegründet und war bis 1984 der Abtei von Solesmes (Frankreich) unterstellt. Der neue Abt ist der 12. Abt in der Geschichte des Klosters. (R.L.) (25/8/2000)

Schwestern auf den Philippinen bedroht

Durch die Geiselnahme einer Touristengruppe ist die internationale Aufmerksamkeit auf die Philippinen gerichtet. Schwester Carmelita Perez ist die Distriktkoordinatorin für die Philippinen. Sie schreibt: „Ich möchte gerne von den Entwicklungen auf Mindanao erzählen, besonders von unseren Schwestern in Tawi-Tawi. Nach bestätigten Berichten ist die Terrorgruppe Abu Sayyaf nun in Bongao. Eines ihrer erklärten Ziele ist es, Ordensleute zu entführen. Den Missionsärztlichen Schwestern und anderen Ordensleuten wurde geraten, sich nur im Rahmen ihrer normalen Arbeitszusammenhänge zu bewegen. Außerhalb der bekannten Wege sei es nicht mehr sicher. Daraufhin haben sich die Mitglieder der drei Ordengemeinschaften, die in dieser Gegend leben und arbeiten, getroffen, um zu beraten, was in dieser Situation getan werden kann. Zur Zeit sind drei unserer Schwestern in Bongao. Sie wollen auch unter den schwierigen Bedingungen dort bleiben. Natürlich steht es jeder einzelnen frei, Bongao zu jedem Zeitpunkt zu verlassen. Bitte, betet mit uns für die Sicherheit aller Menschen dort und um Frieden. Möge Gottes Geist gegenseitiges Verständnis, Mut, Erbarmen und Frieden bringen."

Kontinente

IV Missionsärztliche Schwestern

Aus den Ordensvereinigungen

01. Personalnachrichten -Neuwahlen-

Dominikanerinnen
Institut St. Dominikus - (008)
Vincentiusstr. 4, 67346 Speyer
Neuwahl: Generalpriorin Sr. Gertrud Dahl
Vorgängerin: Sr. M. Dilecta Helfen

Franziskusschwestern (122)
Vierzehnheiligen, 96231 Staffelstein
Neuwahl: Generaloberin Sr. Christine Köberlein
Vorgängerin: Sr. M. Judith Dinkel

Franziskanerinnen von Waldbreitbach (123)
St. Marienhaus, 56588 Waldbreitbach
Neuwahl: Generaloberin Sr. M. Basina Kloos
Vorgängerin: Sr. M. Irmgard Schmitt

Barmherzige Schwestern vom hl. Kreuz (156)
Konradistr. 4, 78476 Allensbach-Hegne
Neuwahl: Provinzoberin Sr. Regina Lehmann
Vorgängerin: Sr. Maria Theresia Schwörer
Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes (175)
Bäckergasse 14, 48143 Münster
Neuwahl: Provinzoberin Sr. Johanna Hohn-

horst
Vorgängerin: Sr. M. Gudula Thimm

Barmherzige Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul (264)
Gögginger Str. 94, 86199 Augsburg
Neuwahl: Generaloberin Sr. M. Michaela Lechner
Vorgängerin: Sr. Luithildis Loidl

Schwestern von der hl. Elisabeth (290)
Bäumerplan 24, 12101 Berlin (Tempelhof)
Neuwahl: Provinzoberin Sr. M. Manuela Grohmann
Vorgängerin: Sr. M. Huberta Wichner

Herzliche Glück- und Segenswünsche den neu- und wiedergewählten Ordensoberinnen.
Den aus dem Amt scheidenden Schwestern danken wir für die gute Zusammenarbeit mit der VOD und wünschen allen Gottes reichen Segen.

02. VOD-Vorstand der VOD stellt sich vor

Liebe Schwestern in der VOD,
Ihnen allen möchte ich mich auf diesem Weg über den Rundbrief vorstellen. Seit 1989 bin ich Mitglied der VOD, zunächst als Provinzoberin, dann seit 1992 als Generaloberin unserer Gemeinschaft der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus mit dem Mutterhaus in Aachen. Vielleicht kennen Sie uns besser als Aachener Franziskanerinnen oder als Schervierschwestern. Der Gemeinschaft gehöre ich seit 1959 an. -
Die Wahl zur Vorsitzenden des VOD-Vorstandes liegt noch nicht lange zurück. Ich bin in der Phase des Eingewöhnens in eine Aufgabe, die anzunehmen ich viel Ermutigung brauchte. Diese wurde mir von Ihnen gegeben. Dafür und für alles geschenkte Vertrauen sowie für die versprochene Gebetsunterstützung danke ich herzlich.
Der Vorstand der VOD hat sich verändert durch eine hohe Zahl neuer Mitglieder. Zuversichtlich glaube ich, dass wir bald zu einer guten und fruchtbaren Zusammenarbeit finden, um mit Ihnen gemeinsam weitere Wegzeichen zu entdecken, Ziele zu bezeichnen und Schritte zu gehen in der Nachfolge dessen, den es in dieser Welt zu bezeugen gilt.
Ihre
Schwester Maria Claudia Bos SPSF

Liebe Schwestern in der VOD,
als neues Mitglied des Vorstandes, möchte ich mich über den Rundbrief vorstellen:
Ich bin Distriktoberin der Missionsärztlichen Schwestern e.V., Frankfurt und gehöre dieser Gemeinschaft seit 1981 an.
Nach einem Studium der Theologie, Philosophie und Pastoralpsychologie bin ich Mitarbeiterin am Institut für Pastoralpsychologie in Frankfurt/St. Georgen in der Aus- und Weiterbildung von Pastoralpsychologen/Innen. Ich sehe den Schwerpunkt meiner Aufgaben in der religiösen Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsbildung; der Entwicklung der persönlichen und gemeinschaftlichen Spiritualität von Ordensfrauen und der Frage von Frau in Kirche und Gesellschaft weltweit.
Auf diesem Hintergrund will ich mich auch im neuen Vorstand mit meinen Erfahrungen zur Verfügung stellen.
Sr. Agnes Lanfermann

Liebe Schwestern,
obwohl Sie mich schon aus dem Vorstand der vergangenen drei Jahre kennen, komme ich der Bitte nach, meinen Lebenslauf kurz zu skizzieren: Im Institut für Lehrerbildung habe ich die Ausbildung als Unterstufenlehrerin, Heimerzieherin und Hortnerin absolvieren können. 1960 bin ich in die Gemeinschaft der Nazarethschwestern vom hl. Franziskus eingetreten. In Erfurt durfte ich das Theologiestudium absolvieren und konnte in den Neunziger Jahren als Gemeindereferentin in

Chemnitz wirken.
1995 hat mich die Wahl zur Generaloberin innerhalb der Gemeinschaft gebunden.

Mein Anliegen ist die wachsende Verbundenheit zwischen den Schwestern in den alten und neuen Bundesländern sowie die Achtung und das gegenseitige Schätzen und Lernen von der je durchlebten und durchtragenen Vergangenheit, derem Guten und Belastenden.
Aus diesem Hintergrund habe ich mich noch einmal der Wahl gestellt.
Sr. Aloisia Kunze, Goppeln

Liebe Schwestern!
Ich, Sr. Christeta Hess ADJC (*16.03.1936), bin seit 1992 Provinzoberin der Armen Dienstmägde Jesu Christi Dernbach.
Mein Ordenseintritt war am 02.02.1956.
Ausbildungen: Gymnasiallehrerin (Deutsch, Englisch, Politik, katholische Religion)
Internatserzieherin
geistliche Begleitung
Einsatzstellen: 1965-1977 Marienschule Limburg, Schule und Internat
1977-1989 Generalrätin
1989-1992 Bildungshaus Tiefenthal
seit 1992 Provinzoberin
Alle Fragen des Ordenslebens, besonders auch die Zusammenarbeit zwischen Ordensgemeinschaften interessieren mich. Deshalb war ich Gründungs- und einige Jahre Vorstandsmitglied in der Arbeitsgemeinschaft der Ordensleute im Bistum Limburg (1972-1991), in der Vereinigung der Erzieherinnen an katholischen Mädcheninternaten, und Schriftführerin der Zeitschrift „Dienender Glaube/Glaube leben" (1989-1998)
Sr. Christeta Hess ADJC, Dernbach

Liebe Schwestern,
ich wurde um einen kurzen „Steckbrief" gebeten, damit alle Mitglieder der VOD den neuen Vorstand kennenlernen können. Seit 1963 gehöre ich zu den Olpener Franziskanerinnen. Nach dem Noviziat habe ich die Leitung von Krankenpflegeschulen übernommen. Anschließend durfte ich Erfahrungen in der Krankenhaus-Seelsorge sammeln und wurde dann als Krankenhausoberin berufen. Seit 1995 engagiere ich mich in der Hospizbewegung. 1997 wurde ich zur Generaloberin der Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung in Olpe gewählt. Unsere Gemeinschaft hat noch etwa 600 Schwestern. Wir sind tätig in Deutschland, in Nordamerika, in Brasilien und auf den Philippinen.

Für unsere Gründerin war es wichtig, sich von der Not der Menschen ansprechen und anrühren zu lassen, und - wenn es möglich ist - sich für diese Menschen einzusetzen.
Sr. Mediatrix Nies, Olpe

Liebe Schwestern,
seit 1996 bin ich mit der Verantwortung für unsere Gemeinschaft, die Franziskanerinnen von Sießen, beauftragt. Derzeit sind wir 495 Schwestern mit Niederlassungen in Deutschland, Brasilien (Staat Sao Paulo) und Südafrika (Freistaat).
Wir wurden 1854 von Dillingen aus gegründet mit dem Grundauftrag „Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend".
Diesen Auftrag versuchen wir, den Erfordernissen der Zeit entsprechend umzusetzen. So haben wir unsere Schulen in einem längeren Prozess 1996 in eine gGmbH überführt. Parallel dazu haben wir den Schulen in Zusammenarbeit mit den Kollegien, Eltern und Schülerinnen eine neue Profilierung auf der Basis franziskanischer Werte gegeben. Gleichzeitig haben wir einen Schwerpunkt auf die freie religiöse Jugendarbeit im Mutterhaus in Sießen gesetzt. Darüber hinaus arbeiten wir in der Gemeindepastoral, in Kindergärten und Jugendhilfeeinrichtungen, bei Obdachlosen und Drogenabhängigen.
Für unsere Gemeinschaft ist an der Wende zum 3. Jahrtausend vor allem wichtig, die Botschaft des hl. Franziskus den Menschen im neuen Jahrtausend zu bringen. Dies bedeutet in erster Linie für uns selbst, nach den

Weisungen des Konzils „Zurück zum Ursprung - zurück zu den Quellen" uns immer mehr im franziskanischen Geist formen zu lassen. Dabei jedoch wollen wir hören und fragen, was die Menschen heute von uns als Franziskanerinnen erwarten und was wir ihnen geben können, damit wir unseren „wahren und heiligen Auftrag" (hl. Franziskus) in der Kirche erfüllen können.
In diesem Hören und Fragen sind wir angewiesen auf die geschwisterliche Zusammenarbeit mit anderen Ordensgemeinschaften, geistlichen Gemeinschaften und neuen Bewegungen in der Kirche. Im spirituellen und konkreten Zusammenwirken aller Gemeinschaften zum Wohle der Menschen sehe ich eine große Chance der VOD, wofür ich mich im Vorstand nun nach Kräften einsetzen möchte.
Sr. M. Simone Zoller, Kloster Sießen

Liebe Mitschwestern,
ich bin Schwester Walburga M. Scheibel (51 Jahre), Generaloberin der Franziskanerinnen von Reute seit 1990.
Die Gemeinschaft wurde vor 150 Jahren von fünf jungen Frauen gegründet, um „Gott in der leidenden Menschheit zu dienen". Sie ist eine Gemeinschaft bischöflichen Rechts, hauptsächlich in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, mit einer überwiegend einheimischen Gemeinschaft von rd. 60 Profess-Schwestern in Indonesien, Diözese Sibolga und mit Niederlassungen in Nordostbrasilien, Diözese Coroatá.
Die Franziskanerinnen von Reute haben 1999 die St. Elisabeth-Stiftung errichtet und ihre Einrichtungen für die Alten-, Behinderten- und Gesundheitshilfe eingestiftet.
In den letzten Jahren habe ich durch die VOD viel Ermutigung, Anregung und wertvolle Hilfen erfahren, die mich bestärkt haben für den intensiven geistlichen und strukturellen Prozess in unserer Gemeinschaft. Deshalb möchte ich nun meine Gaben und Fähigkeiten in den kommenden Jahren in der Ordensvereinigung einsetzen, im Sinne der auf der Jahresversammlung gesteckten Ziele und der gemeinsamen Vision.
Sr. Walburga M. Scheibel,
Bad Waldsee-Reute

Interkongregationelle Zusammenarbeit

Zwei Jahre hat eine kleine Gruppe, die 1998 vom Generalsekretariat der VOD ins Leben gerufen wurde, sich mit den Fragen „interkongregationeller Zusammenarbeit" befaßt. Die Leitung hatte P. Schaupp, Direktor des Institutes der Orden (IMS). Die Treffen fanden zweimal jährlich statt. Themen waren z. B. Gestaltung von Veränderungsprozessen und Übergangssituationen, Sendungsauftrag der Orden, Einzelleben in geistlichen Gemeinschaften, Konfliktsituationen im Gemeinschaftsleben. Die Themen wurden von den Teilnehmerinnen abgesprochen, Erfahrungsaustausch und Impulse zu den jeweiligen Fragen durch P. Schaupp waren die Arbeitsmethode. Die Teilnehmerinnen haben diese kollegiale Unterstützung in ihrem Leitungsamt dankbar angenommen: der ursprüngliche Plan, hier auch Modelle der Zusammenarbeit von Kongregationen zu entwickeln oder zu begleiten, wurde nicht weitergeführt.
Die Zeit war noch nicht reif.

Zu Beginn wurde abgesprochen, dass die Gruppe für zwei Jahre in der Zusammensetzung bleibt; in diesem Zeitraum hat sich die Zahl der Teilnehmerinnen durch Tod, Krankheit, Amtswechsel verkleinert, so dass jetzt dem Vorstand ein Neubeginn mit neuen Teilnehmerinnen vorgeschlagen wird. Zwei mögliche Projekte, die schon vor einiger Zeit an die VOD herangetragen wurden, könnten dort bearbeitet werden:
1. Fragen der Internationalität
2. Angebote für eine Sabbat- oder Erholungszeit, mit einer Begleitung, die innerhalb kurzer Zeit angetreten werden kann und

möglichst in der Nähe sein soll. Gedacht ist an das Aufgreifen von vorhandenen Initiativen einzelner Ordensgemeinschaften und der Vernetzung miteinander.

Die bisherige Arbeitsgruppe schlägt dem Vorstand vor, über einen Fragebogen mit dem VOD-Rundbrief das Interesse zu ermitteln. Dieser Fragebogen wird anlässlich der ersten Beratungen mit dem neuen Vorstand Anfang Oktober 2000 bearbeitet und Ihnen danach übersandt.
Konkrete Fragen im Zusammenhang mit interkongregationeller Zusammenarbeit können schriftlich an das VOD-Generalsekretariat eingereicht werden, damit diese im Fragebogen erfasst werden.

Vollversammlung 2000 der VDO und VOB

Vom 2. - 4. Juli 2000 fand in Würzburg-Himmelspforten die Vollversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern statt. Für den ausgeschiedenen Zweiten Vorsitzenden, P. Manuel Mertens wurde P. Eric Englert OSA, Provinzial der Augustiner mit Sitz in Würzburg, mit großer Mehrheit zum neuen Zweiten Vorsitzenden der VOD für den Rest der laufenden Amtszeit gewählt.

Das Schwerpunktthema der Vollversammlung lautete: „Orden 2000 - Was uns leitet" Als Referent war eingeladen der kürzlich emeritierte Würzburger Pastoraltheologe Prof. Dr. Rolf Zerfaß. Die VDO setzt sich mit einem Leitbild auseinander. Dazu war der Begleiter des Leitbild-Prozesses der VDO, Dipl.-Psych. Harald Esser aus Korschenbroich eingeladen, die Arbeitseinheiten zu gestalten.
Von der VOD haben die neugewählte Erste Vorsitzende, Sr. Maria Claudia Bos und die Generalsekretärin Sr. M. Basina Kloos teilgenommen.

Die Sendung der Ordensschulen für das dritte Jahrtausend

Die Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition (ODIV - Ordensdirektoren-Vereinigung) hält ihre Jahrestagung vom 23. - 25. Oktober 2000 in Würzburg ab. Ausgehend von der Frage nach der Zukunft der Ordensschulen wurde das Thema für die diesjährige Veranstaltung gewählt: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!" Jes 7,9 - Die Sendung der Ordensschulen für das dritte Jahrtausend. Vorgesehen sind Referate von Prof. Dr. Markus Knapp, Würzburg („Vor und mit Gott leben wir ohne Gott". Theologische Überlegungen zur Zukunft des Glaubens), Dr. Manfred Lütz, Köln („Wege aus der Kirchenkrise - moderne Psychotherapie und katholische Kirche") und Bischof Dr. Franz Bode, Osnabrück („Paulus predigt auf dem Schulhofe - gemeinsame Glaubenssuche nach dem ‚Areopag' der Schule". Außerdem ist eine Begegnung mit der Gemeinschaft San Egidio vorgesehen.

Bibel-Sabbat 2001

P. Klemens Schaupp, Direktor des Institutes der Orden (IMS), bittet uns, eine Kursausschreibung im Rundbrief zu veröffentlichen:

Einen Monat Bibel-Sabbat
vom 01. - 29. September 2001 im Geistlichen Zentrum Heiligkreuz, Bad Honnef/Rhein mit dem ältesten und dem jüngsten Evangelium: Markus und Johannes

Leitung: Peter Köster SJ in Zusammenarbeit mit Frau Anneliese Hecht, kath. Bibelwerk Stuttgart und Sr. Esther Caldelari, Luzern.
Der Bibel-Sabbat 2000 mit den Väter- und Müttergeschichten (Gen 12-50) und den Erzählungen der Exodustradition ist bereits ausgebucht. Deshalb wird das Institut der Orden auch im kommenden Jahr wieder einen Bibel-Sabbat anbieten.

Eine ausführliche Detailinformation kann beim Institut der Orden (IMS) D 6,5 - 68159 Mannheim angefordert werden.

Erinnerung – Es sind noch Plätze frei! Kursangebot Dr. Modesto vom 20. - 24. November 2000

Wie bereits im Rundbrief 474 des vergangenen Jahres angekündigt, machen wir noch einmal auf den Kurs
„Mein und unser Lebensstil"
- in der eigenen Gemeinschaft - in Gesellschaft und Öffentlichkeit
vom 20. - 24. November 2000
im Bildungshaus St. Martin in Bernried
aufmerksam.
Da die Kurse bisher stets eine sehr positive Resonanz zu verzeichnen hatten, bitten wir Sie, Schwestern für dieses Angebot anzusprechen.
Anmeldungen bitte an das VOD-Generalsekretariat in Neuwied.

Katholischer Deutscher Frauenbund unterstützt Initiative für „Tag der Schöpfung"

Der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) unterstützt nachdrücklich die Initiative der Umweltbeauftragten der europäischen Bischofskonferenzen, die vom 4. bis 7. Mai d. J. in Bad Honnef getagt haben, einen „Tag der Schöpfung" in den Lauf des Kirchenjahres einzufügen. Die Verantwortung für die natürlichen Lebensgrundlagen sei nicht nur ein politisches, sondern auch ein originär christliches Anliegen, das auch im Kirchenjahr fest verankert werden müsse. Das Erntedankfest könne zum Beispiel im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung mit neuem Inhalt gefüllt werden, so Dr. Ursula Hansen, Vorsitzende der Gesellschaftspolitischen Kommission des KDFB. Allerdings empfehle der KDFB den Tag der Schöpfung „Tag der Schöpfungspartnerschaft" zu nennen, um die besondere Verantwortung zu betonen, die dem Menschen als Partner Gottes bei der Vollendung des Schöpfungsplanes zukomme. Partnerschaftlich seien Frauen und Männer dafür verantwortlich, die Erde nachfolgenden Generationen als lebenswerten Planeten zu hinterlassen.
Dieses verantwortungsvolle Handeln gegenüber der Schöpfung hat der KDFB bereits zum wichtigen Bestandteil seiner Arbeit gemacht. Mit dem zweijährigen Projekt „Vorsorgendes Wirtschaften - Nachhaltiges Haushalten", das im letzten Jahr abgeschlossen wurde, hatte der KDFB Frauen ermutigt, sich aktiv für die Zukunft der Schöpfung einzusetzen. Das Projekt wurde von den Frauenbundsfrauen mit großem Zuspruch angenommen und umgesetzt. Sie haben u.a. eine Wassersparaktion durchgeführt und sieben Wochen der Fastenzeit dazu genutzt, vor allem Produkte aus fairem Handel und regionalem Anbau im Haushalt zu verwenden.
Vielleicht könnte diese Initiative der Umweltbeauftragten der europäischen Bischofskonferenzen auch eine Initiative der Ordensgemeinschaften werden.

Generalsekretärin verabschiedet sich

Wie auf der VOD-Mitgliederversammlung 2000 bereits angekündigt, wollte Sr. Basina aufgrund ihrer vielfältigen Aufgaben und der damit verbundenen Belastungen das Amt der Generalsekretärin in andere Hände übertragen, sobald eine Nachfolgerin gefunden ist. Nun wird aufgrund der Wahl die Übergabe schon im Oktober 2000 erfolgen.
Gott sei Dank ist Sr. Cäcilia Höffmann bereit, die Aufgabe kommissarisch zu übernehmen. Im Oktober d. J. wird sich der neue Vorstand mit der Nachfolge befassen.

1. Personelles

Beim Provinzkapitel der Oberdeutschen Karmelitenprovinz, das in der Pfingstwoche im Karmelitenkloster Springiersbach gefeiert wurde, ist P. Christian Körner O. Carm. für eine Amtszeit von drei Jahren zum neuen Provinzial gewählt worden. Er ist in diesem Amt Nachfolger von P. Richard Winter O. Carm., der seit 1991 die Ordensprovinz während drei Amtszeiten geleitet hat.

Das 33. Generalkapitel der Franziskanerbrüder vom Hl. Kreuz hat in der Pfingstwoche am Sitz des Generalats in Hausen (Westerwald) Br. Ulrich Schmitz FFSC zum neuen Generalsuperior gewählt. Er löst in dieser Funktion Br. David Sarnecki FFSC ab, der seit dem letzten Generalkapitel Mitte Juni 1994 die Kongregation als Generalsuperior geleitet hat und seit Juni 1996 zweiter Stellvertreter des VOB-Vorsitzenden war. Der neue Generalsuperior Br. Ulrich war in der letzten Amtszeit bereits stellvertretender Generalsuperior.

Die Vorstände der AMDO-Regionen Süd, Nord und Österreich wählten auf ihrer Jahresversammlung am 13./14. Juni 2000 im Passionistenkloster München-Pasing P. Martin Benning OMI (Gelsenkirchen) zum neuen Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für missionarische Dienste der Orden (AMDO). Er löst in dieser Funktion P. Heinrich Gerstle CSsR (München) ab, der von 1994 an AMDO-Vorsitzender war.

2. Personelles

Anlässlich des Provinzkapitels der „Tiroler Servitenprovinz" (20. bis 24. März 2000) in Innsbruck erfolgte die Umwandlung des „Deutschen Vikariates der Serviten" in die Deutsche Delegation der Tiroler Servitenprovinz". Nach Befragung der Mitbrüder der Delegation hat das Provinzkonsilium in der Sitzung vom 24. März 2000 in Innsbruck P. Gottfried M. Wolff OSM zum Provinzdelegaten gewählt. Auch in dieser neuen Funktion bleibt P. Gottfried Mitglied der VDO; seine bisherige Vollmitgliedschaft als Höherer Oberer wurde im Zuge der Umwandlung des Vikaritas in eine abhängige Provinzdelegation in eine assoziierte Mitgliedschaft umgewandelt.

Nach zwölfjähriger Amtszeit endete am 31. März 2000 das von Br. Bernward Elsner FMMA, dem amtierenden Generaloberen der Barmherzigen Brüder von Maria Hilf in Personalunion ausgeübte Amt als Provinzoberer der Deutschen Ordensprovinz und als Vorsitzender der Barmherzigen Brüder Trier e.V. Nachfolger und neuer Provinzial und damit auch Vorsitzender der Barmherzigen Brüder Trier e.V. wurde mit Wirkung vom 1. April 2000 Br. Pankratius Herzog FMMA. Br. Bernward Elsner wird weiterhin das Amt des Generalobern ausüben, das im wesentlichen repräsentative sowie überregionale und länderübergreifende ordensrelevante Aufgaben beinhaltet.

Am 27. April 2000 wurde P. Peter Egenolf SS.CC. vom Provinzkapitel zum neuen Provinzialsuperior der deutschen Provinz der Arnsteiner Patres gewählt. Er löst P. Hans-Ulrich Willms SS.CC. ab, der dieses Amt neun Jahre lang inne hatte und satzungsgemäß nicht mehr wiedergewählt werden konnte. Pater Peter Egenolf (Jahrgang 1963) gehört seit 1994 der Provinzleitung an und war seit 1997 Provinzvikar. Seit 1994 ist P. Egenolf Bezirksvikar und Jugendseelsorger des Bezirks Rhein/Lahn in der Diözese Limburg. Bis auf weiteres wird er in Lahnstein erreichbar sein (Haus Damian, Johannesstr. 36a, 56112 Lahnstein, Tel. 02621 / 9688-44, Fax 02621 / 9688-30, eMail: pegenolf@aol.com.

Am 18. Mai 2000 hat das Provinzkapitel der deutschen Dominikanerprovinz Teutonia im Konvent St. Albert zu Walberberg in demo-

kratischer Wahl P. Hans-Albert Gunk OP zum neuen Provinzial bestimmt. Er ist Nachfolger von P. Manuel Merten OP, der die Ordensprovinz seit 1992 geleitet hat und dem VDO-Vorstand seit 1993 (und ab 1997 als Zweiter Vorsitzender) angehörte. Der neue Provinzial P. Hans-Albert Gunk OP wurde 1949 in Dortmund geboren und empfing nach dem Studium an der Ordenshochschule in Walberberg 1977 die Priesterweihe. Er war bislang in Braunschweig tätig, u.a. als Seelsorger an St. Albertus Magnus, als Beauftragter für Kunst und Kirche im Bistum Hildesheim und als Beauftragter des Bischofs von Hildesheim für Homosexuelle und Kirche.

Exerzitien für Ordensleute und Hauptamtliche in der Jugendarbeit

Die Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO) lädt Ordensleute und Hauptamtliche in der Jugendarbeit zu einem Exerzitienkurs vom 12. - 16. November 2000 in das Pius-Keller-Haus nach 97922 Messelhausen ein. Das Thema lautet: „Den Alltag durchdringen ...!" Wegbegleiter ist Rüdiger Maschwitz, evangelischer Pfarrer und Diplompädagoge für Jugend- und Erwachsenenarbeit, Ehe- und Lebensberater. Die Kosten für den Exerzitienkurs betragen DM 450,00. Anmeldung bis 1.10.2000 an P. Guido Hügen OSB, Abtei Königsmünster, Postfach 11 61, 59851 Meschede, Tel. 0291 / 2995-223, Fax 0291 / 2995-217, eMail guido.osb@t-online.de

1. VDO hat einen neuen 2. Vorsitzenden

Bei der diesjährigen Mitgliederversammlung der VDO in Würzburg-Himmelspforten wurde am 4. Juli 2000 P. Eric Englert OSA, Provinzial der Augustiner mit Sitz in Würzburg, mit großer Mehrheit zum neuen Zweiten Vorsitzenden der VDO für den Rest der laufenden Amtszeit gewählt. Er ist in dieser Funktion Nachfolger von P. Manuel Merten OP, dessen Amt als Provinzial, an das die Mitgliedschaft in der VDO gebunden ist, am 18. Mai 2000 endete. P. Manuel Merten gehörte dem VDO-Vorstand seit 1993 an und war ab 1997 Zweiter VDO-Vorsitzender.

Der neue Zweite Vorsitzende, P. Eric Englert OSA, wurde 1951 geboren, legte 1972 als Augustiner die erste Profeß ab, wurde 1978 zum Priester geweiht und wurde nach Kaplansjahren in Münnerstadt (1979-1986) Internatsleiter am dortigen Buben-Internat. Seit 1991 ist der Provinzial der Deutschen Augustinerprovinz VDO-Mitglied. 1997 übernahm er die Leitung der VDO-Kommission Bildung und Erziehung und nimmt als Kommissionsvorsitzender seither an den Beratungen des VDO-Vorstands teil.

Bei der Mitgliederversammlung der VDO im kommenden Jahr findet turnusgemäß die Neuwahl des gesamten VDO-Vorstands für die Amtszeit 2001 - 2004 statt.

Personelles

Nach zwölfjähriger Amtszeit als Generalsuperior der Steyler Missionare hat der aus dem kleinen Städtchen Essen in Oldenburg (Diözese Münster) stammende P. Heinrich Barlage die Leitungsverantwortung an den 51jährigen P. Dr. Antonio M. Pernia, einen gebürtigen Filipino, übergeben. Die Wahl des neuen Generalsuperior erfolgte am 26. Juni 2000 während des 15. Generalkapitels der Steyler Missionare in Nemi bei Rom.
Das Provinzialat der Spiritaner in Dormagen teilte am 10. Juli 2000 mit, dass das Provinzkapitel P. Peter Marzingkowski CSSp für eine Amtsperiode von drei Jahren zum neuen Provinzial der deutschen Provinz gewählt hat. Der Generalrat hat die Wahl bereits bestätigt. Die Amtszeit von P. Marzinkowski beginnt am 5. Oktober 2000. Dann übergibt P. Konrad Breidenbach CSSp, der seit 1995 Pro-

vinzial der Spiritaner war, die Leitung der Ordensprovinz seinem Nachfolger. Der neue Provinzial (geb. 1939 in Liegnitz) ist seit vielen Jahren als Missionar in Afrika tätig und wirkt derzeit noch in Bangui (Zentralafrikanische Republik).

Gründung eines Arbeitskreises „Ordensgeschichte des 19./20. Jahrhunderts" geplant

Aus Vallendar traf Anfang Juli im Generalsekretariat der VDO ein Schreiben von Prof. Dr. Joachim Schmiedl ein, der an der Phil.-Theol. Hochschule der Pallottiner doziert, mit der Bitte um Weiterleitung des beiliegenden Aufrufs zur Gründung eines Arbeitskreises aller Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die sich mit deutscher Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beschäftigen. Der Aufruf wurde mit unterzeichnet von Frau Dr. Antonia Leugers (München) - den VDO-Mitgliedern bestens bekannt durch ihre Arbeit zur Erforschung der VDO-Geschichte - und Frau Dr. Gisela Fleckenstein (Detmold).

Die Initiatoren laden ein zu einem ersten Arbeitstreffen an die PTH Vallendar, das dort vom 9. - 11. Februar 2001 stattfinden soll. Vorgesehen ist dabei u. a. die Gründung des Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19./20. Jahrhunderts. Es gibt dafür auch schon eine Abkürzung: AKO!

Bitte machen Sie jene Mitbrüder Ihrer Gemeinschaft, die sich mit der Geschichte Ihres Ordens, Ihrer Provinz bzw. Ihrer Abtei beschäftigen, auf diese Initiative aufmerksam. Eine Rückmeldung unmittelbar an Prof. Dr. Joachim Schmiedl (Dienstadresse: Pallottistr. 3, 56179 Vallendar; Privatadresse: Berg Sion 1, 56179 Vallendar) wird bis 30. September 2000 erwartet.

Werbung für den Glauben?

Das Jahrestreffen des AudioVisuellen Ordenstreffs (AVO) am 3./4. November 2000 in Koblenz-Arenberg steht in diesem Jahr unter dem Thema „Werbung für den Glauben?". Referent ist Diplom-Designer Michael Buttgereit, der seit mehr als 10 Jahren eine Design-Agentur in Haltern betreibt und durch die „Imagekampagne für die Bibel" bekannt geworden ist. Ein weiterer Referent ist Michael Jochim, der durch die „Werbekampagne für Priesterberufe im Bistum Essen" bekannt geworden ist (Seine Slogans: „Wir brauchen keine Traumtänzer. Wir brauchen Priester"; „Wer die Herzen der Menschen öffnen will wird Chirurg. Oder Priester."). Vorgesehen ist auch ein informeller Austausch über eigene audiovisuelle Produktionen (Filme, CD's, Tonbilder, Ausstellungen etc.), die in abendlicher Runde vorgestellt werden können.

Ausländische Ordensleute in Deutschland

In den Medien wurde in letzter Zeit im Zusammenhang mit der „Green Card"-Offensive der Bundesregierung, mit der ausländische (insbesondere indische) Computerspezialisten trotz der geltenden Anwerbestopp-Ausnahmeverordnung ins Land geholt werden sollen, darüber berichtet, dass die Behörden in einigen Bundesländern neuerdings ausländischen Ordensleuten (insbesondere indischen Ordensschwestern) die Erteilung einer Arbeitsgenehmigung verweigern. Der kirchenpolitische Sprecher der CDU-Bundestagsfraktion, Hermann Kues, will dieses Thema auch im Parlament zur Sprache bringen, wie kürzlich in der Presse zu lesen war.

Richtig daran ist, dass ausländischen Ordensleuten aus Nicht-EU-Ländern - vor allem soweit sie im sozial-caritativen Bereich tätig sind oder werden wollen oder sich in einer diesbezüglichen Berufsausbildung befin-

den oder diese aufnehmen wollen - seit Frühjahr 1998 zunehmend die Einreise nach Deutschland bzw. eine Aufenthaltserlaubnis verweigert bzw. nicht verlängert wird. Als Grund dafür verweisen die Behörden einerseits auf ausländerrechtliche Tatbestände (Arbeitsgenehmigungsverordnung und Anwerbestopp-Ausnahmeverordnung), andererseits auf arbeitsmarktpolitische Akzente sowohl der alten CDU-geführten wie der neuen SPD-geführten Bundesregierung, die allerdings beide keinerlei ordens- oder kirchenkritischen Hintergrund hätten.

Unrichtig an den Darstellungen ist die Behauptung, die Behörden würden erst in letzter Zeit die Erteilung der Arbeitserlaubnis verweigern. Ausländische Ordensleute bedurften bisher (und bedürfen nach kirchlicher Rechtsauffassung auch jetzt noch) überhaupt keiner Arbeitserlaubnis, da sie voll und ganz die Bestimmungen von § 9 Nr. 1 Arbeitsgenehmigungsverordnung (AEVO) in Verbindung mit § 5 Nr. Abs. 2 Nr. 3 Betriebsverfassungsgesetz (BetrVerfG) erfüllen. 1

Derzeit befinden sich schätzungsweise 1.500 bis 2.000 ausländische Ordensleute in Deutschland, darunter größtenteils Ordensfrauen aus Indien und anderen asiatischen Staaten sowie eine wachsende Anzahl afrikanischer Schwestern. Darüber hinaus befinden sich zahlreiche Ordenspriester vor allem aus ehemaligen Ostblockländern, aber auch aus Asien, Afrika und Lateinamerika in Deutschland.

Bei intensiven Kontakten des Katholischen Büros Bonn/Berlin und der Generalsekretariate der Ordensobern-Vereinigungen VOD und VDO zum Bundesarbeitsministerium und zur Bundesanstalt für Arbeit wurden inzwischen Fallgruppen definiert, für die nach derzeitigem Verhandlungsstand unterschiedliche rechtliche Bedingungen gelten:

Ausländische Ordensleute dürfen nach Deutschland einreisen und erhalten eine Aufenthaltsgenehmigung

(1) wenn sie hier ausschließlich ordensintern eingesetzt werden (z.B. in der Provinzleitung, Klosterverwaltung, Klosterkirche etc.).

(2) wenn sie in Einrichtungen der eigenen Ordensgemeinschaft tätig sind (z.B. in einem von der deutschen Ordensgemeinschaft getragenen Krankenhaus/Pflegeheim etc.), ohne dass ein Gestellungsvertrag nachgewiesen werden muss.

(3) wenn sie im Rahmen eines Gestellungsvertrags im pastoralen Bereich (z.B. Ordenspriester/-diakone in der Pfarrseelsorge) tätig werden.

Außerdem besteht Einvernehmen darüber, dass ausländische Staatsbürger, die zum Zweck des Ordenseintritts nach Deutschland einreisen wollen und hier die Berufsausbildung zum Ordensmann bzw. zur Ordensfrau in Postulat und Noviziat absolvieren möchten, für diesen Zweck eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten.

In all diesen Fällen ist die Erteilung einer Arbeitserlaubnis bzw. Arbeitsaufenthaltserlaubnis nicht erforderlich (§ 9 Nr. 1 der Arbeitsgenehmigungsverordnung). Es gilt dabei regelmäßig die Auflage: „Die Aufnahme einer unselbständigen Erwerbstätigkeit ist nicht gestattet". Sollten die Behörden im Einzelfall die Erteilung einer Aufenthaltsgenehmigung ablehnen, kann auf den zuständigen Mitarbeiter in der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg (Herrn Günther Geil) verwiesen werden: Regensburger Str. 104, 90327 Nürnberg, Tel. 0911 / 179-2320, Fax 0911 / 179-1195.

Unterschiedliche Rechtsauffassungen bestehen jedoch für folgende Gruppen ausländischer Ordensleute:

(1) Ordensleute, die im Rahmen eines Gestellungsvertrages in Einrichtungen tätig sind, die nicht in der Trägerschaft des eigenen Ordens sind (egal ob es sich dabei um kirchliche oder nichtkirchlich-kommunale Träger handelt)
(2) Ordensleute, die hier eine weitere Berufsausbildung (z.B. zur Kranken- oder Altenpflegerin) absolvieren wollen. Ausnahme: Berufsausbildung an einer vom eigenen Orden getragenen Ausbildungsstätte im Rahmen von zusätzlich geschaffenen und nicht mit öffentlichen Mitteln finanzierten / refinanzierten Ausbildungsplätzen.

Für diese Fallgruppen - sie betreffen die überwiegende Mehrheit der z.Zt. in Deutschland tätigen ausländischen Ordensschwestern - wird mit Hinweis auf den angespannten Arbeitsmarkt und die angeblich zur Verfügung stehenden arbeitslosen deutschen Arbeitsplatzbewerber die Erteilung einer Arbeitserlaubnis verweigert bzw. deren Aufenthaltserlaubnis (soweit zeitlich, räumlich oder sachlich befristet) wegen fehlender Arbeitserlaubnis nicht verlängert. In Einzelfällen wurde sogar angekündigt, eine inzwischen unbefristet erteilte Aufenthaltserlaubnis zu überprüfen.

1) Dort heißt es: „Keiner Arbeitserlaubnis bedürfen die in § 5 Abs. 2 des Betriebsverfassungsgesetzes vom 15. Januar 1972 (BGBI. I S. 139) aufgeführten Personen" (§ 9 Nr. 1 AEVO) und „Als Arbeitnehmer im Sinne dieses Gesetzes gelten nicht: Personen, deren Beschäftigung nicht in erster Linie ihrem Erwerb dient, sondern vorwiegend durch Beweggründe karitativer oder religiöser Art bestimmt ist" (§ 5 Nr. Abs. 2 Nr. 3 BetrVerfG).
2) Personen aus Nicht-EU-Ländern (auch ausländische Ordensleute!), die im Rahmen eines persönlichen Arbeitsvertrags eine unselbständige Erwerbstätigkeit aufnehmen wollen, benötigen in jedem Fall eine Arbeitserlaubnis, die aufgrund der Bestimmungen der Arbeitsgenehmigungsverordnung und Anwerbestopp-Ausnahmeverordnung derzeit nur sehr restriktiv erteilt wird.

Die angebliche Notwendigkeit der Erteilung einer Arbeitserlaubnis entgegen den geltenden Bestimmungen der Arbeitsgenehmigungsverordnung und des Betriebsverfassungsgesetzes (vgl. Anm. 4) wird begründet mit der angeblichen Vorrangigkeit der Bestimmungen der Anwerbestopp-Ausnahmeverordnung, der Situation des Arbeitsmarkts und mit dem Hinweis darauf, dass ausländische Ordensleute gar nicht in erster Linie aus religiösen oder karitativen Beweggründen nach Deutschland kommen, um hier tätig zu werden, sondern weil die entsendenden ausländischen Ordensgemeinschaften damit allerhand Geld verdienen. Außerdem sei jede Tätigkeit, durch die man grundsätzlich Geld verdienen kann, auch im Einzelfall aufgrund der Vertragsgestaltung (z.B. „Gestellungsvertrag") der Einzelne persönlich kein Geld dafür bekommt, eine „Beschäftigung", für die alle Nicht-EU-Ausländer einer Arbeitserlaubnis bedürfen.

Aufgrund eines erst kürzlich erfolgten Gesprächs im Bundesarbeitsministerium erhoffen sich die Generalsekretariate der Ordensobern-Vereinigungen eine Kompromisslösung im Hinblick auf die große Gruppe der im Rahmen von Gestellungsverträgen tätigen ausländischen Ordensschwestern, die vorwiegend in kirchlich getragenen Einrichtungen (z.T. auch in kommunalen Einrichtungen) ihren Dienst leisten.

Gestoppt wird damit jedoch der unbeschränkte Zuzug neuer ausländischer Ordensleute, soweit sie nicht rein ordensintern oder rein pastoral eingesetzt werden. Damit entfällt auf lange Sicht die Möglichkeit, sich als Ersatz für fehlende deutsche Ordensfrauen schnell mal ein paar ausländische Schwestern zu engagieren. Diese Neigung haben nicht nur kirchliche und kommunale Krankenhäuser und Altenheime, sondern auch

der eine oder andere Pfarrer und das eine oder andere Männerkloster, wo man gern z.B. für die Hauswirtschaft oder zur Pflege der alten und kranken Mitbrüder ausländische Ordensfrauen ins Land holen möchte.

Der bisherige Sachbearbeiter im Katholischen Büro Bonn, Herr Assessor Ulrich Spallek, der sich intensiv im Sinne der Orden mit dieser Problematik befasst hat, veröffentlichte kürzlich dazu einen Artikel in der Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik (ZAR) 3/2000 S. 104 - 110.

Ordenshochschulen vereinbaren Zusammenarbeit

Benediktbeuern, 17.7.2000 (KNA) Die Katholische Stiftungsfachhochschule in Benediktbeuern sucht die internationale Zusammenarbeit. Sie will künftig mit der „Escuela Universitaria Don Bosco" in Madrid und mit der „Scuola superiore Internazionale di Scienze della Formazione" in Venedig kooperieren. Das wurde bei einem Kongress von Ordenshochschulen der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern beschlossen. Gedacht sei vor allem an Studenten- und Professorenaustausch, gemeinsame Forschungsprojekte sowie Fort- und Weiterbildungen. ham (LDB-1323-Funk-voraus)

Bischof Kamphaus: Kein Selbstmitleid der Christen

Würzburg. Der Limburger Bischof Franz Kamphaus ist nach eigenen Worten das Gejammer über das „Missionsland Deutschland" leid. Angesichts des Glaubensschwunds in der deutschen Gesellschaft dürften sich die Christen nicht länger „in Depression und Selbstmitleid flüchten", sagte der Bischof bei der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrats (DKMR) in Würzburg. Bischof Kamphaus, der Vorsitzende der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz ist, sagte wörtlich: „Wir sind nicht mehr die Mehrheit. Statt deswegen aber in Katastrophenstimmung zu verfallen, sollten wir die Situation lieber als Chance begreifen, das Evangelium neu zu verstehen." Es sei jetzt die Zeit zur Umkehr und Besinnung. Der Missionsrat, in dem die weltweit tätigen deutschen Orden, Hilfswerke und Diözesanstellen zusammengeschlossen sind, hatte seiner Jahrestagung das Thema:„Deutschland Missionsland - Herausforderung der Glaubensweitergabe" gegeben. Vor neuen „flächendeckenden Missionsstrategien" für Deutschland warnte der Sekretär der Pastoralkommission der Bischofskonferenz, P. Manfred Entrich. Es dürfe nicht um neue Methoden gehen, „wohl aber um neue pastorale Schwerpunkte und Versuche, das Reich Gottes zu verkünden".

KNA - BAYERISCHER DIENST
Nr. 84, Dienstag, 25.07.2000

Ordens-Sprecher: Kirche verschweigt und vertuscht nicht

Bamberg, 24.7.2000 (KNA) Die katholischen Männerklöster haben die Beschäftigung von NS-Zwangsarbeitern in etlichen ihrer Einrichtungen bestätigt, zugleich aber den Vorwurf der Ausbeutung zurückgewiesen. Klöster hätten sich sogar „aus humanitären Gründen bemüht, Kriegsgefangene und deren Familien" einzusetzen und so Menschen in Not zu helfen, sagte der Generalsekretär der Vereinigung deutscher Ordensobern (VDO), Pater Wolfgang Schumacher, am 21. Juli in einem Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Bamberg. Es sei falsch, so zu tun, als ob die Kirche die Beschäftigung von Zwangsarbeitern bislang verschwiegen oder vertuscht hätte. Dass diese Beschäftigung nun „als Vorwurf gegen die Kirche gerichtet wird", überrasche ihn.

Der VDO-Sprecher unterstrich, die klösterlichen Gemeinschaften wollten sich in dieser Frage ihrer Verantwortung stellen. Ob dazu auch die Beteiligung am Entschädigungsfonds für Zwangsarbeiter gehöre, lasse sich aber erst nach Prüfung der Einzelfälle sagen. Grundsätzlich sei bekannt gewesen, dass während des Krieges in klösterlichen Betrieben Kriegsgefangene, Fremd- oder Zwangsarbeiter eingesetzt worden seien, erläuterte der Pater. Er rechne damit, dass dies in „etlichen Klöstern" mit Landwirtschaft der Fall gewesen sei. Fremde Arbeitskräfte seien zum Beispiel dort eingesetzt worden, wo Ordensmitglieder oder angestellte Arbeitskräfte Militärdienst leisteten und die Betriebe von öffentlichem Interesse waren. Schumacher betonte weiter, die Nazis hätten eine Reihe von Klöstern und Betrieben „aufgelöst oder zwangsenteignet". Diese seien dann von staatlicher Seite, auch mit Zwangsarbeitern, weitergeführt worden, beispielsweise als Lazarette.

„Gut behandelt"

Schumacher verwies auf das Beispiel der Benediktinerabtei Ettal, die am 19. Juli die Beschäftigung von Zwangsarbeitern bestätigt hatte. „So weit uns bekannt ist, wurden diese Personen auch gut behandelt und im Rahmen der damaligen Bedingungen wie zivile Mitarbeiter entlohnt", betonte der VDO-Sprecher. Deutlich unterschieden werden müsse, ob Zwangsarbeiter in der Rüstungsindustrie oder als Erntehelfer auf dem Land und damit zum Beispiel auch in Klosterbetrieben eingesetzt worden seien.
cst/chs/ham (LDB-1369-Funk-voraus am 21.7)

SZ Lokalteil: München:

In das Pförtner-Häuschen des Klosters Sankt Gabriel wird im Herbst eine „Baby-Klappe" eingebaut - nach Hamburg die zweite in Deutschland. Foto Samanns

„Besser als ein totes Kind"

Warum das Kloster Sankt Gabriel eine Baby-Klappe erhält

München bekommt im Kloster Sankt Gabriel nach Hamburg die zweite „Baby-Klappe" Deutschlands, in der verzweifelte Mütter ihre ungewollten Neugeborenen anonym und straffrei abgeben können. Die sogenannte Baby-Klappe wird noch in diesem Herbst in ein Pförtner-Häuschen des Klosters eingebaut. Dort kommen die Kinder auf ein warmes Spezialbett und sofort in die Obhut der Schwestern. Die SZ sprach mit Schwester Cordis, der Würzburger Provinzialin des Ordens „Schwestern Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten", zu dem das Kloster Sankt Gabriel in der Wolfratshauser Straße gehört.

SZ: Warum entschloss sich das Kloster, eine „Baby-Klappe" einzurichten?

Schwester Cordis: Die Grundausrichtung unserer Gemeinschaft ist es, Mädchen und Frauen in Not zu helfen. Wir haben auch Jugendhilfe-Projekte und Mutter-Kind-Häuser. Schwestern aus München kamen zu mir und fragten, ob wir nicht eine „Baby-Klappe" bei uns einrichten wollen.

Halten Sie eine „Baby-Klappe" für zweckmäßig, um Kurzschlusstaten zu vermeiden?

Bevor ein Kind in einer Toilette oder in einer Mülltonne landet, ist die Einrichtung einer „Baby-Klappe" sicher gut - um Müttern zu helfen, dass Leben nicht getötet wird. Nicht zuletzt ist es auch gegen das Leben, wenn Kinder abgetrieben werden. Das Schlimmste, das mich sehr bedrängt, ist die Not der Frauen, die dahinter steht. Abtreibung kann man mit der „Baby-Klappe" sicher nicht verhindern, doch vielleicht einen Bewusstseinsbildungsprozess fördern und aufzeigen, dass es noch einen anderen Weg gibt. Wenn man da einen kleinen Beitrag leisten kann, ist es gut.

Das städtische Jugendamt sieht die Einrichtung einer „Baby-Klappe" mit Skepsis. Man fürchtet, „Findelkinder zu produzieren", die nie erfahren können wer ihre Mutter ist, woher sie kommen.

Das ist sicher ein Problem. Allerdings ist es doch ungleich besser, wenn dieses einmal entsteht, als dass ein Kind tot ist.

Ist gewährleistet, dass die Frauen ihr Kind anonym abgeben können?

Das ist das Wichtigste für die Frauen in großer Not, die Leben für ihr Kind ermöglichen wollen, es in ihrer Situation aber nicht schaffen. Sie müssen die Möglichkeit haben, ihr Kind völlig anonym abzugeben, ohne die Angst, gesehen zu werden. Ich denke, das ist bei uns gegeben. Für den Einbau der „Baby-Klappe" werden jetzt die Pläne aus Hamburg geholt. Dass auch in München eine „Klappe" nötig ist, zeigt die Not-Situation um den kleinen Alexander, der jetzt auf der Damen-Toilette im Klinikum rechts der Isar gefunden wurde.

Interview: Annette Baronikians

Protokoll

des Kontaktgesprächs zwischen
den Ordensobern-Vereinigungen VDO,
VOB und VOD und der
Deutschen Bischofskonferenz

am 2. Dezember 1999 im
Priesterseminar Mainz

Anwesend:

DBK Bischof Dr. Karl Lehmann, Mainz
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB, Augsburg
Vorsitzender der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz

Weihbischof Georg Weinhold, Dresden
Vorsitzender der Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens" der KIV

P. Dr. Hans Langendörfer SJ, Bonn
Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz

Frau Dr. Marianne Tigges, Bonn
Sekretärin der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz

VOD Generaloberin Sr. Mediatrix Altefrohne, Paderborn
Erste Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD)

Provinzoberin Sr. Cäcilia Höffmann, Wicke-de-Wimbern
Zweite Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD)

Sr. Basina Kloos, Neuwied
Generalsekretärin der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD)

VDO Provinzial P. Dietger Demuth CSsR, Köln
Erster Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO)

Provinzial P. Manuel Merten OP, Köln
Zweiter Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO)

P. Wolfgang Schumacher O. Carm., Bamberg
Generalsekretär der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO)

VOB Generaloberer Br. Thomas Bischop, Münster
Erster Vorsitzender der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen Deutschlands (VOB)

Bischof Lehmann eröffnete um 10.15 Uhr das Kontaktgespräch 1999 und hieß die angereisten Repräsentanten der Deutschen Bischofskonferenz und der Ordensobern-Vereinigungen willkommen. Die vorgeschlagene Tagesordnung wurde mit einer Ergänzung von Sr. Basina angenommen.

1. Bericht über aktuelle Entwicklungen im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz

1.1 Bischof Lehmann informierte zunächst über die kürzlich erfolgten ad-limina-Besuche der deutschen Bischöfe, die später als ursprünglich vorgesehen stattfanden. Früher sei man in fünf Gruppen nach Rom gereist (vier aus Westdeutschland, eine aus Ostdeutschland), diesmal seien es nur drei Gruppen gewesen (Kölner Kirchenprovinz als erste Gruppe, Bayerische Bischofskonferenz und Freiburger Kirchenprovinz als zweite und mit 23 Bischöfen größte Gruppe sowie die Bischöfe der Kirchenprovinzen Paderborn, Hamburg und Berlin als dritte Gruppe).

Protokoll des Kontaktgesprächs zwischen DBK und VDO / VOB / VOD am 2.12.1999

Die Besuche in Rom dauerten gewöhnlich 8 bis 10 Tage; diesmal seien es nur 4 Tage mit sehr gedrängtem Programm gewesen. Die Begegnung mit dem Papst beginne mit der gemeinsamen Feier der hl. Messe in dessen Privatkapelle. Die Einzelaudienzen - z.T. mit den Weihbischöfen - dauerten gewöhnlich eine viertel Stunde. Der Papst lade außerdem Gruppen von bis zu 16 oder 18 Bischöfen zum Mittagessen ein und lege Wert darauf, dabei mit jedem ins Gespräch zu kommen. Bischof Lehmann gab seinen Eindruck vom derzeitigen Gesundheitszustand des Papstes wieder. Alle deutschen Bischöfe seien beeindruckt gewesen von seiner Geduld und Aufmerksamkeit.

Zu den ad-limina-Besuchen gehören auch Besuche im Staatssekretariat und in den verschiedenen Kongregationen. Bischof Lehmann skizzierte kurz Inhalt und Verlauf der Besuche seiner Gruppe bei der Religiosenkongregation, der Sakramentenkongregation, der Kongregation für die Bischöfe, der Kleruskongregation, der Bildungskongregation und im Staatssekretariat. Zum Teil hätten die hochrangigen Amtsträger der Kongregationen an den Gesprächen mit den deutschen Bischöfen nicht teilnehmen können. Auch der Kardinalstaatssekretär sei aufgrund auswärtiger Verpflichtungen nur für die Bischöfe der ersten Gruppe zu sprechen gewesen.

Beim Gespräch in der Sakramentenkongregation habe man beispielsweise über die sich ergebenden Probleme bei der Übersetzung liturgischer Texte und über Fragen der Zölibatsverpflichtung bzw. der Dispenserteilung beim Ausscheiden aus dem priesterlichen Dienst gesprochen. Nach Auskunft von Bischof Lehmann und Bischof Dammertz gebe es neue Richtlinien und einen neuen Fragebogen für Dispensgesuche. Es wurde zugesagt, die zur Veröffentlichung innerhalb der VDO geeigneten diesbezüglichen Texte alsbald zur Verfügung zu stellen. Die Ordens-

obern berichteten in diesem Zusammenhang von durchwegs guten Erfahrungen mit der Sakramentenkongregation, während es immer noch unbearbeitete „Altfälle" aus der Zeit der Zuständigkeit der Glaubenskongregation gebe.

Im Gespräch mit der Kleruskongregation sei u.a. auch die Frage der Krankensalbung durch Diakone angesprochen worden. Man habe den Eindruck gewonnen, dass man in Rom an der alten Regel konsequent festhalten wolle, die Spendung der Krankensalbung nur den Priestern vorzubehalten. Auch in der Frage einer eventuellen Teilhabe von Frauen am Weiheamt als „Diakoninnen" müsse man nüchtern - wie immer es ausgeht - auch mit einer Ablehnung rechnen. Es gibt bis jetzt jedoch keine Entscheidung.

In der Bildungskongregation sei u.a. auch über die derzeit in Deutschland geltende Rahmenordnung zur Priesterausbildung gesprochen worden. Man habe den Wunsch aus Rom mitgebracht, die deutsche Rahmenordnung kritisch durchzusehen und unter Einbeziehung zwischenzeitlich erschienener Dokumente des Apostolischen Stuhls ggf. zu überarbeiten. Gesprochen worden sei auch über die Entwicklung der theologischen Fakultäten in Deutschland und über die römische Praxis der Erteilung des Nihil obstat bei der Ernennung von Professoren.

Abschließend reflektierte Bischof Lehmann die derzeitige Praxis der ad-limina-Besuche, die es als Besuch bei den Apostelgräbern bereits seit dem 4. Jahrhundert gebe. Höhepunkte seien die Begegnung mit dem Papst und die Meßfeiern in St. Peter und in St. Paul sowie die „Sieben-Kirchen-Walfahrt" etlicher Bischöfe. Statt der manchmal etwas zufällig zustande kommenden Tournee durch sämtliche Kongregationen mit sehr unterschiedlicher Effizienz könne er sich auch einen anderen Modus mit gut vorbereiteten Ganztagssitzungen vorstellen.

1.2 Bischof Lehmann informierte über die Entwicklungen im Katholischen Büro Bonn, dessen langjähriger Leiter Prälat Paul Bocklet zum 1.2.2000 ausscheiden werde. Als Nachfolger sei der Kölner Diözesanpriester Dr. Karl Jüsten (39) vorgesehen, dessen Lebenslauf Bischof Lehmann kurz vorstellte. Er werde sich im Dezember und Januar noch in Bonn einarbeiten und dann den Umzug des Katholischen Büros nach Berlin begleiten. Die Einweihung des neuen Standortes in Berlin sei für den 22.3.2000 geplant. Dabei werde Prälat Bocklet zugleich verabschiedet.

Neuer Stellvertretender Leiter werde Herr Lendermann, der zusammen mit Frau Moll aus dem bisherigen Kreis der Referenten allein nach Berlin übersiedeln werde. Auch von den bisherigen Sekretärinnen werde nur eine einzige nach Berlin wechseln. Man habe das Ausscheiden der bisherigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sozial verträglich gestalten und ihnen z.T. neue Aufgaben im Sekretariat der Bischofskonferenz anbieten können. Die Ausschreibungen für die neu zu besetzenden Stellen in Berlin würden erst jetzt erfolgen. Die Übergangsphase werde sich vermutlich schwierig gestalten.

2. Herausforderung der katholischen Kirche in Deutschland nach den Auseinandersetzungen um die Schwangerschaftskonfliktberatung (insbesondere im Blick auf die Glaubwürdigkeit)

2.1 Bischof Lehmann berichtete ausführlich über die einzelnen Entwicklungsschritte dieses Jahres in der Frage der Schwangerschaftskonfliktberatung und erläuterte als Ausgangspunkt seiner Darlegungen nochmals den bei der Zusammenkunft der deutschen Bischöfe in Lingen entwickelten „Hilfe- und Beratungsplan" sowie die danach erfolgten Gespräche in Rom und die inzwischen aus dem Vatikan gekommenen Schreiben des Papstes und der beiden Kardinäle So-

dano und Ratzinger. Beim jüngsten ad-limina-Besuch hätten zahlreiche deutsche Bischöfe auch noch einmal dem Papst ihre Bedenken vorgetragen. Man habe derzeit jedoch den Eindruck, dass es keine Chance geben werde, in der staatlichen Beratung bleiben zu können. Entsprechend sei die Entscheidung des ständigen Rates vom 22. / 23.11.1999 ausgefallen. Auch der Weg einer „eidesstattlichen Erklärung" sei aus der Sicht von Bischof Lehmann nicht erfolgversprechend. In diesem Zusammenhang teilte Bischof Lehmann seine diesbezügliche Stellungnahme aus, die unter der Überschrift Eidesstattliche Erklärung statt „Schein"? in der Ausgabe Nr. 49 der Mainzer Bistumszeitung vom 5.12.1999 (S. 17) bereits erschienen ist.

Bischof Lehmann verwies darauf, dass es unter Beteiligung der Kirche gelungen sei, anders als in anderen europäischen Ländern eine reine Fristenlösung zu verhindern und eine im Gesetz verankerte verbindliche Beratung und eine Beteiligungsmöglichkeit der Kirche zu erreichen, unbeschadet der Grenzen, die auch das gegenwärtige Gesetz aufweist. Der Beratungsschein habe Dokumenten-Charakter und sei keine bloße Behauptung. Alle Bemühungen der kirchlichen Beratungsstellen dienten dem Lebensschutz.

2.2 Ausführlich wurde über „Donum vitae" gesprochen, mit dem nach dem Willen der Initiatoren die Schwangerschaftskonfliktberatung im Sinne der Kirche fortgesetzt werden soll, wenn sich kirchliche Stellen aus der staatlichen Beratung zurückziehen müßten. Bischof Lehmann bekundete Respekt vor dieser Laien-Initiative, begründete aber auch seine „Zweifel, denn „Donum Vitae" könne - abgesehen von der keineswegs sichergestellten Finanzierung des auch bei staatlichen Zuschüssen verbleibenden Eigenanteils - kaum selbst die Beratung organisieren, sondern müsse dazu - wenn es überhaupt so weit komme - mit erfahrenen Partnern (z.B. SKF) zusammenarbeiten. Der SKF als kirchliche Einrichtung werde aber sein Proprium nicht einfach ausgliedern können. Denn als eine der Kirche zugeordnete Einrichtung werde der SKF selbst künftig keine Beratungsscheine mehr ausstellen können.

2.3 Sr. Basina fragte an, ob einer Stiftung, die von katholischen Ärzten an ordensgetragenen Krankenhäusern beabsichtigt wird und als Träger einer katholischen Beratungsstelle mit Berechtigung zur Ausstellung von Beratungsscheinen agieren soll, die Katholizität abgesprochen werden könne, weil Beratungsscheine ausgestellt werden. Bischof Dammertz erinnerte daran, dass „katholisch" nur das sei, was von der Kirche als solches anerkannt ist. Bischof Lehmann sah - auch im Blick auf „Donum Vitae" und den SKF - die Gefahr eines neuen Konfliktstoffs nicht nur mit Rom, wenn von dort verlangt würde, bei Fortsetzung der Beratungstätigkeit und Schein-Ausstellung die Katholizität abzusprechen. Andererseits sei ein bürgerlich-rechtlicher Verein von Katholiken deshalb noch nicht „katholisch". Es sei bereits die Meinung vertreten worden, dass die katholischen Laien ebenso wie die Bischöfe der Weisung des Papstes zu gehorchen hätten. Unklar sei jedoch noch, ob sich das Papstverbot auf den einzelnen Katholiken oder auf katholische Organisationen beziehe. Bischof Lehmann erinnerte daran, dass im letzten Schreiben der Kardinäle Sodano und Ratzinger eine eigene Weisung zur Gründung eines Vereins angekündigt worden sei.

2.4 P. Demuth informierte die Bischöfe darüber, dass er als Vorsitzender der VDO ebenso wie Sr. Mediatrix Altefrohne als Vorsitzende der VOD am 3. November 1999 einen Brief an Kardinal Ratzinger geschrieben habe, worin die große Sorge der Ordensobern und Ordensoberinnen über die derzeitige Auseinandersetzung in der Frage des Verbleibs der katholischen Kirche in Deutschland in

der Schwangerschaftskonfliktberatung zum Ausdruck gebracht wurde. Auch die Pastoralkommission der VDO habe sich in einem Schreiben mit gleichem Datum an Kardinal Ratzinger gewandt und sich in dieser Frage ganz hinter die Haltung von Bischof Lehmann gestellt. In allen drei Briefen, die Frau Pankoke-Schenk als langjährige Generalsekretärin des SKF zur persönlichen Übergabe an Kardinal Ratzinger bei einer ihr am 8. November 1999 gewährten Audienz mitgegeben worden sind, hätten sich die Ordensobern und -oberinnen dafür ausgesprochen, die pastorale Entscheidung deutscher Bischöfe im Hinblick auf einen Verbleib in der Schwangerschaftskonfliktberatung zu respektieren. Ein von Rom erzwungener Ausstieg aus der staatlichen Beratung werde die Glaubwürdigkeit der Kirche in Deutschland schwer beschädigen.

2.5 P. Langendörfer wies darauf hin, dass jeder, der im staatlichen Rahmen der Schwangerschaftskonfliktberatung bleiben will, darum wissen müsse, dass das Testat über die erfolgte Beratung gegenüber einem Arzt benutzbar sein müsse. Wenn ein solches Testat nicht (mehr) ausgestellt werden könne, gebe es auch keine staatliche Anerkennung.
Bischof Lehmann resümierte, dass es sich um eine sehr komplexe Materie handelt, die nur sehr schwer der Öffentlichkeit in ihrer ganzen Subtilität zu vermitteln sei. Im letzten gehe es um eine Güterabwägung, bei der ein wichtiger Gesichtspunkt sei, ob und mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen man die Zahl der Abtreibungen besser und wirksamer senken könne.

2.6 P. Manuel Merten bedauerte die fehlende Transparenz bei der Meinungsbildung und die offenbar wenig gelungenen Abstimmungsprozesse im Vatikan, wodurch ein innerer Dissens auch zwischen Glaubenskongregation und Staatssekretariat in der Sache wie im Vorgehen vermutet werden könne. Man frage sich, was man angesichts des unbestreitbaren Glaubwürdigkeitsverlustes der Kirche in Deutschland gemeinsam - Bischöfe und Ordensobere - tun könne, um Glaubwürdigkeit zurück zu gewinnen.
Bischof Lehmann bestätigte, dass der Schaden bis in die evangelische Kirche hinein sehr groß sei. Es gebe derzeit eine Ohnmachtserfahrung hinsichtlich dessen, was man konkret noch tun kann, um im öffentlichen Bewusstsein eine Wende zu erreichen, obwohl die kirchlichen Beratungsstellen breite Anerkennung finden. Bischof Dammertz bezeichnete es als vordringliches Ziel, gegen eine grassierende Werte-Erosion (das ungewollte Kind als „Schadensfall", das angeblich vorhandene „Recht auf Abtreibung") ein neues Wertbewusstsein zu schaffen. P. Langendörfer setzte sich ein für eine bessere Strategie der öffentlichen Kommunikation mit der positiven Botschaft: „Die Kirche macht Beratung, sie verabschiedet sich nicht aus der Schwangerschaftskonfliktberatung". Die Angebote müßten positiv vermittelt werden.
Ursache der derzeitigen Situation sei, so Weihbischof Weinhold, im Zuge der Wiedervereinigung eine Kombination aus Fristenlösung nach DDR-Vorbild und westdeutscher Indikationenlösung zustande zu bringen. Er mahnte den Auftrag der Kirche an, den Wert des Lebens in der öffentlichen Diskussion gegen alle Gewöhnungseffekte (Stichwort: Spätabtreibung) zu verteidigen. Die Kirche habe es, wie P. Langendörfer betonte, im Gegensatz zu anderen Staaten in Deutschland geschafft, das Thema im öffentlichen Bewusstsein zu halten, auch wenn eine Tendenz zur Brutalisierung erkennbar sei. Abschließend erinnerte Bischof Lehmann an die Formulierung im Einigungsvertrag, nach dem eine Regelung hätte gefunden werden müssen, „die besser ist als die in beiden Teilen Deutschland".

3. Instruktion über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen „Verbi Sponsa". Hintergründe ihrer Entstehung, Absichten und Ziele

3.1 Bischof Dammertz gab einen kurzen Überblick, wie sich die Frage der päpstlichen Klausur in verschiedenen kirchlichen Dokumenten der letzten Jahrzehnte entwickelt hat (z.B. Instruktion „Venite Seorsum" von 1968 / 69 mit einem leider schwachen normativen Teil, Codex 1983, in dem man ursprünglich auf den Begriff „päpstliche" Klausur habe verzichten wollen etc.). Er bedauerte, dass er - obwohl bereits in der zweiten Amtsperiode Mitglied der Religiosenkongregation - im Vorfeld der neuen Instruktion weder beteiligt noch informiert worden sei. In seiner Zeit als Abtprimas habe man neben der päpstlichen und der konstitutionellen Klausur noch die „monastische Klausur" ins Gespräch gebracht, um den Besonderheiten der monastischen Klöster besser gerecht werden zu können. - Aus seiner Sicht bringe „Verbi Sponsa" nichts neues, denn wer „päpstliche Klausur" haben will, müsse sich an die damit verbundenen Auflagen halten, sonst bliebe die Möglichkeit einer konstitutionellen Klausur-Regelung. Das neue Dokument sei stark verrechtlicht. Es bleibe ungewiss, was es soll und was man sich davon erwartet. Außerdem würde überhaupt nicht bedacht, wovon z.B. Klöster mit päpstlicher Klausur wirtschaftlich leben könnten.

3.2 P. Manuel Merten OP, der nach dem bevorstehenden Ende seiner Amtszeit als Provinzial in Deutschland als designierter Promotor Generalis der Dominikanerinnen weltweit unmittelbar mit dem neuen Dokument und dessen Anweisungen zu tun haben wird, berichtete von sehr unterschiedlichen Reaktionen verschiedener Dominikanerinnenklöster in Deutschland, Taiwan und Luxemburg auf das neue Klausur-Dokument des Vatikans.

Eine erste Analyse ergebe folgende Bedenklichkeiten:

- Theologisch bleibe „Verbi Sponsa" weit hinter „Vita Consecrata" zurück.
- Das Dokument sei diktiert von einem klaren Dualismus und einer erschreckenden Schwarzweißmalerei (die schlechte Welt draußen, die gute Welt in der Klausur).
- Das Klausurverständnis sei vor allem materiell und gehe zu Lasten der geistig-geistlichen Dimension.
- Es werde ein starker Zentralismus durch Entmachtung von Bischöfen und Ordensobern zugunsten der Religiosenkongregation erkennbar. In der Praxis würden dadurch viele Dinge nicht mehr regelbar, wenn man den Text ernst nimmt.
- Trotz der Aufforderung zu guter Ausbildung werde nicht erkennbar, wie man das angesichts der verschärften Klausurbestimmungen realisieren soll, wenn keine hausinterne Ausbildung möglich ist. Mit den neuen Vorschriften würde unterbunden, was - z.B. in Mexiko - seit Jahren gut funktioniert (4jährige gemeinsame Ausbildung in einer dafür geeigneten zentralen Kommunität).
- dass es - vor allem in Europa - älter und kleiner werdende Kommunitäten gebe, werde im Dokument überhaupt nicht angesprochen.

Aus seiner Sicht sei das neue Dokument ein „Behinderungsdokument". Völlig unklar sei das leitende Interesse der Autoren sowie der konkrete Anlass und die ins Auge gefasste Zielgruppe, zu deren Gunsten dieses Dokument gedacht sei.

3.3 Die Vertreterinnen der VOD machten deutlich, dass es sich ausschließlich um eine Angelegenheit der Ordensfrauen, die in Klausur leben, handelt, von denen keine Rückmeldungen vorliegen.

Angeregt wurde die Erstellung einer Synopse der seit dem 2. Vaticanum zur Klausurfrage herausgegebenen Dokumente, um die normative Entwicklung bis hin zu „Verbi Sponsa" übersichtlich verfolgen zu können. Auch sei eine Kommentierung der Instruk-

tion in der Zeitschrift ORDENSKORRESPONDENZ wünschenswert.

4. Probleme mit der Erteilung von Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen für ausländische Ordensangehörige in Deutschland

4.1 Sr. Cäcilia Höffmann SSpS berichtete über den seit Anfang des Jahres bestehenden „Verein katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V." und den aktuellen Stand der Integrationsbemühungen, insbesondere im Hinblick auf die steuerrechtliche Problematik.

4.2 Sr. Basina hatte sich zusammen mit dem Katholischen Büro Bonn in zahlreichen Verhandlungen mit Vertretern verschiedener Bundesministerien, insbesondere mit dem Arbeitsministerium (BMA), um eine praktikable Lösung der seit dem Frühjahr 1998 auf Anweisung des BMA sehr restriktiv gehandhabten Frage der Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen für ausländische Ordensangehörige in Deutschland gekümmert und berichtete von den z.Zt. still stehenden Verhandlungen, die ab Januar 2000 wieder aufgenommen werden sollen. Ihre Frage sei jedoch, ob das Bemühen um eine Öffnung der Rechtslage überhaupt sinnvoll sei und ob es im Interesse der Kirche in Deutschland liege, für den Verbleib bzw. die Einreise ausländischer Ordensfrauen zu kämpfen, die ohne nachhaltige Integration vor allem wegen des Gelderwerbs zur Finanzierung von Ordensaufgaben in ihren Heimatländern zu uns kommen. Das BMA argumentiere rein arbeitsmarktpolitisch. Es gebe z.B. keine Genehmigung für eine Erstausbildung in Deutschland mehr. Man dürfe sich aber nicht vom Staat in innerkirchliche Angelegenheiten hinein regieren lassen.

P. Langendörfer warnte vor „Einäugigkeit, wenn es um eigene Leute" gehe. Es gebe auch kirchlicherseits eine Verantwortung für den Arbeitsmarkt. Er befürworte deshalb die bereits im Gespräch mit dem BMA angedachte Ausarbeitung eines Kriterienkataloges. Zuerst solle man auf Referentenebene nach einvernehmlichen Lösungen suchen, bevor man hochrangige kirchliche Repräsentanten einschalte.

4.3 Sr. Basina erläuterte, warum eine kirchenrechtliche Lösung durch Etablierung eigener Regionen oder Provinzen in Deutschland bei den ausländischen Gemeinschaften durchwegs auf Ablehnung stößt: Damit verlören die derzeit zuständigen Höheren Oberinnen ihre Personalhoheit über die in Deutschland lebenden Schwestern und das Verfügungsrecht über die von ihnen erarbeiteten Gelder. Nur bei wenigen Schwestern in Deutschland - so ergänzte Sr. Cäcilia - sei ein wachsendes Problembewusstsein erkennbar, dass die hier übernommenen Aufgaben und die eigentliche Motivation für eine Präsenz in Deutschland nicht ihrem Ordens-Charisma und der persönlichen Berufung entspricht.

4.4 Von P. Langendörfer befragt, welche Lösung die VOD favorisiert, erklärte Sr. Basina, dass eine Begrenzung der Präsenz ausländischer Ordensleute (z.B. in Form einer Kontingentierung) akzeptabel sei, wenn sich kein anderer Lösungsweg anbietet. Im Falle einer Öffnung wolle man sich verstärkt für Schwestern aus Afrika einsetzen. Sr. Mediatrix forderte, dass sich die Kirche in Deutschland stärker als bisher der in unserm Land lebenden ausländischen Ordensleute annehmen müsse, die oft sehr verängstigt seien und sich abkapselten, weil sie aus einem ganz anderen Lebenskontext und einer andersartigen kirchlichen Situation kommen.

5. Bischofssynode, Zweite Sonderversammlung für Europa (1. bis 23. Oktober 1999)

5.1 Thematisch sei diese zweite Sonderversammlung von Bischöfen für Europa sehr vielfältig gewesen, erläuterte Bischof Leh-

mann, der zusammen mit Bischof Dammertz und weiteren deutschen Bischöfen teilgenommen hatte. Vorschläge zur Ernennung oder Berufung von Experten und Auditoren habe man wie immer nicht machen können. Die tatsächliche Auswahl erfolge nach nicht erkennbaren Kriterien unmittelbar in Rom und wirke eher zufällig. Der Papst habe an fast allen Plenaria teilgenommen. Mancher Generalobere hätte mehr sagen und die Stimme der Orden vernehmlicher einbringen können. Der Ordensmeister der Dominikaner habe aus seiner Sicht besonders klug interveniert.

Auf die Frage nach dem Impuls dieser Sonderversammlung erinnerte Bischof Lehmann daran, dass die Schlussbotschaft eine Art „Grußwort der Synode" sei, das eigentliche Synodendokument des Papstes werde erst viel später kommen. Mehr lasse sich aber bei einer so großen und heterogen zusammengesetzten Gruppe von Bischöfen während der Synodenzeit mit unendlich vielen Statements und einer eher schwerfälligen Organisation nicht machen. Am fruchtbarsten sei die Arbeit in den Sprachzirkeln. Die Orientalen seien mit der römischen Praxis eher unzufrieden, da nach ihrem Verständnis eine Synode immer Beschlusskraft habe; eine solche finde aber in Rom wenig Resonanz.

5.2 Nach P. Langendörfers Frage hinsichtlich der während der Synode eventuell zu beobachten gewesenen Verständigungsprozesse zwischen Bischöfen aus West- und Osteuropa entwickelte sich ein ausführlicher Erfahrungsaustausch zwischen Bischöfen und Ordensobern. Es gebe, so Bischof Lehmann, z.T. sehr gute Fortschritte in den Kontakten zu Bischöfen im Osten (Polen, Tschechien, Rumänien etc.), manche aber kultivierten inzwischen auch wieder ihre Abgeschiedenheit und Distanz gegenüber dem Westen. Der intensive Dialog zwischen West und Ost, wie er noch bei der ersten Bischofssynode für Europa zu beobachten gewesen war, sei allerdings auf breiter Front inzwischen eher abgeflaut.

Die Orden und ihr Beitrag für ein neues Europa seien nur am Rande und eher in Gemeinplätzen erwähnt worden. Sehr viel Aufmerksamkeit hätten hingegen die „movimenti" erzeugt, aus denen zahlreiche Vertreter anwesend waren. Hinweise auf Neuaufbrüche auch in den herkömmlichen Formen des geweihten Lebens (= Orden) hätte man nur sehr mühsam einbringen können. Besondere Impulse der Synode in Richtung Orden habe es nicht gegeben.

5.3 P. Demuth berichtete in diesem Zusammenhang über die bevorstehende Generalversammlung von Repräsentanten der Ordensobern-Konferenzen Europas (UCESM), die diesmal bewusst in Dubrovnik stattfindet. Die Zusammenarbeit auf europäischer Ebene - gerade auch zwischen Ost und West - sei sehr gut gewachsen. Man bemühe sich derzeit, der UCESM in Belgien einen zivilen Rechtsstatus zu verschaffen. Von deutscher Seite aus wolle man forcieren, dass sich die UCESM verstärkt um die Sicherung des Rechtsrahmens der Orden in Europa kümmert und dass das in den einzelnen Ländern z.T. sehr unterschiedliche Verhältnis der Orden und Bischöfe und die unterschiedlich angegangene Frage der Berufungspastoral als gemeinsame Sorge von Orden und Bistümern thematisiert wird. Der geistliche Schwerpunkt der diesjährigen Generalversammlung der UCESM liege auf dem Thema „Zur Segnung berufen".
P. Langendörfer wies darauf hin, dass im neuen Team des Katholischen Büros Berlin ein Europa-Rechtler mitwirken wird und dass auch bei ComECE ein deutscher Jurist tätig ist, über die man relevante Statusfragen der Orden transportieren könne.

6. Bericht aus der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO)

6.1 Ausgehend vom Europäischen Kongress zur Berufungspastoral, von dem aus einiges in Bewegung gekommen sei, habe sich - so berichtete P. Demuth aus der VDO - die Vollversammlung der Höheren Ordensobern in diesem Jahr mit dem Schwerpunktthema „Berufungspastoral" beschäftigt. Dabei habe sich das Konzept herauskristallisiert, dass jede gute Berufungspastoral damit beginnen müsse, die eigene Ordensgemeinschaft zu reformieren. 80 % der Arbeit der Berufungspastoral gehe „ad intra". Motivation einer guten Berufungspastoral könne nicht sein, vor allem die eigenen leerstehenden Klöster wieder füllen zu wollen oder Leute zu finden, um die übernommenen Einrichtungen weiterzutragen, sondern es müsse vorrangig um den Berufungsweg junger Menschen gehen, den es zu klären und zu begleiten gelte.

6.2 Direktor Birkenmaier vom Freiburger Zentrum für Berufungspastoral (ZfB) hatte den Ordensobern-Vereinigungen Ende September angesichts der inhaltlichen Aufwertung des ZfB bei gleizeichtiger Stellenreduzierung die Frage nach einer verstärkten Akzentuierung der Berufungspastoral der Orden und deren enger Mitwirkung gestellt. Sein Modell A (Etablierung eines eigenen nationalen Zentrums für Ordensberufung) sei von den Vereinigungen aus inhaltlichen und formalen Gründen abgelehnt worden, das Modell B (Mitwirkung von Ordensleuten im ZfB-Team) sei jedoch bedenkenswert.

Bischof Dammertz erinnerte daran, dass es vor einigen Jahren misslungen sei, eine Referentenstelle in Freiburg durch ein Ordensmitglied zu besetzen. Dann erläuterte er die bisherige und künftige Finanzierung des ZfB. Es wäre auch aus seiner Sicht gut, wenn Ordensleute im Team des ZfB beteiligt wären. Dies sei auf Diözesanebene eher der Fall; dort wollten sich die Orden, so P. Demuth, auch künftig eher engagieren. Im Beirat des ZfB würden bereits zwei Ordensvertreter mitwirken.

Bischof Lehmann unterstrich seinerseits, dass er eine Mitwirkung der Orden beim ZfB für sehr wichtig hält. Das Thema Berufungspastoral sei aus seiner Sicht eines der allerwichtigsten Themen in den nächsten Jahren überhaupt. In anderen Ländern passiere da bereits viel. Man müsse eine verstärkte Zusammenarbeit künftig auch über Landesgrenzen hinweg suchen.

6.3 Zur Anfrage der VDO an die Bischöfe hinsichtlich der Eintrittszahlen bei den Diözesen und den daraus zu ziehenden Konsequenzen hinsichtlich der Personal- bzw. Pastoralplanung in den nächsten Jahren und der Aufrechterhaltung der diözesanen Priesterseminare hatte das ZfB zur Vorlage bei der Kommission IV der DBK im Juni 1999 statistisches Material erarbeitet, das als Tischvorlage rundgereicht wurde. Der Rückgang sei spürbar, erläuterte Bischof Dammertz, die Zahlen sprächen für sich. Ein Aufwärtstrend sei nicht erkennbar. Das Klima in Deutschland sei derzeit nicht dazu angetan, dass sich junge Leute auf den Weg eines geistlichen Berufs einließen.

Die Pastoralplanung reiche in zahlreichen Bistümern bis etwa 2010 oder 2015. Der eigentliche Priestermangel komme erst noch, wenn die Weihejahrgänge bis etwa 1970 nicht mehr aktiv sein könnten. Die bisherigen Überlegungen fänden weitgehend nur auf Diözesanebene statt. Einen Austausch über die Diözesangrenzen hinweg gebe es kaum. Dazu bestehe in der Bischofskonferenz zu wenig Spielraum. Bischof Lehmann bedauerte, dass es bisher viel zu wenig Versuche einer Zusammenführung von diözesanen Erfahrungen gebe, wo man z.T. bereits manche guten Versuche unternimmt.
Auf den Hinweis von P. Manuel Merten, dass in den Ordensgemeinschaften angesichts der sich verändernden Größenordnungen des Ordensnachwuchses neue Ausbildungsmodelle (z.T. dezentral wie bei den Dominikanern, z.T. ordensübergreifend) entstehen und

erfolgreich praktiziert werden, antwortete Bischof Lehmann mit dem Hinweis, dass die Bedeutung der diözesaneigenen Priesterseminare in Deutschland sehr groß sei. Die diözesaninterne Ausbildung sei ein wichtiges Identitätsmerkmal für den Diözesanklerus. Man müsse wohl fragen, wie sich die der Anzahl nach oft wenigen Alumnen in den z.T. großen, weitgehend leerstehenden Priesterseminaren erleben und wie lange manche Diözesen ihre Eigenständigkeit personell und finanziell noch durchhalten können. Diese Frage sei auch bei der römischen Visitation schon zur Sprache gekommen.

7. Bericht aus der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD)

7.1 Aus der VOD berichtete Sr. Mediatrix, dass in den letzten Jahren vor allem die eingetretenen Wandlungen in den Frauenorden und die begonnen oder noch bevorstehenden Umgestaltungsprozesse die Jahrestagungen thematisch bestimmt hätten. In diesem Jahr sei das Schwerpunktthema „Gemeinschaft" gewesen.

7.2 Sr. Mediatrix bat die Bischöfe, sich des Problems der in manchen Frauenorden tätigen Superioren aus dem Weltklerus anzunehmen. Dies sei z.T. noch im Eigenrecht der Gemeinschaften verankert. Sie hätten sich nach und nach oft sehr weitreichende Befugnisse verschafft und würden - da meist auf Lebenszeit ernannt - beim Oberinnenwechsel einen Kurswechsel oder Neubeginn eher be- oder verhindern. Ein Ablösungsprozess gestalte sich oft sehr schwer.

Bischof Dammertz wollte unterscheiden zwischen einem Superior mit bestimmten Rechten (z.B. Teilnahme an allen Sitzungen der General- oder Provinzleitung) und einem Spiritual bzw. Hausgeistlichen, der sich eine einflussreiche Position selbst „erarbeitet" hat. Die Schwestern nannten zahlreiche Beispiele von Gemeinschaften, in denen es immer noch offiziell ernannte Superioren aus dem Diözesanklerus gibt.

- Es wurde vereinbart, dass die VOD eine Darstellung der Problematik und deren Quantität erarbeitet, mit der die Bischöfe im Ständigen Rat sensibilisiert werden können.

7.3 Zu der von Bischof Dammertz aufgrund einer Problemanzeige aus der Kongregation der Mallersdorfer Schwestern aufgeworfenen Frage der „Zusammenarbeit von Ordensfrauen mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Einrichtungen" hatte Sr. Basina eine Tischvorlage ausgearbeitet, die sie kommentierend erläuterte. Es bestehe aus ihrer Sicht ein auffälliges Nord-Süd-Gefälle, da vor allem in Bayern Ordensfrauen häufiger als in anderen Landesteilen auch noch weit über das 65. Lebensjahr hinaus in den Einrichtungen tätig blieben, was dort offenbar eher zu Spannungen mit weltlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern führt.

7.4 Sr. Basina fragte an, in welchem Gremium man sich mit der drängend gewordenen Frage von Ordensgemeinschaften als bistumsübergreifenden Trägern von sozialen Einrichtungen beschäftigen könne, die angesichts der künftigen Gestaltung und Neuorientierung von freigemeinnütziger und unternehmerischer Tätigkeit und der Konkurrenz zu anderen freigemeinnützigen Trägern an die Gründung eines eigenen Arbeitgeberverbandes neben dem Deutschen Caritasverband denken. Nach bisheriger Erfahrung verhindern die diözesanen Caritasverbände als Monopolisten bzw. Konkurrenten zu den Ordensträgern das Gespräch über mögliche Öffnungsklauseln. Auch in den überdiözesanen Gremien des Caritasverbandes könne darüber bisher nicht hinreichend gesprochen werden.
- Man verständigte sich darauf, den Sachverhalt von VOD-Seite sorgfältig auszuarbeiten und über Bischof Lehmann als Problemstellung und Alarmmeldung in die Caritas-

Kommission der Bischofskonferenz einzubringen.

8. Verschiedenes

8.1. Der erst kürzlich vom Vatikan veröffentlichte Text „Jubiläum des geweihten Lebens 2.2.2000" wurde ausgeteilt und kurz besprochen. Das darin vorgeschlagene Triduum und die weiteren Vorschläge seien zwar gut gemeint, so Bischof Dammertz, aber schon aus terminlichen Gründen und wegen z.T. anderer inhaltlicher Vorbesetzung nicht immer durchfürbar. Bischof Lehmann erinnerte daran, dass es schon viele andere „Tage" gebe und resümierte, dass der „Tag des geweihten Lebens" Gefahr laufe, als isolierte Einzelaktion zu erscheinen.

8.2 Als Termin für das Kontaktgespräch 2000 wurde vereinbart:

Mittwoch, 6. Dezember 2000

Die Beratungen sollen wieder in der Zeit zwischen 10.00 Uhr und 16.00 Uhr im Mainzer Priesterseminar stattfinden.

Bischof Lehman schloss um 16.30 Uhr die Beratungen. Er dankte für den guten Verlauf dieses Gespräches. Mit guten Wünschen zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel beendete er das Kontaktgespräch.

Protokoll:
P. Wolfgang Schumacher O.Carm.
Mainz, den 25.1.2000

Bischof Dr. Karl Lehmann
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Gemeinnützigkeit:

Merkblatt zur Gemeinnützigkeit und zum Spendenrecht

Anlage: 1 Merkblatt

Zu Ihrer Arbeitserleichterung habe ich das beigefügte Merkblatt erstellt, das Vereinen einen ersten Überblick über die steuerrechtliche Gemeinnützigkeit und über das Spendenrecht vermitteln soll. Jedes Veranlagungsfinanzamt erhält zunächst 150 Abdrucke des Merkblatts. Soweit sich aus der Praxis Änderungs- oder Ergänzungswünsche ergeben, bitte ich Sie, mir diese bis zum 1. September 2000 mitzuteilen. Ich beabsichtige, dann das ggf. überarbeitete Merkblatt lagermäßig vorzuhalten.

In Vertretung
Weber

Beglaubigt
Steuerobersekretärin

Gemeinnützigkeit und Spendenrecht

Das Merkblatt richtet sich in erster Linie an Vereine, die die steuerrechtliche Gemeinnützigkeit anstreben. Es soll Ihnen einen ersten Überblick über das Recht der Gemeinnützigkeit und über das Spendenrecht vermitteln. Sollten Sie weitergehende Fragen haben, wenden Sie sich bitte an das zuständige Finanzamt.

Gemeinnützigkeit
Unter dem Begriff „Gemeinnützigkeit" werden allgemein die steuerbegünstigten Zwecke im Sinne der §§ 51 bis 68 der Abgabenordnung - AO - verstanden. Die Gemeinnützigkeit ist Voraussetzung für zahlreiche, steuerliche Vergünstigungen, z. B. Befreiung von der Körperschaft- und Gewerbesteuer, ermäßigter Steuersatz bei der

Umsatzsteuer. Außerdem berechtigt sie unter bestimmten Voraussetzungen zum Empfang steuerbegünstigter Spenden.

Vereine

Die Rechtsverhältnisse der Vereine sind in den §§ 21 bis 79 Bürgerliches Gesetzbuch sowie im Gesetz zur Regelung des öffentlichen Vereinsrechts - Vereinsgesetz - vom 5. August 1964 (Bundesgesetzblatt 1964 Teil I Seite 593) geregelt. Für die steuerrechtliche Gemeinnützigkeit ist unerheblich, ob der Verein durch Eintragung im Vereinsregister Rechtsfähigkeit erlangt hat oder ob es sich um einen nicht rechtsfähigen Verein handelt.

Ein Verein wird als gemeinnützig anerkannt, wenn er nach der Satzung und nach seiner tatsächlichen Geschäftsführung steuerbegünstigte Zwecke im Sinne der §§ 51 bis 68 AO fördert. Es empfiehlt sich deshalb, dem Finanzamt einen Entwurf der Satzung zur Prüfung einzureichen, bevor die Satzung verabschiedet werden soll.

Steuerbegünstigte Zwecke

Steuerbegünstigte Zwecke im Sinne der AO sind

- gemeinnützige Zwecke (§ 52 AO)
- mildtätige Zwecke (§ 53 AO)
- kirchliche Zwecke (§ 54 AO)

Als gemeinnützige Zwecke führt § 52 AO beispielhaft an

- die Förderung von Wissenschaft und Forschung, Bildung und Erziehung, Kunst und Kultur, der Religion, der Völkerverständigung, der Entwicklungshilfe, des Umwelt-, Landschafts- und Denkmalschutzes, des Heimatgedankens,
- die Förderung der Jugendhilfe, der Altenhilfe, des öffentlichen Gesundheitswesens, des Wohlfahrtswesens und des Sports; Schach gilt als Sport,
- die allgemeine Förderung des demokratischen Staatswesen in der Bundesrepublik Deutschland,
- die Förderung der Tierzucht, der Pflanzenzucht, der Kleingärtnerei, des traditionellen Brauchtums einschließlich des Karnevals, der Fastnacht und des Faschings, der Soldaten- und Reservistenbetreuung, des Amateurfunkens, des Modellflugs und des Hundesports.

Im Zweifelsfall erteilt Ihnen das Finanzamt Auskunft darüber, ob Ihr Verein einen steuerbegünstigten Zweck fördert.

Förderung der Allgemeinheit

Die Tätigkeit des Vereins muss darauf gerichtet sein, die Allgemeinheit zu fördern. Die Allgemeinheit wird nicht gefördert, wenn sich die Auswahl der Mitglieder an sachfremden Merkmalen orientiert. Grundsätzlich muss die Mitgliedschaft jedem offenstehen. Eine Begrenzung ist nur unschädlich, wenn sie sich an dem steuerbegünstigten Zweck orientiert. Bei einem Tauchsportverein ist es zum Beispiel unschädlich, wenn an den Lehrgängen nur Personen teilnehmen können, die sich erfolgreich bestimmten medizinischen Untersuchungen unterzogen haben.

Die Mitgliedschaft darf für weite Bevölkerungskreise auch nicht durch hohe Eintrittsgelder und Mitgliedsbeiträge praktisch ausgeschlossen werden. Bei Sportvereinen ist eine Förderung der Allgemeinheit noch anzunehmen, wenn

- die Mitgliedsbeiträge und Mitgliederumlagen zusammen im Durchschnitt 2.000 DM je Mitglied und Jahr und
- die Aufnahmegebühren für die im Jahr aufgenommen Mitglieder im Durchschnitt 3.000 DM nicht übersteigen.

Daneben kann von den Mitgliedern ohne Gefährdung der Gemeinnützigkeit für konkrete Investitionsvorhaben oder größere Reparaturen eine Investitionsumlage erhoben werden. Die Investitionsumlage ist auf einen Betrag je Mitglied von maximal 10.000 DM über einen Zeitraum von 10 Jahren begrenzt.

Satzung
In der Satzung müssen der Satzungszweck oder - bei Förderung mehrerer steuerbegünstigter Zwecke - die Satzungszwecke und die Art der Verwirklichung jedes einzelnen Satzungszwecks genau bestimmt sein. Hinweise auf Satzungen und Regelungen Dritter oder Erklärungen außerhalb der Satzung genügen diesen Anforderungen nicht. Die beigefügte Mustersatzung (Anlage 1) berücksichtigt die steuerlichen Anforderungen. Ihre Verwendung ist nicht vorgeschrieben, jedoch empfehlenswert.

Die Satzung darf keine nicht steuerbegünstigten Zwecke enthalten. Dazu gehören z. B. ein wirtschaftlicher Geschäftsbetrieb oder eine Vermögensverwaltung.

Ein Hinweis auf die Pflege vereinsinterner Geselligkeit ist unbedenklich, wenn es sich um einen satzungsmäßigen Nebenzweck handelt, dem auch tatsächlich nur untergeordnete Bedeutung zukommt. Es empfiehlt sich jedoch, hierauf zu verzichten.

Grundsätzlich kann ein Verein auch mehrere steuerbegünstigte Zwecke fördern. Es ist jedoch zu bedenken, dass auch die tatsächliche Geschäftsführung der Satzung entsprechen muss. Werden bestimmte Satzungszwecke nicht oder über längere Zeit nicht gefördert, kann der Verein die Gemeinnützigkeit verlieren. Die „vorsorgliche" Aufnahme steuerbegünstigter Zwecke in die Satzung sollte deshalb vermieden werden.

Vermögensbindung
Eine besondere Bedeutung kommt der Vermögensbindung zu. Die Vermögensbindung soll sicherstellen, dass das Vermögen, das der Verein unter den Vorgaben des Gemeinnützigkeitsrechts gebildet hat, auch auf Dauer für steuerbegünstigte Zwecke verwendet wird. Deshalb ist in der Satzung genau zu benennen, welcher juristischen Person des öffentlichen Rechts oder anderen steuerbegünstigten Körperschaft das Vermögen bei Auflösung des Vereins oder bei Wegfall seines steuerbegünstigten Zwecks zufließen soll.

Kann der Verwendungszweck aus zwingenden Gründen nicht benannt werden, genügt es ausnahmsweise, wenn in der Satzung lediglich bestimmt wird, dass das Vermögen zu steuerbegünstigsten Zwecken zu verwenden ist. Es muss dann zusätzlich festgelegt sein, dass ein künftiger Beschluss über die Verwendung des Vermögens erst nach Einwilligung des zuständigen Finanzamts ausgeführt werden darf. Sobald der zwingende Grund wegfällt, ist die Satzung zu ändern und die begünstigte Körperschaft genau zu benennen.

Ein Verstoß gegen die Vermögensbindung führt zum Verlust der Gemeinnützigkeit und zu einer weitreichenden Nachversteuerung.

Zeitnahe Mittelverwendung
Der Verein hat seine Mittel grundsätzlich vollständig und stets zeitnah (fortlaufend) für die steuerbegünstigten Zwecke zu verwenden. Eine zeitnahe Verwendung der Mittel liegt noch vor, wenn die in einem Geschäftsjahr zugeflossenen Mittel im Laufe des folgenden Jahres für die steuerbegünstigten Zwecke tatsächlich verwendet werden. In bestimmten Fällen lässt das Gesetz Ausnahmen von der zeitnahen Mittelverwendung zu (Rücklagenbildung).

Verfahren
Über die Gemeinnützigkeit entscheidet das Finanzamt im Veranlagungsverfahren zur Körperschaftssteuer. Bei neugegründeten Vereinen kann der Verein beim zuständigen Finanzamt eine vorläufige Bescheinigung über das Vorliegen der satzungsmäßigen Voraussetzungen für die Steuervergünstigung beantragen. Das Finanzamt prüft in diesem Verfahren, ob die Satzung den Anforderungen der AO an die Gemeinnützigkeit ent-

spricht. Die vorläufige Bescheinigung ist in der Regel auf 18 Monate beschränkt. Nach Ablauf des Kalenderjahres prüft das Finanzamt, ob die tatsächliche Geschäftsführung den gemeinnützigkeitsrechtlichen Anforderungen entspricht.

Die vorläufige Bescheinigung, ihr Widerruf oder die Ablehnung der Erteilung einer vorläufigen Bescheinigung sind keine Verwaltungsakte und können nicht mit einem Rechtsbehelf angefochten werden.
Anschließend erfolgt in einem dreijährigen Turnus eine Überprüfung, ob die Voraussetzungen für die Steuerbefreiung weiter vorliegen.

Vereine, die einen steuerpflichtigen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb unterhalten, werden jährlich zur Abgabe einer Steuererklärung aufgefordert.

Wirtschaftliche Betätigungen
Der Gesetzgeber gestattet den Vereinen, sich auch außerhalb des steuerbegünstigten Zwecks (ideeller Bereich) zu betätigen. Damit soll den Vereinen die Möglichkeit gegeben werden, durch eine wirtschaftliche Betätigung Mittel zur Erfüllung ihrer satzungsmäßigen Zwecke zu beschaffen. Der wirtschaftliche Geschäftsbetrieb darf nicht Satzungszweck sein. Beispiele für wirtschaftliche Geschäftsbetriebe sind
- Verwertung von gesammelten Altmaterial,
- Durchführung von Basaren und Flohmärkten,
- Verkauf von Speisen und Getränken, auch bei sportlichen und kulturellen Veranstaltungen.

Soweit ein Verein einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb unterhält, entfällt die Steuerbefreiung (partielle Steuerpflicht). Im Übrigen bleibt die Steuerfreiheit unberührt.

Unter bestimmten Voraussetzungen wird ein wirtschaftlicher Geschäftsbetrieb als Zweckbetrieb angesehen. Das ist dann der Fall, wenn
- die wirtschaftliche Betätigung in ihrer Gesamtrichtung dazu dient, die steuerbegünstigten satzungsmäßigen Zwecke des Vereins zu verwirklichen,
- die zu verwirklichenden Zwecke nur dadurch erreicht werden können und
- der Zweckbetrieb nicht zu den nicht begünstigten Betrieben derselben oder ähnlicher Art in größerem Umfang in Wettbewerb tritt.

Ein Zweckbetrieb wird dem steuerbegünstigten Bereich zugerechnet, d. h., er ist von der Körperschaft- und Gewerbesteuer befreit; bei der Umsatzsteuer gilt der ermäßigte Steuersatz, es sei denn, die Umsätze sind nach dem Umsatzsteuergesetz steuerfrei.

Für Einrichtungen der Wohlfahrtspflege, Krankenhäuser, sportliche Veranstaltungen und bestimmte Betätigungen bestehen besondere Regelungen zur Einordnung als Zweckbetrieb.

Die Erträge aus einer wirtschaftlichen Betätigung sind für die satzungsmäßigen Zwecke zu verwenden. Mittel des ideellen Bereichs dürfen nicht zum Ausgleich von Verlusten des wirtschaftlichen Geschäftsbetriebes verwendet werden.

Nachweis/Aufzeichnungspflichten
Der Verein ist verpflichtet, durch ordnungsmäßige Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben den Nachweis zu führen, dass die tatsächliche Geschäftsführung den festgelegten Anforderungen und Satzungsbestimmungen entspricht. Der Vereinsvorstand muss jährlich Rechenschaft gegenüber der Mitgliederversammlung ablegen. Soweit dazu in der Vereinssatzung keine Sonderregelungen getroffen sind, finden die allgemeinen Regelungen des Bürgerlichen Gesetzbuches Anwendung. Danach besteht die Verpflichtung zur Aufzeichnung aller Einnahmen und Ausgaben sowie zur Anferti-

gung eines Bestandsverzeichnisses und zur Aufbewahrung der dazu gehörenden Belege.

Die Einnahmen und Ausgaben sind getrennt für
- den ideellen Bereich (das ist der satzungsmäßige Zweck),
- die Vermögensverwaltung,
- einen Zweckbetrieb und
- einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb aufzuzeichnen:

Einnahmen Ausgaben
ideeller Bereich Mitgliedsbeiträge Personalausgaben
Spenden Sachausgaben
Zuschüsse sonstige Ausgaben
Bußgelder

Vermögensverwaltung Kapitalerträge Aufwendungen - Kapitalerträge
Mieteinnahmen Aufwendungen - Mietausgaben
sonstige Einnahmen sonstige Ausgaben
Zweckbetrieb Betriebseinnahmen Betriebsausgaben
wirtsch. Geschäftsbetrieb. Betriebseinnahmen Betriebsausgaben

Bei einem größeren wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb besteht die Verpflichtung, den Gewinn durch Bestandsvergleich zu ermitteln.

Steuerbegünstigte Zuwendungen
Gemeinnützige Vereine und andere steuerbegünstigte Körperschaften sind zur Finanzierung ihrer der Allgemeinheit dienenden Aufgaben auf die finanzielle Unterstützung durch ihre Mitglieder und Dritte (Spender) angewiesen. Der Gesetzgeber unterstützt dies, indem er die Zuwendungen steuerlich fördert (Abzug nach § 10 b des Einkommensteuergesetzes, § 9 Abs. 1 Nr. 2 des Körperschaftsteuergesetzes).

Begünstigte Körperschaften
Die Gemeinnützigkeit berechtigt eine Körperschaft noch nicht, steuerbegünstigte Zuwendungen entgegenzunehmen. Ein vom Finanzamt als gemeinnützig anerkannter Verein ist nur dann berechtigt, Zuwendungen entgegenzunehmen, wenn er einen mildtätigen, kirchlichen, religiösen, wissenschaftlichen oder einen als besonders förderungswürdig anerkannten gemeinnützigen Zweck verfolgt.

Als besonders förderungswürdig anerkannte gemeinnützige Zwecke
Diese Zwecke sind in einem Verzeichnis der allgemein als besonders förderungswürdig anerkannten gemeinnützigen Zwecke zusammengestellt. Das Verzeichnis ist als Anlage 2 beigefügt. Das Verzeichnis ist in die Abschnitte A und B aufgeteilt.

Bei Vereinen, die im Abschnitt A aufgeführte Zwecke fördern, sind beim Spender Spenden und Mitgliedsbeiträge abziehbar. Bei Vereinen, die im Abschnitt B aufgeführte Zwecke fördern, sind nur Spenden abziehbar. Bei Vereinen, die Zwecke fördern, die sowohl in Abschnitt A als auch in Abschnitt B aufgeführt sind, sind ebenfalls nur Spenden abziehbar.

Sind die Mitgliedsbeiträge nicht abziehbar, darf der Verein dafür auch keine Zuwendungsbestätigung ausstellen. Bei einer Geldspende an einen solchen Verein muss ausdrücklich bestätigt werden, dass es sich nicht um Mitgliedsbeiträge, sonstige Mitgliederumlagen oder Aufnahmegebühren handelt.

Förderung kultureller Zwecke
Die Förderung kultureller Zwecke ist sowohl in Abschnitt A als auch in Abschnitt B aufgeführt. Grundsätzlich ist die Förderung kultureller Zwecke dem Abschnitt A zuzuordnen. Dem Abschnitt B sind die kulturellen Betätigungen zuzuordnen, die in erster Linie der Freizeitgestaltung dienen (z.B. Gesangvereine, Theaterspielvereine und Thea-

terbesuchsorganisationen). Bei diesen Vereinen sind nur Spenden steuerbegünstigt.

Förderung mildtätiger, kirchlicher, religiöser und wissenschaftlicher Zwecke
Bei Vereinen, die mildtätige, kirchliche, religiöse oder wissenschaftliche Zwecke fördern, sind Spenden und Mitgliedsbeiträge abziehbar, auch wenn diese Zwecke nicht in dem Verzeichnis der allgemein als besonders förderungswürdig anerkannten gemeinnützigen Zwecke enthalten sind.

Zuwendungen
Steuerbegünstigte Zuwendungen sind in erster Linie Spenden und unter bestimmten Voraussetzungen Mitgliedsbeiträge. Umlagen und Aufnahmegebühren werden wie Mitgliedsbeiträge behandelt. Nicht begünstigt sind Umlagen zum Ausgleich von Verlusten eines steuerpflichtigen wirtschaftlichen Geschäftsbetriebes oder von Verlusten aus einer Vermögensverwaltung.

Steuerbegünstigte Zuwendungen sind freiwillige, unentgeltliche Ausgaben zur Förderung der satzungsmäßigen steuerbegünstigten Zwecke des Vereins. Sie können in Geld- oder Sachzuwendungen bestehen.

Nicht zu den steuerbegünstigten Zuwendungen gehören Dienstleistungen oder die Überlassung von Nutzungsmöglichkeiten. So sind die unentgeltliche Arbeitsleistung für den Verein oder die unentgeltliche Überlassung von Räumen an den Verein keine Spenden.

Eine Ausnahme gilt für sogenannte Aufwandsspenden, bei denen der Förderer auf einen ihm zustehenden Aufwendungsersatzanspruch gegenüber dem Verein verzichtet. Voraussetzung hierfür ist, dass ein satzungsgemäßer oder ein schriftlich vereinbarter vertraglicher Aufwendungsersatzanspruch besteht oder dass ein solcher Anspruch durch einen rechtsgültigen Vorstandsbeschluss eingeräumt worden ist, der den Mitgliedern in geeigneter Weise bekannt gemacht wurde. Der Anspruch muss vor der zum Aufwand führenden oder zu vergütenden Tätigkeit eingeräumt worden sein. Der Anspruch muss ernsthaft und rechtswirksam eingeräumt werden und darf nicht unter der Bedingung des Verzichts stehen. Dem Mitglied muss es also freistehen, ob er den Aufwendungsersatz vereinnahmt oder ob er ihn dem Verein als Spende überlässt. An der Ernsthaftigkeit von Aufwendungsersatzansprüchen fehlt es in der Regel dann, wenn der Verein infolge seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit nicht in der Lage ist, den geschuldeten Aufwendungsersatz zu leisten.

Über Art und Umfang der geleisteten Tätigkeiten und über die dabei entstandenen Ausgaben müssen geeignete Aufzeichnungen und Nachweise vorhanden sein.

Diese Ausführungen gelten entsprechend, wenn dem Mitglied ein Aufwendungsersatz nach einer vorhergehenden Geldspende ausgezahlt wird.

Sachspenden können Wirtschaftsgüter aller Art sein. Die Sachspende ist grundsätzlich mit dem gemeinen Wert des gespendeten Gegenstandes zu bewerten, das ist der Marktwert. Ist der Gegenstand vor der Spende aus einem Betrieb entnommen worden, kann höchstens der Wert angesetzt werden, den der Spender vorher der Entnahme zu Grunde gelegt hat, jedoch zuzüglich der bei der Entnahme angefallenen Umsatzsteuer.

Einnahmen eines Vereins, für die eine Gegenleistung erbracht wird, sind keine Spenden, weil in diesem Fall die Ausgabe des Förderers nicht unentgeltlich erfolgt. Das gilt auch dann, wenn die Zuwendung den Wert der Gegenleistung übersteigt. Eine Aufteilung der Zuwendung in ein Entgelt für die Gegenleistung und eine Spende ist nicht zulässig.

Sponsoring
Unter Sponsoring wird die Gewährung von Geld oder geldwerten Vorteilen durch Unternehmen verstanden, mit der regelmäßig auch eigene unternehmensbezogene Ziele der Werbung und Öffentlichkeitsarbeit verfolgt werden. Beim Sponsoring gelten besondere Grundsätze, über die Sie bei Bedarf das Finanzamt informiert.

Zuwendungsbestätigung
Der Spender kann seine Zuwendungen nur dann von der Steuer absetzen, wenn er seinem Finanzamt eine ordnungsgemäße Zuwendungsbestätigung nach amtlichen Muster vorlegt. Muster für eine Geldspende (Anlage 3) und eine Sachspende (Anlage 4) sind beigefügt. Die Zuwendungsbestätigung ist materielle Voraussetzung für den Spendenabzug.

Bei den Zuwendungsbestätigungen ist darauf zu achten, dass das in der Bestätigung angegebene Datum des Freistellungsbescheides oder Steuerbescheides nicht länger als fünf Jahre oder das Datum der vorläufigen Bescheinigung nicht länger als drei Jahre seit dem Tag der Ausstellung der Zuwendungsbestätigung zurückliegt. Das Finanzamt des Spenders erkennt Bestätigungen mit länger zurückliegenden Daten nicht als ausreichenden Nachweis für den Spendenabzug an.

Die Zuwendungsbestätigung muss grundsätzlich von mindestens einer durch Satzung oder Auftrag zur Entgegennahme von Zahlungen berechtigten Person unterschrieben werden. Unter bestimmten Voraussetzungen kann das zuständige Finanzamt genehmigen, dass Bestätigungen maschinell ohne eigenhändige Unterschrift erstellt werden.

Bei Sachspenden muss die Zuwendungsbestätigung den Wert und die genaue Bezeichnung jeder einzelnen Sache enthalten.

Vertrauensschutz
Der Spender darf auf die Richtigkeit der Bestätigung über Spenden und Mitgliedsbeiträge vertrauen, es sei denn, dass er diese durch unlautere Mittel oder falsche Angaben erwirkt hat oder dass ihm die Unrichtigkeit infolge grober Fahrlässigkeit nicht bekannt war.

Haftung
Dem Vertrauensschutz auf Seiten des Spenders steht auf Seiten des Vereins und seiner Verantwortlichen die Haftung für die durch ihn verursachten Steuerausfälle gegenüber. Wer vorsätzlich oder grob fahrlässig eine unrichtige Bestätigung ausstellt (Ausstellerhaftung) oder wer veranlasst, dass Zuwendungen nicht zu den in der Bestätigung angegebenen steuerbegünstigten Zwecken verwendet werden (Veranlasserhaftung), haftet für die entgangene Steuer. Diese ist mit 40 v. H. des zugewendeten Betrages anzusetzen. Die Steuerminderung bei der Gewerbesteuer wird mit 10 v. H. des zugewendeten Betrages berücksichtigt.

Die Haftung kommt zum Beispiel in Betracht, wenn
- ein nicht gemeinnütziger oder ein gemeinnütziger aber nicht spendenbegünstigter Verein Zuwendungsbestätigungen ausstellt,
- der Wert einer Spende in der Bestätigung zu hoch angegeben wird,
- Bestätigungen über nicht gezahlte Spenden erteilt werden,
- Bestätigungen über Spenden für einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb ausgestellt werden.

Missbräuche im Zusammenhang mit der Ausstellung von Zuwendungsbestätigungen können zudem zum Verlust der Gemeinnützigkeit führen.

Mustersatzung für einen Verein

(nur aus steuerlichen Gründen notwendige Bestimmungen ohne Berücksichtigung der vereinsrechtlichen Vorschriften des BGB)

§ 1

Der (e. V.)
mit Sitz in
verfolgt ausschließlich und unmittelbar - gemeinnützige - mildtätige - kirchliche - Zwecke (nicht verfolgte Zwecke streichen) im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke" der Abgabenordnung.

§ 2
Zweck des Vereins ist

(z. B. die Förderung von Wissenschaft und Forschung, Bildung und Erziehung, Kunst und Kultur, des Umwelt-, Landschafts- und Denkmalschutzes, der Jugend- und Altenhilfe, des öffentlichen Gesundheitswesens, des Sports, Unterstützung hilfsbedürftiger Personen).

Der Satzungszweck wird verwirklicht insbesondere durch

(z. B. Durchführung wissenschaftlicher Veranstaltungen und Forschungsvorhaben, Vergabe von Forschungsaufträgen, Unterhaltung einer Schule, einer Erziehungsberatungsstelle, Pflege von Kunstsammlungen, Pflege des Liedgutes und des Chorgesanges, Errichtung von Naturschutzgebieten, Unterhaltung eines Kindergartens, Kinder-, Jugendheimes, Unterhaltung eines Altenheimes, eines Erholungsheimes, Bekämpfung des Drogenmissbrauchs, des Lärms, Errichtung von Sportanlagen, Förderung sportlicher Übungen und Leistungen).

Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.

§ 3

Mittel des Vereins dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.

§ 4

Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Körperschaft fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

§ 5

Bei Auflösung des Vereins oder bei Wegfall steuerbegünstigter Zwecke fällt das Vermögen des Vereins

a) an - den - die - das -

(Bezeichnung einer juristischen Person des öffentlichen Rechts oder einer anderen steuerbegünstigten Körperschaft)
- der - die - das - es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige, mildtätige oder kirchliche Zwecke zu verwenden hat,

oder

b) an eine juristische Person des öffentlichen Rechts oder eine andere steuerbegünstigte Körperschaft
zwecks Verwendung für

(Angabe eines bestimmten gemeinnützigen, mildtätigen oder kirchlichen Zwecks, z. B. Förderung von Wissenschaft und Forschung, Bildung und Erziehung, der Unterstützung von Personen, die im Sinne von § 53 AO we-

gen bedürftig sind, Unterhaltung des Gotteshauses in

Alternative zu § 5
Kann aus zwingenden Gründen der künftige Verwendungszweck jetzt noch nicht angegeben werden (§ 61 Abs. 2 AO), so kommt folgende Bestimmung über die Vermögensbindung in Betracht:

„Bei Auflösung des Vereins oder bei Wegfall steuerbegünstigter Zwecke ist das Vermögen zu steuerbegünstigten Zwecken zu verwenden.

Beschlüsse über die künftige Verwendung des Vermögens dürfen erst nach Einwilligung des Finanzamts ausgeführt werden."

Anlage 2

Verzeichnis

der Zwecke, die allgemein als besonders förderungswürdig im Sinne des § 10 b Abs. 1 des Einkommensteuergesetzes anerkannt sind (ab 01.01.2000)
(= Anlage 1 zu § 48 Abs. 2 der Einkommensteuer-Durchführungsverordnung)

Abschnitt A

1. Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege, insbesondere die Bekämpfung von Seuchen und seuchenähnlichen Krankheiten, auch durch Krankenhäuser im Sinne des § 67 der Abgabenordnung, und von Tierseuchen;

2. Förderung der Jugend- und der Altenhilfe;

3. Förderung kultureller Zwecke, dies ist die ausschließliche und unmittelbare Förderung der Kunst, die Förderung der Pflege und Erhaltung von Kulturwerten sowie die Förderung der Denkmalpflege;
a) die Förderung der Kunst umfasst die Bereiche der Musik, der Literatur, der darstellenden und bildenden Kunst und schließt die Förderung von kulturellen Einrichtungen, wie Theater und Museen, sowie von kulturellen Veranstaltungen, wie Konzerte und Kunstausstellungen, ein;

b) Kulturwerte sind Gegenstände von künstlerischer und sonstiger kultureller Bedeutung, Kunstsammlungen und künstlerische Nachlässe, Bibliotheken, Archive sowie andere vergleichbare Einrichtungen;

c) die Förderung der Denkmalpflege bezieht sich auf die Erhaltung und Wiederherstellung von Bau- und Bodendenkmälern, die nach den jeweiligen landesrechtlichen Vorschriften anerkannt sind; die Anerkennung ist durch eine Bescheinigung der zuständigen Stelle nachzuweisen;

4. Förderung der Erziehung, Volks- und Berufsbildung einschließlich der Studentenhilfe;

5. Förderung des Naturschutzes und der Landschaftspflege im Sinne des Bundesnaturschutzgesetzes und der Naturschutzgesetze der Länder, des Umweltschutzes, des Küstenschutzes und des Hochwasserschutzes;

6. Zwecke der amtlich anerkannten Verbände der freien Wohlfahrtspflege (Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V., Deutscher Caritasverband e.V., Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband e.V., Deutsches Rotes Kreuz e.V., Arbeiterwohlfahrt - Bundesverband e.V., Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V., Deutscher Blindenverband e.V., Bund der Kriegsblinden Deutschlands e.V., Verband Deutscher Wohltätigkeitsstiftungen e.V., Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte e.V., Verband der Kriegs- und Wehrdienstopfer, Behinderten und Sozialrentner e.V.), ihrer Unterverbände und ihrer angeschlossenen Einrichtungen und Anstalten;

7. Förderung der Hilfe für politisch, rassisch oder religiös Verfolgte, für Flüchtlinge, Vertriebene, Aussiedler, Spätaussiedler, Kriegsopfer, Kriegshinterbliebene, Kriegsbeschädigte und Kriegsgefangene, Zivilbeschädigte und Behinderte sowie Hilfe für Opfer von Straftaten; Förderung des Andenkens an Verfolgte, Kriegs- und Katastrophenopfer einschließlich der Errichtung von Ehrenmalen und Gedenkstätten; Förderung des Suchdienstes für Vermisste;

8. Förderung der Rettung aus Lebensgefahr;

9. Förderung des Feuer-, Arbeits-, Katastrophen- und Zivilschutzes sowie der Unfallverhütung;

10. Förderung der Betreuung ausländischer Besucher in Deutschland, Förderung der Begegnungen zwischen Deutschen und Ausländern in Deutschland, Förderung des Austauschs von Informationen über Deutschland und das Ausland sowie Förderung von Einrichtungen, soweit diese Tätigkeiten oder Einrichtungen dazu bestimmt und geeignet sind, der Völkerverständigung zu dienen;

11. Förderung des Tierschutzes;

12. Förderung der Entwicklungshilfe;

13. Förderung von Verbraucherberatung und Verbraucherschutz;

14. Förderung der Fürsorge für Strafgefangene und ehemalige Strafgefangene;

15. Förderung der Gleichberechtigung von Männern und Frauen;

16. Förderung des Schutzes von Ehe und Familie;
17. Förderung der Kriminalprävention.

Abschnitt B

1. Förderung des Sports;

2. Förderung kultureller Betätigungen, die in erster Linie der Freizeitgestaltung dienen;

3. Förderung der Heimatpflege und Heimatkunde;

4. Förderung der nach § 52 Abs. 2 Nr. 4 der Abgabenordnung gemeinnützigen Zwecke.

Anlage 3

Aussteller (Bezeichnung und Anschrift der Körperschaft o. ä.)

Bestätigung
über Zuwendungen im Sinne des § 10 b des Einkommensteuergesetzes an eine der in § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftssteuergesetzes bezeichneten Körperschaften, Personenvereinigungen oder Vermögensmassen

Art der Zuwendung: Mitgliedsbeitrag / Geldzuwendung

Name und Anschrift des Zuwendenden:
xxx.....xxx

Betrag der Zuwendung in Ziffern / in Buchstaben / Tag der Zuwendung:
xxx..../..../.....xxx
Es handelt sich (nicht) um den Verzicht auf Erstattung von Aufwendungen.

Wir sind wegen Förderung (begünstigter Zweck) durch Bescheinigung des Finanzamtes
StNr. ..... vom ..... vorläufig ab ..... als gemeinnützig anerkannt / nach
dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamts
StNr. ..... vom ..... für die Jahre ..... nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes

von der Körperschaftsteuer befreit.

Es wird bestätigt, dass (es sich nicht um Mitgliedsbeiträge, sonstige Mitgliedsumlagen oder Aufnahmegebühren handelt und) die Zuwendung nur zur Förderung (begünstigter Zweck) (im Sinne der Anlage 1 - zu § 48 Abs. 2 Einkommensteuer-Durchführungsverordnung - Abschnitt A/B Nr. ...) (im Ausland) verwendet wird.

Ort, Datum und Unterschrift des Zuwendungsempfängers

Hinweis:
Wer vorsätzlich oder grob fahrlässig eine unrichtige Zuwendungsbestätigung erstellt oder wer veranlasst, dass Zuwendungen nicht zu den in der Zuwendungsbestätigung angegebenen steuerbegünstigten Zwecken verwendet werden, haftet für die Steuer, die dem Fiskus durch einen etwaigen Abzug der Zuwendungen beim Zuwendenden entgeht (§ 10 b Abs. 4 EStG, § 9 Abs. 3 KStG, § 9 Nr. 5 GewStG).
Diese Bestätigung wird nicht als Nachweis für die steuerliche Berücksichtigung der Zuwendung anerkannt, wenn das Datum des Freitstellungsbescheides länger als 5 Jahre bzw. das Datum der vorläufigen Bescheinigung länger als 3 Jahre seit Ausstellung der Bestätigung zurückliegt (BMF vom 15.12.1994 - BStBI / S. 884).

Anlage 4

Aussteller (Bezeichnung und Anschrift der Körperschaft o. ä.)

Bestätigung
über Zuwendungen im Sinne des § 10 b des Einkommensteuergesetzes an eine der in § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftssteuergesetzes bezeichneten Körperschaften, Personenvereinigungen oder Vermögensmassen
Art der Zuwendung: Sachzuwendung

Name und Anschrift des Zuwendenden:
xxx.....xxx

Wert der Zuwendung in Ziffern / in Buchstaben / Tag der Zuwendung:
xxx...../...../.....xxx

Genaue Bezeichnung der Sachzuwendung mit Alter, Zustand, Kaufpreis usw.
Die Sachzuwendung stammt nach den Angaben des Zuwendenden aus dem Betriebsvermögen und ist mit dem Entnahmewert (ggf. mit dem niedrigeren gemeinen Wert) bewertet. Die Sachzuwendung stammt nach den Angaben des Zuwendenden aus dem Privatvermögen. Der Zuwendende hat trotz Aufforderung keine Angaben zur Herkunft der Sachzuwendung gemacht. Geeignete Unterlagen, die zur Wertermittlung gedient haben, z. B. Rechnung, Gutachten.

Wir sind wegen Förderung (begünstigter Zweck) durch Bescheinigung des Finanzamtes
StNr. ..... vom ..... vorläufig ab ..... als gemeinnützig anerkannt / nach
dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamts
StNr. ..... vom ..... für die Jahre ..... nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer befreit.

Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur zur Förderung (begünstigter Zweck) (im Sinne der Anlage 1 zu § 48 Abs. 2 Einkommensteuer-Durchführungsverordnung - Abschnitt A / B Nr. ...) (im Ausland) verwendet wird.

Ort, Datum und Unterschrift des Zuwendungsempfängers

Hinweis:
Wer vorsätzlich oder grob fahrlässig eine unrichtige Zuwendungsbestätigung erstellt oder wer veranlasst, dass Zuwendungen nicht zu den in der Zuwendungsbestätigung ange-

gebenen steuerbegünstigten Zwecken verwendet werden, haftet für die Steuer, die dem Fiskus durch einen etwaigen Abzug der Zuwendungen beim Zuwendenden entgeht (§ 10 b Abs. 4 EstG, § 9 Abs. 3 KStG, § 9 Nr. 5 GewStG).
Diese Bestätigung wird nicht als Nachweis für die steuerliche Berücksichtigung der Zuwendung anerkannt, wenn das Datum des Freitstellungsbescheides länger als 5 Jahre bzw. das Datum der vorläufigen Bescheinigung länger als 3 Jahre seit Ausstellung der Bestätigung zurückliegt (BMF vom 15.12.1994 - BStBI / S. 884).

Geburtstage

Renovabis-Geschäftsführer P. Eugen Hillengass SJ feiert 70. Geburtstag

Freising. Am 14.August feiert Pater Eugen Hillengass SJ, Geschäftsführer der Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, seinen 70. Geburtstag. Hillengass wurde als Sohn einer Hoteliersfamilie in Frankfurt am Main geboren. Nach dem Abitur im Jesuitenkolleg Sankt Blasien trat er am 18. September 1950 in die Gesellschaft Jesu ein und feiert somit in diesem Jahr auch das goldene Ordensjubiläum. Er absolvierte die ordensübliche zwölfjährige Ausbildung in Pullach, Sankt Blasien und Innsbruck und wurde 1962 zum Priester geweiht.
Nach einem Zusatzstudium der Betriebswirtschaftslehre in München, Mannheim und Cleveland / Ohio, das er 1968 als Diplomkaufmann abschloss, arbeitete Hillengass von 1968 bis 1971 im Provinzialat in München.
1971 wechselte Hillengass nach Rom und wurde 1972 Generalökonom der Gesellschaft Jesu. Als „Finanzminister" war er 22 Jahre für die Finanzen des Ordens verantwortlich. 1993 übergab Hillengass auf eigenen Wunsch sein Amt als Generalökonom einem jüngeren Mitbruder.
Wenige Tage nach seiner Verabschiedung in Rom übernahm P. Hillengass auf Wunsch der deutschen Bischöfe im September 1993 die Geschäftsführung der damals neu gegründeten Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa. Hillengass etablierte mit einem kleinen engagierten Team die Geschäftstelle in Freising und die Osteuropa-Aktion in den deutschen Diözesen. Innerhalb von kurzer Zeit machte er Renovabis zu einer effizienten und in Deutschland wie auch in den östlichen Partnerländern anerkannten Hilfsorganisation. Seit der Gründung wurden insgesamt mehr als 6650 pastorale, sozialkaritative und entwicklungspolitische Projekte in 27 Ländern Mittel-, Südost- und Osteuropas mit einer Gesamtsumme von mehr als 350 Millionen Mark gefördert. Neben konkreter finanzieller Hilfe geht es Hillengass um die partnerschaftliche Ausrichtung, also um den Dialog, den Erfahrungsaustausch und die menschliche Begegnung. Hillengass wird auf Wunsch der deutschen Bischöfe noch bis zum Frühjahr 2002 die Aktion Renovabis als Geschäftsführer leiten.

„Fest der Vielfalt" zum 95. Geburtstag von Franz Kardinal König

Wien. Mit einem „Fest der Vielfalt" wird die Erzdiözese Wien am 24. September den 95. Geburtstag von Kardinal Franz König feiern. Kardinal Christoph Schönborn hat in einem Brief an die Priester und an die Gemeinden zu diesem Fest eingeladen.
Kardinal König wurde am 3.August 1905 geboren. Wegen der Urlaubszeit findet die Feier der Erzdiözese zum 95. Geburtstag ihres Alterzbischofs erst im September statt.
Die „Einheit in der Vielfalt" und die „Vielfalt

in der Einheit", die Kardinal König in Kirche und Welt stets zu seinen Herzensanliegen zähle, sollen in einer gemeinsamen Feier der Pfarrgemeinden und der Wiener fremdsprachigen Gemeinden aus dem europäischen, afroasiatischen und lateinamerikanischen Raum zum Ausdruck kommen, schreibt der Wiener Erzbischof. Die katholische Kirche begeht am 24. September den „Sonntag der Völker" (Ausländersonntag). Wörtlich betont Kardinal Schönborn: „Das >Fest der Vielfalt< mit Kardinal König kann uns ermutigen, unseren christlichen Glauben in einer vielgestaltigen Gesellschaft als Weg zum Leben weiterzugeben."

Franz Kardinal König, Alterzbischof von Wien. Papst Johannes XXIII. verlieh dem heutigen Senior des Kardinalskollegiums am 15. Dezember 1958 den Kardinalspurpur.

Meinrad Merkel CSSp wird Bischof am Amazonas

Vatikanstadt. Der aus Deutschland stammende Spiritaner Francisco Meinrad Merkel (55) ist von Papst Johannes Paul II. zum neuen Bischof vom Humaitá im brasilianischen Amazonasgebiet ernannt worden. Merkel war seit 1972 als Missionar in Brasilien tätig und leitete zuletzt das „Padre-Libermann-Zentrum" in Salete in der Diözese Rio do Sul.
Der neue Bischof wurde am 22. September 1944 in Hardheim geboren, trat 1966 bei den Spiritanern ein, studierte in Knechtstedten bei Köln und in Sankt Georgen bei Frankfurt und legte am 19. Dezember 1969 die ewigen Gelübde ab. Am 22. Mai 1971 empfing er die Priesterweihe. Nach seiner Übersiedlung nach Brasilien übernahm er verschiedene Aufgaben in der Seelsorge. In den Jahren 1987 - 89 war Pater Merkel in Deutschland und arbeitete als Lehrer in Knechtstedten sowie in Stuttgart.

Trauermitteilung

Die Missionarinnen Christi, Eichstätt-Rebdorf, trauern um den Heimgang ihres Gründungsmitgliedes und erste Leiterin der Gemeinschaft, Schwester Aloisia Kiesewetter. Sie verstarb am 6. Mai 2000 nach langer Krankheit im 79. Lebensjahr.

Erzbischof Johannes Dyba verstorben

Fulda/Rom. Erzbischof Johannes Dyba (70), Bischof von Fulda und Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr, ist am 23. Juli unerwartet gestorben.
Dyba wurde am 15. September 1929 in Berlin geboren. Nach dem Jura-Studium in Bamberg und an der Duke-University (USA) legte er in Heidelberg das Staatsexamen ab und promovierte 1954 zum Dr. jur. über den „Einfluss des Krieges auf die völkerrechtlichen Verträge." Im Jahre 1953 begann er in Bonn das Theologiestudium. Josef Kardinal Frings erteilte ihm am 2. Februar 1959 im Kölner Dom die Priesterweihe. Nach seiner Kaplanstätigkeit besuchte er die Päpstliche Diplomatenakademie und promovierte 1962 zum Doktor des kanonischen Rechts.
Es folgten 23 Jahre im diplomatischen Dienst des Hl. Stuhls: Mitarbeiter, dann Leiter der deutschsprachigen Abteilung im Staatssekretariat, Botschaftsrat in Buenos Aires, Den Haag, Kinshasa und Kairo. Nach zwei Jahren bei „Justitia et Pax" in Rom ernannte Johannes Paul II. ihn 1979 zum Titularerzbischof und Apostolischen Pronuntius in Liberia und Gambia mit Sitz in Monrovia. Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli weihte ihn am 13. Oktober 1979 im Kölner Dom zum Bischof. Am 4. Juni 1983 wurde Erzbischof Dyba zum Bischof von Fulda ernannt und am 4. September 1983 inthronisiert. 1990 übernahm er das Amt des Militärbischofs der Bundeswehr. 1991 berief der Papst ihn in den Rat des Zentralbüros der Militärordinariate. Seit

1993 war er Mitglied der Kongregation für die Bischöfe. In der Deutschen Bischofskonferenz gehörte er der Kommission Weltkirche an.
Sein Wahlspruch „Wir sind Kinder Gottes" war für den rede- und sprachgewandten Erzbischof gelebte Überzeugung. Seine klaren Stellungnahmen zu Zugeständnissen an den Zeitgeist und bestimmten gesellschaftlichen Strömungen waren an Deutlichkeit nicht zu übertreffen. Das tat er „gelegen oder ungelegen". Zu UN-Einsätzen deutscher Soldaten erklärte der Militärbischof, die Bundesrepublik Deutschland könne auf Dauer keine Sonderrolle für sich beanspruchen. Als Bischof kämpfte er gegen die bestehende Abtreibungsregelung in Deutschland und kritisierte die Initiative „Donum vitae" zur Konfliktberatung. Mit seinen Stellungnahmen zu Beziehungen von Kirche und Gesellschaft gehörte Erzbischof Dyba zu den prominentesten Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz.
Joseph Kardinal Ratzinger sagte im deutschsprachigen Programm von Radio Vatikan, mit Erzbischof Dyba habe die Kirche in Deutschland und in der Welt „eine herausragende Bischofsgestalt verloren".

In memoriam

Am 6. Mai 2000 verstarb in München der international renommierte Kirchenrechtler

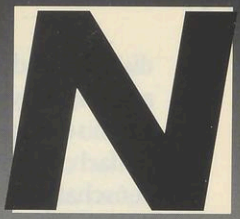
Prälat Prof. em.
Dr. Audomar Scheuermann

im gesegneten Alter von 91 Jahren. Am 3. Juli 1908 in Nürnberg geboren, in Ingolstadt und Bamberg aufgewachsen, ist Scheuermann der Berufung zum Ordensleben im Franziskanerorden gefolgt und 1932 zum Priester geweiht worden. Kurz vor Schließung der Münchener Theologischen Fakultät durch das damalige Gewaltregime wurde er im Februar 1938 mit einer Dissertation über „Die Exemtion" zum Dr. theol. promoviert und war von da an bis 1955 als Lektor für Kirchenrecht an der Hochschule der Franziskaner in München tätig. Nach dem Krieg hat Scheuermann von der ersten Stunde an am Aufbau der Kanonistischen Instituts an der Ludwig-Maximilians-Universität München mitgewirkt, an der er ab 1947 zunächst als Honorarprofessor für Ordens- und Missionsrecht, ab 1956 bis zu seiner Emeritierung 1978 als ordentlicher Professor für kanonisches Prozess- und Strafrecht sowie für Eherecht lehrte. 1968 wurde Scheuermann mit großer Mehrheit zum 710. Rektor der Universität München gewählt. Die sich immer mehr ausweitende Tätigkeit außerhalb der Ordensgemeinschaft führte zu einem einvernehmlichen Wechsel in den Klerus der Erzdiözese München und Freising. Von 1963 bis 1987 hat er als Repräsentant der katholischen Kirche dem Bayerischen Senat angehört, davon in den letzten 17 Jahren als immer wieder mit hoher Mehrheit gewählter erster Vizepräsident. Von 1942 an hat er bis vor wenigen Jahren in der kirchlichen Gerichtsbarkeit der Erzdiözese München und Freising und in der Fortbildung der kirchlichen Richter segensreich gewirkt.

Insbesondere auch um die Orden und Kongregationen in Deutschland hat sich Prof. Scheuermann große Verdienste erworben. Seine sachkundigen Referate, präzise ausgearbeitet und formuliert, bildeten nicht selten den Mittelpunkt der Jahresversammlungen der Ordensobern-Vereinigungen. Aus der Fülle seines Wissens und seiner Erfahrung vermochte er es, schwierige Probleme und Sachverhalte zu erhellen und zu klären. In vielen Gutachten und Stellungnahmen zu Rechtsfragen durften die Orden immer wieder seine selbstlose und gern gewährte Hilfe erfahren, z.B. zur Frage der Nachversicherung der Ordensleute, die aus ihrem klösterlichen Verband ausschieden, in der gesetzlichen Rentenversicherung oder das Gutachten zur Lohn- und Einkommensteuerpflicht von Ordensangehörigen.

Viele seiner Stellungnahmen und Gutachten wurden in der Zeitschrift ORDENSKORRESPONDENZ abgedruckt, an deren Entstehen er maßgeblich beteiligt war. Ende der 50er Jahre beriet Prof. Scheuermann den damaligen Generalsekretär der VDO, P. Dr. Josef Flesch CSsR, wiederholt in Rechts- und Steuerfragen. Dabei drängte er ihn geradezu, ein gemeinsames Mitteilungsblatt für die Orden in Deutschland herauszugeben, damit die Orden in den komplizierten Rechtsfragen zu einem gemeinsamen Bewusstsein fänden. Durch den Anstoß von Prof. Scheuermann kam er 1959 zum Beschluss der drei deutschen Ordensobern-Vereinigungen, die ORDENSKORRESPONDENZ als ihr gemeinsames Organ herauszugeben. 1960 erschien das erste Heft der OK mit einem Artikel von Scheuermann über „Die Begegnung der Klöster mit der Welt". Im ersten Jahrgang finden sich insgesamt fünf Beiträge von ihm. In den ersten 10 Jahren des Bestehens der OK sind allein 18 Artikel und Gutachten von Prof. Scheuermann veröffentlicht worden. Zu erwähnen wären hier vor allem auch seine Kommentare zu den Dekreten des II. Vatikanums und zu den Ausführungsbestimmungen zu den Konzilsanweisungen 1964 bis 1968. Auch im persönlichen Gespräch mit Ordensleuten, darunter viele Ordensoberinnen und Ordensobere, für die er immer Zeit fand, bot Prof. Scheuermann jedem Ratsuchenden fachkundige Hilfe und wertvolle Initiativen.

Das Requiem feierte Kardinal Friedrich Wetter am 12. Mai 2000 unter großer Anteilnahme in der Münchener Heilig-Geist-Kirche in Konzelebration mit dem Apostolischen Nuntius in Deutschland, Erzbischof Giovanni Lajolo, und dem Augsburger Bischof Viktor Josef Dammertz OSB, beides Kanonisten und Schüler von Prof. Scheuermann. Seitens der VDO nahm P. Dr. Karl Siepen CSsR an der Trauerfeier teil, der ebenfalls Schüler von Prof. Scheuermann am Kanonistischen Institut der Kath.-Theol. Fakultät der Universität München war und in seiner 27-jährigen Amtszeit als Generalsekretär der VDO und Schriftleiter der OK eng mit ihm zusammengearbeitet hat. Die Beisetzung erfolgte anschließend auf dem Münchener Westfriedhof. R.I.P.





Neue Bücher

Bericht

Theologie des Alten Testaments

Vorstellung und Anmerkungen zu drei Neuerscheinugnen von P. Franz Karl Heinemann CSsR, Hennef

In der neueren Theologiegeschichte gibt es verschiedene Modelle alttestamentlicher Theologien. Die Darstellung kann systematisch, historisch oder kanonisch angelegt sein. Im ersten Fall können sich die gewählten Stichworte an einer bestimmten dogmatischen Tradition orientieren oder vom Verfasser selbst gewählt worden sein. Im zweiten Fall folgt der Verfasser dem historischen Ablauf der Geschichte Israels oder der Entwicklung der theologischen Vorstellungen und Begriffe innerhalb des Alten Testaments. Das dritte Modell, zuerst von Gerhard von Rad vorgelegt (1962/63), folgt der kanonischen Anordnung der biblischen Schriften. Er widmet den beiden ersten Teilen des hebräischen Kanons, der Tora (Pentateuch) und den Propheten, jeweils einen Band der Gesamtdarstellung. Rendtorff, der Verfasser des hier vorgestellten Buches[1] folgt dem gleichen Ansatz, führt ihn aber noch einen Schritt weiter, indem er die Texte selbst in ihrer vorliegenden „kanonischen" Gestalt zum Ausgangspunkt der Darstellung gemacht hat, wobei er freilich auch dem Überlieferungsweg, der zu der jetzigen Textgestaltung geführt hat die notwendige Aufmerksamkeit widmet. Das vorrangige Interesse an der Endgestalt der Texte hat seinen Grund in der Tatsache, dass sie und nicht irgendwelche Vorstufen zur Grundlage des Glaubens, der Lehre und des Lebens der jü-

dischen und christlichen Glaubensgemeinschaften geworden ist. Der Weg, den der Autor in seinem Buch einschlägt, ist nicht ganz einfach, weil sich die neuzeitliche Bibelwissenschaft vornehmlich der Rekonstruktion und Analyse von Vorstufen des jetzigen Bibeltextes verschrieben hat, wodurch dessen Endgestalt weitgehend aus dem Blickfeld geriet.

Entsprechend der beschriebenen Aufgabenstellung ist der erste, jetzt vorliegende Band den biblischen Texten selbst gewidmet. Der Autor hält sich dabei konsequent an die Reihenfolge der biblischen Bücher im hebräischen Kanon, deren theologische Intentionen zur Sprache gebracht werden. An der Spitze steht der Pentateuch, die Gründungsurkunde Israels, dessen fünf Bücher nacheinander mit der genannten Zielsetzung vorgestellt werden. Es folgen die den zweiten Teil der hebräischen Bibel bildenden Bücher der „früheren oder vorderen Propheten" (Josua, Richter, 1 und 2 Samuel, 1 und 2 Könige) und der „späteren oder hinteren Propheten" (die drei „großen" Jesaja, Jeremia, Ezechiel und die zwölf „kleinen" Propheten Hosen, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zefanja, Haggai, Sacharja, Maleachi) und dann die „Schriften" (Psalmen, Hiob, Sprüche, Rut, Hoheslied, Kohelet, Klagelieder, Ester, Daniel, Esra, Nehemia, 1 und 2 Chronik). Als „Zwischenüberlegung" findet sich hinter dem Abschnitt über die früheren und späteren Propheten ein ausgezeichneter Exkurs über die Kontinuität und Diskontinuität in der alttestamentlichen Prophetie (146-150), der Bezug auf die vorangegangen und anschließend folgenden Ausführungen nimmt. Ein Rückblick und Ausblick, der ein Verzeichnis der zitierten Literatur und die Abkürzungen zum Literaturverzeichnis enthält, beschließt den ersten Band dieser neuartigen lesenswerten Darstellung der Theologie des Alten Testamentes.

Rendtorffs Theologie des Alten Testaments ist ein großer eindrucksvoller Entwurf. Dieser Eindruck wird nicht dadurch beeinträchtigt, dass auf Detailfragen auch andere Antworten als die des Verfassers denkbar sind. Dieses Werk kann in jedem Fall dazu beitragen, dem Alten Testament in den christlichen Kirchen wieder den Rang zuzuweisen, der ihm gebührt. Zwar hat die Kirche schon im 2. Jahrhundert Markions Ablehnung des „jüdischen" Alten Testaments zurückgewiesen in dem richtigen Gespür, mit seiner Abstoßung das Fundament zu verlieren, auf dem sie selbst steht. Allerdings versäumte sie es damals, tiefer darüber nachzudenken, was es bedeutet, dass sie dieses urjüdische Buch als ersten Teil ihrer Bibel beibehielt. Dieses Versäumnis führte dazu, dass selbst noch heute in der Christenheit latente und subtile Formen dieser alten Häresie anzutreffen sind. Das ist beispielsweise dort der Fall, wo die theologische Bedeutung und Gültigkeit des Alten Testaments darauf reduziert wird, Vorbereitung und Verheißung jener Wirklichkeit zu sein, die eigentlich und nur durch Jesus Christus realisiert worden sei. Das Alte Testament ist dadurch als Wort Gottes zwar nicht überflüssig geworden, aber alles, was weder christologisch noch ekklesiologisch eingelöst ist, wird dann meist christologisch uminterpretiert oder antijüdisch diskriminiert. Wer sich eingehend mit dem Neuen Testament befasst, weiß, dass Jesus innerhalb Israels wirken wollte und wirkte und dass sich die Kirche nicht als Konkurrenzunternehmen gegen das Judentum bildete, sondern erst als Folge ihres Strebens, das wahre Israel zu sammeln. Bei aller Freiheit Jesu seiner Heiligen Schrift gegenüber hat er diese nie global abgelehnt oder abgewertet. Seine Haltung darf für uns Vorbild sein und uns dazu anleiten, im Alten nicht weniger als im Neuen Testament Gottes Wort zu suchen.

Rendtorff hat in diesem ersten Band dankenswerterweise ein vorläufiges Inhaltsverzeichnis des zweiten geplanten Bandes mitgeteilt, der eine thematische Entfaltung der biblischen Botschaft und Überlegungen zur Hermeneutik einer Theologie des Alten Testaments verspricht. Diese Liste zeigt, dass

der Verfasser versuchen will, wichtige Themen aus den verschiedenen Teilen des Alten Testaments zu einer Gesamtsicht zusammenzuführen. Genannt werden im einzelnen: Die Welt als Gottes Schöpfung, Bund und Erwählung, die Väter Israels, das verheißene und anvertraute Land, der alte und der neue Exodus, das Zentrum des Lebens Israels: die Tora, der Ort des Lebens vor Gott: der Kult, Mose, das Königtum Davids, der Zion, wie von Gott reden?, Israel im Widerstreit, die Propheten, Israel im Gebet, Israels Weisheit, Israel, die Völker und die Götter, wie sieht Israel seine Geschichte?, was erwartet Israel von der Zukunft? Wer wollte bezweifeln, dass es hierbei tatsächlich um zentrale Themen alttestamentlicher Botschaft geht, Themen, die sicher jeden an der biblischen Verkündigung Interessierten reizen dürften.

Der erste Teil dieser Theologie des Alten Testaments[2], der die Grundlagen einer solchen Theologie untersucht, hat seit seinem Erscheinen (1993) in den einschlägigen deutschsprachigen Zeitschriften so gut wie keine Resonanz gefunden. Das überrascht, weil sich der Autor wiederholt mit dieser wichtigen Thematik biblischer Forschung befasst hat. Es erscheint darum angezeigt, Versäumtes nachzuholen und auch diesen Teil in den hier vorgelegten Bericht einzubeziehen.

Die ersten beiden Abschnitte handeln von den hermeneutischen und historischen Voraussetzungen der Arbeit. Im dritten Abschnitt geht es um die Einheit der alttestamentlichen Gottesbezeugungen, die sich trotz Vielfalt und Verschiedenheit der einzelnen Aussagen deutlich nachweisen lässt. Gegenstand des letzten Abschnittes ist die Tora, die im Alten Testament eine überragende Rolle spielt.

In den „hermeneutischen Voraussetzungen" beginnt der Autor mit einer Analyse des Zeitgeistes (§ 1), der zweifellos stark vom Nihilismus geprägt ist. Das zweite Kapitel (§ 2) beschreibt das Alte Testament als wichtigen Bestandteil des christlichen Erbes. Die darauf folgenden Kapitel (§ 3-5) sprechen von den Wandlungen der Auslegung, die die Bibel im Laufe der Geschichte erfahren hat. In der Zeit Luthers hingen diese, wie das sechste Kapitel (§ 6) zeigt, mit dem historischen und kulturellen Kontext seiner Zeit zusammen. Sinn und Ziel dieses ganzen Abschnittes ist es, die Aufgabe einer christlichen Theologie des Alten Testamentes möglichst genau zu definieren. Am Anfang der „historischen Voraussetzungen" steht eine Auseinandersetzung mit Fragen, die sich aus der Religionsgeschichte, vor allem des Alten Vorderen Orients ergeben (§ 7). Unter der Überschrift „Der Aufstieg Jahwes in der Geschichte" folgen dann drei Kapitel über das alttestamentliche Gottesbild der Früh- und Königszeit (Vom Berggott zum Königsgott Israels § 8), der Exils- und Perserzeit (Der einzige Gott und Richter der Welt § 9) sowie des hellenistischen Zeitalters (Der gerechte Gott § 10). Man vermisst in der Darstellung der Früh- und Königszeit die Patriarchen, vielleicht weil sie der Vorgeschichte Israels zuzurechnen sind. Erst später, in § 9, werden sie kurz erwähnt. Der dritte Abschnitt (§ 11-15) bietet dem Leser eine zusammenfassende Darstellung allgemein bekannter Themen aus dem dreigegliederten Alten Testament, die sich, weil von „Geschichtswerken", „Prophetenbüchern" und „Weisheitsdichtung" die Rede ist, leider nicht der jüdischen, sondern der traditionell christlichen Überlieferung anschließt. Im vierten Abschnitt (§ 16-17), der die Tora zum Inhalt hat, geht es zunächst um das Problem der Theologisierung und Historisierung des biblischen Rechtsbegriffes, abschließend um die Tora, deren Bedeutung als Mitte der Schrift hervorgehoben wird.

Der zweite Teil dieser Theologie[3], fünf Jahre nach dem ersten erschienen, dringt zum Kern vor und befasst sich mit dem Wesen und Wirken des alttestamentlichen Gottes oder, wie es im Untertitel heißt, mit Jahwe, dem Gott Israels und dem Schöpfer der Welt und des Menschen. Im Prolog (§ 1) werden noch

einmal Aufgabe, Weg und Ziel der Theologie des Alten Testaments beschrieben. Der Hauptteil beginnt mit einem Kapitel, das die Gottesvorstellungen bedeutender alttestamentlicher Überlieferungsstadien kommentiert (§ 2). Die sechs folgenden Kapitel (§ 3-8) entfalten die zuvor ermittelte Grundaussage von Jahwe, dem Gott Israels, indem sie nacheinander vom Namen und der Herkunft Jahwes, von seinem Wesen, von dem Heiligen Israels und seinem heiligen Volk, von Jahwe als dem nahen und fernen Gott, vom Jahwedienst und Bilderverbot und von Jahwes Gegenwart im Tempel und auf Erden sprechen. Die drei letzten Kapitel (§ 9-11) untersuchen zunächst Eigenart und Formen der Rede von Jahwe als dem Schöpfer von Welt und Mensch, wie sie vor allem in den Schöpfungsberichten der Genesis, im Berufungsorakel und in der Bittklage des Einzelnen sowie im Hymnus, in der späten Psalmendichtung und bei Deuterojesaja begegnen. Daran schließt sich konsequenterweise eine inhaltliche Durchdringung und Deutung der verschiedenen Konzeptionen von Schöpfung und die Beantwortung einiger Fragen, die der erste Schöpfungsbericht Gen 1,1-2,4a und die ersten drei Verse dieses Berichtes im besonderen aufwerfen: die Frage nach den Werken und Tagen und die Lehre von der Schöpfung aus dem Nichts. Zum Schluss kommt der Mensch als Geschöpf und Ebenbild Gottes zur Sprache. Verständlicherweise konnten vom Autor in diesem Fall nicht alle Aspekte des so wichtigen Themas behandelt werden, aber immerhin erhält der Leser viele Beispiele dem besseren Verständnis dienende Informationen z.B. über die alttestamentlichen Vorstellungen vom Sitz des Lebens im Blut und in der Atemseele, über die Erschaffung der Frau und der Tiere und über den Menschen als Ebenbild und Stellvertreter Gottes auf Erden. Erwähnung verdienen aber auch die grundsätzlichen Überlegungen zum Wesen des Menschen und über den Sinn und die Grenzen der anthropomorphen Rede von Gott.

Die Theologie Kaisers ist die reife Frucht eines langen und erfolgreichen Forscherlebens. Der Leser wird darum verstehen, dass er in diesem Werk fast ausschließlich den Auffassungen des Verfassers begegnet und nicht mit den abweichenden Meinungen anderer Gelehrter oder mit der manchmal komplizierten alttestamentlicher Forschungslage unserer Tage konfrontiert wird. Gewiss ist nicht alles neu, was hier geschrieben wurde, aber auch das schon Bekannte erfreut, wenn es neu, anspruchsvoll und originell formuliert wird, wie es hier des öfteren geschehen ist. Besonderer Dank gebührt dem Autor für die mit einer Ausnahme allen Kapiteln vorangestellten Lehrsätze, die die folgenden Ausführungen thesenartig und knapp zusammenfassen. Viele der hier vorgetragenen Gedanken und Thesen sind es wert, in eine schon in Ansätzen vorhandene, aber noch auszubauende gesamtbiblischen Theologie aufgenommen zu werden.

Das dritte der hier vorgestellten Werke[4]) scheint auf den ersten Blick nicht in den Rahmen dieses Berichtes zu passen, da das Wort „verstehen" im Buchtitel an eine Untersuchung denken lässt, die sich ausschließlich mit Fragen der Hermeneutik der Bibel befasst. Eine Theologie des Alten Testaments hat dagegen das Ziel, dessen Botschaft darzustellen. Das geschieht hier jedenfalls nicht nach herkömmlicher Art. Die Lehre vom Verstehen wird gewöhnlich als Hermeneutik bezeichnet. Dieser Begriff ist allerdings mehrdeutig, so dass Missverständnisse nicht auszuschließen sind. Man kann unter ihm all das einordnen, was dem Verstehen eines mündlichen oder schriftlichen Wortes und Textes dient, obwohl der Begriff in dieser Breite kaum verwendet wird. In seiner üblichen Sinngebung bezeichnet er „sowohl die Auslegung von gesprochener Rede oder geschriebenem Text als auch die rhetorische Vermittlung und Darstellung solcher Auslegung; außerdem kann es jenen besonderen Auslegungsvorgang

bezeichnen, den wir Übersetzung nennen."[5] Aber darum geht es in diesem Buch nicht. Mit der Formulierung „Das Alte Testament verstehen" soll vielmehr zum Ausdruck gebracht werden, dass eine verstehende Begegnung mit dem Alten Testament gesucht wird. Dem Alten Testament als Ganzem, nicht hermeneutischen Theorien, sosehr sie auch ständig mitbedacht werden müssen, gilt die Aufmerksamkeit. Dies ist aber zweifellos auch ein Anliegen biblischer Theologie. Insofern verdient das Buch des emeritierten Professors für alttestamentliche Exegese in Würzburg sehr wohl an dieser Stelle Erwähnung und Würdigung.

In einem ersten Teil „Das besondere Buch" versucht der Autor, den Leser zum Alten Testament hinzuführen. „Wer das Alte Testament aufschlägt, soll wissen, was er in Händen hält" (S.13). Ein zweiter Teil unternimmt es, herauszuarbeiten, was das Alte Testament über sein Wesen sagt und wie dies in kirchlicher Lehre verstanden wurde. Der dritte Teil, mit „Zugänge zum Alten Testament" überschrieben, befasst sich mit Annäherungen an das Alte Testament, wie sie heute praktiziert werden, verbunden mit entsprechenden Interpretationen.

Der erste Teil ist in fünf Kapitel gegliedert. Zunächst geht es um die Vielgestaltigkeit des Alten Testaments, dann um seine Kanonizität. Das dritte Kapitel beschreibt Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Alten Testaments im Vergleich mit der Literatur seiner Zeit, das vierte sein Verhältnis zum Neuen Testament, für das es Heilige Schrift ist. Das letzte Kapitel dieses Teiles befasst sich mit der Traditionsbildung und Niederschrift der Texte, mit ihrer weiteren Ausgestaltung durch Nachinterpretationen und Fortschreibung innerhalb des Alten Testamentes, wobei auch der Frage nach dem bestimmenden und fortwirkenden Kern und dem Einfluss der Tora auf die schriftliche Überlieferung nachgegangen wird. Die drei Kapitel des zweiten Teiles handeln nacheinander von den Formen des Wortes Gottes, seinen Adressaten und seinem Verhältnis zur Geschichte und Weisheit. Anschließend werden die verschiedenen Vorstellungen von Gottes Mitteilungen an bestimmte Menschen untersucht und zum Schluss Wahrheit und Zuverlässigkeit der biblischen Botschaft dargestellt. Der dritte Teil behandelt recht unterschiedliche Themen und Aspekte, die sich zum Teil berühren und überschneiden, zum Teil schon auf den vorausgegangenen Seiten angeklungen sind. Das erste Kapitel weist auf die Offenheit der alttestamentlichen Überlieferung hin, die sich nicht erst bei den neutestamentlichen Autoren und den ersten christlichen Gemeinden zeigt, sondern auch schon in der anknüpfenden Weiterführung und anschließenden Fortsetzung im Alten Testament anzutreffen ist. Das Alte Testament in der Sicht des Neuen Testamentes bildet den Inhalt des zweiten Kapitels, wobei auch sprachliche Besonderheiten und Redeformen wie Typologie, Analogie und Allegorese sowie die problematische Gegenüberstellung von Verheißung und Erfüllung kritisch hinterfragt werden. Als Fortsetzung dieser Ausführungen kann das dritte und vierte Kapitel verstanden werden, in denen eingangs der Blick der Kirche auf das Alte Testament anhand einiger Beispiele und dann die verschiedenen modernen Annäherungsversuche an das Alte Testament unter die Lupe genommen werden, die teils aus geschichtlichem Interesse, teils aus der Perspektive der Literaturwissenschaft und Linguistik oder in den Formen der narrativen Analyse und inneralttestamentlichen Interpretation entweder schon unternommen oder zumindest gefordert wurden. Eine eher praktische Zielsetzung schildert das fünfte Kapitel, das aus der Sicht engagierter Anwendung, wie sie die Befreiungstheologie, die feministische Bewegung und die tiefenpsychologische Deutung anstreben, das Alte Testament für die Gegenwart zu erschließen versucht. Das letzte Kapitel schließlich stellt eine Art Zusammenfassung dar, wenn es unter den Stichworten „Zeitbedingte Überzeit-

lichkeit", „Bleibendes im Überholten"und „Richtungsweisend und anregend" die Bedeutung des Wortes Gottes für alle Zeiten und Generationen feststellt und betont.
Das Anliegen des Autors ist klar: Er wirbt auf vielfache Weise für ein besseres Verständnis des Alten Testaments. Vielleicht bietet er dabei aber doch zuviel des Guten; denn das reichhaltige Material vermittelt trotz ausführlicher Gliederung keinen geschlossenen Eindruck. Das Buch gleicht eher einer Fundgrube, in der sich zahlreiche Gegenstände ähnlicher und doch zugleich verschiedener Art finden.. Das ist aber auch zugleich seine Stärke. Wer eine Antwort auf bestimmte Fragen sucht, sollte darum zuerst das Sachregister konsultieren. In vielen Fällen wird er gut bedient werden.

1) Rendtorff, Rolf: Theologie des Alten Testaments. Ein kanonischer Entwurf. Band 1: Kanonische Grundlegung. Neukirchen-Vluyn 1999: Neukirchener Verlag. IX, 406 S., kt., DM 58,— (ISBN 3-429-02079-4).

2) Kaiser, Otto: Der Gott des Alten Testaments. Theologie des Alten Testaments, Teil 1: Grundlagen. Uni-Taschenbücher 1747. Göttingen 1993: Vandenhoeck & Ruprecht. 355 S., kt. DM 38,80 (ISBN 3.8252-1747-7).

3) Kaiser, Otto: Der Gott des Alten Testaments, Wesen und Wirken. Theologie des Alten Testaments, Teil 2: Jahws, der Gott Israels, Schöpfer der Welt und des Menschen. Uni-Taschenbücher 2024. Göttingen 1998: Vandenhoeck & Ruprecht. 320 S., kt., DM 36,80 (ISBN 3-525-03279-X).

4) Schreiner, Josef: Das Alte Testament verstehen. Die neue Echter Bibel, Ergänzungsband 4 zum Alten Testament. Würzburg 1999: Echter Verlag. 248 S., kt., DM 48,– (ISBN 3-429-02079-4).

5) J. Becker, Grundzüge einer Hermeneutik des Alten Testaments, Frankfurt am Main 1993, S.2.

B



Buchbesprechungen

WALTER, Silja

DIE BEICHTE IM ZEICHEN DES FISCHES:

Ein geistliches Tagebuch. Freiburg/Schw. 1999: Paulusverlag. 205 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-7228-0465-5)

Die Beichte gehört gegenwärtig nicht unbedingt zu den attraktivsten Themen der theologischen Literatur. In den wenigen neueren Publikationen geht es entweder um systematisch- und praktisch theologische oder um religionspsychologische Abhandlungen, die vorwiegend für Fachleute der Wissenschaft und Pastoral geschrieben sind. In dem vorliegenden Buch wird ein ganz anderer Zugang zur Beichte aufgezeigt: Silja Walter, die große spirituelle Schriftstellerin, hat sich ihr Leben lang mit der zentralen Frage befasst, wie sie sich dem Geheimnis des Mensch gewordenen Gottes nähern kann, um zu einem wahrhaftigen Verhältnis zu ihm zu finden. Sünde ist für sie ein Nachlassen in dem Bemühen, sich die Botschaft Gottes zu erschließen und aus ihr die Töne heraus zu hören, die für jeden ganz persönlich bestimmt sind. Die Beichte bedeutet dann die Chance, sich der Tragweite solcher Unterlassungen bewusst zu werden. Es geht also immer wieder um die individuelle Beziehung zu Gott in der Gestalt des Kyrios, des Herrn, wie es sich in den biblischen Texten offenbart. Die Spannung zwischen der Unergründlichkeit Gottes und seine in Jesus angebotene Nähe kann jeweils nur auf eine ganz individuelle Weise ausgehalten und in das eigene Verstehen und Handeln umgesetzt werden. Deshalb muss auch dieses Buch als ein persönliches Dokument gelesen werden, in dem das Ringen einer glaubenserfahrenen Ordensfrau um die Erkenntnis Gottes aus einer sich ständig weiterentwickelnden Beziehung zu ihm aufgezeichnet ist. Es ist ein sehr privates Buch, in das man sich mit einer respektvollen Offenheit behutsam einlesen sollte; zugleich enthält es eine Reihe von mitteilsamen Passagen, in denen Begegnungen mit Menschen in erzählten Szenen, in Briefen und direkten Dialogen stattfinden, die den Leser einladen, sich auf eine eigene Zwiesprache mit Gott einzulassen.

Matthias Hugoth

PFAU, RUTH:

WER KEINE TRÄNEN HAT.

Was mein Leben trägt.

Hrsg. von Michael ALBUS. Herder / Spektrum, Bd. 4674. Freiburg 1999: Herder. 160 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-451-04674-1).

In der Spektrum-Reihe des Herder Verlags sind bereits zwei Bücher von Ruth Pfau erschienen: Das letzte Wort wird Liebe sein. Ein Leben gegen die Gleichgültigkeit (Bd. 4513), und Verrückter kann man gar nicht leben. Ärztin, Nonne, Powerfrau (Bd. 4436), so dass viele diese seit vierzig Jahren in Pakistan und Afghanistan, inmitten unermesslichen Leids, gegen Lepra und Gewalt angehende Frau kennen werden, um ihren Weg wissen, auf dem es Erfolge wie Niederlagen gab. Hingewiesen sei nun auf das im vorigen Jahr in derselben Reihe erschienene Buch. Der ZDF-Journalist Michael Albus, der auch der Photograph der Bilder dieses Buches ist und von dem es Reportagen und Bücher über Ruth Pfau gibt, hat sie im Leprakrankenhaus von Karachi aufgesucht. Er konnte sie trotz anfänglichem Zögern dazu bewegen, ein weiteres Mal von den Menschen zu erzählen, die am Rande der Gesellschaft leben und denen ihre ganze Liebe und ihr unermüdlicher Einsatz gilt. Deutlicher noch als in früheren Büchern wird sichtbar, wovon Ruth Pfau sich in ihrem Leben getragen weiß. Dieses Buch ist so etwas wie die Bilanz ihres Lebens. Im letzten Kapitel: Wonach ich ein Leben lang gesucht habe, lesen wir: „Mir bleibt die Hoffnung, dass ich im Tod dem begegnen werde, den ich ein Leben lang gesucht habe. In dieser durch den Tod erreichten endgültigen Nähe, hoffe ich, wird sich das Geheimnis meines Leben entschlüsseln. ... Bis es soweit ist, lebe ich mein Leben weiter in trunkener Nüchternheit, Ich tue das, was zu tun ist" (S. 160). Und was sie nicht mehr zu tun vermag, will sie auf ihre „eschatologische Liste" schreiben.

Felix Schlösser

GRÜN, Anselm:

MIT HERZ UND ALLEN SINNEN.

Jahreslesebuch.

Hrsg von Ludger Hohn-Morisch. Freiburg 1999: Herder. 394 S., geb., DM 38,– (ISBN 3-451-26793-4).

Die vorliegende Textsammlung schöpft aus insgesamt dreißig Veröffentlichungen von Anselm Grün; die meisten von ihnen im Vier-Türme-Verlag Münsterschwarzach in den Jahren 1974 bis 1997 erschienen. Die geistlichen Impulse für jeden Tag des Jahres atmen benediktische Spiritualität, die für Anselm Grün eine „geerdete Spiritualität" ist: „Die Kirche braucht heute die Weite eines hl. Benedikt, um ihre Spiritualität nicht in ängstlicher Abgrenzung, sondern mit einem offenen Herzen den Menschen so nahe zu bringen, dass auch ihr Herz davon angesprochen wird" (S. 7). Dem Herausgeber L. Hohn-Morisch bestätigt Grün, dass die von ihm ausgewählten Texte in eine Spritualität einführen, „die mit Herz und Sinnen Gott erfahren und in Gott zur Ruhe und zur Lebendigkeit finden will". Und dem Leser wünscht er, „dass er an jedem Tag etwas erahnt von der Liebe Gottes, die auch seinen Leib durchdringen, seine Wunden heilen und seine Sehnsucht nach einem unzerstörbaren Leben erfüllen möchte"(S. 8). Die ausgewählten Texte können den Leser dazu anregen, in den angegebenen Quellen weiter fündig zu werden.

Felix Schlösser

GESCHICHTEN, DIE DER SEELE GUT TUN.

Hrsg. von Jack KORNFIELD/Christina FELDMAN. Herder/Spektrum, Bd. 5013. Freiburg 3. Aufl. 1999: Herder. 155 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-451-05013-0)

Es gibt viele Möglichkeiten, die zentralen Fragen des menschlichen Lebens anzugehen – von der Befragung von Wissenschaftlern und Fachleuten über die Lektüre gelehrter Bücher bis hin zu dem Erproben der Lösungsvorschläge, die heutzutage von den unterschiedlichsten Professionen angeboten werden. Zu den ältesten und bewährtesten Formen gehört das Erzählen von Geschichten und Lebensweisheiten. Die Kulturen der Völker, vor allem die religiösen Traditionen in Ost und West verfügen über einen unerschöpflich scheinenden Schatz von Geschichten, die allesamt uralten Einsichten und spirituellen Erfahrungen entstammen. Ein kleiner wohl geordneter und klug angelegter Vorrat ist in dem vorliegenden Buch zusammengetragen worden. Als Kriterien für die Auswahl der Texte dienten drei Aspekte des menschlichen Lebens, die eine programmatische Funktion für ein geistigspirituelles Wachsen und Erstarken haben können: das Öffnen der inneren Tür, den Weg finden, unsere Wahrheit leben. Unter diesen Überschriften sind Geschichten, Sprüche und religiöse Überlieferungen gesammelt, die nachdenklich machen, trösten, ermutigen, provozieren, beschenken können und nicht selten zum Schmunzeln veranlassen. Mag manches auch nicht so angenehm sein, was da erzählt und als Mahnung formuliert wird – insgesamt hält das Buch, was sein Titel verspricht: Es enthält eine Fülle von „Geschichten, die der Seele gut tun".

Matthias Hugoth

BUCH DER KONTEMPLATION

Genannt Wolke des Nichtwissens und Brief persönlicher Führung. Anleitung zur Meditation.

Neu übertragen und hrsg. von Willi MASSA. Freiburg 1999: Herder. 337 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-451-26999-6).

Die „Wolke des Nichtswissens" und der ergänzende „Brief" stammen von einem unbekannten englischen Autor – Mystiker, Theologe und Seelenführer, (Mönch?) – aus dem 14. Jahrhundert. Nachdem 1974 beide Schriften erstmals von Willi Massa, Leiter des „Ökumenischen Zentrums für Meditation" in Neumühle (Saarland) im vollständigen Text in deutscher Sprache herausgegeben worden waren (Matthias-Grünewald-Verlag; Topos-Bücher 30), wurden sie nun von ihm in neuer Übertragung vorgelegt. Er hat sich dabei der kritischen Ausgabe der „Wolke des Nichtswissens" von Wolfgang Riehle bedient (Johannes-Verlag 1991, 4. Aufl.) Für die Einarbeitung der Parallelen bei Johannes vom Kreuz benutzte Massa die englische Ausgabe von William Johnston SJ (1973), deren Vorwort er übernahm. Dem Leser zugänglich gemacht wurde ebenfalls das Geleitwort von Hugo M. Enomiya Lassalle SJ zur ersten deutschen Edition von 1974 (S. 9f.).

Die Wirkungsgeschichte der „Wolke des Nichtwissens" ist der der „Nachfolge Christi" vergleichbar, obwohl der Autor im Prolog davor warnt, dass es in zu viele Hände gerät und nur denen zugänglich gemacht werden soll, die entschlossen sind, auf die „höchste Stufe des kontemplativen Lebens" zu gelangen (S.29). Im letzten Kapitel zeigt er Kriterien auf, „an denen zu erkennen ist, ob jemand von Gott berufen ist, den kontemplativen Weg zu gehen"(S. 144-146). Niemand wird von mir erwarten können, dass ich auch nur in Kürze den Weg beschreibe, den der englische Mystiker zu gehen anleitet. Ein längeres Zitat von William Johnston soll zeigen, was sich theologisch und spirituell mit der „Wolke des Nichtwissens" verbindet: „Alle Gedanken und Vorstellungen müssen unter ‚der Wolke des Vergessens' begraben werden, während die nackte Liebe – nackt, weil sie frei sein soll von allen Gedanken – zu Gott in die Wolke des Nichtwissens aufsteigen muss. In der Wolke des Nichtwissens über mir – zwischen mir und Gott – und der Wolke des Vergessens unter mir – zwischen mir und allem Geschaffenen – befinde ich mich im silentium mysticum, im mystischen Schweigen, ein Ausdruck, den der Autor wohl bei Dionysius fand. Ist die ‚Wolke' bereits streng mit ihrer Forderung, alles begriffliche Denken aufzugeben, so ist diese Forderung im ‚Brief' noch entschiedener. Schon in der Einleitung, die das Grundthema angibt, heißt es: ‚Weise alle Gedanken ab, gleich ob gute oder schlechte. Gott kann geliebt, aber nicht gedacht werden'"(S. 203f.).

Der in reifem Alter geschriebene, sehr persönlich gehaltene Brief richtet sich an einen Freund: „Ich möchte mit dir den inneren Weg der Gotteserfahrung besprechen, so wie wir ihn kennen"(S. 151). Der Schreiber des Briefes geht in der Weise eines geistlichen Führers, mit konkreten Anleitungen, auf den Adressaten ein. „Sollte ein anderer ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie du und in diesen Zeilen Hilfe und Anregung finden, würde ich mich freuen. Doch augenblicklich denke ich nur an dich und deinen inneren Weg, wie er mir bisher deutlich wurde"(ebd.). Dass trotz mancher Übereinstimmungen mit dem buddhistischen Weg dieser englische Mystiker nur im geistigen Kontext der christlichen Tradition zu verstehen, seine Kontemplation sogar christozentrisch zu nennen

ist, legt W. Johnson überzeugend dar (Theologie und Spiritualität der „Wolke", S. 203-223). Aufschlussreich finde ich die Erläuterungen von Willi Massa zu: Christliche Spiritualität und Zen und zum Symbolbild „Wolke"(S.12-15), sowie seine Begriffsklärung von Betrachtung – Meditation – Kontemplation (S. 193-202).

Felix Schlösser

LECHLEITNER; Norbert:

FLÜGEL FÜR DIE SEELE.

111 überraschende Weisheitsgeschichten, die jeden Tag ein wenig beschwingter machen. Freiburg 2. Auflage 1999: Herder. 143 S., geb., DM ?
(ISBN 3-451-26704-7).

Die hier gesammelten Weisheitsgeschichten sind Nacherzählungen von Geschichten, die zum Teil von langer Herkunft sind und aus verschiedenen kulturellen und religiösen Traditionen stammen – Geschichten, Fabeln, Gleichnissen und Gedanken aus Indien, China und Japan, aus dem persischen, arabischen und jüdisch-christlichen Kulturraum. Was hier wie in zahlreichen anderen Büchern dieser Art aufgelesen ist, findet offenbar viele Leser. Sie möchten sich anregen lassen von Erfahrungen, die Menschen anderer Zeiten und anderer Kulturen gemacht haben, und von Einsichten, die sie daraus gewonnen haben. „Weisheitsgeschichten können", wie es Lechtleitner sagt, „die Wahrnehmung des scheinbar so Selbstverständlichen verändern. Sie können Alternativen und Auswege in scheinbar ausweglosen Situationen erkennen lassen."

Felix Schlösser

MÜLLER, Peter:

LEBEN SPÜREN:

Mein spiritueller Fastenbegleiter.

München 1999: Kösel. 183 S., kt., DM 29,90 (ISBN 3-466-36518-X).

Peter Müller ist Leiter des Katholischen Bildungswerkes Kreis Rottweil und bildet seit über zehn Jahren FastengruppenleiterInnen aus, dem auch seine Handreichung für Fastengruppenleiter dienen will (Fasten – dem Leben Richtung geben, München 1990). Der nun vorliegende spirituelle Fastenbegleiter, ein Lese- und Übungsbuch, profitiert von diesem Erfahrungshintergrund. Er ist nicht als Anleitung zum körperlichen Fasten konzipiert – wer als gesunder(!) Mensch dieses einbeziehen will, findet Anregungen bei Fastenärzten wie Hellmut Lützner (Wie neu geboren durch Fasten, München 1998); Lützner führt in seinem Vorwort zum Buch von Peter Müller in den Sinn des körperlichen Fastens ein. Müller umschreibt die Absicht seines Arbeitsbuches so: „Es lädt interessierte und suchende Menschen ein, das verkümmerte ‚alte Geschenk' ganzheitlichen Fastens für sich neu zu entdecken, sich auf biblische und christlich motivierte Impulse einzulassen, sich Zeit zu nehmen, über den Sinn der eigenen Lebensgestaltung nachzudenken und Folgerungen daraus zu ziehen."(S. 13).

Der erste Teil des Buches: Der Weg entsteht im Gehen, entfaltet diesen Sinn des spirituellen Fastens (S. 14-51). Der Fastenbegleiter ist vor allem auf die vierzig Tage vor Ostern abgestimmt (Hauptteil, S. 68-152), lässt sich jedoch auch auf Fastenwochen im Advent oder zu anderen Zeiten adaptieren (vgl. 58f. u. S.67). Die „Fundgrube" im dritten Teil (S. 154-179) bietet unterstützende Anregungen und Übungen an, die der ganzheitlichen Gestaltung während der Fastenwochen dienen möchten: Bewegung und Körperbewusstsein – Bewusst atmen – Wege zur Ruhe, Wege zu sich selbst – in den Spiegel schauen (Tages- und Wochenrückblick) – Fasten und Essen. „Fastenbegleiter" sind auch die reichhaltigen Texte, Bilder, Sprüche und Geschichten, die als meditative Impulse meist dem jeweiligen Tages- oder Wochenthema zugeordnet sind.

Felix Schlösser

Das Buch Baruch –

Der Brief des Jeremia – Zusätze zu Ester und Daniel.

Übersetzt und erklärt von Odil Hannes STECK, Reinhard G. KRATZ und Ingo KOTTSIEPER. Reihe: Das Alte Testament Deutsch – Apokryphen, Bd. 5. Göttingen 1998: Vandenhoeck & Ruprecht. 328 S., kt., DM 68,– (ISBN 3-525-51405-0).

Der Vandenhoeck & Ruprecht Verlag hat sich dankenswerter Weise entschlossen, das Alte Testament Deutsch (ATD) in seiner Neubearbeitung durch die Reihe ATD – Apokryphen zu ergänzen. Es handelt sich dabei um die nicht hebräisch überlieferten Bücher des Alten Testaments (Tobit, Judit, 1 und 2 Makkabäer, Weisheit Salomos, Jesus Sirach, Baruch sowie die Zusätze zu Ester und Daniel), die nach Luthers Urteil nicht der Heiligen Schrift gleich zu achten, aber doch nützlich und gut zu lesen sind. Das Konzil von Trient entschied dagegen 1546, auch diese Schriften im Kanon der Heiligen Schrift zu belassen. Die katholische Forschung bezeichnete sie darum fortan als „deuterokanonische Schriften".

Die in diesem Band aufgenommenen Schriften haben eins gemeinsam: Sie wurden in neuerer Zeit wenig geschätzt, was an der geringen Zahl der in den letzten 100 Jahren publizierten Kommentare und kommentierten Übersetzungen leicht abzulesen ist. O.H.Steck, der Übersetzer und Kommentator des hier zuerst vorgestellten Buches Baruch betont, dass gerade dieses Buch „aus heutiger Sicht historischer Exegese... dieses Desinteresse nicht verdient" habe. Für ihn ist nicht die Originalität seiner Aussagen, die vielfach aus älteren Schriften des Alten Testaments entlehnt sind, ausschlaggebend, sondern „Eigenart, Gründe und Zweck solch traditionsgebundener Rezeption alttestamentlicher Überlieferung", die „für diese Schrift ein anderes Bild und eine andere Wertung" fordern. Das Buch will seiner Meinung nach gar nichts Neues sagen, sondern gleichsam „die eiserne Ration bereitstellen und verbreiten, die das Gottesvolk wissen und beherzigen muss, um ins Heil, um ins Leben zu gehen" (11). Die Einleitung zu seinem Kommentar handelt von den Entstehungsbedingungen und von dem theologischen Milieu des Buches Baruch. Daran schließt sich die durch zahlreiche Fußnoten begründete Übersetzung, die vor allem den hebräischen Sprachhintergrund des griechischen Textes sichtbar machen möchte. Die eigentliche, 40 Seiten umfassende Auslegung bietet die schon zitierte neue Sicht des Buches Baruch, musste aber wegen des knappen zur Verfügung stehenden Raumes oftmals unvermeidliche Verkürzungen in Kauf nehmen, die freilich durch des Verfassers größere Untersuchung aus dem Jahre 1993 „Das apokryphe Baruchbuch. Studien zu Rezeption und Konzentration kanonischer Überlieferung" leicht ergänzt werden können. Fragen im Detail mag es sicher geben, doch unbestreitbar liefert dieser Kommentar eine schlüssige theologische Auslegung, die das Baruchbuch als Mahnrede an die Adresse Israels auf seinem Weg zwischen Gericht und Heil versteht.

Der nur griechisch erhaltene Jeremiabrief ist, als selbständige Ergänzung zum Jeremiabuch konzipiert, der Form nach kein Brief. Er sucht aber durch diese Bezeichnung in der Überschrift auf dem Weg falscher Zuweisung Anschluss an die überlieferte Korrespondenz zu finden, die Jeremia (Kap. 29) mit nach Babel Deportierten geführt hat. In der Vulgata ist er nur durch die dort gewählte Reihenfolge der jeremianischen Literatur als Kap. 6 an Baruch angeschlossen worden, mit dem er weder thematisch noch formal etwas zu tun hat. Diese und weitere Fragen der Komposition, der Eigenart und der theolo-

gischen Bedeutung des Briefes erörtert R.G.Kratz am Anfang seines Beitrags im zweiten Teil des Buches (69-108). Die Schrift gibt sich als Belehrung der zur Deportation Bestimmten aus und will vor der Verführung durch den glanzvollen babylonischen Kult warnen. Sie entfaltet diese Thematik nach Überschrift und Einleitung in zwei Teilen zu je drei, im zweiten Teil ihrerseits noch einmal untergliederten Abschnitten. Die Götzenpolemik ist ganz aus der Blickwelt des Jahwekults formuliert und ausgesprochen sarkastisch in der Verurteilung der Götterbilder, ihrer Hersteller, ihrer Kultpersonen und Verehrer. Der uns nicht bekannte Autor scheut auch nicht falsche Behauptungen, wenn er z.B. unterstellt, dass in der babylonischen und ägyptischen Religion das Gottesbild mit Gott identisch sei. Das kritisiert auch Kratz in wünschenswerter Deutlichkeit, versäumt es aber, seine Argumentation durch Einbeziehung des reichen ikonographischen Materials aus jener Zeit noch anschaulicher zu gestalten. Dieser Einwand mindert freilich nicht den Wert seiner Analyse, in der treffend die Bildwelt des Alten Orients und die Verurteilung des Götzenkultes durch den Jeremiabrief mit Bezugnahme auf ihre jeweiligen Traditionen dargestellt wird.
Übersetzung und Kommentierung der Zusätze zu Ester (108-207) und Daniel (209-328) von I.Kottsieper bieten dem mit diesem Stoff nur wenig vertrauten Leser einen ersten und gewiss auch hilfreichen Überblick. Die Septuaginta zum Esterbuch enthält sechs nicht zum ursprünglichen Material der Estertradition gehörende Zusätze, die sich untereinander deutlich formal und inhaltlich unterscheiden und darum verschiedenen Bearbeitungen der ursprünglichen Erzählung zuzuordnen sind. Die äußerst verwickelte Entstehungs- und Kompositionsgeschichte dieser Texte – es wird sogar den Spuren außerhalb der Septuaginta und des Kodex Alexandrinus nachgegangen – sowie ihrer Bedeutung im Kontext der Feier des Purimfestes erläutert der Autor in einer langen Einführung. Seine Ausführungen lassen erkennen, dass die untersuchten Zusätze zum Esterbuch Auseinandersetzungen reflektieren, die die Feier des Purimfestes in einer nichtjüdischen und zum Teil antijüdisch gesinnten Umwelt ausgelöst hatten. Die äußerst komplizierte Entstehungsgeschichte wird auch in der Übersetzung und Kommentierung dieser Texte deutlich, in der Übersetzung durch die Verwendung verschiedener Schrifttypen und im Kommentar durch die zahlreichen Querverweise, die vom Leser viel Geduld und Konzentration verlangen.
Die griechische Tradition des Danielbuches und die von ihr abhängigen anderen Fassungen bieten über das aramäisch-hebräische Danielbuch hinaus drei größere Texte, deren Erforschung dadurch erschwert wird, dass gleich zwei griechische Rezensionen vorliegen, die sich teilweise beträchtlich unterscheiden. Mit den damit zusammenhängenden Fragen beschäftigt sich eingehend die Einleitung zu diesen Texten. Die Kommentierung geht thematisch vor und behandelt zunächst die verschiedenen Gebete, anschließend die Geschichte von Bel und dem Drachen und zum Schluss die Susannaerzählung, denen jeweils eigene Einleitungen vorangestellt wurden, die vornehmlich Fragen der Entstehungsgeschichte beantworten.
Vergleicht man die Beiträge der drei Autoren, dann fällt auf, dass die Ausführungen von Steck und Kratz eher der Zielsetzung dieser neuen Kommentarreihe entsprechen als die Auslegung Kottsiepers, was nicht nur mit der größeren Problematik der von ihm behandelten Texte zusammenhängt. Den Erstgenannten gelingt es, neben der Beantwortung der vielfältigen Fragen, die ihre Vorlagen aufgeben, auch die theologische Bedeutung und Aktualität der jeweiligen biblischen Botschaft herauszuarbeiten, was man bei Kottsieper vermisst. Seine Darstellung gleicht eher einem Forschungsbericht, der zwar eine Fülle von Informationen liefert, mit de-

nen aber der größere Teil der interessierten Leserschaft kaum etwas anzufangen weiß. Der Autor verweist zutreffend auf die Skepsis und Ablehnung, auf die das Esterbuch schon damals in einer tendenziell judenfeindlichen Diaspora stieß. Er erwähnt auch, dass die christlichen Kirchen diesem Buch eher reserviert gegenüberstanden, seine Kanonizität immer wieder in Frage gestellt hätten und dass schließlich durch den Übergang des traditionell kirchlichen Antijudaismus in einen politischen Antisemitismus die Beurteilung des Esterbuches ausgesprochen antisemitische Züge annahm. Doch leider unternimmt er zu wenig, um derartigen Fehldeutungen argumentativ entgegenzutreten. Immerhin könnte doch das Christentum aus dem Esterbuch zumindest lernen, dass der Gott Israels als der Verborgene seinem Volk die Treue hält, weil er ein Gott der Rettung ist. Dennoch, dieser zuerst auf den Markt gekommene Band der neuen Reihe liefert ein überzeugendes und facettenreiches Bild von der literarischen Leistung des Frühjudentums, das sich gewiss der eigenen Tradition verpflichtet fühlte, aber auch gleichzeitig den Mut fand, auf ihr aufbauend neue Wege zu gehen.

Franz Karl Heinemann

Jesus Sirach / Ben Sira.

Übersetzt und erklärt von Georg SAUER. Reihe: Das Alte Testament Deutsch – Apokryphen, Bd. 1. Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 351 S., kt., DM 74,– (ISBN 3-525-51401-8).

Was im Zusammenhang mit der Besprechung von Bd. 5 dieser neuen Reihe gesagt wurde, kann hier wiederholt werden. Auch das Buch Jesus Sirach / Ben Sira (hebr.) erfreute sich offensichtlich lange Zeit keiner großen Beliebtheit. Trotz zahlreicher Monographien und Aufsätze zu Einzelfragen, im deutschen Sprachraum wurden im ganzen 20. Jhdt nur fünf Kommentare, bzw. kommentierte Übersetzungen publiziert, die letzte katholische von V. Hamp, Echter Bibel 4, Würzburg 1959 und die letzte protestantische von H. Lamparter, Die Botschaft des Alten Testaments 25/1, Stuttgart 1972.
Sauer, der Verfasser dieses neuen Kommentars, war für diese Arbeit prädestiniert, hatte er doch schon 1981 in der Reihe „Jüdische Schriften aus hellenistisch – römischer Zeit" in Bd. III/5 eine neue Übersetzung dieses Buches samt einer 22 Seiten umfassenden Einleitung vorgelegt, in der er alle wichtigen Fragen, die mit der Entstehung des Buches, seiner weiteren Geschichte und seiner Bedeutung zusammenhängen, aufgreift und so weit möglich beantwortet.
Aus dem Schluss des Prologs (V. 20) geht hervor, dass Ben Sira ursprünglich hebräisch abgefasst war. Diesen hebräischen Text kannte Hieronymus, und er wurde noch von Maimonides im 12. Jhdt zitiert. Vielleicht erklärt diese Tatsache, warum das Buch im Judentum zeitweise als kanonisch angesehen wurde und erst von der „Synode von Jamnia" (ca. 100 n.Chr.) aus der Reihe der verbindlichen jüdischen Schriften definitiv ausgeschlossen wurde. Sauer nennt für diese Entscheidung einige Gründe und Hypothesen, muss dann aber doch eingestehen, dass sie bis heute nicht eindeutig zu verifizieren seien. In den nahezu 700 Jahren vom 12. – 19. Jhdt war der Text nur in Übersetzungen bekannt. Die Wiederentdeckung des hebräischen Textes, von dem heute zwei Drittel vorliegen, begann 1896 mit der Identifizierung von hebräischen

Sirachfragmenten aus der Geniza von Alt-Kairo. Eine besondere Stellung nimmt Ben Sira insofern ein, als es zwar wie das protokanonische Buch der Sprüche Salomos eine ausgedehnte Sammlung von Einzelsprüchen enthält, die aber im Unterschied zu diesem nicht aus verschiedenen Zeiten stammen, sondern die reiche Lebenserfahrung und Lebensweisheit einer bestimmten Epoche zusammenfassen, eine Feststellung, die Sauer unter der Überschrift „Verfasser" eingehend erklärt (19-22). Eng damit verknüpft ist die Frage der Entstehungszeit des Buches und die der verschiedenen Textformen, wobei die hebräischen, die griechischen, die lateinischen und die anderen Übersetzungen auseinanderzuhalten sind (22-28). Die Frage nach den literarischen Formen ist dagegen schnell beantwortet. Es sind die gleichen wie sie in den anderen biblischen Weisheitsbüchern anzutreffen sind. Die Bedeutung von Ben Sira ergibt sich zunächst aus dem historischen Kontext der Entstehungszeit, die von einer stärker werdenden Ausbreitung des hellenistischen Gedankengutes geprägt war verbunden mit einer zunehmenden Entfremdung von den alten hebräischen Glaubensformen. Hier fühlte sich ein Mann wie Ben Sira verpflichtet, die alten Traditionen der Väter zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu erhalten. Das betont auch Sauer, übersieht aber dabei meines Erachtens, dass sich neben der Kritik der hellenistischen Kultur auch Beispiele einer unbefangenen Übernahme von eben dieser Kultur nachweisen lassen. Man denke etwa an die Empfehlung des Reisens als Quelle von Erfahrung (34,9-11; 39,4), an die Ratschläge für das Mahl und Symposion (37,12-32,13), an die Bekanntschaft mit der griechischen Literatur, mit Ideen der Stoa (15,11-17), der Freiheit und Selbstbeherrschung (22,27-23,6), vor allem an den interessanten Versuch einer Synthese moderner medizinischer Wissenschaft mit Glaube und Frömmigkeit Israels (38,1-15). Im Zentrum seiner Gedanken steht aber ohne Zweifel die als Gnadengabe empfundene Offenbarung Gottes an Israel, Jerusalem und den Tempel. Die Weisheit ist nur hier zu finden und strömt nur von hier wieder hinaus in die Völkerwelt. Eine weitere Steigerung erfährt dieser Gedanke durch Ben Siras Überzeugung, dass diese Weisheit nicht nur zum Gesetz, sondern auch zur Schöpfung und damit zum Lobpreis des Wirkens Gottes führt. Bei der Behandlung dieses Themas steht er ganz und gar auf dem Boden alttestamentlicher Tradition, wie vor allem Kap. 42,15-49,16 zeigt. Wesentlich wirkungsvoller als in den hebräischen Ben Sira ist dann hellenistischer Geist in die griechische Überlieferung des Buches eingedrungen, was sicher zum Teil mit der Übersetzung ins Griechische zusammenhängt, die ursprüngliche Bilder, Anschauungen und Gedanken verdrängte (33). Den Abschluss der Einleitung bilden Ausführungen zu den Übersetzungsproblemen des Buches und zu seinem literarischen Aufbau, die dann in der folgenden Kommentierung entfaltet und, wenn nötig, ausführlicher begründet werden.

Dieser Kommentar von gut 300 Seiten erscheint nur dann etwas lang ausgefallen zu sein, wenn man übersieht, dass das Buch Ben Sira 51 Kapitel zählt. Tatsächlich beschränkt sich Sauer auf das Wesentliche, und das ist weit mehr als das, was in den älteren und zum Teil überholten Kommentaren nachzulesen ist. Auf lange Zeit dürfte diese Auslegung konkurrenzlos sein, nicht zuletzt auch deswegen, weil ihr der hebräische Text, soweit vorhanden, zugrunde liegt. Nur die fehlenden Teile werden durch die griechische Übersetzung des Enkels Ben Siras ergänzt und sind als solche auch im Druck ausgewiesen.

Franz Karl Heinemann

PANNENBERG, Wolfhart:

BEITRÄGE ZUR SYSTEMATISCHEN THEOLOGIE,

Band 1: Philosophie, Religion, Offenbarung. Göttingen 1999: Vandenhoeck & Ruprecht. 328 S., kt. 148,– (ISBN 3-525-56194-6).

Ders.: Band 2: Natur und Mensch – und die Zukunft der Schöpfung. Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 296 S., kt. 138,– (ISBN 3-525-56193-8).

Die auf (zunächst) drei Bände angelegte Aufsatzsammlung des renommierten evangelischen Münchener Systematikers will seit 1980 zum ersten Mal wieder verstreut erschienene oder bisher unveröffentlichte Arbeiten zugänglich machen.

Der erste Band bringt Aufsätze, welche den Grundlagen der Theologie nachdenken, wie schon die Stichworte Philosophie, Religion und Offenbarung deutlich machen. Und wirklich reicht die Spannweite der 26 Untersuchungen von Fragen der Metaphysik bis in die christologische Problematik.
So geht das Nachdenken zunächst ins Umfeld der Metaphysik, angefangen von grundsätzlicher Wertung dieser auch der Theologie unverzichtbaren Denkweise bis zu Auseinandersetzungen mit einzelnen Philosophen und Problemen; von daher greift es die Grundthemen der Theologie auf und denkt über die Gottesproblematik, den Glauben und seine Beziehung zur Offenbarung nach, wobei auch das Umfeld der anderen Religionen berührt wird. Dass dabei vor allem die Beziehung des christlichen Glaubens zu AT und Judentum von Bedeutung wird, versteht sich eigentlich von selbst. Endgültig und konzentriert kommt dann die Christliche Thematik zur Sprache in der Frage nach Christus, seinem Tod und seiner Auferstehung, bei der selbst die jüngste Problematik (um Gerd Lüdemann) bedacht wird.

Der zweite Band versucht, diese Bezogenheit von Glauben und kritischem Denken, das dem Glauben standzuhalten und ihn zu stützen vermag, in den Themenbereichen Natur, Mensch und Zukunft der Schöpfung zu bewähren. Wieder sind es 26 Arbeiten, die aus dem Umfeld Schöpfungsglaube und Naturwissenschaften stammen, dann die theologische Anthropologie betreffen, um in zwei Aufsätzen die eschatologische Vollendung des Menschen und der Natur zu bedenken.
Die Überlegungen sind, wie immer bei Pannenberg, geprägt durch eine nüchterne Einschätzung der Wirklichkeit, eine klare Beziehung des Wirklichen auf die Grunddaten des christlichen Glaubens und eine kritische Reflexion von deren Zueinander. In beiden Bänden stellt ein Vorwort die einzelnen Arbeiten kurz vor und ordnet sie sachlich und lebensgeschichtlich einander zu.
Was bei solchen Sammelbänden oft bedauert werden muss, gilt leider auch hier. Da sie nicht dazu dienen, von der ersten bis zur letzten Seite gelesen zu werden, sondern eben als Bibliothek im Kleinen zu Händen zu sein, wären Namen- und Sachregister mehr als wünschenswert, sie wären eigentlich notwendig. Aber vielleicht darf man in dieser Hinsicht auf den dritten Band hoffen, der Beiträge zu Kirche und Ökumene bringen soll, und auf den man sich wieder freuen darf.

Viktor Hahn

FUCHS, Ottmar:

DENN FÜR GOTT IST NICHTS UNMÖGLICH.

Erkundungen im Glauben.

Würzburg 1998: Echter Verlag. 136 S., kt., DM 24, 80 (ISBN 3-429-02049-2).

Die achtzehn hier gesammelten, an biblischen Texten orientierten Aufsätze, Vorträge und theologischen Meditationen von Ottmar Fuchs (Professor für Pastoraltheologie und Kerygmatik an der Universität Bamberg) sind von der Hoffnung geleitet, mit Gott Mauern überspringen zu können (Ps 18, 30): „im Überschreiten der lebensblockierenden Schwellen und im Ausgriff auf einen Gott, der uns an seiner dynamischen Transzendenz Anteil gibt, um im Alltag die Geschenke des Lebens unverstellt wahrnehmen und die notwendige Verantwortung mit neuer Energie angehen zu können"(aus dem Vorwort). In Glaubensmeditationen wie „Verheißung", „Gottesgeburt", „Mütterlichkeit", „Berufung", „Lebenszeiten", „Enderwartung", gelingt es Ottmar Fuchs, Gottesbeziehung und Menschennähe in Einklang miteinander zu bringen. Ihm ist daran gelegen, eine dualistische, in geistlich und politisch-sozial aufgespaltene Weltsicht zu überwinden, wozu diese „Erkundung im Glauben" auf überzeugende Weise anleitet.

Felix Schlösser

HEIDTMANN, Dieter:

DIE ENGEL – GRENZGESTALTEN:

Über Notwendigkeit und Möglichkeit christlicher Rede von den Engeln.

Neukirchen –Vluyn 1999: Neukirchener Verlag. IX, 230 S., kt., DM 78,– (ISBN 3-7887-1759-9).

Der evangelische Theologe und Politologe Heidtmann, Pfarrer der Württembergischen Landeskirche, macht mit dem vorliegenden Buch seine Dissertation einer größeren Leserschaft zugänglich. Obwohl es schon eine Vielzahl von Engelbüchern gibt und wir uns fragen könnten, ob man es jetzt nicht genug sein lassen sollte, erachte ich dieses Buch dennoch für wichtig. Nach meiner Kenntnis ist bisher noch nicht versucht worden, das Thema unter religionsphänomenologischen, theologiegeschichtlichen und bibeltheologischen Aspekten so sorgfältig und umfassend anzugehen.
Im ersten Teil, Die Wiederkehr der Engel in der säkularen Gesellschaft (S. 7-45), geht der Verf. dem nach, was im profanen Bereich an Zugängen zu den Engeln anzutreffen ist – angefangen bei ihrer Vermarktung in der Werbung über Esoterik, Sterbeforschung und Tiefenpsychologie bis hin zu Film, Literatur und Kunst. Abschließend erörtert der Verf. die Frage, wo es Möglichkeiten und Grenzen der säkularen Rezeption der Engel gibt. Nach dieser Bestandsaufnahme der profanen Rede von den Engeln wendet sich ein zweiter, längerer Teil (S. 49-146) der Angelologie in der Systematischen Theologie des 20. Jahrhunderts zu; auf dem Weg einer vergleichenden Analyse. Dabei finden Karl Barth und Erik Peterson besondere Beachtung. Als zentrale Frage der Engellehre ergibt sich die

Verhältnisbestimmung von Immanenz und Transzendenz: „Wie die wirkende Gegenwart Gottes in einem von ihm unterschiedenen und abgegrenzten ‚geschöpflichen' Bereich zu verstehen ist"(S. 144). Im dritten Teil, Über die Notwendigkeit und Möglichkeit der christlichen Rede von den Engeln (S. 147-192), hat es sich Heidtmann zur Aufgabe gemacht, die verschiedenen Untersuchungsbereiche zu einem kritischen Vergleich zusammenzuführen. „Anhand der biblischen Rede von den Engeln sollen übergreifende Kriterien für eine ‚Scheidung der Geister' in Theologie und Gesellschaft gewonnen und der angemessene Raum für die Rede von den Engeln bestimmt werden"(S. 4).In einem kurzen abschließenden Teil wird auf der Grundlage der exegetischen Untersuchungen ein Neuansatz in der Angelologie angeboten: Die Engel als Grenzgestalten Gottes, als Grenzgestalten der Systematischen Theologie, als Grenzgestalten zwischen Kirche und Gesellschaft (S. 195-205). Die Literaturhinweise am Ende umfassen elf Seiten.

Felix Schlösser

TARR KRÜGER, Irmtraud:

SCHUTZENGEL.

Boten aus dem Raum der Seele.

Herder / Spektrum. Freiburg 1999: Herder. 224 S., geb., DM 36,–
(ISBN 3-451-26761-6).

Wie schon der Untertitel andeutet, sucht dieses Buch einen anderen Zugang zu den Engeln als das vorher besprochene. Nicht nur die Erfahrungen in ihrem Praxisfeld, eineinhalb Jahrzehnte hindurch, haben die Psychotherapeutin und Musiktherapeutin Tarr-Krüger dazu bewogen, dieses Buch zu schreiben.
Sie selber haben „schon früh Fragen des Rückbezuges auf Quellen der Geborgenheit, Schutz und Vertrauen beschäftigt und vor allem, wie man sich diesen Quellen sozusagen schöpferisch und spielerisch annähern kann, da sie außerhalb unserer direkten Verfügbarkeit liegen.
Die Themen, die meine Klienten und Klientinnen an mich heranführen, haben mich bestärkt in meinem Glauben an die Unzerstörbarkeit kreativer Lebensfähigkeit und an die Notwendigkeit vertrauenstiftender Symbole, zu denen ich Engel zähle ... Engelerfahrungen markieren eine Schnittstelle, die Fragen der Selbstwerdung und persönlicher Integration anrühren"(S. 13f.).
Diese Sätze markieren den Ansatz und die Zielrichtung dieses Buches. Erfahrungen mit dem Schutzengel werden als innerseelische Vorgänge erschlossen, welche die Tiefenschichten des Menschen berühren. Wenn sich auch Engel jedweder Vergegenständlichung entziehen, so sind sie deswegen nicht weniger wirklich. Engel „haben teil an unserem Inneren, an unserer Seele und bilden eine Brücke, die es ermöglicht in der Spannung zu leben zwischen dem, was uns bedroht und dem, was uns bewahrt"(S. 221f.). Von solchen Erfahrungen des Geschütztseins und des Getragenseins, die für Menschen lebensgeschichtlich bedeutsam geworden sind, berichtet dieses Buch. Wir könnten uns davon anregen lassen, unseren eigenen Erfahrungen mit Schutzengeln nachzuspüren.

Felix Schlösser

ZANDER, Helmut:

GESCHICHTE DER SEELENWANDERUNG IN EUROPA.

Alternative religiöse Traditionen von der Antike bis heute.

Darmstadt 1999: Primus Verlag. 869 S., Ln., DM 128,– (ISBN 3-89678-140-5).

Dass die Seelenwanderung von der augenblicklich herrschenden Konjunktur esoterischer Literatur her, die wieder ein Spiegel des verbreiteten Interesses ist, zu den heute besonders diskutierten Themen gehört, ist bekannt. Dass sie in der Theologie, bei aller Unvereinbarkeit mit dem christlichen Glauben, bislang ein zu geringes Interesse gefunden hat, ist auch nicht zu bezweifeln. Dass dieses Thema jedoch derart umfangreich ist, wie es die vorliegende Untersuchung schon von ihrem Ausmaß her sichtbar macht, muss überraschen. Überraschen darf schon die Feststellung, mit der die Einleitung beginnt, dass die Vorstellung von der Seelenwanderung 1780 aus dem Untergrund der europäischen Ideengeschichte ins Licht der aufklärerischen Öffentlichkeit tritt, als G.E. LESSING seine Erziehung des Menschengeschlechts veröffentlichte, auf den man sich seither berufen kann, wenn man Seelenwanderung für vernünftig hält. Überraschen darf die andere Feststellung, dass es in der frühen Neuzeit Dutzende von Monographien gibt, die außerhalb der Bibliothekskataloge im kulturellen Gedächtnis nicht mehr präsent waren.

Diesem Mangel hilft die vorliegende Untersuchung wenigstens insofern ab, als sie ein ungeheueres Feld von Materialien erschließt, sichtet, zugänglich macht, was in fünf großen Teilen geschieht.

1. Die außereuropäische Welt wird durch einen ersten Blick auf Hinduismus, Buddhismus und Tibet nahegebracht.
2. Die Antike und in ihr die Europäischen Wurzeln reicht von den Vorsokratikern bis zur Auseinandersetzung mit den Kirchenvätern.
3. Das „Abendland" kennt den Gedanken der Seelenwanderung nur im Untergrund, lässt aber dennoch erstaunlich viele Spuren erkennen.
4. Europa bietet dann den Raum für den breitest angelegten Teil, der von der Aufklärung bis in unsere Tage reicht und die Reinkarnation sich als eine alternative Eschatologie etablieren sieht.
5. Reinkarnation im Fokus der historischen Anthropologie heißt der Versuch einer abschließenden Sichtung dieser ungeheueren Arbeit, die in einem letzten kurzen Abschnitt ausklingt:
6. Literatur ist ein kurzer Literaturbericht überschrieben, der bei der sonst unübersehbaren Fülle die wichtigsten Überblickswerke vorstellt und so nochmals eine wichtige Arbeitshilfe bietet. In einem

Anhang finden sich die Anmerkungen, die nach dem Einteilungsschema des Werkes geordnet und so relativ leicht zu finden sind. Sie machen nochmals 189 Seiten aus und lassen das ganze Ausmaß der Arbeit erkennen, die von einem 25 – seitigen Namenregister abgeschlossen wird.

Eine Fülle von Materialien, klare Beobachtungen, vorsichtige Folgerungen und eine kritische Selbsteinschätzung machen die Bedeutung dieser Studie vollends deutlich. Sie ist für unseren Kulturraum eine unerlässliche Einstiegsmöglichkeit für jeden, der sich informieren oder gar weiterarbeiten will. Sollte der Respekt noch nicht im bloßen Referat des Inhaltes deutlich geworden sein, sei er ausdrücklich und mit Dank gekoppelt vermerkt.

Viktor Hahn

THICH, Nhat Hanh:

DIALOG DER LIEBE.

Jesus und Buddha als Brüder.

Herder / Spektrum. Freiburg 2000: Herder. 159 S., geb., DM 29,80
(ISBN 3-451-27293-8).

In dem in diesem Frühjahr erschienenen Buch sind Ansprachen von Thich Nhat Hanh gesammelt, die er in der Weihnachtszeit der Jahre 1995 bis 1997 in seinem geistlichen Zentrum in Plum Village an Buddhisten und Christen gerichtet hat (zum Verfasser siehe meinen Beitrag im letzten Heft dieser Zeitschrift). Dass Buddhisten und Christen ihr je eigenes geistliches Zuhause finden sollen – Going Home ist der Titel der Originalausgabe (1999) – , darf man als das Grundanliegen dieses Buches bezeichnen. „Bist du fest in deiner eigenen spirituellen Tradition verwurzelt, so fällt es dir leichter, eine andere Tradition zu verstehen"(S.140) – „Ich glaube, es ist sehr wichtig, dass wir in der eigenen Tradition wurzeln, wollen wir spirituell voneinander lernen. Wir wollen nicht, dass Menschen sich von ihren Traditionen entfernen. Wir wollen, dass sie zurückfinden zu ihren Wurzeln"(S. 143).

Thich Nhat Hanh hat sich mit dem christlichen Glauben vertraut gemacht und konnte manches Gemeinsame mit der buddhistischen Lehre entdecken. Er weiss aber auch um die Unterschiede. Dies betrifft insbesondere einige unterschiedliche philosophische und theologische Meinungen. Beispielsweise die buddhistische Lehre von der Reinkarnation, die Christen nicht teilen können, oder die Personifizierung des Göttlichen in der biblischen Tradition, die dem Buddhismus fremd ist (vgl. S. 20-24 u. 44). Im Glaubensbekenntnis von Nizäa und Konstantinopel erkennt Thich Nhat Hanh manche Gemeinsamkeiten, hat jedoch Schwierigkeiten damit, dass Christen Jesus Christus als den einzigen Sohn Gottes betrachten (S. 112-116). Die unterschiedlichen Lehrmeinungen nehmen für ihn indes nicht jenen Stellenwert ein, den christliche Theologen ihm in der Auseinandersetzung mit dem Buddhismus beimessen. Thich Nhat Hanh geht es vor allem um die Ergänzung und Bereicherung der beiden großen Religionsgemeinschaften. Die Art, wie er dem christlichen Glauben gerecht zu werden versucht, könnte für uns wegweisend sein. Er legt nicht zuerst die Lehre des Buddha dar, um dann den christlichen Glauben davon abzugrenzen. Vielmehr versucht Thich Nhat Hanh, unseren Glaubensweg ohne Vorurteile zu verstehen. Bezeichnend ist, wo er dabei ansetzt. Es sind die Sakramente der Kirche, denen er mit viel Einfühlung nachgeht (S. 77-82). Es ist das „Vater unser", in dem wir „die letzte Dimension berühren" können (S. 84-91). Zentrale Bedeutung hat für ihn der Heilige Geist gewonnen, die er als Energie Gottes sieht (passim). Und vor allem wendet er sich Jesus zu, der neben Buddha sein „geistlicher Vorfahre" ist.

Man wird geteilter Meinung darüber sein können, ob Christen alle die von Thich Nhat Hanh eruierten Übereinstimmungen annehmen können. Aber sollten wir nicht erst einmal herauszufinden suchen, was ein Buddhist inhaltlich mit seinem uns vielleicht fremd erscheinenden Vokabular ausdrücken will? Hier nur zwei Beispiele. Zur Taufe: „Vor fast zweitausend Jahren wurde der Welt das Kind Jesus geboren. Jesus Christus wird auch heute noch geboren, sooft du den Samen des Heiligen Geistes in dir berührst. Für einen Menschen, der den Dharma praktiziert, gilt das Gleiche (Anm. des Rezensenten: Dharma

meint nicht den physischen Körper, sondern den „Körper der Lehre" den „Körper, in dem der Heilige Geist Ausdruck findet", den „Grund des Seins", die „Soheit" vgl. S. 35, 51, 115, 125) ... Du lebst nicht wirklich, wenn du dich in der Zukunft oder in der Vergangenheit verlierst. Wirklich lebendig wirst du erst dann, wenn du den Samen der Achtsamkeit in dir berührst – dann finden Körper und Geist wieder zusammen. Du wirst wiedergeboren. Jesus Christus wird wiedergeboren. Der Buddha wird wiedergeboren"(S 78). Zum „Vater unser": „In dem Satz ‚Vater unser, der du bist im Himmel' ist ‚Vater' nur im numinosen Sinn zu verstehen. Der buddhistische Ausdruck ‚Nirvana' entspricht in etwa dem Wort ‚Vater' in der letztgenannten Bedeutung. Nirvana ist eine in Wörtern und Begriffen nicht zu fassende Wirklichkeit. Nirvana bedeutet wörtlich ‚Erlöschen', und das bedeutet hier ‚Erlöschen von allen begrifflichen Fixierungen, von Vorstellungen und Ideen`- selbst das Wort ‚Nirvana', selbst das Wort ‚Vater' sind auszulöschen"(S. 121f.).
Im abschließenden Kapitel Jesus und Buddha als Brüder ist Thich Nhat Hanh daran gelegen, dass wir dem anderen seinen spirituellen Weg nicht streitig machen oder unseren Heilsweg als den einzig richtigen verteidigen, sondern dass wir einander, wie Jesus und Buddha, friedlich und konfliktfrei begegnen (vgl. das Kapitel Zwei Brüder begegnen einander, S. 154-158) „Der Buddha und Jesus begegnen einander, wenn ein Buddhist und eine Christin zusammenkommen." Und dies ist möglich, weil jeder im andern Buddha oder Jesus verkörpert sieht. „Ein Christ ist ein Kind Jesu. Jesus ist sein Vorfahre. ... Ein Christ oder eine Christin ist also eine Fortsetzung von Jesus Christus. Er bzw. sie ist Jesus Christus"(S.154). In der Sprache unseres Glaubens: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir"(Gal 2, 20). Für Thich Nhat Hanh ist „ein Buddhist oder eine Buddhistin ein Kind des Buddha, er oder sie ist eine Fortsetzung des Buddha. Er bzw. sie ist der Buddha"(S. 154). Im Dialog der Liebe, mit sehendem Auge wahrzunehmen, wo der andere sein geistliches Zuhause hat, was in ihm lebt – dies wollte Thich Nhat Hanh Christen und Buddhisten in seinen geistlichen Impulsen zum Weihnachtsfest ans Herz legen.

Felix Schlösser

THICH, Nhat Hanh:

SCHLÜSSEL ZUM ZEN.

Der Weg zu einem achtsamen Leben.
Mit einer Einführung von Philip Kapleau.

Herder Spektrum 4915. Freiburg 2. Aufl. 2000: Herder. 190 S., kt., DM 17,80 (ISBN 3-451-04915-5).

Der Herder-Verlag greift mit dieser Veröffentlichung auf ein Buch von Thich Nhat Hanh zurück, mit dem er schon 1973 dem französischen und dann 1974 dem englischen Sprachraum die zen-buddhistische Tradition Vietnams zugänglich gemacht hat. In dieser von ihm überarbeiteten deutschsprachigen Ausgabe haben seine Erfahrungen mit der westlichen Kultur sowie sein Bemühen, ihr den Zen-Buddhismus zu erschließen, ihren Niederschlag gefunden.
Das zunehmende Interesse am Zen ist keineswegs nur eine Modeerscheinung, sondern entspringt dem Bedürfnis – bei allem, was uns Wissenschaft und Technik an Errungenschaften gebracht haben – wieder zu den Wurzeln unseres Menschseins vorzudringen. Ohne einen moralisierenden Ton anzuschlagen, weist Thich Nhat Hanh dennoch schonungslos auf das hin, was im heutigen Fortschritts- und Leistungsdenken unserer Gesellschaft und ihrem Lebensstil die Menschen daran hindert, zu sich selbst zu kommen (s. vor allem das Kapitel Erneuerung der Menschheit, S. 137-155).
Der Hauptteil des Buches (fünf Kapitel) gibt Aufschluss über die Erfahrungen mit dem Zen-Buddhismus in den Mönchsklöstern und geistlichen Zentren und über die spirituellen Impulse, die davon ausgegangen sind. Wir begegnen nicht einer vom Leben abgeschirmten elitären Welt. Das Zen ist vielmehr eine Lebensschule, ein Weg, auf dem wir der Wirklichkeit, wie sie ist, bewusster und achtsamer begegnen können. Dafür gibt es kein besseres Übungsfeld als das alltägliche Leben. Wegweisend für Thich Nhat Hanh ist ein „Kleines Handbuch" geworden: Praktische Anleitungen für das Alltagsleben, das er für die Quintessenz des Zen-Buddhismus erachtet. Es enthält gathas, kurze Verse, „die dazu dienen, jede einzelne alltägliche Verrichtung mit der Energie der Achtsamkeit zu erfüllen"(S. 31).
Im letzten Kapitel, Lektionen über die Leerheit (S. 159-189), finden sich dreiundvierzig „kung-an" von Tran Thai Tong, dem ersten König der Tran-Dynastie in Vietnam (1225-1400), der zugunsten seines Sohnes auf den Thron verzichtete und sich ganz der Praxis des Zen widmete. Thich Nhat Hanh hat diese Koangs erstmals in eine westliche Sprache übersetzt. Sie alle enthalten jeweils einen Spruch, eine kurze Glosse und eine Strophe. In scheinbar paradoxer Form verweisen sie auf letzte Wahrheiten.

Felix Schlösser

PESCHKE, Karl-Heinz:

CHRISTLICHE ETHIK.

Grundlegungen der Moraltheologie.

Trier 1997: Paulinus-Verl. XIII , 425 S., Geb., DM 48,– (ISBN 3-7902-0064-6).

Die Moraltheologie von Karl-Heinz Peschke stellt einen Typ der theologischen Ethik katholischer Provenienz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil dar, die personal-dialogische Denkformen in die traditionellen Kategorien und Unterscheidungen der Moraltheologie einträgt, dadurch zuverlässig über die katholische Lehre in Bezug auf moralische Fragen auf dem Hintergrund der Tradition informiert, zugleich aber diese Lehre auf die moderne Wirklichkeit hin vorsichtig öffnet.

In einem ersten Schritt sucht der Autor in seiner allgemeinen Moral, die in diesem vorliegenden Band enthalten ist, den Charakter der christlichen Ethik gegenüber philosophischen Entwürfen deutlich heraus zu arbeiten. Der Kern dieser Skizze ist der Hinweis auf die dialogisch-theonome Grundlage moralischer Überzeugung des Christen. Gegenüber utilitaristischen Konzepten, die, selbst in den sozial orientierten Begriffen des Glücks, gegenüber letzten bindenden Werten zu kurz greifen, gegenüber Ethiken der Vervollkommnung des Menschen (sei es im Fortschritt oder in der Selbstverwirklichung), die die menschliche Begrenztheit und Schwäche übersehen, gegenüber einer Pflichtethik im Sinne Kants oder der „transzendentalen Nachfolgeethiken„ (Diskursethik, Theorie der Gerechtigkeit), die häufig rein formal von einer Selbstverpflichtung des Menschen sprechen, gegenüber der Wertethik, die in bloßer Intuition eine objektive Werteskala als Grund menschlichen Handelns angeben will, sieht der Glaube in der Beziehung zu Gott den entscheidenden Impuls zum moralischen Handeln gegeben. Gottes Herrlichkeit erscheint als letztes Ziel, als absoluter Grund der Ethik für den Glauben. Dieser Ursprung moralischen Engagements steht in Beziehung zu vernünftigen Überlegungen, Abwägungen in Bezug auf menschliches Glück und moralischen Diskurs. Die Spannungen zwischen dem eschatologischen Heil Gottes und der notwendigen Herausforderung des Menschen, das Reich Gottes durch sein eigenes Handeln vorzubereiten, macht diese Dialektik deutlich. Und doch muss es letztlich die Führung des Geistes sein, die nur in einem strengen Voraus Gottes die Vollendung der Geschichte für den einzelnen Menschen und für die Gesellschaft schenken kann.

Auf dem Hintergrund dieser radikal biblisch fundierten dialogischen Sicht der Ethik vermag der Autor auch die klassischen Traktate der Allgemeinen Moraltheologie, also der Fundamentalmoral, zu entfalten. In die Darlegung der Unterscheidungen des menschlichen und göttlichen Gesetzes, die sich dem naturrechtlichen Denken der Tradition verbunden weiß, werden Akzente der Dynamik (vgl. S. 124) eingetragen und z.B. auch die Rolle der Epikie sorgfältig beschrieben. Das Gewissensverständnis versucht die Dialektik zwischen subjektiver und objektiver Bindung christlicher Moral über die Forderung der Gewissensbildung zu balancieren. Sowohl die Freiheit des Gewissens als auch die Herausforderung, dieses Gewissen an rationaler und gläubig gebundener Wahrheit zu formen, wird hier deutlich. In diesem dialektischen Zueinander findet die Rolle des Lehramts seine sachgerechte Einordnung. Dieser Sicht entsprechend wird deshalb schließlich in einem vierten Kapitel die Polarität zwischen Gemeinschaftsbezug, sittlicher Identi-

tät und der Grundentscheidung des Menschen herausgestellt. Dieses Kapitel erscheint in seiner Thematik einzigartig und ohne direkte Parallelen in der Tradition. Hier aber wird das dialogisch geprägte und auf die Gemeinschaft der Glaubenden bezogene Denken des Autors überaus deutlich. Sowohl die persönliche, dynamische Entscheidung des einzelnen als eben auch die Bindung an den Geist, der die Gemeinschaft der Glaubenden – repräsentiert in der Kirche – führt, wird thematisiert.

So vermag der Autor sehr sensibel verschiedene Aspekte der Handlungsmetaphysik zwischen Tradition und moderner Wirklichkeit zu entfalten. Die Unterscheidungen zwischen Deontologie und Teleologie, die Frage nach der Wahl des geringeren Übels werden im Anschluss an moraltheologische Diskussionen referiert und diskutiert; aber auch hier geht die Überlegung bis in brennende, konkrete Probleme moderner Ethik hinein, bis zu Fragen des Kompromisses als moralischer Kategorie: Der Autor deutet etwa die Konfliktberatung der Kirche im Rahmen der Gesetzgebung im Bereich der Abtreibung als eine Kompromisshandlung, die in Einklang steht mit der Zielsetzung christlicher Ethik (317).

Ganz im Sinne solcher personaler, dialogischer Ethik als Weg unter den Augen Gottes wird schließlich auch das Verständnis von Sünde und Bekehrung gedeutet. Todsünde erscheint als Verlust der letzten Identität des auf Gott bezogenen Menschen, Bekehrung als ein Weg, den nicht nur der einzelne in seiner Rückkehr zu Gott, sondern auch Gemeinschaften und Institutionen vollziehen müssen.

Josef Römelt

„Den Armen eine frohe Botschaft".

Festschrift für Bischof Franz Kamphaus zum 65. Geburtstag.

Hrsg. von Josef HAINZ, Hans-Winfried JÜNGLING, Reinhold SEBOTT. Frankfurt/M. 1997: J. Knecht. XII, 435 S., geb., DM 78,– (ISBN 3-7820-0751-4).

Am 2. Februar 1997 wurde Franz Kamphaus, Bischof von Limburg, 65 Jahre alt. Aus diesem Anlass haben die Philosophisch-Theologische Hochschule St. Georgen und der Fachbereich Katholische Theologie der Johann Wolfgang Goethe- Universität, Frankfurt am Main, diese Festschrift herausgegeben, um den verdienstvollen Jubilar zu ehren. Sie trägt den Titel „Den Armen eine frohe Botschaft". Dies ist der Wahlspruch, den Bischof Kamphaus über seine Arbeit gestellt hat. Die 26 Beiträge der Frankfurter Professoren kreisen um Themen, die den Limburger Bischof bei seiner Arbeit in der Diözese, in der Kommission „Weltkirche" der Deutschen Bischofskonferenz und als Vorsitzender der Kommission des bischöflichen Hilfswerkes „Misereor" beschäftigen.

Zusammenstellung und Abfolge der Beiträge wirken auf den ersten Blick verwirrend und erlauben keine eindeutige Zuweisung an eine bestimmte wissenschaftliche Disziplin. Da finden sich Abhandlungen über religions- und naturphilosophische Themen (Lay, Koltermann), mehrere biblische (Stendebach, N. Lohfink, Jüngling, Hainz, Beutler), kirchenrechtliche (Sebott, Wolf, Gerhartz, Löser) und ekklesiologische Aufsätze (Knauer, Bertsch, Hengsbach, Sievernich, Hoffmann), aber natürlich auch Beiträge pastoraltheologischer (Schreijäck, Frielingsdorf, Kehl) und kirchengeschichtlicher Thematik (Siller,

Wittstadt).
Die Aufgaben eines Bischofs sind vielgestaltig. Dem entspricht auch diese Sammlung von Beiträgen. Sie stellt ein buntes Mosaik von Steinchen dar, die aber kein geschlossenes Bild ergeben. Da wird viel gesagt, mal abstrakt oder konkret, mal spannend oder trocken, mal grundsätzlich oder nur allgemein. Es scheint, dass es in der Vorbereitungsphase nur eine allgemeine Absprache gab, der keine weitergehende Abstimmung folgte. So gilt auch hier der alte Spruch: Wer vieles gibt, gibt jedem etwas. In der Situation der Kirche von heute sind Standortbestimmung, Orientierung und Klärung dringend gefordert. Das zumindest leistet diese Festschrift, Denkanstöße liefert sie allemal.

Franz Karl Heinemann

ECKL, Christophora M:

UNTERWEGS ALS DIENSTGEMEINSCHAFT.

Das Pastorale Führungsmodell der Schwestern vom Guten Hirten – ein integrierender Führungsansatz für soziale Organisationen.

Reihe: Studien zur Theologie und Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral, Bd. 16. Würzburg 1999: Echter. 237 S., Ln., DM 39,–(ISBN 3-429-02141-3)

Heute erfährt auch die kleinste soziale Einrichtung, dass es ohne ein Konzept nicht mehr geht: Ob sie noch attraktiv ist und die Bedürfnisse und Erwartungen derer, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, befriedigen kann, welche Qualität ihre Arbeit aufweist, wie sie als Organisation geführt wird, wer ihre Arbeitsabläufe dirigiert, wie sie sich inmitten einer Vielzahl von Anbietern sozialer Dienstleistungen zu behaupten weiß – solche Themen sind für viele Einrichtungen zu Schicksalsfragen geworden. Die Autorin des vorliegenden Buches nahm diese Situation zum Anlass, um ein Führungsmodell zu entwickeln, das als Grundlage für die künftige Arbeit in den sozialen Einrichtungen ihrer Kongregation gelten kann. Dazu setzt sie sich zunächst mit der Frage auseinander, warum es für kirchliche Einrichtungen der Hilfe für Menschen in Notsituationen zu einer Frage des Überlebens geworden ist, wie sie sich als Organisation begreifen und weiterentwickeln. Grundlegend ist für die Autorin innerhalb dieser Diskussion ein Führungskonzept, das es ermöglicht, „verschiedene Aufgabengebiete sowie zahlreiche Menschen mit fachlichem Wissen, Können und vielfältiger Lebenserfahrung zu einem Ganzen zusammenzuschließen und auf ein gemeinsames Ziel hin auszurichten. Um so größer ist diese Notwendigkeit, wenn in ordenseigenen Einrichtungen weltliche Mitarbeiter tätig sind, die mit ordensspezifischen Werten und Traditionen vertraut gemacht werden müssen, soll gemeinsames Wirken auf ein Ziel hin gelingen und Entfaltungsmöglichkeit für den einzelnen und die Organisation als Ganzes möglich sein." (S.9) Die Autorin entwickelt in ihrer Arbeit ein integratives Leitungskonzept – sie nennt es „Pastorales Führungsmodell" -, das effiziente Arbeitsabläufe und ein ansehnliches Qualitätsniveau bewirkt, das ein hohes Maß an Identifikation bei der Mitarbeiterschaft ermöglicht und deren Kompetenzen und Ressourcen optimal zur Geltung kommen lässt, das schließlich auch die ordenseigene Spiritualität und Tradition zum Tragen bringt.
Ausgehend von der aktuellen Diskussion zur Führungsthematik in Nonprofit-Organisa-

tionen entwickelt sie als erstes Perspektiven für ein integralistisches Konzept, das möglichst alle Interessen, der zu betreuenden Menschen, der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Schwesterngemeinschaft und der Kooperationspartner, einschließt. Sodann entfaltet sie dieses Pastorale Führungsmodell auf dem Hintergrund der Spiritualität, der Tradition und der Zielsetzung ihrer Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten und erläutert im Hauptteil der Arbeit die zentralen Elemente dieses Modells. Schließlich zeigt sie überzeugend auf, wie es in die praktische Arbeit der Einrichtungen ihrer Kongregation umgesetzt werden kann.
Die Autorin hat eine Arbeit vorgelegt, die recht komplex und differenziert ausgefallen ist. Das erschwert gelegentlich die Lektüre, da der Leser die unterschiedlichen Ebenen, auf die er geführt wird – die theologische, organisationssoziologische und -psychologische, betriebswirtschaftliche, sozialarbeiterische und ordensgeschichtliche Denkebene – sortieren und in eine Beziehung zueinander setzen muss. Insgesamt aber ist es der Autorin gelungen, ein Modell zu entwickeln, das es ermöglicht, die sozialen Einrichtungen ihrer Kongregation, in denen eine zunehmend heterogene Mitarbeiterschaft tätig ist, als Dienstgemeinschaft zu führen und eine Arbeit zu leisten, die modernen Qualitätsansprüchen entspricht und zugleich den Menschen, für die sie da sind, gerecht wird. Für den in der Praktischen Theologie aktuell geführten Diskurs über die Frage, wie theologische Denkarten und Sprachspiele in Beziehung gesetzt werden können zu betriebswirtschaftlichen und sozialarbeiterischen Gedankengängen und Optionen, stellt diese Arbeit einen bedeutenden Beitrag dar.

Matthias Hugoth

BERGER, Rupert:

NEUES PASTORALLITURGISCHES HANDLEXIKON,

Freiburg – Basel – Wien 1999: Herder. 570 S., Ln., DM 68,– (ISBN 3-451-26603-2)

Von „Abend" bis „Zwischengesänge" reichen die Stichworte, die Rupert Berger in seinem Neuen Handlexikon zur Liturgie erläutert. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte im Bereich des Gottesdienstes der Kirche und in der liturgiewissenschaftlichen Forschung machten es notwendig, die Erstausgabe von 1980 gründlich zu bearbeiten. Schon allein die Literaturangaben zu den einzelnen Artikeln lassen dies für jeden auf Anhieb deutlich werden.

Wer Gottesdienst mit Verständnis feiern möchte, findet in dem Handlexikon rasch zuverlässige Informationen, die auch für Laien verständlich sind. Sollte jemand im Hauptteil ein Stichwort vergeblich suchen, so sei er auf das Zusatzregister im Anhang verwiesen, in dem Begriffe zusammengestellt sind, die unter anderen Stichworten mitbehandelt werden.

Josef Schmitz

ROSSÉ, Gérard:

Der Pfarrer von Ars.

Lebensweg – Gedanken – Predigten.

Reihe: Große Gestalten des Glaubens. München 1999: Verlag Neue Stadt. 129 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-506-4).

Der Pfarrer von Ars fasziniert offensichtlich auch Menschen unserer Zeit. Das Buch des französischen Exegeten erlebte in 20 Jahren neun Auflagen und liegt nun in einem neuen Gewand vor. Vianney war schon zu Lebzeiten weit über die Grenzen der kleinen Gemeinde Ars bekannt. Er besaß eine Ausstrahlungskraft, die viele Menschen von weither anzog.
Im ersten Teil zeichnet der Verfasser den Lebensweg des Heiligen nach, um ihn dann im zweiten Teil selbst zu Wort kommen zu lassen. Die ausgewählten Gedanken und Predigtauszüge geben Einblick in die Anliegen und Einsichten eines Menschen, dessen Aufrichtigkeit und Konsequenz beeindruckt. Die innere Klarheit und die unermüdliche Liebe dieses Seelsorgers sind ein christliches Zeugnis, das nie an Aktualität verliert. So ist dieses Buch zugleich eine kleine Schule geistlichen Lebens, in der auch Christen von heute noch viel lernen können.

SCHAMBECK, Mirjam:

Contemplatio als missio.

Zu einem Schlüsselphänomen bei Gregor dem Großen.

Reihe: Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, Bd. 25. Würzburg 1999: Echter. XII, 473 S., kt., DM 58,– (ISBN 3-429-02095-6).

Die Autorin dieser Untersuchung, Mitglied der Kongregation der Franziskanerinnen von Aiterhofen, behandelt ein Thema, das heute wieder auf größeres Interesse stößt: Der Frage nach Gott und dem Menschen, der Suche nach Formen, wie mögliche Antworten zeitgemäß gelebt werden können. Ausgangspunkt ist das Werk Gregors des Großen, der, angestoßen durch die Umwälzungen seiner Zeit, das Geheimnis Gottes und des Menschen neu zu deuten versuchte. Es wird gezeigt, wie Gregor durch den Entwurf einer kontemplativen im Christusereignis gründenden Anthropologie ein Verständnis von Contemplatio entwickelt, das durch die Verbindung mit dem Gedanken der Missio über die unbefriedigenden Antworten anderer Modelle hinausweist. Allein durch diesen Beitrag, aber auch aufgrund seiner Mittlerstellung zur östlichen Theologie entpuppt sich Gregor als interessanter Gesprächspartner für Menschen unserer Tage, die gleich ihm von der Frage nach Gott und dem Menschen umgetrieben werden.

JOHANNES PAUL II.:

Jesus Christus – die Mitte der Zeit.

Über die Bedeutung der Erlösung im neuen Jahrtausend.

Graz 1999: Styria. 239 S., geb. DM 30,– (ISBN 3-222-12682-8).

Seit mehr als 20 Jahren steht der Papst aus Polen an der Spitze der katholischen Kirche. Seine eindringlichen Worte, mit denen er zur Jahrtausendwende die Menschen vor falschen Weichenstellungen warnte, haben nichts an Aktualität verloren.
In diesem Buch stellt der Papst die Person Jesu Christi in die Mitte seiner Überlegungen und versucht aus seiner Perspektive Antwort auf Fragen von heute zu geben. Was bedeutet Erlösung für unsere Zeit, wovon müssen wir Menschen erlöst werden? Wie sehen die Gefahren aus, die auf uns zukommen und denen wir uns stellen müssen? Wie ist die Person Jesu im Kontext der anderen Religionen zu sehen? Wie kann der Dialog mit den anderen Kulturen geführt werden? Worin besteht die Identität des christlichen Glaubens gerade im neuen Jahrtausend?
Niemand kann bezweifeln, dass diese Fragen von großer Aktualität sind in einer Zeit, die viele Unsicherheiten und Probleme aufwirft. Die Antworten des Papstes widerlegen die oft gehörte Behauptung, Johannes Paul II. sei ein rückwärts gerichteter Mensch, der von den eigentlichen Fragestellungen der Gegenwart und Zukunft nichts verstehe. Ein ermutigendes Buch, das für alle Menschen guten Willens geschrieben ist.

HEMMERLE, Klaus:

Dein Ohr an Gottes Ohr.

Einübung ins Gebet.

München 1999: Verlag Neue Stadt. 179 S., geb. DM 28,– (ISBN 3-87996-394-0).

Das Beten ist für viele Christen zum Problem geworden, das viele Fragen aufwirft. Beten – wie geht das? Warum fällt es oft so schwer? Warum wird unser Gebet nicht erhört? Warum lässt Gott sich bitten? Diese und ähnliche Fragen greift der 1994 verstorbene Aachener Bischof in diesem Buch auf. In 57 kurzen Abschnitten, oft in „Weisheitsgeschichten" vom fragenden Schüler und erfahrenen Meister verpackt, gibt er nicht alltägliche Beobachtungen und Anstöße weiter, die zum Nachdenken und Ausprobieren anregen können. Hier wird kein neues System vorgestellt, hier ergeht lediglich eine offene Einladung, die Kraft und das Wesen des Betens neu zu entdecken und eigene Wege zu finden.

Edith Stein Jahrbuch Bd.5:

Das Christentum, zweiter Teil.

Würzburg 1999: Echter. 445 S., kt., DM 58,– (ISBN 3-429-02091-3).

In diesem Band wird die Fundamentalreflexion fortgesetzt, die das Edith Stein Jahrbuch 1998 unter dem Titel „Das Christentum. Erster Teil" begonnen hatte. War dieser vorwiegend der Erforschung der philosophisch-theologischen Grundlegung in ihrem geschichtlichen Hervortreten und ihrer gegenwärtigen Problemlage gewidmet, so der vorliegende mehr der mystischen, pastoralen und spirituellen Dimension. Die Beiträge der 31 Autoren wurden aufgrund ihrer unterschiedlichen Thematik in 5 Abteilungen gegliedert. Die erste, „Eröffnung" überschrieben, bietet einen grundlegenden und sehr anregenden Aufsatz von W.Pannenberg „Glaube, Vernunft und die Zukunft des Christentums". Die zweite Abteilung enthält 12 Beiträge, die unmittelbar mit der gestellten Aufgabe zu tun haben, während die dritte Abteilung fünf Aufsätze eher literarischen und philosophischen Inhalts vorstellt. Im „Zeitspiegel", der vierten Abteilung, stehen ethisch-pastorale Fragen im Vordergrund, u.a. „konfessionsverbindende Ehen" und „Was ist eine Aggression?". Die fünfte Abteilung befasst sich in neun Beiträgen mit der Edith-Stein-Forschung der letzten Jahre.
Von der Geschichte hat jede Epoche zu lernen. Aber die Vergangenheit enthält nicht ohne weiteres die Lösung gegenwärtiger Probleme. So hat jede Zeit die doppelte Aufgabe, traditionsverbunden und kreativ zu sein. Diese Aufgabe ist nur in Zusammenarbeit aller Wissenschaften zu meistern, eine Aufgabe, die hier dank so unterschiedlicher Autoren und Sichtweisen überraschend gut gelungen ist.

Ganz im Ernst!

Hundert Worte über den Humor.

Hg. von Stefan LIESENFELD. München 2000: Verlag Neue Stadt. 100 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-517-X).

Die Wüste lehrt das Leben neu.

Hundert Worte über die Weisheit der Wüste.

Hg. von Matthias KOPP. München 2000: Verlag Neue Stadt. 100 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-508-0).

Die Reihe, die inzwischen 16 Bände umfasst, erfreut sich großer Beliebtheit, wie die Auflage von über 100.000 Exemplaren beweist. Der Band über den Humor behandelt ein sympathisches Thema, das hier in verschiedene Richtungen entfaltet wird. Es sind Worte über Wesen und Wirkungen des Humors, meist geistreich formuliert von bekannten Dichtern und religiösen Schriftstellern. Der Herausgeber findet neben seiner Lektorentätigkeit in einem Verlag selbst hin und wieder Zeit für einen humoristischen Vortrag und hat es verstanden, eine Auswahl zu treffen, die nicht nur zum Schmunzeln, sondern auch zum Nachdenken einlädt.
Die Wüste als Metapher bildet den Mittelpunkt des zweiten Bandes. Sie ist ein faszinierender Ort der krassen Gegensätze, scheinbar ohne Leben und doch zugleich auch ein Ort der Stille und der Konzentration auf das Wesentliche, wie die Weisheiten von Wüstenvölkern und die Worte frühchristlicher und „moderner Wüstenväter" (u.a. Antoine de Saint-Exupéry, Paul Claudel, Charles de Foucauld, Carlo Caretto und Frère Roger) überzeugend belegen. Der Herausgeber, Theologe und Archäologe, arbeitet für die Deutsche Bischofskonferenz und konnte durch zahlreiche Reisen einen Einblick in die Mystik der Wüste gewinnen. Auch diese beiden Bände sind ein ideales Geschenkbuch und eine Fundgrube von Gedanken, die für viele Gelegenheiten verwendet werden können.

MANTOVANI, Antonia:

Rom – die Ewige Stadt.

Sehenswürdigkeiten, Tagestouren, praktische Hinweise.

München 2000: Verlag Neue Stadt. 121 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-87996-511-0)

Dieser handliche, übersichtliche und vergleichsweise billige Romführer erscheint zu einem günstigen Zeitpunkt, da wegen des Heiligen Jahres vermehrt Pilger und Touristen in die Ewige Stadt fahren. Die Verfasserin organisiert und leitet seit vielen Jahren Romführungen für ausländische Reisende, was dem Buch deutlich anzumerken ist. Nach einer Beschreibung der sieben Hauptkirchen und einem Kapitel über das Rom der Antike folgen sieben Vorschläge für Tagestouren und Routenbeschreibungen mit Plänen, die einen umfassenden Überblick über diese eindrucksvolle Stadt geben. Zahlreiche farbige Abbildungen und Skizzen veranschaulichen den Text und erhöhen den Wert des Büchleins, in dem natürlich auch so praktische Hinweise wie Öffnungszeiten von Museen und Kirchen, Adressen und Telefonnummern nicht fehlen. Ein idealer Reisebegleiter für eine Romreise, ob privat oder in der Gruppe, der auf den letzten Seiten sogar noch Platz für private Notizen bietet.

WOLFF, Norbert:

Zwei Studenten des ehemaligen Klosters Benediktbeuern als Reformer im katholischen Württemberg:

Benedikt Maria v. Werkmeister (1745-1823) und Joseph v. Mets (1758-1819). Prof. P. DDr. Leo Weber SDB zum 70. Geburtstag.

Reihe: Benediktbeurer Hochschulschriften, Bd. 11. München 1998: Don Bosco Verlag. 47 S., kt., DM 12,80 (ISBN 3-7698-1130-5).

In der württembergischen Kirchengeschichte des frühen 19. Jahrhunderts spielten mehrere aus dem Bistum Augsburg stammende Theologen eine bedeutende Rolle. Hierzu gehörten die beiden im Titel genannten Persönlichkeiten, die zeitweise in Benediktbeuern studiert haben. Werkmeister lernte als Benediktiner der Abtei Neresheim am Studium commune seines Ordens in Benediktbeuern die von der Aufklärung geprägte Theologie kennen. Er wurde später Hofprediger in Stuttgart und einflussreiches Mitglied des württembergischen Katholischen Kirchenrates. Mets besuchte die Benediktbeurer Klosterschule und wurde später Diözesanpriester. Zeitweise unter Ignaz v. Wessenberg in der Konstanzer Bistumsverwaltung tätig, wirkte er von 1812 bis 1817 als geistlicher Rat am Generalvikariat Ellwangen. Das Büchlein ist eine kleine, aber ansprechende Dankesgabe für P.Wolff, der seit 1997 als Dozent für Kirchengeschichte an der Phil.-Theol. Hochschule der Salesianer lehrt.

CD SU 355:

„Worte ins Leben".

Lieder zum Gottesdienst.

Limburg 1975/1998: Studio Union im Lahn-Verlag. Spielzeit 18'36 Minuten. DM 19,80 (ISBN 3-7840-2364-9).

Die Texte und Kompositionen der sechs Lieder, nach Angabe des Verlages in vielen Jugendgottesdiensten gesungen und gespielt, sind so angelegt, dass die Kehrverse von allen mitgesungen werden können. Die instrumentale Begleitung kann auch von Musikgruppen in anderer Besetzung leicht übernommen werden. Wie die Jahresangabe im Titel schon andeutet, handelt es sich bei dieser CD, die weder Textdichter noch Komponist nennt, um keine Neuproduktion, sondern um eine Übertragung der Schallplattenaufnahme der Studio Union aus dem Jahre 1975 auf CD. Die Texte stammen von den damaligen Theologiestudenten Stani Klemm und Roland Schönfelder, die Musik von Volker Wickendick. Was damals erfrischend neu klang und nicht nur die Jugend ansprach, wirkt heute schon ein wenig überholt in einer Zeit, in der Musik zum Modeartikel geworden ist, der meist sehr schnell wieder vom Markt verschwindet. Für eine bloße Neuauflage ist der Preis von 19,80 DM für knappe 20 Minuten Musik zu hoch.

CD 56504:

„Pace e bene – Friede und Brot".

Neue geistliche Lieder für Clara und Franz von Assisi.

Texte von Helmut SCHLEGEL, Musik von Stephan SAHM und Winfried HEURICH. Werl 1997: Dietrich-Coelde-Verlag. Spieldauer 55'14 Minuten. DM 29,80.

Clara und Franz von Assisi sind immer noch und immer wieder aktuell. Beide grüßten die Menschen, die ihnen begegneten, mit den Worten „pace e bene" – „wir wünschen Euch Frieden und ein gutes Leben". Das ist zugleich der Titel dieser CD, die in heutiger Sprache und Musik die Botschaft des Evangeliums zu Gehör bringen möchte. Die anspruchsvollen Texte stammen von dem Franziskaner Helmut Schlegel, Leiter des Exerzitien- und Bildungshauses St. Josef in Hofheim am Taunus, der mit seinem Buch „Assisi für Pilger" 1995 ein Begleitbuch für Besinnung und Liturgie veröffentlicht hat, das ansprechende Texte, Gebete und Lieder enthält. Ein Großteil der Lieder, die in ihrer Variationsbreite von choralartigen Kompositionen über Melodien nach Art der Klezmer-Musik bis hin zum Sacro-Pop reicht, ist den beiden Musikspielen „Franz von Assisi – Traum oder Wirklichkeit?" und „Mulier fortis – Clara von Assisi" entnommen, die wohl eher junge Menschen ansprechen. Der Reinerlös dieser CD kommt zwei Eine-Welt-Projekten zugute, einer Kindertagungsstätte und Grundschule in Rio und dem Neubau eines Klarissenklosters in Lomé/Togo, eine gute Idee, die dem Grußwunsch von Clara und Franz einen konkreten Ausdruck verleiht.

VIDEOS:

Jesus kann helfen und heilen

(ISBN 3-7840-4324-0) und

Der barmherzige Vater

(ISBN 3-7840-4325-9). Reihe: Aus der Bibel erzählt von Rolf KRENZER und Constanza DROOP. Laufzeit je ca. 15 Minuten, je DM 24,95.

Die beiden Videos sind, so verkündet der Verlagsprospekt, für Kinder ab 4 Jahren geeignet. Tatsächlich überfordern sie nicht das kindliche Erfassen von filmischen Zusammenhängen mit einer Bilderflut und hektischen Schnitten, sondern pflegen einen kindgemäßen Stil, der auch noch bei Erwachsenen, wie eine mehrfache Vorführung zeigte, gut ankommt. Die Videos der Reihe „Aus der Bibel erzählt" sind aus den Kinderbilderbüchern von Rolf Krenzer und Constanza Droop hervorgegangen. Krenzer, bekannter Kinder- und Jugendbuchautor, aber auch erfahrener Sing- und Spielleiter in Familienfreizeiten und gefragter Referent für Fortbildungsveranstaltungen, versteht es, den Kern der biblischen Geschehnisse in kindnaher Sprache lebendig werden zu lassen. Er vermeidet den oft gemachten Fehler, den äußeren Ablauf des Geschehens mit anderen Worten wiederzugeben, sondern zielt immer auf den religiösen Sinn und die theologische Bedeutung des jeweiligen Textes. Frau Droop ist Kinderbuchillustratorin und hat die einzelnen Episoden mit reichhaltigen Szenarien ausgestattet. Ihre Figuren sind liebenswert. Immer gibt es etwas zu entdecken, was die Kamera in vielen Einstellungen vermittelt. Die Geschichten werden mit Liedern von Rolf Krenzer und Martin Göth aufgelockert. Was sie so sympathisch macht, sind nicht nur die eingängigen Melodien, sondern die frische, fast freche Art, mit der sie von musikalisch bestimmt nicht besonders vorgebildeten Kindern vorgetragen werden. Für die gute Qualität ist nicht zuletzt auch der Wiesbadener Schauspieler Bernd Ripken verantwortlich, der die einzelnen Geschichten spannend und doch ruhig vorträgt. Eltern, Erzieherinnen und Erziehern bieten diese Videos einen guten Einstieg zum weiterführenden Gespräch nicht nur mit Kindern, sondern auch mit Erwachsenen, die wissen, dass auch einfach dargestellte Geschichten noch religiöse Vertiefung bewirken können.

CD-ROM 1692

„Die Bibel".

Neu in Sprache gefasst von Jörg ZINK. Stuttgart 1999: Kreuz Verlag. DM 99, -.
(ISBN 3-7831-1692-9 WG 6-610).

Die CD-ROM macht die neue Bibelübersetzung von Jörg Zink für alle, die mit dem Computer umzugehen verstehen, vielseitig nutzbar. Das Programm bietet das ganze Neue Testament, vom Alten Testament leider nur eine Auswahl und, was die Leistungsfähigkeit angeht, außer dem Suchprogramm zahlreiche Möglichkeiten zum Markieren, zum Kombinieren, zum Exportieren, für eigene Notizen und vieles mehr. Die neue Übersetzung zeichnet sich dadurch aus, dass sie gut verständlich und dennoch theologisch korrekt ist. Empfohlene Systemanforderungen: PC mit 386er Prozessor oder höher, Pentium mit 16 Mbyte RAM, Windows kompatible Maus und Betriebssystem Windows 3.11, Windows 95 und Windows98. Für Unterricht, Predigt und Seelsorge, für Publizistik, Jugendarbeit und viele andere Praxisfelder ist diese CD-ROM ein hilfreicher Ansatz, die Bibel neu ins Gespräch zu bringen und neu kennenzulernen.

B

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung

BALTHASAR, Hans Urs von: **Kleiner Diskurs über die Hölle – Apokatastis.** Neuauflage. Reihe: Neue Kriterien 1. Freiburg 1999: Johannes Verlag Einsiedeln. 103 S., kt., DM 18,– (ISBN 3-89411-354-5).

DELBRÊL, Madeleine: **Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott.** Freiburg 2000: Johannes Verlag Einsiedeln. 202 S., kt., DM32,– (ISBN 3-89411-356-1).

Ganz im Ernst! Hundert Worte über den Humor. Hrsg. von Stefan LIESENFELD. München 2000: Verlag Neue Stadt. 100 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-517-X).

HEMMERLE, Klaus: **Briefe an Kinder und junge Leute.** Ein Bischof beantwortet Schülerfragen. Hrsg. von Dorothee MATTES. München 2000: Verlag Neue Stadt. 247 S., geb., DM 34,– (ISBN 3-87996-518-8).

HERBSTRITH, Waltraud: **In der Tiefe sind die Wasser ruhig.** Impulse für ein Leben aus spiritueller Tiefe. München 2000: Verlag Neue Stadt. 90 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-510-2).

Der Jesuitenorden heute. Hrsg. von Stefan KIECHLE und Clemens MAAS. Topos plus, Bd. 328. Mainz 2000: Matthias-Grünewald-Verlag. 184 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-7867-8328-4).

MARTINI, Carlo Maria: **Welche Schönheit rettet die Welt?** Reflexionen über den dreifaltigen Gott. München 2000: Verlag Neue Stadt. 87 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-509-9).

Mittler zwischen den Kontinenten. Joseph Clemens Kardinal Maurer 1900 – 1990. Hrsg. von der Kardinal-Maurer-Gesellschaft. Trier 2000: Paulinus Verlag. 208 S., geb., DM 34,– (ISBN 3-7902-0480-3).

OHLY, Christoph: **Sensus Fidei Fidelium.** Zur Einordnung des Glaubenssinnes aller Gläubigen in die Communio-Struktur der Kirche im geschichtlichen Spiegel dogmatischkanonistischer Erkenntnisse und der Aussagen des II. Vatikanum. Reihe: Münchener theologische Studien, III. Kanonistische Abteilung, Bd. 57. St. Ottilien 2000: EOS Verlag. XLIV, 362 S., geb., DM 68,– (ISBN 3-8306-7024-9).

ROSSÉ, Gérard: **Der Pfarrer von Ars. Lebensweg – Gedanken – Predigten.** München 1999: Verlag Neue Stadt. 129 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-506-4).

SCHREINER, Josef – KAMPLING, Rainer: **Der Nächste – der Fremde – der Feind.** Reihe: Neue Echter Bibel – Themen, Bd.3. Würzburg 2000: Echter Verlag. 123 S., kt., DM 28,– (ISBN 3-429-02169-3).

SOCHA, Hubert: **Rechtlicher Kommentar zum Gesetz der Gesellschaft des katholischen Apostolates.** Rom 2000: Generalat der Pallottiner. LXXXII, 963 S., kt. (Preis nicht mitgeteilt).

Sonnenmusikant. Ein Franziskanisches Liederbuch. Hrsg. von Helmut SCHLEGEL. Werl 1999: Dietrich-Coelde-Verlag. 330 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-87163-250-3).

„Wer ist die Kirche?" Referate am Symposion zum 10. Todestag von Hans Urs von Balthasar, 16.– 18. Sept. 1998 in Freiburg (Schweiz). Hrsg. von der Hans Urs von Balthasar-Stiftung. Freiburg 1999: Johannes Verlag Einsiedeln. 228 S., kt., DM 27,– (ISBN 3-89411-355-3).

Die Wüste lehrt das Leben neu. Hundert Worte über die Weisheit der Wüste. Hrsg. von Matthias KOPP. München 2000: Verlag Neue Stadt. 100 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-508-0).

Eingesandte Bücher

Unbenannt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt.
Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

BALTHASAR, Hans Urs von: **Kleiner Diskurs über die Hölle – Apokatastis.** Neuauflage. Reihe: Neue Kriterien 1. Freiburg 1999: Johannes Verlag Einsiedeln. 100 S., kt., DM 18,– (ISBN 3-89411-354-5).

DELBRÉL, Madeleine: **Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott.** Freiburg 2000: Johannes Verlag Einsiedeln. 202 S., kt., DM32,– (ISBN 3-89411-356-3).

Gans im Crash! Hundert Worte über den Humor. Hrsg. von Stefan LIESENFELD. München 2000: Verlag Neue Stadt. 100 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-517-X).

HEMMERLE, Klaus: **Briefe an Kinder und junge Leute.** Ein Bischof beantwortet Schülerfragen. Hrsg. von Dorothee MATTES. München 2000: Verlag Neue Stadt. 247 S., geb., DM 33,– (ISBN 3-87996-518-8).

HERGISTRICH, Wolfrand: **In der Tiefe sind die Wasser ruhig.** Impulse für ein Leben aus spiritueller Tiefe. München 2000: Verlag Neue Stadt. 90 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-510-2).

Der Jesuitenorden. Hrsg. von Hans KIECHLE und Clemens MAAS. Topos plus, Bd. 328. Mainz 2000: Matthias-Grünewald-Verlag. 184 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-7867-8328-4).

MARTINI, Carlo Maria: **Welche Schönheit rettet die Welt?** Reflexionen über den dreifaltigen Gott. München 2000: Verlag Neue Stadt. 87 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-509-9).

Mittler zwischen den Kontinenten. Joseph Clemens Kardinal Maurer 1900–1990. Hrsg. von der Kardinal-Maurer-Gesellschaft. Trier 2000: Paulinus Verlag. 208 S., geb., DM 34,– (ISBN 3-7902-0480-3).

OHLY, Christoph: **Sensus Fidei Fidelium.** Zur Einordnung des Glaubenssinnes aller Gläubigen in die Communio-Struktur der Kirche im geschichtlichen Spiegel dogmatischkanonistischer Erkenntnisse und der Aussagen des II. Vatikanum. Reihe: Münchener theologische Studien, III. Kanonistische Abteilung, Bd. 57. St. Ottilien 2000: EOS Verlag. XLIV, 362 S., geb., DM 68,– (ISBN 3-8306-7024-9).

Vorwort

Das Zweite Vatikanische Konzil hat mit seinem Ordensdekret „Perfectae Caritatis" (1965) einen wesentlichen Beitrag zu einem neuen und besseren Verständnis des Ordenslebens geleistet, wenngleich auch der Name dieses Konzilsdokumentes noch eher in Richtung eines traditionellen und verengten Verständnisses weist. Trotzdem zeigt dieses Konzilsdekret in eine neue Richtung. Seine Gedanken wurden von den meisten Ordensleuten aufgegriffen und führten so etwas wie einen Paradigmenwechsel in Sachen Ordensleben, ja persönliche Berufung des Christen überhaupt, herbei. Man kann sich das heute kaum noch vorstellen.

Jeder Erneuerungsprozess erlahmt nach einiger Zeit. Das alltägliche Leben, auch das der hochgesinnten und motivierten Ordensleute, verliert mit der Zeit an Spannkraft. Wo einst ein Ruck durch die Reihen ging, schleicht sich bald Routine ein. Die Ordensgeschichte, ja Frömmigkeitsgeschichte im ganzen, ist ein Beispiel für diese jede und jeden Einzelnen betreffende Entwicklung, die nachgerade unvermeidbar erscheint. Was von der Kirche als „ecclesia semper reformanda" gilt, trifft auch auf die meisten ihrer Glieder zu, also auch auf uns Ordensleute.

Die Zeit der großen Reformen, ja Reformationen ist offensichtlich vorbei. Zumindest ist davon in Mitteleuropa, ja überhaupt in der westlichen Hemisphäre, nicht viel zu spüren. Vielleicht ist der relativ geringe Reformeifer auch dadurch bedingt, dass die vom Vaticanum II angestoßenen und in der Folge weitergeführten Reformen so gründlich gewirkt haben, dass wirklich für mehr als eine Generation kein weiterer Bedarf an Reformen besteht.

Jede Zeit hat ihre eigenen Fragen, die es zu beantworten gilt, ehe sie zu Problemen werden. Zu diesen Fragen und Herausforderungen gehört beispielsweise die personelle Situation der meisten Ordensgemeinschaften in Deutschland und den benachbarten Ländern. „Nachwuchsmangel" und „Überalterung" sind wohl die bekanntesten und am häufigsten verwendeten Worte zur Charakterisierung dieser Situation. Sie sind damit aber auch die in jeder Hinsicht treffendsten Umschreibungen für das, womit wir uns auseinandersetzen, zunächst aber innerlich vertraut machen müssen, ohne dass dies uns nur traurig oder verzweifelt macht.

Die Reaktionen der einzelnen Gemeinschaften und Konvente sind sehr unterschiedlich: von optimistisch bis defätistisch, je nach Gewichtung der Argumente und der persönlichen Erfahrung, aber auch Veranlagung. Jede Gemeinschaft, ob als ganze oder in ihren verschiedenen Konventen, muss sich dieser Entwicklung stellen – und das bedeutet nicht nur, auf alles gefasst zu sein und mit dem Schlimmsten zu rechnen, in der unausgesprochenen Hoffnung, dass es doch nicht ganz so schlimm kommt, wie es momentan erscheint und wie die Unglückspropheten glauben machen wollen. In einer Gemeinschaft soll man sich gegenseitig bestärken - aber in der rechten Weise und in

die richtige Richtung! Wie schnell gleitet ein Gespräch über die Zukunft – so es überhaupt gewagt wird in unseren Kommunitäten – in Lamentieren ab!

Es gehört zu den gefährlichsten Irrtümern, zu glauben, man könne gleichsam die Augen verschließen vor der weiteren Entwicklung und so weitermachen wie bisher, nur eben mit verminderter Zahl und Kraft. Auch im Loslassen und Sterben, im Sich-Verabschieden von lieb Gewordenem bleibt noch Gestaltungsraum: für das Leben des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Weder hektischer Aktionismus noch lethargisches Warten auf das Ende sind adäquate Reaktionen. Sie sind eher von Panik bestimmte Verirrungen, die zudem ein schlechtes Licht werfen auf unseren Glauben und unser Vertrauen, auf uns in der Jüngerschaft Jesu Christi.

Veränderung führt zu Unsicherheit. Dieser aber kann nicht begegnet werden mit einer vordergründigen Sicherheit. Wir brauchen ein Leitbild, und dieses Leitbild muss zusammenhängen mit unserem Bild von dem, der uns leitet, seit er uns berufen hat, und der uns sendet. Wir können und dürfen nicht nur über uns, unsere Kommunitäten nachdenken und versuchen, diese zu planen und zu gestalten, ohne unsere Sendung neu in den Blick zu nehmen. Wir müssen uns zweifellos von vielem verabschieden, was uns aus der Geschichte vertraut und lieb geworden ist. Wir dürfen uns aber nicht von unserer Berufung für andere, für die Welt, die Kirche, für die uns anvertrauten Menschen verabschieden. Denn dann würden wir uns von dem, der uns berufen hat, ja unser Vorbild ist, trennen. Dann wären wir irgendein Verein, der sich für dieses oder jenes einsetzt und stark macht; der seine Interessen vertritt und seinen eigenen Weg sucht – aber nicht mehr unbedingt den Weg der Jesus-Nachfolge geht, und in der Liebe (eben Perfectae Caritatis) seine Weise des Lebens und Handelns sieht.
Unser Leitbild ist in erster Linie theologisch zu umschreiben: Jesus Christus, der vom Vater Gesandte, an dessen Sendung wir teilhaben. Wir sind aber nicht nur „religiöse Menschen", gar „Religiosen". Die Fülle unseres Menschseins, unsere Gaben und Begabungen, unser Können, unsere Erfahrung ebenso wie unsere Phantasie sollen und wollen wir einbringen – gerade auch als kleiner werdende Gemeinschaften. Wir wollen nicht Mangel verwalten, sondern aus Fülle gestalten.

Die diesjährige VDO-Mitgliederversammlung hat unter dem Motto gestanden „Orden der Zukunft – Zukunft der Orden". Dass es sich dabei nicht um einen schönen Titel oder um einen Traum handelt, haben die Beiträge auf der Mitgliederversammlung gezeigt, die in diesem Heft dokumentiert werden, gleichsam als Schritte und Markierungspunkte für einen Prozess, der erst angelaufen ist.

P. Basilius Doppelfeld OSB

Prof. Dr. Rolf Zerfaß

Zum Leitbild der Kirche heute

Vortrag bei der Mitgliederversammlung der VDO am 03.07.2000

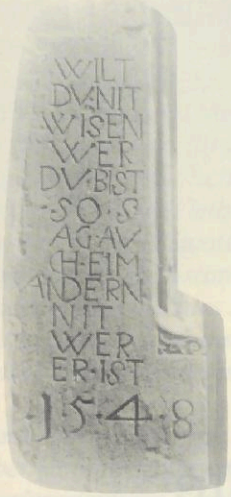
Aus Anlass Ihrer Arbeit am VDO-Leitbild haben Sie mich um eine theologische und pastorale Einordnung dieses Vorgangs gebeten.

Nun sind einige Ihrer Gemeinschaften aufgrund ihres Engagements in Schulen oder Krankenhäusern mit Leitbildarbeit befasst, während andere ihren pastoralen Auftrag neu zu formulieren suchen. Darum mag es hilfreich sein, mit der Grundsatzfrage zu beginnen:

1. Was heißt: am Leitbild der Orden arbeiten?

In das Fenstersims des Rathauses im fränkischen Mainbernheim ist ein bemerkenswerter Spruch eingemeißelt: Wilt Du nit wisen wer Du bist so sag auch eim andern nit wer er ist 1548. Bemerkenswert ist dieser Spruch als Dokument der politischen Kultur einer frühneuzeitlichen Bürgerschaft; im Rathaus, am Ort der öffentlichen Auseinandersetzung um die Zukunft ist nur dialogfähig, wer weiß

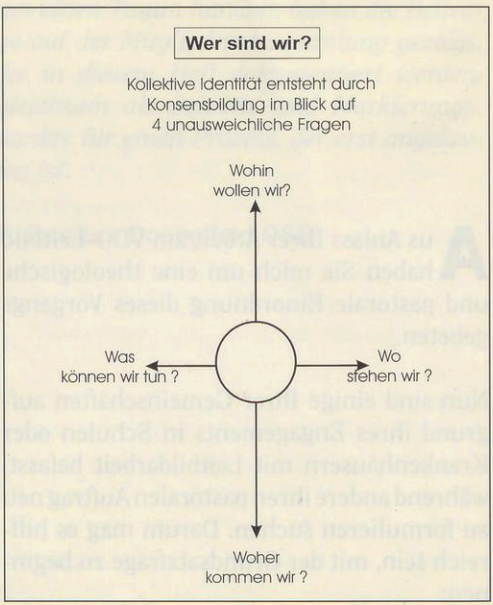
und wissen will, wer er selber ist. Nicht nur wer er sein möchte, sondern wie er sich selber hier und jetzt versteht, an welchen Maßstäben er sich im eigenen Handeln orientiert und auch von denen gemessen werden möchte, die mit ihm zu tun haben und mit denen er sich auseinander setzen muss.



Das gilt besonders in Zeiten des Umbruchs, der Verunsicherung der eigenen Identität. Darauf verweist die Zahl 1548. Wir befinden uns in der Zeit des „Interims", d.h. der von Kaiser Karl V. verordneten siebenjährigen Stillhaltephase nach Ausbruch der Reformation, die im Aufruf zur vertieften Besinnung auf das Eigene und im Respekt vor der anderen Seite eine weitere Eskalation zu stoppen hoffte[1]. Das ist damals nicht gelungen, aber der Spruch ist stehen geblieben als ein früher Beleg dafür, dass Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs immer Anfragen an die eigene Identität darstellen: Wie kann ich, wie können wir auf den Wandel eingehen, in den wir uns unausweichlich verstrickt sehen –und uns zugleich treu bleiben?
Was wir als einzelne im Glücksfall in der eigenen Lebensgeschichte leisten – das Loslassen und Wiedergewinnen der eigenen Identität auf einer neuen Stufe[2], in einem neuen Umfeld, steht auch an für Gruppen jeder Art: für Ehen, Familien, Firmen, Parteien, Organisationen – also auch für Ordensgemeinschaften und für die Kirche insgesamt.

Den Prozess, in dem sich – in der Zumutung sich zu verändern – die eigene Identität neu artikuliert, bezeichnet man in der Sprache der Organisationsentwicklung als Arbeit am „Leitbild" der Organisation. Diese Arbeit an der Bestimmung der kollektiven Identität faltet sich in vier Suchbewegungen aus, die, präzise beantwortet, gemeinsam das Leitbild darstellen:

1. Was tut sich in unserem Umfeld? Was geht da ab? Welches Spiel wird da mit uns gespielt?
2. Wie sind wir da hineingeraten? Sind wir dabei vom ursprünglichen Weg, von den Gründervisionen, abgekommen? Wo kommen wir her?
3. Wohin wollen wir eigentlich und ursprünglich? Was ist unsere Option gewesen, der wir treu bleiben müssen, wenn wir sie unter neuen Verhältnissen in einer neuen Sprache zur Geltung bringen wollen?
4. Was müssen wir konkret ändern – welche Akzente setzen, welchen Ballast abwerfen – damit unser Umfeld uns nicht weiter auf das alte Bild festlegt, das man von uns hat? Welche neuen Verbündeten können wir finden, welche Ressourcen aufspüren, um unter den veränderten (erschwerten) Bedingungen unsere zentralen Ziele zur Geltung zu bringen?



Leitbildarbeit entzündet sich also immer an Notlagen, Engpässen, Pattsituationen. Sie verlangt, die laufenden Geschäfte, ihren Anspruch und ihre Aufdringlichkeit zu stoppen, sie von außen und mit Abstand anzuschauen und Raum zu lassen für Visionen von dem, was sein könnte und sollte. Aber Leitbilder der Kirche sind nicht mit „Kirchenträumen" identisch, sondern insistieren darauf, dass die Träume oder Ideale auch wieder „geerdet" werden. Ob sich Leitbildarbeit lohnt, entscheidet sich darum durch die Antwort auf die letzte, vierte Frage: Was werden wir ändern, und zwar nicht nur hinsichtlich unserer Struktur (unseres Organisationsgefüges), sondern auch unserer Kultur (der bei uns üblichen Umgangsstile, unausgesprochenen Normen und Bewertungsmuster)? Mit welchen konkreten Schritten und in welcher Reihenfolge werden wir die notwendigen Veränderungen in Gang bringen und sichern („implementieren")? Fehlt dieser vierte Schritt, so haben wir es nicht mit einem Leitbild zu tun, sondern mit „Leitbildnerei"[3].

Leitbilder sind also weder beliebig noch zeitlos. Sie sagen nicht, wer man „eigentlich" ist oder irgendwann einmal sein möchte, wenn es nur „ginge" d.h. wenn die andern sich ändern wollten. Leitbilder dienen der Selbstbindung im Prozess beschlossener Veränderungen. Sie dienen der Verständigung nach innen und nach außen, und sind deshalb kontextgebunden und wandelbar; sie rufen Geschichte in Erinnerung, weil über die Zukunft entschieden werden muss; sie bieten eine Konsensbasis an, weil es unterschiedliche Standpunkte gibt; sie rechnen mit der Angst, die Veränderungsprozesse auslösen, deshalb setzen sie Signale der Zuversicht; sie wissen um den Plausibilitätsdruck des Alltags und müssen sich deshalb an den Erfahrungen des Alltags messen lassen und in seiner Sprache formuliert sein, verständlich und verbindlich.

2. Die Rückfrage nach dem herrschenden Leitbild der Kirche

Leitbilder für Ordensgemeinschaften und also auch für deren Dachorganisation können natürlich nur im Rückgriff auf das Leitbild der Kirche gelingen, innerhalb deren Ordenschristen ihre konkrete eigene Berufung leben und damit etwas von der „bunten Gnade Gottes" (1Petr 4,10) aufleuchten lassen, aus der die Kirche lebt.

Nun hat sich unsere Kirche angesichts der Herausforderungen der modernen Welt auf dem Konzil neu definiert als „Volk Gottes auf dem Weg". Das enorme Echo, das dieses neue Leitbild der Kirche weltweit ausgelöst hat, kann nur daraus erklärt werden, dass hier eine spirituelle Schlüsselmetapher gefunden worden ist.[4] Die Menschen verstanden: Die Kirche lässt sich nicht nur widerwillig auf die Dynamik der modernen Gesellschaft ein, sondern bekennt sich dazu, dass Gott selber es ist, der uns zum Aufbruch ruft. Wir gehen nicht auf eigene Faust, sondern seiner Verheißung entgegen.
Das Bild war unverbraucht, von biblischer Schlichtheit, eine Chiffre der Hoffnung, reich an Facetten. Es ermöglichte ein neues Zueinander im Innern der Kirche und ein neues Verhältnis nach außen hin, zur Gesellschaft.
In der Kirchenkonstitution half die Rede vom „Volk Gottes", die unselige Kluft zwischen Klerus und Laien zu überwinden, indem es erklärte, dass die Fortführung der Sendung Jesu unmittelbar allen Gläubigen anvertraut ist, das Amt also im Volk Gottes angesiedelt ist, nicht über ihm steht, die Kirche als Volk Gottes ihren Weg nimmt nicht oberhalb der Lebensgeschichten der einzelnen Christen, sondern in ihnen. Damit half es, die Ortskirchen aufzuwerten (gewissermaßen als die „Stämme Israels", die in ihrem eigenen Tempo, in ihrem konkreten gesellschaftlichen

Umfeld ihren Weg finden müssen); es half uns, zur Ökumene und auch zum Judentum als zu unserer weiteren Verwandtschaft ein neues, konstruktives Verhältnis zu gewinnen und schließlich selbst in den nichtchristlichen Religionen den Geist Gottes am Werk zu sehen (LG 9-17).

Das Wegmotiv scheint eher beiläufig auf (LG 8; 9; 49). In der Pastoralkonstitution hingegen kommt es voll zum Tragen. Die Dynamik der modernen Gesellschaft (vgl.GS 5) ist eine Frage nach dem Menschen selbst (vgl. GS 10), nach seiner Berufung (vgl. GS 11)[5] Die Lehre von der Berufung aller Menschen durch Gott (vorgängig zu ihrer Berufung in die Kirchengemeinschaft und erst recht zu einer bestimmten Gestalt der Nachfolge) bildet nach dem Konzil Basis und „Fundament für die Beziehung zwischen Kirche und Welt wie auch die Grundlage ihres gegenseitigen Dialogs" (GS 40). Dieser Ansatz bei der Berufung aller Menschen ermöglicht dem Konzil auch, die großen neuen Herausforderungen der Gegenwart – die Probleme der Familie, der Kultur, des Wirtschaftslebens, der Politik und des Friedens (GS 46-90) – als pastorale Aufgaben zu begreifen, in denen sie sich selbst überhaupt erst realisiert: „Während sie selbst der Welt hilft und von dieser vieles empfängt, strebt die Kirche nach dem einen Ziel, nach der Ankunft des Reiches Gottes und der Verwirklichung des Heils der ganzen Menschheit" (GS 45.93).

Das war 1965. Heute stellt sich die Frage: Gilt dieses Leitbild noch in unserer Kirche? Wodurch hat es Schaden genommen? Haben es nicht zu viele Wallfahrts- und Fronleichnamspredigten auf das Kleinformat handlicher Prozessionsfrömmigkeit heruntergeschraubt? Hat die anhaltende Ausbremsung ortskirchlicher Aufbrüche in den zurückliegenden dreißig Jahren seine Plausibilität langsam zerstört? Wurde es nicht im Jahr 1985 sogar offiziell aus dem Verkehr gezogen indem man auf der Jubiläumssynode 20 Jahre nach dem Konzil erklärte, nicht das „Volk Gottes", sondern die „Communio" sei als die zentrale Entdeckung des Konzils zu begreifen.[6] Es gibt genügend Anhaltspunkte, so zu denken und diese Einsicht ist bitter für viele im Volk Gottes.

Aber es stellt sich noch eine zweite, radikalere Frage: War das, was wir über das wandernde Volk Gottes bislang zu sagen wussten, schon die ganze Wahrheit? Die ganze Wahrheit muss doch wohl auch davon sprechen, dass zu diesem Weg nicht nur der Auszug aus dem Sklavenhaus Ägypten in das Land der Verheißung gehört, sondern auch der Auszug aus Jerusalem ins babylonische Exil und in die Diaspora. Dann aber haben wir die Metapher vom Volk Gottes auf dem Weg bislang nur halb verstanden. Wir haben uns nur die Erfolgsgeschichte Israels zu eigen gemacht, seinen Aufstieg unter der Führung des „Herrn der Heerscharen", nicht aber seinen Abstieg in die Zerstreuung unter die fremden Völker, in die Zumutung einer Existenz als Minderheit inmitten fremder Kulturen. Wir haben die Leidenserfahrung und Leidensgeschichte des Volkes Gottes an die Juden abgetreten und seine Erfolgsgeschichte der Christenheit zugeschlagen.
Wir haben uns damit nichts Gutes angetan. Wir haben uns unter einen unerhörten Erfolgsdruck gesetzt und das Ausbleiben des Erfolgs in der nachkonziliaren Phase erzeugt Ratlosigkeit und Resignation. Es scheint an der Zeit, neu und vertieft zu fragen, welchen Weg denn das Volk Gottes tatsächlich genommen hat.

3. Überprüfung an der biblischen Überlieferung

Ich möchte Sie einladen, die zweite Wegstrecke des Volkes Gottes in den Blick zu nehmen[7], die Bilder zu meditieren, in denen Israel die Erfahrungen dieser Wegstrecke in die Fremde aufbewahrt hat – zuerst für sich sel-

ber, aber dann doch auch für uns, die wir, wie Paulus sagt, in Israel eingepfropft sind (Röm 15,17) und davon ausgehen dürfen: „Alles was einst geschrieben worden ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben, damit wir durch Geduld und durch den Trost der Schrift Hoffnung haben" (Röm 15,4).

Die alten Juden sind für uns ja nicht so etwas wie die alten Römer. Sie sind unsere Väter und Mütter im Glauben. Also haben wir ihren Weg als Stück unserer eigenen Geschichte mit Gott zu begreifen, ihn in unseren Gemeinden zu meditieren und zu befragen, ob er uns auf unserem eigenen Weg Orientierung geben kann.

Was sind die zentralen Erfahrungen dieser zweiten Wegstrecke? Die Eroberung des Nordreiches durch die Assyrer 722 v. Chr. und eine erste Eroberung des Südreichs durch die Babylonier 597 konnte man noch in den Rahmen der üblichen, durch die geographische Lage Israels erwartbaren Bedrängnisse einordnen. Nebukadnezar war 597 mit einer Tributzahlung zufrieden gewesen, hatte einen ihm genehmen König eingesetzt und nur einen Teil der Oberschicht (darunter Ezechiel), nach Babylon deportiert. Als aber Israel neuerlich mit Ägypten eine Koalition eingeht, kehrt er 587 zurück und vernichtet alles, was die Identität Israels ausmacht. Das Volk verliert das „Land der Verheißung", den König als seinen Repräsentanten vor Gott, den Tempel als den Ort der Anwesenheit und Ansprechbarkeit Gottes. Aneinandergekettet werden die Gefangenen über einen Weg von 1800 km durch die Wüste nach Babylon verschleppt, an ihrer Spitze der König, dessen geblendete Augen als letztes die Hinrichtung seiner Söhne gesehen hatten (2 Kön 25,7)[8]. Es ist wahr geworden, was Jeremia angedroht hat:

„Raff dein Bündel zusammen!
Fort aus dem Land,
du schwer bedrängte Stadt!
Denn so spricht der Herr:
Fürwahr, diesmal schleudere ich
die Bewohner des Landes hinweg
und bringe sie in Bedrängnis,
damit sie mich finden" (Jer 10,17 f).

Der Schock war unvorstellbar. Psalm 137 bringt den namenlosen Schmerz zum Ausdruck:

Wir saßen an den Flüssen Babylons
und weinten,
wenn unsere Gedanken nach Zion gingen.
An den Weiden in jenem Land
hängten wir unsere Harfen auf.
Denn Lieder verlangten dort von uns,
die uns davongeführt hatten.
Und die uns quälten,
forderten Fröhlichkeit:
‚Singt uns von Zions Gesängen!'
Wie aber sollten wir singen
des Herren Lied in einem fremden Land?"

Sie sind verstört, müssen verstummen. Ihre Lieder singen allesamt doch davon, dass Gott ihnen im Land der Verheißung Ruhe geschenkt hat vor allen Feinden und dass er selber in ihrer Mitte wohnt. Diese Lieder kann man doch nicht in Babylon singen!

Sie leiden unter dem Spott der Siegermächte:

„Tränen waren mein Brot bei Tag und bei Nacht;
denn man sagt zu mir den ganzen Tag:
Wo ist nun dein Gott?" (Ps 42,4)

Das Volk hat lange keine Antwort für sein Geschick, außer die Sprache der Tränen, das Bekenntnis seiner Schuld:

„Wie Aussätzige sind wir alle geworden,
unsere ganze Gerechtigkeit ist wie ein schmutziges Kleid.
Wie Laub sind wir alle verwelkt,
unsere Schuld trägt uns fort wie der Wind.

Denn du hast dein Angesicht vor uns verborgen
und hast uns der Gewalt unserer Schuld überlassen ...
Deine heiligen Städte sind zur Wüste geworden
Zion eine Wüste, Jerusalem eine Öde.
Unser heiliger, herrlicher Tempel,
wo unsere Väter dich priesen,
ist ein Raub der Flammen geworden.
Alles was uns lieb war, liegt in Trümmern".
(Jes. 64,5f.9f.)

Aber indem sich das Volk so der Realität stellt und vor Gott zu seiner Schuld bekennt, wagt es auch zu fragen:

„Kannst du dich bei all dem
zurückhalten, Herr,
Kannst du schweigen
und uns so sehr erniedrigen?"
(Jes 64,11).

Und Gott antwortet. Auch im fremden Land, auch in der Zerstreuung mitten unter den Heiden sagt er: „Ich bin da" (Ex 3,14). Mitten in der Zumutung der Gottesferne und der Gottesfinsternis sagt er ihnen:

„Ich, ich kenne meine Pläne, die ich für euch habe – Spruch des Herrn, Pläne des Heils und nicht des Unheils; ich werde euch Zukunft und Hoffnung geben.
Wenn ihr mich ruft, wenn ihr kommt und zu mir betet, so höre ich euch. Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden – Spruch des Herrn"
(Jer 29,11-14).

Dieses Trostwort gibt der Prophet Jeremia, der in Jerusalem zurückbleiben durfte, brieflich einer Gesandtschaft nach Babylon mit auf den Weg.

Sie entdecken: Das Exil ist nicht einfach ein Strafgericht. Gott hat sie nicht einfach verstoßen. Er hat sie „in Bedrängnis gebracht, damit sie ihn finden" (Jer 10,18). Er ist bei ihnen auch mitten unter den Völkern; er ist mit ins Exil gegangen (Ez 8,1-11, 25, bes. 11,16. 23).

„So spricht Gott, der Herr: Auch wenn ich sie weit weg unter die Völker geführt und in alle Länder zerstreut habe, so bin ich doch in den Ländern, wohin sie gekommen sind, beinahe zum Heiligtum für sie geworden" (Ez 11,16).

Gerade der Verlust des Tempels, die Zumutung der Ohnmacht als rechtlose Minderheit in einer fremden Kultur führt im Volk Gottes zu einem neuen „Durchbruch in der Erkenntnis Gottes" (Hos 2,10.22;4,6;6,3): Er ist unser Tempel, er ist „beinahe" (!) zum Heiligtum für uns geworden!

Das alte Bekenntnis Israels „Gott wohnt in unserer Mitte"(Jos 3,10; Dt 7,12-21; Ex 33,8-11; Ps 64,6) bekommt damit einen neuen Sinn: Es bedeutet nicht mehr: Gott wohnt in unserem Lande oder in unserem Tempel; es heißt jetzt: Gott wohnt in uns, zwischen uns, Gott wird gegenwärtig darin, wie wir leben, was wir tun. Wir sind es, die ihn gegenwärtig setzen in der Welt, wenn wir dem Geist Raum geben, den er uns ins Herz legt:

„Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch. Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz aus Fleisch. Ich lege meinen Geist in euch und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Gebote achtet und sie erfüllt." (Ez 36,26f)

Das Volk erkennt: Gottes Gegenwart unter uns hängt nicht am Tempel, hängt nicht an den Opfern und nicht an den Priestern – sie hängt an Gottes Treue. Wenn er uns hier hinausgeschickt hat in die Fremde, dann geschah das nicht eigentlich zu unserer Bestrafung, sondern um an uns auf eine ganz

neue Weise seine Herrlichkeit zu erweisen. So werden im zweiten Lied vom Gottesknecht die Völker unmittelbar angesprochen:

Hört auf mich ihr Inseln,
merkt auf, ihr Völker in der Ferne!
Der Herr hat mich schon im Mutterleib berufen;
als ich noch im Schoß meiner Mutter war, hat er meinen Namen genannt.
Er machte meinen Mund zu einem scharfen Schwert,
er verbarg mich im Schatten seiner Hand.
Er machte mich zum spitzen Pfeil
und steckte mich in seinen Köcher.
Er sagte zu mir: Du bist mein Knecht, Israel an dem ich meine Herrlichkeit zeigen will.
Ich aber sagte: Vergeblich habe ich mich bemüht,
habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan...

Der Prophet klagt darüber, dass er seiner Sendung nicht gerecht werden, die Verbannten nicht zusammenhalten kann. Da empfängt er ein neues Offenbarungswort:

Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist nur um die Stämme Jakobs wieder aufzurichten
und die Verschonten Israels heimzuführen.
Ich mache dich zum Licht für die Völker; damit mein Heil bis an das Ende der Erde reicht". (Jer 49, 1-4. 6).

Der neue „Durchbruch in der Erkenntnis Gottes" (Hos 2,10.22; 4,6; 6,3) führt zu einem neuen Verstehen der eigenen Bestimmung:

„Preiset ihn, Israels Söhne, im Angesicht der Heiden,
denn er selbst hat uns unter die Völker zerstreut.
Verkündet dort seine erhabene Größe,
preist ihn laut vor allem, was lebt. ...
Ich singe im Land der Verbannung sein Lob" (Tob 13,3 f.8).

Israel vermag, was es anfangs für unzumutbar hielt: „Des Herren Lied zu singen in einem fremden Land" (Psalm 137, 4). Es entdeckt, dass auch das fremde Land Gottes Land ist und dass auch die Völker Gott suchen:

„So spricht der Herr der Heere: es werden Tage kommen, da werden zehn Männer aus den Völkern einen aus dem Stamme Juda am Mantel fassen und festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch" (Sach 8,23).

Mit den letzten Texten haben wir schon Dokumente einer Diasporatheologie im engeren Sinn vor uns. Es sind ja längst nicht alle Deportierten im Jahr der Freilassung durch den Perserkönig Kyros 539 nach Jerusalem zurückgekehrt; die Rückkehr schleppt sich vielmehr über Jahrzehnte hin, ein Teil der jüdischen Bevölkerung bleibt sogar in Babel zurück und auch anderwärts in den Nachbarstaaten, besonders in Ägypten, gestatten die neuen politischen Verhältnisse jüdische Ansiedlungen, so dass man heute davon ausgeht, dass schon bald in der Diaspora mehr Juden leben, als im Lande selbst.[9] Aber diese Einwurzelung unter den Völkern ist nicht nur eine nachträgliche, eher zufällige Nebenwirkung der Ereignisse; es ist Ausdruck eines neuen Auftrags. Bereits im Brief des Jeremia an die Exilierten hatte es ja geheißen:

„So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels, zu allen Verbannten, die von Jerusalem nach Babel in die Verbannung geschickt worden sind:
Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Frucht;
nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter;
werbt um Frauen für eure Söhne und gebt eure Töchter Männern, damit sie Söhne und Töchter gebären, dass ihr euch dort mehret und nicht weniger werdet!
Suchet das Wohl des Landes, in das ich euch

verbannt habe, und betet für es zum Herrn; denn sein Wohl ist auch euer Wohl" (Jer 29,4-7).

Israel findet zu den Völkern in ein neues Verhältnis. Es wird zu ihrem Fürsprecher vor Gott. Damit lernt es auch seinen Gott neu zu sehen. Nicht mehr als den Stammesgott, der Israel groß macht auf Kosten der anderen Völker, sondern als den Schöpfer Himmels und der Erde, vor dem alle Völker sind wie ein Tropfen am Eimer, der eine und einzige, der Gott genannt zu werden verdient; vor dem die Götter der Völker Nichtse sind (Jes 41,21-29), der deshalb auch den heidnischen Großkönig Kyros zu seinem Gesalbten (Jes 41, 1-5; 45, 1-6) erwählen und in den Dienst seines Erlösungswillens nehmen kann. So lernt Israel sich zu den anderen Völkern in ein Verhältnis zu setzen, das nicht zuerst vom Bedürfnis nach Abgrenzung bestimmt ist, sondern von der Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft für alle. Darum wird auch der Heimweg, den Deuterojesaja ankündigen kann, zu einer „Straße der Hoffnung" (Jes 35,1-10; 41,17; 42,16; 43,1-7), auf der der Herr sein Volk zurückführen wird wie ein Sieger, der alle mit sich führt, die er sich erworben hat, und wie ein Hirt (Jes 40,10f): diese Straße durch die Wüste bauen nicht wir für Gott (wie die Täuferpredigt Mt 3, 3 nahelegt), sondern wird im Auftrag Gottes für sein Volk gebaut, rechts und links von sprudelnden Quellen gesäumt und von Zeder, Ölbäumen, Plantanen und Zypressen, die ihm Schatten spenden: „Dann werden alle sehen und begreifen, dass die Hand des Herrn dieses alles gemacht hat, dass der Heilige Israels es erschaffen hat" (Jes 41,17-20). Diese Strasse wird zum Weg, auf dem am Ende, ganz am Ende, bei der großen Völkerwallfahrt, alle Völker den Weg zum Sion finden (Jes 45, 14-23; 60, 1-22; 62,2) und „der Herr der Heere wird für alle Völker ein Festmahl geben" (Jes 25, 6-8).

4. Zwischenbilanz: Worum geht es? Worum geht es nicht?

Wir haben anhand einiger exemplarischer Texte die zweite Wegstrecke meditiert, die das Volk Gottes nach den Dokumenten des AT genommen hat. Als erstes drängt sich uns der Eindruck eines „geistlichen Weges" auf, wie wir ihn von unseren spirituellen Lehrern kennen, von Johannes vom Kreuz oder Ignatius von Loyola, von Charles de Foucault oder Simone Weil. Sie alle wissen, dass es in der Glaubensbiographie Krisen gibt, die auf eine wunderbare Weise ein Tor zu neuem Leben werden, eine Art neuer Geburt. Nikodemus fragt: „Wie kann ein Mensch, der alt ist, geboren werden? Er kann doch nicht in den Schoß seiner Mutter zurückkehren!" Jesus antwortet: „Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht (d.h. er zerzaust dir völlig den Kopf). So ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist" (Joh 3, 4-8). Die Sache, um die es hier geht, ist uns also nicht fremd. Aber damit steht auch eine ganze Reihe von Fragen auf:

- Warum haben wir diesen Schatz der atl. Überlieferung nicht längst entdeckt? Warum sind diese Texte kein fester Bestandteil unserer Spiritualität?
- Warum sind sie gerade heute so faszinierend?
- Aber sind sie auch plausibel? Es geht uns ja nicht gut, aber im Exil stecken wir doch auch nicht! Sollte man nicht lieber von einer Diasporasituation reden?
- So eindrucksvoll die Texte sind – wo bleibt die Brücke zum NT? Sollen wir wirklich hinter die Osterbotschaft zurückgehen?

a) Worauf gründet sich die eigentümliche Faszination dieser Texte?

Wir erleben uns heute als „Kirche im Gegenwind"[10], als Kirche, die völlig überraschend

im nachkonziliaren Aufbruch von einer anhaltenden Krise heimgesucht worden ist. Die Statistiker erschrecken uns mit rückläufigen Zahlen auf allen Ebenen kirchlichen Lebens und die Ordenskonvente scheinen besonders hart heimgesucht, als hätten sie die Rolle von Seismographen. Weder Schuldzuweisungen noch Durchhalteappelle zeigen irgend eine Wirkung.

Die hilfreichste Auskunft kommt von Seite der viel verschrieenen Soziologie, die uns den Rückgang des kirchlichen Lebens als Auswirkung überindividueller gesellschaftlicher Umbrüche erklärt, einer ökonomischen, politischen und kulturellen Umgewichtung der Gesamtverhältnisse: wenn man ein Mobile umstößt, bewegen sich alle seine Teile. Diese Auskunft entlastet, weil sich die Suche nach Sündenböcken als ebenso unsinnig erweist wie die Beschwörung des („säkularisierten, atheistischen, liberalistischen" usw.) „Zeitgeistes". Aber diese Auskunft allein macht uns unsere Situation noch nicht leichter. Wir fühlen uns zwar nicht unmittelbar als Versager, aber die Gefühle der Bedrückung und der Ratlosigkeit, die Frage, wie es angesichts der gesellschaftlichen Trends weitergehen soll, bleiben, solange wir auf sie nicht eine Antwort in der Sprache unseres Glaubens finden. Wenn es nicht gelingt, die sozialwissenschaftlichen Diagnosen zur Situation des Christentums und der Kirchen von der eigenen Glaubensüberlieferung her zu interpretieren, können sie nicht wirklich angenommen und nicht in den Dienst einer fruchtbaren Veränderung gestellt werden.

Wenn ich heute die Erfahrungen Israels im Exil und der Diaspora in den Blick rücke, möchte ich also keine religionssoziologische Diagnose oder Prognose stellen, sondern – bescheidener und zugleich hilfreicher – auf Erfahrungen unseres Glaubensweges als Volk Gottes hinweisen, die uns eine Sprache geben, unsere Ratlosigkeit, Furcht und Trauer angesichts dieser Diagnosen als Erfahrungen anzunehmen, die zum Weg des Glaubens selbst gehören, die also nicht verleugnet und verschwiegen werden müssen, sondern unter uns und vor allem vor unserem Gott zu Wort kommen dürfen.

Darum möchte ich Ihnen auch freimütig von der Situation erzählen, in der mir erstmals die richtende und tröstliche Kraft dieser Texte aufgegangen ist. Das geschah nicht am Schreibtisch, bei der Lektüre des kirchlichen Jahrbuchs, sondern auf meiner ersten Reise durch Burgund 1966. Ich hatte mir vorgenommen, mich in diesem Urlaub mit den Kleinen Propheten vertraut zu machen. In meiner Innsbrucker Studienzeit war mir das Alte Testament irgendwie abhanden gekommen. Das lag nicht an Karl Rahner, sondern an dem miserablen Lehrangebot im AT: Exegese auf der Basis der Vulgata! Es war eine Frage der Psychohygiene, sich dem nicht auszusetzen. Wir waren in Burgund zu viert unterwegs und hatten ausgemacht, dass wir uns in den romanischen Kirchen und Klöstern die Zeit nehmen wollten, die Bibel zu lesen. In Fontenay, Vezelay, Cluny saß ich also und las:

Ich hasse eure Feste, ich verabscheue sie
und kann eure Feier nicht ausstehen.
Eure Brandopfer und Speiseopfer sind mir zuwider.
Das gemästete Vieh, das ihr für das Opfermahl schlachtet,
kann ich nicht mehr sehen.
Weg mit dem Lärm deiner Lieder!
Dein Harfenspiel will ich nicht hören,
sondern das Recht ströme wie Wasser,
die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach." (Am 5,21-24).

„Sie schreien zwar zu mir: ‚Mein Gott!
Wir, Israel, kennen dich doch'.
Aber Israel hat das Gute verworfen.
Schlachtopfer lieben sie,
sie opfern Fleisch und essen davon;
der Herr aber hat kein Gefallen an ihnen" (Hos 8, 2-4.13)

Beim Durchwandern der leergelassenen Kreuzgänge, beim Blick in die hohen Gewölbe und in die Gesichter der Heiligen, die von schweren Hammerschlägen verwüstet waren, wurde mir klar: Hier hat sich noch einmal das Gericht am Hause Gottes ereignet (Jer 25,29;Ez 9,6; 1Petr 4,17):

„Fürwahr, diesmal schleudere ich sie hinweg und bringe sie in Bedrängnis – damit sie mich finden" (Jer 10, 17).

Aber dann waren da auch die wunderbaren Sätze vom unvernünftigen, mütterlichen Erbarmen Gottes (Hos 11,1-9), von der unbeirrbaren Treue Gottes (Dtn 32,3), von den Quellen, die er mitten in der Wüste aufbrechen lässt (Jes 35,7; 41,18; 49,10).

Wir sind in diesen Mauern immer wieder Gruppen junger Leute begegnet, die nichts anderes im Sinn hatten, als uns willkommen zu heißen oder die in einem Seitenschiff still für sich – und für uns – Psalmen sangen. Und am Schluss der Reise die erste Begegnung mit Taizé! Was für eine ruhige Zuversicht, mitten in dieser religiös versteppten Landschaft! Was für eine Kraft, sich seit den 60er Jahren auf immer neue Generationen junger Menschen einzustellen! Was für ein Signal bis heute – bis in die Wahl von Warschau als Ort, die Zeitenwende zu begehen!

Ich bin damals glücklich nach Hause gefahren. Ich hatte endlich einen Schlüssel gefunden, der mir das AT öffnete. Gleich im Advent dieses Jahres hielt ich mit der Studentengemeinde in Trier einen Besinnungstag unter der Überschrift: „Die Chancen des Exils"[11]. Ich konnte deutlich machen: Der Advent ist nicht gedacht als Inszenierung einer kollektiven Regression in die „Zeit des Alten Bundes", damit man sich an Weihnachten so recht von Herzen über die Geburt des Messias freuen kann, sondern die Texte und die Lieder des Advents geben uns die Sprache, die eigene Not und die eigene Hoffnung im Blick auf die Welt, wie sie ist, ins Wort zu fassen: „Biete auf deine Macht, Herr, und komm"(Ps 80,3)[12]. Der Advent ermutigt uns – wie Friedrich von Spee in den Gräueln des Dreißigjährigen Krieges – zu fragen:

„Wo bleibst du Trost der ganzen Welt,
worauf sie all ihr Hoffnung stellt?
Ach komm, führ uns mit starker Hand
Vom Elend in das Vaterland"[13].

Darüber hat sich mir freilich um so drängender die Frage gestellt: Warum sprechen uns diese Texte erst heute an? Warum leben wir als Kirche nicht längst aus ihnen? Ich hoffe, erste Antworten darauf geben zu können. Doch zuvor seien noch zwei mögliche Einwände ernst genommen. Der eine ist mit dem Stichwort „Exodus" verbunden, der zweite mit dem Stichwort „Diaspora".

b) Sollen wir uns jetzt am Exil statt am Exodus orientieren?

Diese Alternative liegt mir fern. Sie ist der Bibel fremd. Die Bibel erzählt von beiden Wegstrecken, freilich nicht auf die gleiche Weise. Sie hat beide Erfahrungen in das „kulturelle Gedächtnis Israels" aufgenommen und dabei einen geheimnisvollen Verweisungszusammenhang aufgebaut: Es wird nicht nur die Befreiung aus dem Exil als ein neuer Exodus beschrieben (Jes 45,15-21; Ps 126) sondern (in Deut 1,6-32-52 in einer fiktiven Rede des Mose) wird umgekehrt auch der Exodus aus Ägypten aus der Perspektive des Exils und der Diaspora neu beschrieben und gewichtet. Wie wäre es zu erklären, dass die Urgeschichte (Gen 1, 1-11, 19) mit der Geschichte vom Turmbau zu Babel abgeschlossen wird (Gen 11, 1-9), wenn die Redakteure dieser „Ouvertüre" zum AT nicht die riesigen Tempeltürme in Babel gesehen hätten? Noch mehr: Der Glaube an Gott als den Schöpfer Himmels und der Erde – und nicht nur als Stammesgott des Volkes Israel – hat sich, wie die alttestamentliche Forschung

nachweisen konnte, erst in der Exils- und Nachexilszeit im Gegenüber zu einem hochattraktiven religiösen Umfeld durchgesetzt.[14] Mit größter Gewissenhaftigkeit trägt Israel zusammen, was ihm in allen Verlusten immerhin geblieben ist: die Erinnerung an seine Geschichte mit Gott[15]. So kommt es zur Sammlung, Sichtung und redaktionellen Überarbeitung der Gesetzesbestimmungen, der Erzähltraditionen und der vorexilischen Prophetie, zur deuteronomistischen und priesterschriftlichen Neuinterpretation und Redaktion des Pentateuch – aus der Perspektive des Exils! Der Gottesdienst der Exilierten wird zum neuen Ort des Horchens auf Jahwe und des Bekenntnisses zu ihm: „Er ist ein unbeirrbar treuer Gott, gerecht und gerade" (Dtn 32,4).Das Exil ist „die zutiefst jüdische, die dem jüdischen Volk eigenste Schöpfung, das Symbol, das die gesamte geschichtliche Erfahrung [des Judentums] ausmacht und sie vergeistigt"[16], d.h. ausgelitten, durchbetet, zu Ende gedacht und angenommen hat.

Davon sprechen nicht nur die Exilsprophetie und ein großer Teil des Psalters. Davon zeugt auch die spirituelle und theologische Fruchtbarkeit der Nachexilszeit. Israel nimmt die Weisheit seines Umfeldes auf (Weisheitsbücher) und macht sich ihm verständlich (Esther, Tobit, Dan). Im Institut der Proselyten öffnet es sich „den Fremden, die sich dem Herrn angeschlossen haben" (Jes 56,6). Im Süden, in Alexandrien, macht man sich an das große Inkulturationsprojekt der Septuaginta, der Übersetzung der Bibel in die Sprache der griechischen Welt. So kann ein Midrasch Israel mit einer Parfümflasche vergleichen, die umgefallen ist, aber gerade so ihren Duft verbreitet[17].

Das Exil ist also ebenso konstitutiv für die Identität des Volkes Gottes wie der Exodus. Sie dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Dadurch verschärft sich aber nur die Frage, warum uns solange und so einseitig der Exodus fasziniert hat und wir den Weg ins Exil und in die Diaspora als für uns nicht relevant übergangen haben. Zuvor jedoch der zweite Einwand:

c) Sollten wir nicht besser von einer neuen Diasporasituation sprechen?

Dies ist in der Tat eine vertrautere biblische Chiffre für die gegenwärtige pastorale Situation. Sie ist nicht von ungefähr in der deutschsprachigen Theologie der Gegenwart vor allem von den Kirchen in den neuen Bundesländern ins Spiel gebracht worden[18]. Seit den 70er Jahren versuchen evangelische wie katholische Theologen angesichts der gemeinsam erlittenen Unterdrückung durch das DDR-System den konfessionell enggeführten Diasporabegriff aufzubrechen. Ein neues, ökumenisches Diasporaverständnis entwickelt sich im Rückgriff auf die frühchristliche Diasporaspiritualität (bes. 1 Petr). So stößt man sich nicht länger an den Defiziten der eigenen pastoralen Situation, sondern entdeckt den Reichtum einer armen Kirche, die pastoralen Chancen einer Kirche in der Minderheit: Vor ihr braucht niemand mehr Angst zu haben, weil sie keine Macht mehr hat und also keinen Druck mehr ausüben kann; man verdächtigt sie auch nicht mehr der Komplizenschaft mit den „Herren dieser Welt", weil sie von denen systematisch an den Rand gedrängt wird. Um so klarer wird ihr selber ihre Sendung. In einer rabiat säkularisierten Umwelt spricht sie von den Verheißungen des Evangeliums, bezeugt sie die verborgene Gegenwart Gottes auch unter dem atheistischen Machtapparat und fordert – wie Jeremias – die Glaubenden auf, in diesem feindlichen Umfeld stellvertretend vor Gott Fürsprache einzulegen[19]. Die Diaspora wird zu einem exemplarischen Lernort des Glaubens[20].

Michael Sievernich, der diese Entwicklung 1998 rekapituliert[21], macht freilich darauf aufmerksam, dass nochmals 20 Jahre früher, nämlich bereits 1954, Karl Rahner in einem Vortrag über die Position des Christen in der

modernen Welt die neue Diasporasituation angesprochen und als ein „heilsgeschichtliches Muss" gedeutet hat: „Das Christentum ist (wenn auch in sehr verschiedener Dosierung) überall in der Welt und überall auf der Welt in der Diaspora. Es ist als wirkliches (Christentum) überall zahlenmäßig eine Minderheit, es hat nirgends eine faktische Führerrolle, die ihm erlaubt, machtvoll und deutlich der Zeit den Stempel christlicher Ideale aufzuprägen... Wir sind sogar unzweifelhaft in einer Periode, wo diese Diasporaisierung noch weiter fortschreitet" [22]. Warum? Weil sie gewissermaßen die Kehrseite und der Preis dafür ist, dass wir erst jetzt, seit die Welt zu einer Weltgesellschaft zusammenwächst, im strengen Sinn des Wortes Weltkirche geworden sind. „In dem Augenblick, da sie beginnt, Kirche aller Heiden zu werden, beginnt sie auch, Kirche überall unter den Heiden zu werden." [23] Sie ist heute in allen Kontinenten präsent, aber in der Gestalt christlicher Minoritäten[24]. Und sie wird aus diesem Status nicht mehr heraustreten können, weil sich – abgesehen von dem Widerstand der bodenständigen religiösen Kulturen – die Weltbevölkerung schneller vermehren wird, als sie jemals missionarisch eingeholt werden könnte. Allein in diesem Jahrhundert hat sie sich viermal verdoppelt!

Dieser säkularen „planetarischen" Diasporasituation ordnet Sievernich die postmoderne Diasporaerfahrung ein und unter, in der wir uns in Europa vorfinden. Für sie ist charakteristisch, dass wir einerseits einen unübersehbaren öffentlichen Kredit- und Plausibilitätsverlust des kirchlich formierten Christentums zu verkraften haben – gerade als einzelne Christen im eigenen gesellschaftlichen Umfeld –, uns auf der anderen Seite aber nicht einfach einem religiösen Vakuum gegenübersehen, sondern einem expandierenden bunten Markt religiöser Sinnangebote.

In diesem multikulturellen Kontext die eigene christliche Identität zu bestimmen sind in den Ländern Europas viele Experimente gemacht worden; sie bündeln sich seit den 70er Jahren im Begriff der „Evangelisierung", wie er aus der Mission de France erwachsen, in der Gestalt der Sozialarbeiterin Madeleine Delbrêl verkörpert und von Paul VI. der Weltkirche als Leitbegriff angeboten wurde, als „die Gnade und die eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität" (EN 14). Dieser Begriff ist inzwischen leider, wie Ottmar Fuchs früh und treffend formuliert hat, zu einer Art theologischer Stopfgans geworden[25], in die jeder hineinpackt, was er will oder womit er glaubt, dem Heiligen Vater eine Freude machen zu können. Sievernich verwendet ihn korrekt und streng, realitätsbezogen und ermutigend als Aufbau eines Netzwerks kleiner kommunikativer Glaubensmilieus unterhalb der institutionellen Kirchenorganisation, gewissermaßen als Humusboden, aus dem sie lebt (1), als pointiert diakonische, d.h. an den Menschen und ihren Notlagen orientierte Pastoral (2) und als Bemühen um eine neue Gebetskultur im Rückgriff auf die großen biblischen Grundgesten des Dankens, der Fürbitte und der Klage (3). [26]

Uns als Christen in einer neuen Diasporasituation zu sehen, ist also vom NT her gut begründbar; tatsächlich haben sich ja die frühen Gemeinden – im Rückgriff auf die Erfahrungen Israels – als Volk Gottes in der Fremde verstanden und diese Situation als Chance begriffen, jedermann Rechenschaft zu geben von ihrer Hoffnung (1 Petr 3, 15). Aber wenn Kardinal Schönborn angesichts der massiven Kirchenaustritte in Österreich erklärt, dies sei nicht so schlimm, solange nur die Richtigen bleiben, weil die Jünger Jesu eben eine „kleine Herde" (Lk 12,32) seien, bekommt solche Diasporaspiritualität einen schalen Beigeschmack. Hier wird etwas schöngeredet, denn die heutige oder künftige Diaspora unserer Kirchen unterscheidet sich von der frühchristlichen doch darin, dass sie nicht am Anfang sondern am Ende eines

Weges geht, der mit allem rechnete, nur nicht mit einer Rückkehr in die Situation des Anfangs. Der heutigen Diasporaerfahrung liegt eine Verlusterfahrung zugrunde, der Schmerz über die Auflösung des Milieus, in dem kirchlicher Glaube sich beheimatet wusste, aus dem er sich nun in die „Fremde" gestoßen sieht [27].

Und noch darunter sitzt die Scham über die tiefe Verstrickung unserer Kirche in die Schuldgeschichte des zurückliegenden Jahrtausends. Der Papst hat sie endlich angesprochen[28], aber abschütteln können wir sie im Überschritt in das Jahr 2000 nicht. Der „Blick zurück nach vorn"[29] darf den Trümmerfeldern der Christenheit nicht ausweichen; denn es bleibt die Frage, wie das alles möglich war, wie es vom Kernland des Christentums, von Europa, seinen Ausgang nehmen konnte. Erst wenn wir auch die Trauer über die verspielten Chancen der Christenheit zulassen können, ist ein neuer Anfang möglich. Darum tun wir gut daran, den Begriff der Diaspora nicht von der bitteren Erfahrung des Exils abzukoppeln, die ihm zugrunde liegt. Israel hat das Exil und die Diaspora zwar immer unterschieden, aber auch immer zusammengesehen. Darum zurück zu unserer Ausgangsfrage:

d) Warum sind die Texte der Exils- und Diasporaspiritualität Israels nicht längst ein fester Bestandteil unserer Spiritualität?

Diese Frage muss man konkretisieren: Warum spielen sie in der Liturgie der Kirche – vor und nach dem Konzil – nur eine sehr untergeordnete Rolle[30]? Warum haben sie unsere Gebetssprache nicht inspiriert, geschweige denn die Volksfrömmigkeit? Am ehesten haben die Exilspsalmen im Stundengebet die Chance erhalten, unserer Not unmittelbar Ausdruck zu geben und die poetische Sprache der Antiphonen zu inspirieren[31].

Ich fürchte, dies hängt zusammen mit unserer Unfähigkeit zu trauern.

A. Mitscherlich hat Ende der 60er Jahre der Bundesrepublik die Diagnose gestellt, sie sei unfähig zu trauern, d.h. den gigantischen Verdrängungsprozess hinter und unter ihrer wirtschaftlichen Prosperität wahrzunehmen[32], die kollektive Abspaltung der Erinnerung an die Katastrophe und die eigene Schuldverstrickung in sie. Trauer ist etwas Großes, Starkes. Wer trauert, lässt den Schmerz zu, der uns anspringt, wenn wir etwas loslassen oder als irreparablen Schaden akzeptieren müssen. Wer jammert, sucht dem Schmerz auszuweichen; er kann nicht loslassen, was vergangen ist, und nicht eingestehen, was er falsch gemacht hat. Jammern ist die Unfähigkeit zu trauern.

Derzeit wird in unserer Kirche viel gejammert, aber nicht ernsthaft getrauert. Warum? Weil sie – noch immer – nur ihre Erfolgsgeschichte als Volk Gottes glaubt erinnern zu dürfen. Die Misserfolge, das Scheitern und die Schuld ihrer Geschichte wird selbst in den Schuldbekenntnissen des Papstes noch verharmlost, sofern nur die Schuld „einzelner Söhne und Töchter der Kirche" beklagt, aber nicht eingestanden wird, dass die großen himmelschreienden Verbrechen (die Ketzerverfolgung, die Kreuzzüge, Glaubenskriege, Judenverfolgung bis hin zum Schweigen angesichts des Holocausts) von den obersten Repräsentanten der Kirche toleriert oder sogar organisiert und gerechtfertigt wurden, also im „System" und „Konzept" der Kirche angelegt waren. Die vielbeklagte „Säkularisierung" der modernen Gesellschaft etwa ist das historisch nachweisbare Ergebnis der Friedensunfähigkeit der Kirchen nach den barbarischen Morden des 30jährigen Krieges, dessen Grauen uns erst die jüngsten Konflikte im Balkan plastisch vor Augen führten. Erst als die beiden Kirchen sich im wahnwitzigen Versuch, die Glaubensfrage mit Waffengewalt zu ent-

scheiden, erschöpft hatten – die katholische Seite hat die gesamten bei der Unterwerfung Südamerikas geraubten Reichtümer in die Finanzierung des Krieges (durch das Haus Fugger) gesteckt – kam man auf die Lösung, die Religion aus dem Spiel zu lassen, d.h. um des Friedens willen einen religionsfreien, „säkularen" Raum zu schaffen, innerhalb dessen eine Koexistenz unterschiedlicher Glaubensverständnisse möglich wurde.[33] Natürlich sind wir für die Verbrechen des Dreißigjährigen Krieges oder der Inquisition so wenig verantwortlich wie für die Verbrechen des Naziregimes an den Polen oder den Juden. Aber wir müssen wahr sein lassen, dass wir in beiden Fällen als Kirche nicht auf der Seite der Opfer, sondern auf der Seite der Täter standen[34]. Was meint der Papst, wenn er zur „Reinigung des Gedächtnisses" aufruft? Werden wir durch ein Schuldbekenntnis zu Unschuldsengeln, die endlich alles los sind, was einmal war? Oder ist das gereinigte Gedächtnis jenes, das die eigene Schuldenlast anschauen kann und zu ihr steht – „mit zerknirschtem Geist, einem zerbrochenen und zerschlagenen Herzen, das du, Gott nicht verschmähen wirst" (Ps 51,19).
Erst wenn wir uns mit unserer persönlichen und „ererbten" Schuld – wie Israel im Exil – dem Dunkel Gottes aussetzen, können wir die Erfahrung machen, die Israel uns als Vermächtnis hinterlassen hat: „Er ist ein unbeirrbar treuer Gott" (Dtn 32,4). Erst dann können wir die fixe Idee verabschieden, es müsse sich Gottes Macht in unserer Macht manifestieren (vgl. 1 Kor 1,26-31; Ps 20, 8; 147,10).

e) Gibt es eine Brücke zum NT?

Wann wir als Kirche Christi begonnen haben, die große und fruchtbare zweite Wegstrecke des Volkes Gottes aus unserem „kulturellen Gedächtnis" zu verdrängen, ist derzeit – angestoßen vom christlich-jüdischen Gespräch – ein wichtiges Forschungsfeld der frühen Kirchengeschichte. Offensichtlich war dabei die Übernahme der geistigen Führungsrolle, beginnend mit dem Aufbau der Reichskirche nach Konstantin, von entscheidender Bedeutung. Man kann nicht zugleich im Zentrum und am Rande stehen. Deshalb entgleitet der Erfahrungsschatz Israels der Kirche mehr und mehr. Als „Siegerreligion"[35] kann sie die Juden nicht mehr verstehen, die sich vom Rande her einen Reim auf ihre Situation zu machen versuchen.
Das aber hat sich geändert, seit wir selber uns an den Rand gedrängt sehen. Jetzt können wir die Exilstexte ganz unmittelbar als Trostbotschaft an uns hören und die Klammer entdecken, die uns – über Jesus – mit Israel im Exil verbindet. Es ist nicht mehr und nicht weniger als das Herzensanliegen Jesu: seine Botschaft vom Königtum Gottes.
Israel hat nach seiner Rückkehr ins Land die Mauer, die Stadt und den Tempel wieder aufgebaut und viele seiner alten Ordnungen wieder aufgerichtet; das Königtum bekam keine Chance mehr, weil man auf den Anbruch der Königsherrschaft Gottes setzt: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Freudenboten, der den Frieden verkündet, der frohe Kunde bringt, das Heil ansagt und zu Sion spricht: Dein Gott ist König!" (Jes 52,7; vgl. Pss 97-100).

Das Herzstück des Evangeliums, Jesu Botschaft vom Königreich Gottes ist keine „Erfindung" Jesu, sondern eine Zusage Gottes an Israel am Ende des Exils. Jesus muss, als er auftritt, nur mehr sagen: Es ist soweit! Die Gottesherrschaft ist nah herangekommen (Mk 1,1. 14)[36]. In diesem Jesus sind wir, wie Paulus sich ausdrückt, zu „Miterben" der Verheißung geworden, die an Israel ergangen ist (Röm 8,17; Eph 6,6) – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Die Wiederentdeckung der „Gottesherrschaft" als Mitte der Botschaft Jesu hat in den letzten Jahrzehnten unser Denken über die Kirche tiefgreifend verändert. Wir können sie nicht mehr, wie die restaurative Epoche des

19. Jahrhunderts, als „Reich Gottes auf Erden" und darum als „societas perfecta" verstehen, sondern sehen sie als den Ort, an dem das Reich Gottes erhofft, verkündet, gefeiert und anfanghaft zur Erscheinung gebracht wird[37]. Eine Pastoral im Horizont der Gottesherrschaft richtet darum ihren Blick voraus, in die offene Zukunft Gottes[38]. Sie vertraut der Verheißung, die dem Volk Gottes Mitten im Dunkel des Exils zuteil wurde und entdeckt „inmitten der Bedrängnis" die Straße der Hoffnung, die sich dort auftat, als ihren eigenen Weg.

5. Aufgaben für die Ordensleitungen bei der Arbeit an ihrem Leitbild

Was sich aus diesen Überlegungen für die Leitbildarbeit einzelner Ordensgemeinschaften und der VDO an konkreten Konsequenzen ergibt, muss von ihnen selbst entdeckt und erprobt werden im Blick auf

- Horizonterweiterung
- Communio-Kultur
- Präsenz in der Gesellschaft
- Leitungsverantwortung.

Hier mag es genügen, mit zwei Trostworten zu schließen, die sich – über zweitausend Jahre hinweg – gegenseitig beleuchten und bekräftigen.

Das erste besteht aus den drei Versen, mit denen das Buch des Propheten Habakuk endet. Das Schlusskapitel (Hab 3, 1-16) singt ein Preislied auf den großen kosmischen Kriegsgott, der die Erde erzittern lässt, wenn er kommt, um den Feinden Israels heimzuzahlen, was sie dem Volk angetan haben. Es ist amüsant zu sehen, wie die Exegeten bei diesem Text ins Schwärmen kommen und sich förmlich dafür entschuldigen, dass da irgendein Unbekannter am Schluss noch drei Verse angehängt hat – ein Frommer der Nachexilszeit, der sich auf das Donnergetöse der göttlichen Epiphanie seinen eigenen Vers zu machen gestattete:

„Zwar blüht der Feigenbaum nicht,
an den Reben ist nichts zu ernten;
der Ölbaum bringt keinen Ertrag,
die Kornfelder tragen keine Frucht;
im Pferch sind keine Schafe,
im Stall steht kein Rind mehr.
Dennoch will ich jubeln im Herrn,
und mich freuen an Gott meinem Retter.
Gott, der Herr, ist meine Kraft.
Er macht meine Füße schnell wie die Füße der Hirsche
und lässt mich schreiten auf den Höhen"
(Hab 3, 17-19).

Der zweite Text stammt von einer Zeitgenossin, die ein Leben lang als Lyrikerin versuchte, sich auf das, was uns das Leben zumutet, einen Vers zu machen:

Lang ist die Zeit, da wir uns keinen Vers machen können,
da die geheimnisvolle Entsprechung misslingt.
(Singt doch, sagen sie, singt.)
Doch erst, wenn die Netze zum Grunde des Meeres gesunken
Kommen die Fische, spielen um unser Boot
Erst wenn von unseren Tauben, den beringten,
Keine mehr heimkehrt, kommt die große fremde
Graue, den Ölzweig im Schnabel[39].

Literatur:

Ebertz M.N., Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Freiburg 1997.
Gabriel K., Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Herder 1992.
Hendriks J., Gemeinde von morgen gestalten. Modell und Methode des Gemeindeaufbaus, Gütersloh 1996.

Kast V., Freude, Inspiration, Hoffnung (dtv 35116), München 1997.
Kaufmann F.X., Wie überlebt das Christentum? Freiburg 2000.
Kehl M., Kirche in der Fremde. Zum Umgang mit der gegenwärtigen Situation der Kirche, in: Wozu Kirche? Wozu Gemeinde?, hg. v. G. Koch/J. Pretscher, Würzburg 1994, 40-62.
Ders., Wohin geht die Kirche? Eine Zeitdiagnose, Freiburg 1996.
Ortkemper F.J., Krise Israels im Exil, in: Bibel heute 27 (1995) 55-60.
Rootmensen B., Vierzig Worte in der Wüste. Werkbuch für Gemeinden zur Krise von Kirche, Glaube und Kultur, Düsseldorf 1991 (vergr.)
Zerfaß R., Die kirchlichen Grundvollzüge – im Horizont der Gottesherrschaft, in: Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriss hg. v. der Konferenz der Bayerischen Pastoraltheologen, München 1994, 33-90.
Ders., Lebensnerv Caritas. Helfer brauchen Rückhalt, Freiburg 1992, 86-95.
Ders., Das Volk Gottes auf dem Weg in die Minderheit? Zur pastoralen Aktualität einer zentralen Erfahrung Israels, in: KatBl 125 (2000) 42-51.
Zulehner P.M., Wie eine christliche Gemeinde leben sollte, in: Koch/Pretscher, Wozu Kirche?/Wozu Gemeinde?, 63-88.

1 Diesen Hinweis verdanke ich Frau Prof. Dr. Inge Mager, Hamburg.

2 Erikson, E.: Einen guten Überblick über die wichtigsten erfahrungswissenschaftlichen Identitätstheorien bietet Werbick J.: Glaube im Kontext, St. Ottilien[2] 1987, 83-143.

3 Ebertz, M.N.: ‚Leitbildnerei' in sozialen Dienstleistungsorganisationen. Über den Zwang zur Selbstthematisierung von organisierter Diakonie und Caritas, in: Öhlschläger, R./Brühl, H.M. (Hg.), Unternehmen Barmherzigkeit. Identität und Wandel sozaler Dienstleistung, Baden-Baden 1996, 39-51.

4 Klinger, E. ARMUT. Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen, Zürich 1990; Keul, H., Sander, H.J. (Hg.): Das Volk Gottes. Ein Ort der Befreiung, Würzburg 1998.

5 Klinger, Elmar: Armut. Eine Herausforderung Gottes, Einsiedeln 1990; Keul, Hildegund/Sander, Hans-Joachim (Hg.): Das Volk Gottes – ein Ort der Befreiung. FS für Elmar Klinger, Würzburg 1998.

6 Vorgrimler, H.: Volk Gottes oder communio? in: Keul/Sander, 41-53.

7 Einen Überblick geben: Gunneweg, A.H.J.: Geschichte Israels bis Barkochba, Stuttgart 1976. Schmidt, W.H.: Alttestamentlicher Glaube in seiner Geschichte, Neukirchen-Vluyn 1979. Hossfeld, F.L.: Volk Israel und Diaspora – Bibeltheologische Überlegungen, in: Lebendiges Zeugnis 49 (1994) 10-20. Petzel, P.: Aspekte jüdischer Diasporaerfahrung – in christlicher Sicht, in: Lebendiges Zeugnis 51 (1996) 137-151; vgl. auch die Stichworte Diaspora, Exil und Judentum im LThK[3] 1990 ff. Terminologisch bezeichnet das hebräische Ausgangswort *gola, galuth* die schmerzlichen Vertreibungen als Geschick Israels bis in die Gegenwart, während das griechische Fremdwort *diaspora* wertneutral das Leben unter den Völkern meint (Hossfeld, F.L.: Volk 10f. 16-20).

8 Charpentier, E.: Führer durch das Alte Testament, Düsseldorf, 1984, 82.

9 Petzel, Aspekte 141.

10 Ebertz, M.N.: Kirche im Gegenwind, Freiburg 1997.

11 Als Adventsbetrachtung veröffentlicht unter dem Titel „Engagement in Babel", in: Diakonia 3 (1968) 323-333.

12 Mit diesen Worten (vgl. auch Ps 68,29) begann in der vorkonziliaren Liturgie eindrucksvoll das Kirchengebet vom 1. Adventssonntag: die Liturgieform des Vaticanum II hat es leider nicht aufgegriffen.

13 Für Spee klang im Wort „Elend" noch die althochdeutsche Bedeutung „Vertreibung, Ausland, Fremde" mit! In der Eifel sagte man von einem Kind, das seine Eltern verloren hat: Es „elennert".

14 Groß, W.: Krise und Neubeginn. Israel im Exil und in der Diaspora, in: Söding, Zukunft 17-30.

15 Hossfeld: Volk Israel 17f.

16 Halpern, B.: zit. bei Petzel, Aspekte 142.

17 Petzel, Aspekte 144

[18] Röhrig, H.-J.: Diaspora – Kirche in der Minderheit. Leipzig 1991.

[19] Scheer, W.: Stellvertretung. Optionen der Kirche in der Diaspora, in: Söding, Zukunft 73-94.

[20] Söding. Th.: Ein Haus des Geistes in der Fremde. Die Berufung der Kirche nach dem Ersten Petrusbrief, in: ders., Zukunft 31-58; Wanke, J.: Kirche-Sein in der Diaspora – „Lernort" des Glaubens, in: DIASPORA Priesterheft 1997, 22-31; Garhammer, E.: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!" (Lk 12,32). Pastoraltheologische Anmerkung zu Diaspora-Erfahrungen, ebda. 41-49; Wanke, J. (Hg.): Wiedervereinigte Seelsorge. Die Herausforderung der katholischen Kirche in Deutschland, Leipzig 2000.

[21] Sievernich, M.: Planetarische Diaspora. Zur pastoralen Bedeutung einer Krisenkategorie, in: Bärenz, R. (Hg.): Theologie, die hört und sieht. FS für J. Bommer, Würzburg 1998, 94-107.

[22] Rahner, K.: Theologische Deutung der Position des Christen in der modernen Welt, in: ders.: Sendung und Gnade, Innsbruck und Wien[5] 1998, 13-24.

[23] ebda 30.

[24] Vgl. Theißen, G.: Die Zeichensprache des Glaubens. Gütersloh 1992, 8: „Die christlichen Kirchen wurden in ihren ‚Heimatländern' zu ‚Subkulturen' in einer multikulturellen Gesellschaft. Sie verloren viel von ihrer öffentlichen Relevanz und Funktion. Gleichzeitig aber verbreiteten sie sich über die ganze Welt, so dass heute keine der großen Religionen so global vertreten ist, wie das Christentum. Christliche Minoritäten sind heute überall präsent. In Amerika und Afrika, im vorderen Orient und im fernen Orient, in Ost und West. Das Christentum wurde dadurch als Ganzes ‚multikulturell': Junge Kirchen entwickeln eine Eigenständigkeit, die uns oft in Verlegenheit setzt.Mit einem Satz: Christen wurden eine Minorität, aber eine Minorität, die überall vertreten ist."

[25] Fuchs, O.: Ist der Begriff Evangelisierung eine „Stopfgans"?, in: KatBl 112 (1987) 498-514.

[26] Sievernich, Planetarische Diaspora, 102-106.

[27] Kehl, M: Kirche in der Fremde, in: Koch, G./Pretscher, J. (Hg.): Wozu Kirche? Wozu Gemeinde?, Würzburg 1994, 40-62; Busch E.: Fremdlingschaft. Selbstbestimmung der Kirche am Ende ihrer anerkannten Weltgeltung, in: Söding, Zukunft 59-72.

[28] Johannes Paul II.: Wir fürchten die Wahrheit nicht, Graz 1997.

[29] Söding, Th.: Blick zurück nach vorn. Bilder lebendiger Gemeinden im Neuen Testament, Freiburg 1997, 134-147.

[30] Was von ihnen im Advent und an Epiphanie, in der Karliturgie, der Oster- und Pfingstvigil zu Gehör kommt, ist durchwegs typologisch enggeführt; es transportiert den Entstehungszusammenhang der Exils- und Diasporaerfahrung nicht mit und vermag daher auch nur die Welt unserer Liturgie, nicht aber die Welt unserer Erfahrungen anzusprechen und zu deuten.

[31] Vgl. das „Rorate coeli" im Advent und die „Improperien" am Karfreitag: die Melodien „übersetzen" die Texte eindrucksvoll in die Gegenwart der Feiernden!

[32] Mitscherlich, A.: Die Unfähigkeit zu trauern, Frankfurt 1967.

[33] Gabriel, K.: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Herder 1992, 70.

[34] Vgl. Metz, J.B.: Christen und Juden nach Auschwitz, in: ders., Jenseits der bürgerlichen Religion. Reden über die Zukunft des Christentums, München 1980, 29-50.

[35] ebda 36, Moltmann, J.: Das Kommen Gottes, Gütersloh, 182-192. 202-209.

[36] Lohfink, N.: Der Begriff des Gottesreiches vom AT her gesehen, in: Schreiner, J. (Hg.): Unterwegs zur Kirche. Alttestamentliche Konzeptionen, Freiburg 1987, 33-86. 83; Kraus, H.-J.: Das Evangelium der unbekannten Propheten. Jes 40-66, Neukirchen-Vluyn 1990.

[37] Werbick, J.: Den Glauben verantworten. Eine Fundamentaltheologie, Freiburg 2000, 688-728.

[38] Zerfaß R., Die kirchlichen Grundvollzüge – im Horizont der Gottesherrschaft, in: Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriss hg. v. der Konferenz der Bayerischen Pastoraltheolgen, München 1994, 33-90.

[39] Marie Luise Kaschnitz, Strophe/Gedicht X aus: Stadtrundfahrt.

Schwester M. Basina Kloos

Zukunft der Orden, Orden der Zukunft aktiv gestalten oder Bestehendes nur noch verwalten

Chancen, Möglichkeiten, Grenzen

Liebe Schwestern und Brüder,

Zukunft – ein Begriff, der uns jetzt im dritten Jahrtausend von überall her entgegenkommt und der uns in den Orden zur Zeit, wenn wir wach genug sind und offen für das, was um uns herum vor sich geht in Welt, Gesellschaft und Kirche, auch zu schaffen macht.

Sie können die Zukunft nicht abgekoppelt sehen von unserer Vergangenheit und erst recht nicht ohne den realistischen Blick auf unsere Gegenwart. Dieser Blick entmutigt uns nicht selten, manche erfüllt er mit Sorgen oder auch mit Angst.

Eine junge Schwester unserer Gemeinschaft hat in der letzten Sitzung des gerade am Samstag zu Ende gegangenen Generalkapitels auf die Frage des Prozessbegleiters, ob es noch irgend etwas am Ende des Kapitels gibt, was nicht deutlich geworden ist formuliert, ich zitiere wörtlich: „ich habe die Statistik noch einmal überblickt und festgestellt, wir haben im Jahr 2012 noch neun Schwestern unter 60zig Jahren, wenn die Entwicklung so weiter geht". Betroffenheit und Schweigen. Das Kapitel war formal zu Ende. Das Gespräch muss weiter gehen.

Wichtig und hilfreich ist, wenn wir darüber sprechen können und dies miteinander tun.

Als ich im Jahre 1972 eine Statistik vorlegte, die hochgerechnet ergab, daß wir Waldbreitbacher Franziskanerinnen im Jahr 2020 nur 24 Schwestern zählen würden, da wurde dies etwas ungläubig belächelt und amüsiert zur Kenntnis genommen. Damals, vor 25 Jahren zählte unsere Kongregation noch 1100 Mitglieder. Gut ist es, wenn die Fragen und gemeinsamen Überlegungen uns in Bewegung bringen und unruhig machen.

Ob wir Zukunft haben oder nicht hängt meines Erachtens mit dieser Bewegung und Unruhe zusammen.

In der Leitungsverantwortung für die Gemeinschaft wird sich mehr wie einmal die Frage stellen, ob es nicht frustrierend ist, wenn die Mehrzahl der Mitglieder deutlich auf den Lebensabend zugehen. Für mich bedeutet die Antwort: ob wir Zukunft haben oder nicht, hängt nicht allein von unserem Nachwuchs, unserer Anzahl oder unserem Alter ab, sondern davon, ob die Schwestern und Brüder, die da sind, lebendig sind.

Phasen der Kreativität und des Wandels

Lebendig sein heißt, sich für das Leben entscheiden, und uns daran erinnern, dass Gott im Deutoronomium 30,1,9 zu seinem Volk sagt:

„Leben und Tod lege ich dir vor, wähle das Leben"
Es ist eindeutig: Gott will, dass wir leben. Er ist es, der das Leben schenkt. Er stellt uns in die Entscheidung für oder gegen das Leben.

Leben heißt aber auch immer Zukunft,
und eine Entscheidung für das Leben ist eine Entscheidung für die Zukunft, Entscheidung für Weiterentwicklung, Veränderung, Unsicherheit, vertrautes Lassen, Risiko wagen – auf seine Zusage hin, im Vertrauen auf ihn, der mit uns geht.

Nach dem zweiten Vatikanischen Konzil gab es Phasen der Kreativität. Das zweite Vatikanische Konzil hat uns Ordenschristen viele Anstöße zur Erneuerung gegeben.

In den Gemeinschaften zog zuerst das Wort **„zeitgemäß"** die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kluft zwischen dem Leben in der Welt und den Formen des Ordenslebens war so tief, dass es notwendig war, eine Überbrückung zu schaffen. Es war ein Ausbrechen aus überlieferter Enge, aus einer religiös-human verriegelten Welt, man wollte aus einer Sonderwelt heraus in die Weite von Kirche und Welt.

So war die ganze Nachkonzilszeit von echten Reformbestrebungen gekennzeichnet. Sie ist eine äußerst vitale Phase in der Ordensgeschichte sowohl was die theologische Reflexion des Ordenslebens betrifft, wie auch die Suche nach neuen Lebensformen und einer spirituell-religiösen Vertiefung des Ordenslebens in den einzelnen Klöstern.

Wohl kaum eine Gruppe in der Kirche hat die Erneuerung durch das Konzil so ernst genommen wie die Ordenschristen, es gab viele befreiende Reformkapitel.

Seit den 80er Jahren ist eine gewisse Beruhigung eingetreten, diese Beruhigung brachte eine neue Unübersichtlichkeit und (lässt?) falsche Hoffnungen aufkommen, als ob die Wandlungen anthropologisch, soziologisch-funktional, geistlich und theologisch **„ausgestanden"** wären. In dieser Zeit ist eine für mich heute noch gültige Ordenstheologie entstanden.

Die Konzilsaussagen über die Orden in **Lumen gentium** und **Perfektae caritatis** haben ihre Wirkungsgeschichte. Sie wurde vor allem von der Praxis, vom Leben geschrieben.

Wieweit diese neue Theologie bei den Ordenschristen spirituell entfaltet ist, ist schwer nachprüfbar.

Spirituelle Prägungen sind tief verankert und ändern sich nicht so schnell wie das Wissen im Kopf.

Wenn heute Ordensfrauen, Ordenstheologinnen und Ordensmänner sich zusammenfinden und über eine neue Ordenstheologie nachdenken, dann hat es etwas mit Identität und gegebenenfalls auch mit einer Identitätskrise zu tun. Diese Krise ist nur sekundär eine Nachwuchskrise, sie ist meines Erachtens primär eine Funktionskrise – verursacht durch das Fehlen großer, spezifischer, in einer Weise nicht übertragbarer Aufgaben in der Kirche und Welt.

Bis heute ist es vor allem den apostolisch tätigen Frauengemeinschaften, von denen die meisten im letzten Jahrhundert als Antwort auf eine spezifische gesellschaftliche Situation entstanden sind, nicht oder noch zu wenig gelungen, sich in der Kirche und Gesellschaft von heute zu inkarnieren.

Zur Funktionskrise der Frauenordensgemeinschaften kommt auch die Verunsicherung, die der neue Platz der Frau in der europäischen Gesellschaft mit sich bringt. Ihr liegt eine veränderte Anthropologie zugrunde, die Suche nach neuer weiblicher Identität.

Es ist wichtig, beim Rückgang der Ordensberufungen auch den tiefgreifenden Wandel der Rolle der Frau in der Gesellschaft mit seinen noch nicht aufgearbeiteten Auswirkungen auf die Kirche mitzubetrachten, eine Perspektive, die bis heute wenig berücksichtigt wurde.

Die Suche nach einem Weg in die Zukunft, kann nicht nur bei der Wahrnehmung der Gegenwart ansetzen, sie muss auch das Erbe der Geschichte einbeziehen.

Ruth Albrecht sagt: **„Wer sich mit Kirchengeschichte beschäftigt, begegnet dem Patriarchat in geballter Weise. Erst durch das Gefühl völliger Hilf- und Machtlosigkeit hindurch ist ein Weg zu den Spuren von Tradition möglich".**

Das bisherige weibliche Ordensleben hat sich in einer Gesellschaft entwickelt und ist wesentlich davon geprägt, was von den Männern der Kirche gemeint wurde, so dass bewusst oder unbewusst die Sicht und das Interesse der Männer die Darstellung bestimmt.

Weibliche Lebenszusammenhänge wurden vernachlässigt. Wahrgenommen werden Frauen als herausragende Persönlichkeiten, jedoch ohne dass ihr sozialer Hinter- und Untergrund beleuchtet wird.

Für das erstaunliche Phänomen der Ausbreitung des Wachstums der weiblichen Kongregationen im 19ten Jahrhundert fehlen im deutschen Sprachraum bis heute Studien, die ein größeres Gebiet gesamthaft untersuchen. Darstellungen über einzelne Gemeinschaften bleiben notgedrungen auf sich selbst beschränkt und lassen wenig spüren von der großen Kongregationsbewegung, an der einzelne Gemeinschaften Teil hatten und von der her sie übergeordnete Bedeutung für Kirche und Gesellschaft gewann.

Für Frankreich liegt seit 1984 eine umfassende Studie vor, auf die ich jedoch nicht näher eingehen möchte.

Für Deutschland ist festzuhalten, von der Frauenbewegung wird die Geschichte der Kongregationen nicht beachtet, da die sogenannte Katholische Frauenbewegung wenig zur Verbesserung weiblicher Lebensbedingungen beigetragen hat. Vielleicht liegt darin für Frauengemeinschaften eine der Herausforderungen für die Zukunft.

Das Ordensleben hat eine lange und bewegte Geschichte mit vielen Krisen. Schwester Zoe Maria Isenring stellt in ihrem Buch: **„Die Frau in den apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaften eine Lebensform am Ende oder an der Wende"** fest, nur 30% aller religiösen Gemeinschaften, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, haben überlebt. Keine Ordensgemeinschaft hat die Zusicherung, dass sie für immer bestehen wird. Wie alle menschlichen Institutionen haben auch die Ordensgemeinschaften ihren eigenen Lebenszyklus. Für mich kommt es jedoch wesentlich darauf an, ob wir lebendig sind und mitgestalten.

Die Suchbewegungen der Jetztzeit konzentrieren sich meiner Meinung nach um die Leitworte:

Menschsein, Mitverantwortung, Eigenverantwortung (damit verbunden ist ein verändertes Leitungsverständnis), Gemeinschaft und Sendung.

Alle Suchbewegungen sind begleitet von der Suche nach einer religiös-spirituellen Vertiefung des Ordenslebens. In der Praxis fand die Frage der Sendung in die Welt von heute, des Dienstes an den Menschen bis jetzt am wenigsten Widerhall.

Was den europäischen Ordensgemeinschaften not tut ist vor allem die Vision eines Ordenslebens, das sich in die postmoderne Gesellschaft inkarniert hat.

Mit nicht geringen Erstaunen haben meine deutschen Mitschwestern in unserem Kapitel die Ausführungen unserer brasilianischen Mitschwestern über die Gestalt des Ordenslebens, deren Suchbewegungen, deren Visionen zur Kenntnis genommen. Das hat nicht nur mit dem Nachwuchs zu tun, der in Brasilien nicht ausbleibt.

Darum liebe Schwestern, liebe Brüder

lebendig sein heißt:

- aktiv der Zukunft entgegensehen,
- sich auf die Zukunft einstellen,
- nicht alles passiv auf sich zukommen lassen, (abwarten)
- sondern auch vorausschauen,
- Kräfte entdecken, die da sind,
- die Herausforderungen, die unsere Zeit und die Menschen an uns stellen bewusst annehmen,
- und nicht nur den Verlust sehen, sondern auch die Chancen die sich uns bieten.

Lebendig sein heißt;

- in neue Richtungen denken, mit Phantasie und Kreativität,
- auch Ungewohntes angehen,
- sich mit Neuem vertraut machen,
- über die positive Kraft nachdenken die wir sind und die wir haben,
- uns nicht festklammern an das, was war und nicht mehr geht.

Stehen bleiben, nur noch am Bestehendem festhalten – das wäre Entscheidung für den Tod.

Dabei ist vor allem eines wichtig, nicht unsere Arbeit, nicht was wir tun, ist entscheidend, sondern was wir sind und wie wir da sind für Gott und die Menschen, das ist wesentlich und das müssen wir uns wieder klar machen, wenn wir uns verständlich machen wollen.

Ich möchte erinnern: Ordensleben ist kein Stand, sondern ein Weg. Dieses Bild drückt es aus.

Hier ermutigt mich seit Jahren eine Geschichte aus dem Neuen Testament, Sie ist Ihnen gut vertraut, und kann so etwas wie ein Symbol unserer derzeitigen Situation sein.

Am Abend diesen Tages sagte Jesus zu ihnen: Wir wollen ans andere Ufer hinüber fahren. Sie schickten die Leute fort und fuhren mit ihm in dem Boot, in dem er saß, und andere Boote begleiteten ihn. Plötzlich erhob sich ein heftiger Wirbelsturm, und die Wellen schlugen in das Boot, so dass es sich mit Wasser zu füllen begann. Er aber lag hinten im Boot auf einem Kissen und schlief. Sie weckten ihn und riefen: „Meister kümmert es dich denn nicht, daß wir zugrunde gehen?" Da stand er auf, beschimpfte den Wind und sagte dem See: „Schweig, sei still!" Und der Sturm legte sich und es trat eine völlige friedliche Stille ein und er sagte zu ihnen: „Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr immer noch keinen Glauben?"

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

Sie wissen, all diese Geschichten sind Ostergeschichten und zugleich Kirchen- und Ordensgeschichten, in denen – wie in Ikonen gemalt – Grundsituationen des Glaubens, des Christseins anschaulich werden.

In diese Situation können wir die eigene alphabetisieren, buchstabieren und beides tun, unsere Angst anschauen und unseren Mut und beides im Blick auf die Situation, wie sie ist, und solche Geschichten wollen genau gelesen werden.

Am Abend also im Ausklingen nicht nur eines Tages, sondern wir können symbolisch sagen, – auch einer Epoche, im Zuendekommen einer Bewegung sagt er: „Wir wollen ans andere Ufer fahren."

Das wird als ein Wort des Herrn gesagt, das sagen nicht die Jünger auf eigene Faust, sondern er sagt: **„Wir wollen ans andere Ufer fahren."**

Die Geschichte, ich will es aber nicht im einzelnen entfalten, kann uns eine zentrale Orientierung sein – denn die Erfahrung mit dem Sturm und dem verschlingenden Wasser.

Eine Ordensgemeinschaft ist nicht nur als Schiff zu verstehen, das reich beladen ist, sondern auch das kleine Nussschälchen auf einem wilden Meer der Menschheitsgeschichte, auf einem stürmischen Meer, auch der eigenen Seele, des eigenen Lebens, im Übergang, in Krisen, wo Altes, nicht Gestaltetes aufbricht, wo einem manchmal der Boden unter den Füßen weggeht.

In diesem Sinne sagt Johannes Tauler einmal sehr schön:

„Selig, die die Überfahrt wagen."

Selig, so könnte man in dieser Ostergeschichte auch sagen die in dieser Abend- und Übergangsstunde, die unsere Kirchenstunde, Ordensstunde ist, das Wort Jesu hören:

Wir wollen ans andere Ufer fahren.

Im vollen Wissen um diese Spannung von Sehnsucht und Angst, im vollem Wissen um das Gespür, das sie – denke ich – haben, das jeder von uns auf seine Weise hat, dass es so nicht weiter geht wie es war, da wird etwas zu Ende kommen– der Sehnsucht, dass es anders wird und der Angst davor, das gewohnte zurückzulassen, die Angst – nicht hinüber zu kommen. Und trotzdem ist diese Geschichte eine Frohbotschaft, deswegen, weil sie uns einlädt alles anzuschauen, nichts zu verdrängen. Und es gilt das Wort: Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr immer noch keinen Glauben?

Ordensleben ist kein Stand sondern ein Weg, ist nichts statisches, unveränderliches, sondern etwas in Bewegung.

Eine Herausforderung der Stunde liegt darin, wir müssen neu definieren wie dieser Weg ist, in welche Richtung der Weg führt und was das Ziel ist. Wir müssen viel deutlicher sagen können, wer wir sind, wie wir uns verstehen und was wir sein wollen in dieser Welt.

Das müssen wir als Mitglieder eines Ordens, eines Konventes gemeinsam wiederfinden und formulieren. Das ist nicht nur Aufgabe von Leitungsgremien oder Kapiteln.

Wer nicht weiß, wer er ist und sein soll, wirkt orientierungslos und erfährt seine Situation vielleicht sogar als sinnlos.

Mein Eindruck ist, vielen Gemeinschaften fehlt z. Z. die klare Orientierung. Dann trifft es zu, was Zulehner so formuliert: *„Wer nicht mehr weiß, was er zu tun hat, der weiß am Ende auch nicht mehr, wer er ist."*

Deshalb ist ein wichtiger Schritt für die Zukunft, der mit einer Rückfrage nach innen verbunden ist.

Wir müssen unsere Sendung wiederentdecken!
Ich erinnere mich an eine Aussage von Kardinal Lorscheider, als wir in Brasilien auf ei-

ner internationalen Tagung in unserer Gemeinschaft mit ihm gearbeitet haben. Er erzählte von seinen Visitationen und berichtete, dass er in den Konventen die Schwestern und Brüder fragt, warum sie an diesem Ort wirken. Mehr als einmal konnten ihm die Schwestern und Brüder keine Antwort darauf geben.

Der Kardinal meinte daraufhin: *„Wenn Sie nicht wissen, warum Sie hier sind, können Sie auch aufgelöst werden."*

Der Sendungsauftrag fokussiert sich

- im persönlichen Lebenszeugnis durch den Anruf Gottes,
- den biblischen Anspruch der Nachfolge,
- in der Gemeinschaft durch den Ruf in eine ecclesiale Dimension,
- in der Gründungsgeschichte und dem Gründungscharisma der Gründerpersönlichkeiten,
- dem Zeitbezug,
- dem Kairos, in dem Sendung konkret gelebt wird, d.h. den günstigen Augenblick in der Gegenwart nutzen.

Sendung hat eine Seite nach innen: Person, Ordensgemeinschaft, Umgang miteinander, Kirche und eine Seite nach außen: Gemeinschaft bezeugt die Gnade in und für die Welt

Wir dürfen nicht vergessen, dass diese Welt mit all ihren Problemen und Zeiterscheinungen und Schwierigkeiten der Ort ist, an dem unsere Gemeinschaft mit dem Herrn bezeugt werden muss. Wir haben Auftrag und Sendung in die Menschengemeinschaft hinein.

Hier liegt eine große Herausforderung an die Gemeinschaften, denn die Mehrzahl der heute lebenden Mitglieder einer Kongregation sind eingetreten in dem Bewusstsein: Abschied von der Welt, abgesondert von den Menschen in eigens erbauten Klöstern, Leben in Klausuren mit bestimmten Strukturen. Kontakte mit den Menschen begrenzten sich auf bestimmte Notsituationen wie Krankenhaus, Altenheim, Schule, Kirche. Wir hatten dabei die Rolle der Helfer. Ansonsten gab es nur kontrollierte Kontakte mit den Menschen in Sprechzimmern. (Es ist darauf hinzuweisen: die Erfahrung der Gründer ist das nicht).

Die Zukunft fordert anderes, zumindest von den aktiv tätigen Orden.

Kleine Gruppen, Gruppen von Ordensfrauen und -männern suchen heute ihren Platz mitten unter den Menschen, in Solidarität mit ihnen, leben unter gleichen Bedingungen wie andere Bürger. Sie teilen ihr Leben und den Glauben, werden als Nachbarn erfahrbar, erlebbar als Teil des Gottesvolkes, der örtlichen Pfarrei gleich und doch anders, die den Aufbau von Netzwerken kommunikativer Glaubensmilieus ermöglichen.

Mag sein, dass das für die meisten von uns nicht mehr möglich ist, aber da gibt es die andere Alternative: als innerkirchliche Herausforderung für Ordensgemeinschaften.

Das Leben in unsere Klöster und Konvente hineinlassen

Damit meine ich, die Lebensrealität und Lebenserfahrungen der Menschen vor Ort sehen und einbeziehen in unser Denken, Beten und Sorgen. Es heißt, den langen, liebevollen Blick tun auf das, was wirklich ist, und akzeptieren, dass viele Menschen mit der Kirche und auch mit uns nicht mehr zurechtkommen, weil sie mit unseren uns so vertrauten Formen und Strukturen nichts anzufangen wissen.
Unsere Chance liegt darin, unsere Pforten und Herzen für sie zu öffnen, mit ihnen ins

Gespräch zu gehen, zu erfahren, was sie sich von uns wünschen, was sie vermissen, wonach sie sich sehnen, ihnen Wegbegleiter/Innen sein.

Wir müssen Orte der geistlichen Gastfreundschaft zum Verweilen und Ausruhen sein, uns stören lassen nicht nur von denen, die uns in unseren traditionellen Rollen anfragen, sondern auch von denen, die uns hinterfragen, und hören, was sie brauchen:

unser zuhörendes Ohr, geduldiges Verstehen, Gebetshilfe, Ermutigung, Gemeinschaft mit uns, einen Ruheplatz für ein paar Tage.

Wir müssen Nähe zu den Menschen wagen und der Versuchung widerstehen, ein Ghetto zu werden und zu privatisieren.

Nur wenn wir Nähe wagen, hat das Wort des Konzils eine Chance, Wirklichkeit zu werden, das da sagt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude, Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger/Innen Jesu."

Nähe wagen zu Menschen, denen die Kirche fernsteht.

Wir haben die Chance, durch die Weise, wie wir da sind, zu verdeutlichen, dass Gott in dieser Welt ist, und wir können helfen, dass die Menschen Gottes Spur in der Welt und in ihrem Leben entdecken.

Das setzt voraus, dass wir umkehren. Das wollen wir ja in jeder Fasten/Bußzeit, „denn tief nach innen muß diejenige/derjenige gehen, die/der weit nach außen zu gehen verpflichtet ist." **(Hl. Nikolaus von der Flüe)**
Der Anfang solcher Umkehr ist die Kontemplation. Dabei geht es auch aber nicht nur um Meditationsräume. Kontemplation ist eine Haltung, die mit allen Sinnen schaut und wahrnimmt.

Sie ist nach Heribert Arens das Gegenteil von dem, was ich „Sehen mit flüchtigen Blick" nenne. Wir haben, und da beziehe ich mich mit ein, das „kontemplative Schauen" verlernt.
Wir sind gefährdet im Zeitalter totaler Information, in der die Welt ein globales Dorf ist (M. Mc. Luhan). Der flüchtige Blick verweilt nicht, schaut nicht, nimmt bestensfalls den Vordergrund wahr und ist schon wieder weitergeeilt.

Kontemplation ist die Kunst, lange genug hinzuschauen, die Augen nicht zu verschließen, nicht „ein Auge zudrücken".

Wer lange genug verweilend schaut, lässt die Dinge an sich heran. Sie beginnen zu sprechen und werden Anspruch.

Die Berufung unserer Ordensgründer/Innen ist nur aus einer Kontemplation heraus zu verstehen.

Das Wort Kontemplation ist sehr unterschiedlich besetzt. Nach Barry Connely gibt es eine Definition dessen, was Kontemplation in einem allgemeinen Sinn meint, die mich sehr anspricht:
„Kontemplation" beginnt, wenn einer aufhört von seinen eigenen Belangen vollständig in Anspruch genommen zu sein und damit anfängt, dass ein anderer Mensch, ein Ereignis, ein Thema, seine Aufmerksamkeit findet.

Darin liegt für uns die Möglichkeit, neue Weisen zu finden, der Welt von heute Christus nahe zu bringen, und neue Weisen, Gott und den Menschen zu begegnen.

– Wenn wir so Leben hereinlassen wollen, hat das aber Konsequenzen für unser Leben. Wir müssen in mancher Hinsicht selbst umdenken und für die Zukunft
Neue Lebens- und Gemeinschaftsformen entwickeln –
und da sind wir auch schon auf dem Weg.

Die Generalkapitel der letzten Jahre haben in verschiedenen Gemeinschaften immer wieder Anstöße gegeben, um das Leben und die Sendung der Kommunitäten zu überprüfen und neu auszurichten.

Viele Provinzen haben verschiedene Versuche zur Erneuerung des Gemeinschaftslebens begonnen. Anlässlich der Vorbereitung von Kapiteln haben zahlreiche Gespräche stattgefunden.

Dennoch herrscht hier Unzufriedenheit: man hat den Eindruck, dass man bei vielen Gesprächen *grundsätzlich* oder im *unverbindlichen* verbleibt und stellt resignierend die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit fest, um anschließend wieder zur Tagesordnung überzugehen. Es bleibt der Eindruck, dass sich nichts bewegt.

Dafür gibt es viele Gründe. Die meisten liegen in uns selbst; Resignation, belastete Beziehungen, Empfindlichkeit, Misstrauen, Angst, dem Anderen zu nahe zu treten.

Ein anderer Grund kann aber auch darin liegen, dass der Rahmen und das Ziel von Gesprächen nicht klar sind.

Was soll erreicht werden und was nicht?

Es gibt Gemeinschaften mit guten Kommunitätsprojekten. Das Kommunitätsprojekt soll das Ergebnis gemeinsamer Überlegungen und Entscheidungsfindung sein. Wichtig ist daher die verantwortliche Teilnahme aller Schwestern und Brüder. Es geht nicht um die Ideen einiger weniger, sondern um eine gemeinsame Sache.

Ein weiterer Weg, Übergänge zu gestalten, liegt in der Förderung der Einheit für Mitglieder, die neue Wege gehen und
In der Vielfalt leben.
Damit tun wir uns in den Kommunitäten noch schwer, denn es fordert Loslassen von Gleichförmigkeit und Uniformität. Beides war über lange Zeit so etwas wie ein Ideal. Die Kommunität der Zukunft zeichnet sich aus durch positive Wertschätzung für das Anderssein des anderen, durch Akzeptanz verschiedener Weisen, Dinge zu tun, zu sehen, zu handhaben. Verschiedene Lebenserfahrungen, Lebensgefühle stoßen aufeinander. Das fordert gegenseitige Wertschätzung, Gesprächsbereitschaft, Vertrauen, Wohlwollen.

Vielfalt lebt, wenn aus verschiedenen Tönen eine Melodie wird, die jede Schwester, jeder Bruder summen kann.

Da liegt unsere Chance, einen Gegenpol zu setzen zur Tendenz, das, was fremd ist, was nicht vertraut ist, zu bekämpfen oder auszugrenzen.

Nicht Ausgrenzen ist unsere Aufgabe im Reich Gottes, sondern integrieren, hineinnehmen. Orden der Zukunft, das werden Gemeinschaften sein, die Fülle und Verschiedenheit in ihren Reihen zulassen, und damit etwas von der Fülle Gottes widerspiegeln. (A. Herzig)

Teilweise gibt es diese Erfahrungen schon. Wir praktizieren bereits drei Formen.
Die neue Gemeinschaftsform zeichnet sich aus durch
Eigenständigkeit, Eigenverantwortung, Gemeinsame Verantwortung

Auch hier findet ein Paradigmenwechsel statt. Es gibt Gemeinschaften, die müssen noch von einem alten Muster Abschied nehmen, in dem die Oberen die alleinigen Entscheidungsträger waren und alle neu hinzukommenden als mehr oder weniger unerfahren und unmündig angesehen wurden und sich auch im Laufe der Zeit so verhielten.

Eigenständigkeit, Eigenverantwortung, gemeinsame Verantwortung bedeutet immer,

Handeln im Bewusstsein, dass alle aufeinander verwiesen sind.

Jede ist verantwortlich für persönliches Wachsen und Reifen, für ihre Weiterentwicklung im Glauben und übernimmt gleichzeitig Verantwortung für die Sendung der Gemeinschaft. Da, wo der Bruder, die Schwester steht, steht und handelt er/sie für die Gemeinschaft.

Das Spannungsfeld liegt darin, als einzelne eigenständig und verantwortlich zu leben und handeln und gleichzeitig immer auch die Gemeinschaft im Blick zu haben. Keiner lebt für sich selbst, sondern das Handeln des einzelnen hat immer auch Auswirkungen auf die anderen.
Alle Mitglieder einer Ordensgemeinschaft gehören zusammen, sind aufeinander verwiesen und aufeinander angewiesen, ohne - so hoffe ich – voneinander abhängig zu sein.

Die darin liegende Eigenständigkeit lässt sich nur bewältigen, wenn wir einander als Partner/Innen, als Weggefährten/Innen akzeptieren und uns immer wieder über das klar werden, was und wer uns im tiefsten verbindet: Christus, unsere gemeinsame Mitte, und wenn wir unsere Vision und unseren Sendungsauftrag deutlich vor Augen haben. Das eigentlich identitätsbildende Wort heißt:

Gott ist in unserer Mitte.

Die Eigenverantwortung fußt darauf, immer wieder einmal eine kritische Reflexion über die Ambivalenz der Freiheitsidee mit zunehmender Breitenwirkung zu fördern.
Vielen kommt es mehr und mehr zum Bewusstsein, dass der Freiheitsmythos auch in Ordensgemeinschaften zu einer Überforderung, zu einer Quelle des Scheiterns, zu einer „Modernisierungsfalle" werden kann, bzw. schon geworden ist.

In dem fachlichen und kirchlichen Milieu, in dem wir uns bewegen, stellt der Wiener Pastoraltheologe Paul Michael Zulehner die Frage: **„Stirbt die Liebe an der Freiheit?"**
Und sein Paderborner Kollege Norbert Mette macht sich unter Beibehaltung emanzipatorischer Bildungs- und Erziehungsziele auf die Suche nach neuen Verbindlichkeiten.

Der Ordensmann Hermann Stenger hat eine andere Position. Er sagt, es ist nicht an der Zeit, von der Freiheitsidee und ihren Errungenschaften Abschied zu nehmen, sondern sie durch Verflechtung mit der Idee und dem Ethos der Verbindlichkeit zu retten und zu einer attraktiven spirituellen Leitidee auszugestalten.

Eigenständigkeit, Eigenverantwortung ohne Verbindlichkeiten und Verwiesensein auf die gesamte Gemeinschaft ist ein Irrweg.

Die Gemeinschaftsform der Zukunft wird geprägt sein von echten menschlichen Beziehungen, die zwischen uns bestehen.

Pflege der Beziehungen

Lebendige geistliche Gemeinschaft können wir nur überzeugend mit anderen leben – (Leben hereinlassen), wenn wir auch untereinander eine Lebensgemeinschaft sind, in der echte menschliche Beziehungen bestehen, Gemeinschaft, in der ich erfahren darf, was Leben heißt, nämlich: Wachstum – Wandel – Spannung – Leid – Generationsunterschiede – Beziehungskonflikte – offene Kommunikation.
Denn tragfähige Beziehungen sind für eine Gemeinschaft das, was Sauerstoff fürs Atmen ist. Das ist mühsam und manchmal schmerzlich. Aber nur so kann Leben sein und gelingen.

Geschwisterliche Gemeinschaft

Zur lebendigen geistlichen Gemeinschaft gehört, dass wir unseren Glauben, unsere Hoffnung miteinander teilen, aber auch unsere Grenzen und Ängste.

Diese Art Gemeinschaft zu leben, ist anspruchsvoll und muss gepflegt werden.

So wichtig und unabdingbar das spirituelle Fundament ist – es wird lebloses Gestein bleiben, wenn wir es nicht mit der Wärme unserer Menschlichkeit füllen. Das setzt voraus, dass wir uns mit unserem Gemeinschaftsverständnis auseinandersetzen. Gemeinschaft ist nicht nur dort zu finden, wo alle pünktlich im Gebet und zu den Mahlzeiten vereint sind.

Die Gemeinschaft beinhaltet eine Fülle von anderen Aspekten und Kriterien. Dieses Gemeinschaftsverständnis erfordert ein Leitungsverständnis im Dialog.

Das heißt nicht, dass Leitung nur abfragt, was die Mitglieder wünschen und wollen.

Ein konstruktives Leitungsverhalten definiert sich mit einem klaren Rollenverständnis kommunikativ und nimmt eindeutig Leitung wahr.

Geistliche Leitung braucht dazu die Fähigkeit: die Geister, d. h. die Vorgänge, die Atmosphäre, die herrschende Meinung wahrzunehmen, zu spüren, zu erkennen, zu benennen und zu unterscheiden. Es gibt keine ideale Kommunikationsgemeinschaft.
Viele Enttäuschungen entstehen aus idealistisch überzogenen Erwartungen und Räumen, die an der Realität Anstoß nehmen muss. Gemeinschaftsmodelle der Zukunft sind auch interkongregationelle Konvente oder Gruppen.

Trauerprozesse gestalten

Bei allen Überlegungen zur Zukunft, die heute beginnt, gilt es die Realität in den Blick zu nehmen und nicht zu verdrängen, dass wir hier und da mit Aufgaben, mit Konventen und vereinzelt gilt es auch für Gemeinschaften an das Ende der Geschichte kommen.

Dann gilt es zu trauern, dies nicht nur zulassen, sondern ganz bewusst zu gestalten. Aufgaben können erfüllt oder von anderen Gruppen übernommen werden.

Es ist gut, sich bei diesen Übergängen – einer ars moriendi – an der biblischen Überlieferung zu orientieren. In dieser Trauerarbeit sehe ich noch den Auftrag, mit unseren älteren Ordensmitgliedern als Weggefährten/Innen einen Weg zu gehen, der ihnen Würde bis zur letzten Stunde verleiht.

Darin sehe ich auch eine innerkirchliche Herausforderung, in der immer älter werdenden Gesellschaft Europas Zeichen zu setzen für die Sinngestaltung des Alters.

Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft

Es kann wohl keine Frage sein, wo der Ort der Orden in der Kirche und Gesellschaft ist: an der Seite der Benachteiligten. Wir haben nur wenig Einfluß, ihre Situation zu verändern, sie sollten uns an ihrer Seite finden.

In einer Gesellschaft, in der es auch in Deutschland (Armutsuntersuchung DCV) eine wachsende Armut gibt, ist die Diakonie die glaubwürdigste Verkündigung.

Oder nehmen wir die wachsende multikulturelle Bevölkerung. Wer stiftet den Dialog zwischen den Kulturen? Wer sucht bewusst den Kontakt mit den anderen christlichen Kirchen?

Ich habe mich gefreut, dass die **VOD** jetzt den Kontakt zu den evangelischen Schwesterngemeinschaften aufnehmen will.

Wie wäre es, wenn Orden, Ordensfrauen und Ordensmänner zur Fürsprechern/Innen für die Stellung der Frau in der Kirche würden?

Eine Aufgabe der Zukunft wird sein: auch in den Priesterseminaren das Ordensleben bewusst zu machen.

Es werden immer nur einzelne sein, die die Stimme erheben können. Die Frage ist, werden sie gestützt, personal und im Gebet als Auftrag der Gemeinschaft, als gemeinsame Option oder sogar bekämpft?

In einer Zeit, in der die Kirche vielen fernsteht, sollte sie sich dennoch in die Wertediskussion einmischen.

Das könnte auch ein Auftrag der Orden sein. Vielleicht müssen wir das kulturelle Gedächtnis der Orden noch einmal mobilisieren.

Jede Gemeinschaft muss ihren Weg finden, und damit komme ich zur letzten Herausforderung, die darin besteht: dass sich Gemeinschaften, Konvente vor Ort zu einer **eindeutigen Option** durchringen.

Eine eindeutige Option – nach **außen in die Gemeinde** kommuniziert, wird für die **Zukunft** wichtig sein.

Darunter verstehe ich, dass wir miteinander herausfinden, für was, für wen wir uns einsetzen, welchen Schwerpunkt wir setzen wollen (Vision).

Wir existieren nicht für uns selbst, sondern es geht immer um die viel größere Menschengemeinschaft und um die Maßstäbe, die Jesus gesetzt hat. Die Nöte unserer Zeit müssen ein Stück bestimmender Faktor unseres Lebens werden und bleiben.

Eine Neubelebung der Kongregation, des denslebens ist dann wirklich möglich, wenn neue pastorale Nöte erkannt werden und eine entsprechende klare Option getroffen wird. Gemeinschaften, die sich für eine Zukunft entschieden haben, müssen auch immer wieder einmal eine Neugründung in den Blick nehmen.

Nöte unserer Zeit werden wir entdecken, wenn wir das Leben hereinlassen, nicht nur uns, sondern die Weltsituation im Blick haben.

Unsere Option soll die Option Jesu weiterführen, der eindeutig auf der Seite der Benachteiligten, der Armen, der Unterdrückten und am Rande Stehenden war. Genau da muss in Zukunft unser Platz sein. Wir müssen miteinander vor Ort finden, wo wir als Gruppe und als Einzelne uns einbringen. Und sagen Sie nicht so schnell: Das geht nicht. Viele tun dies schon. Der Einsatz ist noch keine Option für die Gemeinschaft.

Es geht nicht wie früher - aber es gibt noch viele verborgene Talente, die wir einsetzen können. Und wir werden kleine Schritte, aber bemerkenswerte Schritte machen. Wenn wir wissen, was wir wollen, finden sich andere, die mit uns gehen.

Andererseits können auch wir schauen, wo wir uns einbringen in das, was andere im Sinne der evangelischen Werte tun:
Hier muss jede Schwester, jeder Bruder und jeder Konvent eine Option treffen, die dann zur Gemeinschaftsoption wird.
Haben wir noch Mut, etwas anzugehen, was uns bisher fremd war, und von dem wir nicht wissen, wie die Konsequenzen sein werden?

Wir können es wagen, wenn wir der Verheißung glauben, dass Gott mit uns ist und mit uns geht. Wir haben Erfahrung und Kompetenz einzubringen. Was uns fehlt, ist oft der Mut.

Unsere eigentliche Chance liegt in unserer spirituellen Kraft, in der Kraft der Liebe und der Verbundenheit mit Gott, der Gottesverwurzelung.

Im allgemeinen Ansehen wird heute in unseren Breiten, den Orden vielfach die Kompetenz für Spiritualität abgesprochen. Das zeigt der Boom von Esoterik, der Ruf nach Ganzheitlichkeit, die Suche nach Meditationsformen aus anderen Kulturen, oftmals eher in Quantität als in Qualität.

Ich stelle mir oft die Frage, was ist den Orden verlorengegangen, auch in unserem Wirken nach außen, dass nur wenige Christen noch die Quellen des Glaubenslebens bei uns suchen?

Menschen wollen sehen und erleben können, was ihnen zum Leben dient.

Wie einladend sind wir für Menschen, die suchen?

Unsere brasilianischen Mitschwestern hatten einmal den Mut, in der Gemeinde, in der sie lebten, diese Kriterien abzufragen. Es war ein interessantes Ergebnis und hat den Schwestern an verschiedenen Orten zu einem Aufbruch verholfen.

An einem Ort hat es aber auch zum Auszug geführt.

Bringen wir diesen Mut auf?

Fangen wir doch einmal bei unseren Mitarbeitern/Innen an.

Erinnern Sie sich:
„Warum habt Ihr solche Angst?"
„Habt Ihr keinen Glauben?"

Literatur:

- Sr. Zoe Marie Isenring
- Sr. M. Emanuela Henneken
- Dr. Gotthard Fuchs

VDO Leitbild

(Vorstandsentwurf zur Mitgliederversammlung 2000)

Gliederung

1. Selbstverständnis – Wer sind wir?
2. Zielsetzung – Was wollen wir?
3. Aufgabe - Was tun wir?
4. Kultur - Wie tun wir es?
5. Finanzierung
6. Ausblick

1. Selbstverständnis – Wer sind wir?

1.1 Vielfalt der Orden

In der Kirche leben Ordenschristen mit unterschiedlichen Charismen. Ihre Lebensweise und die Aufgabenbereiche ihrer jeweiligen Ordensgemeinschaften beleben auf sehr unterschiedliche Art die Kirche als Ganze wie die Gemeinden und kirchlichen Institutionen vor Ort. Dabei hat jede Ordensgemeinschaft ihre eigene Spiritualität, ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Arbeitsfelder. Nicht Uniformität, sondern die Fülle der Lebensformen machen den Reichtum der Kirche und der Orden aus. Gegenseitiger Respekt und das Lernen voneinander prägen heute die Orden in ihrer Vielfalt.

1.2 Vereinigung der Ordensobern

Die Höheren Oberen der klerikalen Ordensgemeinschaften - die Äbte und Provinziale - haben sich in der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) zusammengeschlossen. Sie ist kein Dachverband der Ordensgemeinschaften, sondern die Konferenz der Höheren Oberen während ihrer Amtszeit. Dennoch verstehen die Höheren Oberen die VDO und in besonderer Weise deren Generalsekretariat als Dienstleistungsinstitution sowohl für die Oberen als auch für die von ihnen geleiteten Ordensgemeinschaften.

1.3 Wechselnde Aufgaben

Aus der geschichtlichen Entwicklung und der Bedeutung der VDO in den vergangenen hundert Jahren werden ihre wechselnden Aufgabenstellungen deutlich. Über eine Beschreibung der rechtlichen Struktur der VDO hinaus gibt das Leitbild, das die VDO bisher geprägt hat und zukünftig prägen wird, Auskunft über ihre Eigenart und ihr Handeln. Dass es dabei über die Jahrzehnte einen Wandel im Leitbild gab, lässt sich gut daran ablesen, wozu beispielsweise der Zusammenschluss der Ordensoberen im Dritten Reich diente, und was heute die Vereinigung mit ihren Kommissionen, Arbeitsgemeinschaften und dem Generalsekretariat darstellt. Dabei spielt die Auseinandersetzung mit konkreten Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft eine entscheidende Rolle für das jeweils aktuelle Selbstverständnis der VDO.

1.4 Das Leitbild der VDO als ermutigende Perspektive

Dieses Leitbild kann nur eine Momentaufnahme auf dem Weg einer geschichtlichen Entwicklung sein. Es benennt nicht nur den Ist - Stand, sondern auch Perspektiven, denen entsprechend die VDO sich engagieren möchte und entwickeln soll. Daher bleibt die Fortentwicklung des Leitbildes eine ständige Aufgabe der VDO. Dabei möchte die VDO mit ihrem Leitbild die Höheren Oberen nicht zusätzlich belasten, sondern sie ermutigen und ihnen helfen, die anstehenden Aufgaben in Angriff zu nehmen.

2. Zielsetzung – Was wollen wir?

Bündelung von Kräften und Ressourcen

Die VDO stellt ein Forum für vielfältige Vernetzungen dar. Sie will die Kräfte und Ressourcen ihrer Mitglieder und deren Gemeinschaften bündeln, um folgende Ziele effizient erreichen zu können:

2.1 Interessenvertretung

Die VDO vertritt die Interessen der in ihr zusammengeschlossenen Höheren Oberen und ihrer Ordensgemeinschaften in Kirche, Staat und Gesellschaft.

2.2 Zielgerichtete Koordination und Kooperation

Alle Ordensoberen tragen Mitverantwortung für die Positionierung der Vereinigung in Kirche, Staat und Gesellschaft. Die VDO koordiniert die Aktivitäten ihrer Mitglieder und repräsentiert sie in der Öffentlichkeit.

2.3 Begegnung und Austausch

Die VDO bindet ihre Mitglieder in das interne Netzwerk der Vereinigung selbst und in das übergeordnete Netzwerk von Kirche und Gesellschaft ein. Sie versteht sich als Informationsbörse für allgemeine Entwicklungen und für Einzelaktivitäten in den ihr angeschlossenen Ordensgemeinschaften. Sie bietet den Höheren Oberen ein Forum für Begegnung und Austausch, gibt Impulse, vereinbart Ziele und betreibt deren Realisierung.

2.5 Beratung und Ermutigung

Ein Schwerpunkt der VDO ist Beratung: Organisationsberatung für die Gemeinschaften, kollegiale Beratung für die neu ins Amt kommenden Ordensoberen, Anstoßen informeller Kreise auf regionaler Ebene bzw. Einbindung neuer Ordensoberer in bereits bestehende Kreise.

3. Aufgabe - Was tun wir?

Bündelung von Kräften und Ressourcen

Durch das Zusammenwirken der Höheren Oberen in der VDO können Synergieeffekte erzielt werden, die den Gemeinschaften einen direkt erfahrbaren Nutzen bringen, zum Beispiel in wirtschaftlich-rechtlichen Fragen, einer gemeinsamen Medien und Öffent-

lichkeitsarbeit, einer Imagewerbung für das Ordensleben und der Berufungspastoral. Die VDO leistet dies z.Zt. durch das Generalsekretariat, Kommissionen, Arbeitsgemeinschaften, Fachgruppen und Bildungseinrichtungen wie das Institut der Orden (IMS).

3.1 Interessenvertretung

Die Gremien der VDO haben die Aufgabe, in den Anliegen einzelner die gemeinsamen Interessen der Oberen zu erkennen, zu formulieren und zu vertreten. Ein zentraler Arbeitsschritt besteht in der fachlichen Überprüfung und Absicherung der gemeinsam entwickelten Zielsetzungen. Die Repräsentanten der VDO artikulieren gegenüber Vertretern von Kirche, Staat, Gesellschaft und Wirtschaft die Interessen der Mitglieder mit dem Ziel, in Verhandlungen zu verbindlichen Vereinbarungen zu kommen. Die Beschreibung der Amtsträger und ihrer Kompetenzen ist in der Satzung und der Geschäftsordnung der VDO niedergelegt.
Gleichzeitig macht es sich die VDO zur Aufgabe, für benachteiligte, oft sprachlose Gruppen in Kirche und Gesellschaft einzutreten.

3.2 Zielgerichtete Koordination und Kooperation

Die VDO wird nach außen insbesondere durch den Vorsitzenden, den Generalsekretär, den Vorstand und die Kommissionsvorsitzenden vertreten. Ansprechpartner der VDO sind im kirchlichen Bereich die Apostolische Nuntiatur und Dienststellen des Vatikans, die Deutsche Bischofskonferenz, der Verband der Diözesen Deutschlands, die einzelnen Diözesen sowie kirchliche Verbände, Vereine und Werke sowie Ordensvereinigungen auf nationaler und internationaler Ebene. Im staatlichen Bereich sind die Ansprechpartner der VDO Parlamentarier sowie Vertreter von Ministerien und Behörden auf Bundes und Landesebene. Gesprächspartner aus der Wirtschaft sind Vertreter von Interessenverbänden, aber auch einzelner Firmen und Unternehmen. In all diesen Bereichen ist die VDO Ansprechpartner für die gemeinsamen Interessen der Orden. Sie initiiert ihrerseits Begegnungen und pflegt Kontakte und den fachlichen Austausch bis hin zu Verhandlungen und verbindlichen Vereinbarungen und Verträgen. Sie organisiert mit den genannten Kooperationspartnern gemeinsame Aktionen und Veranstaltungen.

3.3 Begegnung und Austausch

Die VDO organisiert und fördert Begegnungen der Höheren Oberen auf persönlicher, spiritueller und fachlicher Ebene zum Beispiel im Rahmen von Jahrestagungen, Konferenzen, Vorstandssitzungen, Sitzungen von Kommissionen und Arbeitsgemeinschaften und dem Forum der Orden sowie Treffen auf regionaler Ebene. In informellen Gruppen haben Höhere Obere die Gelegenheit zum kollegialen Austausch und perspektivischen Nachdenken zu aktuellen Fragen und zur Zukunft der Ordensgemeinschaften.

3.4 Beratung

Das Generalsekretariat der VDO nimmt vielfältige Beratungsaufgaben wahr. Im Rahmen dieser Tätigkeit wird ordensspezifische Sachkompetenz aufgebaut, gesammelt und weitergegeben oder – wo externe Sachkompetenz zur Lösung der anstehenden Fragen notwendig ist – entsprechender Kontakt vermittelt.

Die Beratung erfolgt z.Zt. durch Rundschreiben und elektronische Medien, Fachtagungen sowie persönliche oder telefonische Kontakte mit dem Generalsekretär.

Die VDO ermöglicht und fördert kollegiale Beratung der Höheren Oberen und bietet neuen Amtsträgern Einstiegsinformationen an.

4. Kultur – Wie tun wir es?

4.1 Wie gehen wir miteinander um?
Die Grundprinzipien des Umgangs miteinander in der VDO sind Subsidiarität, Solidarität und Kollegialität. Die VDO trägt zu einem Klima zwischen den Ordensoberen und den Gemeinschaften bei, das sich aus Offenheit, Vertrauen und Diskretion sowie aus Kompetenz und präziser Information speist. Sie eröffnet Ordensoberen und Ordensmitgliedern Begegnungen, die einerseits eine sachliche Beschäftigung mit wichtigen Fragen der Orden, der Kirche und der Gesellschaft ermöglichen. Andererseits geht es bei der Begegnung in der VDO nie nur um Sachfragen, sondern auch um die Dimension des gelebten Glaubens und freundschaftlicher mitbrüderlicher Beziehungen.

Die VDO weicht dort, wo Krisen oder Probleme vorhanden sind, nicht aus. Sie versteht sich als Institution kritischer Solidarität nach innen und nach außen. Sie will nicht entmutigen, sondern ermutigen, nicht ab- oder anweisen, sondern beraten. Im Konfliktfall werden die in der VDO zusammengeschlossenen Höheren Oberen eine gemeinsame Lösung suchen.

4.2 Wie arbeiten wir zusammen?
Die VDO stärkt die Bedeutung und bündelt den Einfluss der Orden in Kirche und Gesellschaft. Dazu bedarf es der Solidarität untereinander. Wer seine eigenen Informationen, Erfahrungen, Fragen und Ressourcen einbringt, trägt dazu bei, dass die Orden insgesamt davon profitieren und so effizienter wirken können.

Die VDO versteht ihre Arbeit als Dienstleistung für die Gemeinschaften und ihre Oberen. Sie fördert die Kooperation untereinander und bietet subsidiär ihre Dienste an, wo dies erforderlich ist.
Die Zusammenarbeit mit den anderen Ordensobern-Vereinigungen in Deutschland (Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands, Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen Deutschlands) erfolgt unter anderem in den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensoberen-Vereinigungen (ADOV) und durch Austausch der Rundschreiben.

Die VDO engagiert sich auf europäischer Ebene in der Union der Europäischen Ordensobern-Vereinigungen (UCESM) und ist offen für Kontakte zu anderen Ordensobern-Vereinigungen der Weltkirche.

4.3 Wie bewerten wir unsere Arbeit?
Wichtige Erfolgskriterien für die Arbeit der Vereinigung und des Vorstandes sind z.B. die aktive Teilnahme der Mitglieder bei Veranstaltungen, das Entstehen neuer Initiativen, die öffentliche Resonanz und insbesondere, wenn die prophetische und spirituelle Dimension der Orden an Kraft gewinnt.

Messbarer Erfolg der gemeinsamen Arbeit ist zum Beispiel das Erreichen wirtschaftlicher oder rechtlicher Ziele. Wertschätzung für die Arbeit der VDO zeigt sich auch darin, dass es ihr gelungen ist, zu einem respektierten und anerkannten Gesprächspartner im kirchlichen und weltlichen Bereich zu werden.

Die VDO muss sich daran messen lassen, ob sie die Interessen der Mitglieder erfolgreich vertritt und wie die tatsächliche Vernetzung mit anderen Gremien gelingt bzw. ob VDO-Mitglieder in relevanten Gremien präsent sind.

5. Finanzierung

Obwohl die Orden ein integraler Teil der katholischen Kirche in Deutschland sind, haben sie an den Erträgen der Kirchensteuer keinen Anteil. Anders als viele andere kirchliche Institutionen muss sich die VDO ausschließlich selbst finanzieren. Die Orden

übernehmen anteilig je nach Größe oder Möglichkeit die Finanzierung des Generalsekretariates und gemeinsam getragener, einzelner Institutionen (IMS) durch Mitgliedsbeiträge, allgemeine Umlagen, Darlehen oder Spenden.

6. Ausblick

Die Geschichte zeigt, dass es den Orden gelungen ist, bei sich verändernden religiösen und sozio-kulturellen Rahmenbedingungen innovative Kräfte freizusetzen. Deshalb sind sie auch heute davon überzeugt, neue Anstöße für die Zukunft entwickeln zu können. Die VDO unterstützt ihre Mitglieder bei dieser Herausforderung.

„Sein ist die Zeit“

Othmar Noggler

Zeit der Orden: Ordensleute - engagiert für Gerechtigkeit und Solidarität

Vortrag auf dem Katholikentag 2000 in Hamburg

Den Luxus, Pfadfinder zu sein, konnte ich mir in meiner Jugendzeit nicht leisten. Ich hatte aber Freunde, die Pfadfinder waren. Gelegentlich gingen sie mir auf die Nerven mit ihrem Auserwählungsbewusstsein. So wurde es geradezu als Sakrileg empfunden, als ich eines Tages, – ein Nichtpfadfinder also –, es mir erlaubte, einen solchen mit dem klaneigenen Händedruck zu begrüßen. Darüber hinaus ist mir der Ehrenkodex in Erinnerung geblieben. Er war, ist es vielleicht noch heute, nicht als Aufforderung, sondern als Beschreibung eines virtuellen Zustandes formuliert. „Der Pfadfinder ist... sozusagen von Natur aus, soweit und so lange er Pfadfinder ist, hilfsbereit usw.“

In der Formulierung des Themas: „Ordensleute – engagiert für Gerechtigkeit und Solidarität“, scheint mir eine ähnliche, mit der Natur des Ordenslebens gegebene Aussage zu stecken. Wie bei den Pfadfindern ist in der Aussageform, „engagiert“ zugleich ein verstärkter Imperativ herauszuhören, nämlich den virtuellen Ist-Zustand in einen wirklichen Ist-Zustand zu überführen. Wie Pfadfinder oder Pfadfinderinnen, entsprechen auch Ordenschristinnen und -christen nur mehr oder weniger dem selbstgesteckten Ziel. Auch Ordenschristen sind manchmal nicht mehr in der Lage, sich um Gerechtigkeit und Solidarität zu kümmern, weil sie nur noch um sich selbst kreisen.

Dies gehört zu den Tragödien eines Ordenslebens, das einmal angetreten wurde, um Berufung und Erfüllung in der Nachfolge Jesu zu finden.

In dieser Spannung von Engagement für Gerechtigkeit und Solidarität als dem Ordensleben innewohnende Qualität und dem damit verbundenen Potential, soll das vorgegebene Thema auf dem Hintergrund des Leitwortes des 94. Deutschen Katholikentages: „Sein ist die Zeit“, und der Behauptung, die über der Vortragsreihe steht: „Zeit der Orden“ betrachtet werden.

Sein ist die Zeit

Wer die täglichen Hiobsbotschaften über die Medien vernimmt, könnte meinen, besonders unsere Zeit sei dem Schöpfer aus der Hand geglitten. Nicht genug, dass die Menschheit die Machtfülle erreicht hat, um alles Leben zu vernichten, sie ist drauf und dran, die in jüngster Zeit entdeckten Bausteine des Lebens nach den Interessen einiger Weniger neu zusammenzustellen und, wie es einzelne Wissenschaftler bereits euphorisch ausdrücken, selbst Schöpfer zu spielen.

Solche Anmaßung ruft geradezu nach einer Gegenbewegung, die sich nicht zufällig in unserer Zeit als Wachstumsbranche zeigt und der wir den Namen Fundamentalismus gegeben haben. Verkünder einer Drohbotschaft gehören deshalb zu den gewohnten Randerscheinungen sämtlicher Kirchen- und Katholikentage. Diese könnte man einfach bedauern, für harmlose, psychisch belastete Zeitgenossen und -Genossinen halten. Leider versuchen sie jeweils auch Kinder und junge Menschen in den Bannkreis ihrer Ängste einzubeziehen. Fundamentalisten der verschiedenen Spielarten, die Macht besitzen oder organisiert Macht anstreben, erweisen sich jedoch als nicht minder gefährlich als diejenigen, die Schöpfer spielen wollen. Zum

Schutz des Heiligen, wie sie es verstehen und einer entsprechenden Ordnung, wollen sie endlich die Regie selbst übernehmen. Dabei sind sie im Extremfall bereit, das Heiligste, das Gott geschaffen, nämlich menschliches Leben auszumerzen.

Im Johannesevangelium wird die Gemeinde auf solche Eiferer vorbereitet, von denen jeder, der einen vermeintlichen Gottlosen umbringt, glaubt, „Gott einen heiligen Dienst zu leisten" (Joh 16,2).

Auch unsere Zeit ist Gottes Zeit

Muss es denn Gott nicht reuen, den Menschen geschaffen zu haben, wie es menschlich drastisch schon in den Einleitungsworten zum Sintflutbericht heißt, zumal der ungeheuere Zuwachs an Wissen und technischem Können unserer Zeit, all das, was als Fortschritt gepriesen wird, nur zu vermehrten, täglich neuen Scheußlichkeiten führt?[1] („Ich sehe, das Ende aller Wesen aus Fleisch ist da; denn durch sie ist die Welt voller Gewalttat." (Gen. 6,13) und: „Der Herr sah, dass auf der Erde die Schlechtigkeit der Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war. Da reute es den Herrn, auf der Erde den Menschen gemacht zu haben, und es tat seinem Herzen weh." (Gen. 6,5-6). Am Schluss des Berichtes steht allerdings der Satz: „Ich will die Erde wegen des Menschen nicht noch einmal verfluchen; denn das Trachten des Menschen ist böse von Jugend an. Ich will künftig nicht mehr alles Lebendige vernichten, wie ich es getan habe"(Gen. 8,21). Die Sintflut war sozusagen eine erste mögliche Antwort Gottes auf das Treiben der Menschen.

Das Reich Gottes ist nahe

Die zweite Antwort Gottes auf die Heillosigkeit der Menschheit ist eine andere: Er sandte seinen Sohn, denn „so sehr hat Gott die Welt geliebt..." und er wird erst am Ende der Zeiten die Gerechten von den Ungerechten scheiden. Als Maßstab für gerecht oder ungerecht wird ihm die Begegnung mit den Hungernden, Dürstenden, Kranken und Gefangenen dienen. Mit einem Wort, das Verhalten gegenüber den Schwachen in der jeweiligen Gesellschaft.

Weil auch das besondere Volk Gottes, die Gesellschaft seiner Tage, weit weg war von so verstandener Gerechtigkeit, trat Jesus in die Fußstapfen der Propheten. Wie seine Vorgänger ruft er die Mächtigen in Gesellschaft und Religion und das Volk zur Umkehr. In seiner deutlichen Sprache nennt er König Herodes einen Fuchs - allemal eine Majestätsbeleidigung-, die religiösen Führer vergleicht er mit Natterngezücht (Mt 3,7;12,34;23,33; Lk 3,7) und übertünchten Gräbern (Mt 23,27); und dem Volk sagt er, „wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer(Mt 5,20)". Umdenken, Umkehr ist gefordert, nur so kann das wachsen, was Jesus mit dem Reich, der Herrschaft Gottes umschrieben hat. Dabei ist entscheidend, dass dieses verheißene Reich nicht der Erbauung Gottes dienen soll, sondern dem Wohl der Menschen, besonders der Anawim, der Ausgebeuteten, Armgemachten und Armgehaltenen, der Stummgemachten, Verstummten und Stimmlosen.
Der Vätertheologie folgend, darf die indirekte Antwort Jesu auf die Frage Johannes des Täufers, ob er der sei, der da kommen soll, auch im übertragenen Sinn verstanden werden: „Geht und berichtet Johannes, was ihr hört und seht; Blindgewordenen gehen die Augen wieder auf, in Erstarrte kommt Bewegung, Ausgegrenzte werden in die Gemeinschaft aufgenommen, in sich Verschlossene öffnen sich, in Totgeglaubte kommt wieder Leben und den Armen wird die Gute Nachricht verkündet" (vgl. Mt 11, 4-5), dass sie, die zu kurz Gekommenen, im Reich Gottes die Bevorzugten sind.
Grundgelegt ist dieses Reich Gottes bereits in der Jüngergemeinde, wird anfanghaft erfahrbar in einem geschwisterlichen Umgang,

in dem alle von Menschen künstlich auf der Basis von Macht und dummer Überheblichkeit aufgerichteten Schranken der Herkunft, der Rasse, der Klasse und des Geschlechtes niedergerissen werden sollen, zum Zeichen für alle, die auf Gottes Herrschaft hoffen.
Deshalb sagt Jesus denjenigen, die seiner Botschaft glauben, auf ihn ihr Leben ausrichten: „Sucht zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles andere wird euch nachgeworfen werden," (Mt 6,33) wie es wörtlich im griechischen und lateinischen Text heißt. Nachgeworfen, weil es sich folgerichtig aus der Vision des Gottesreiches und seiner Gerechtigkeit ergibt: Angenommensein, das tägliche Brot, ein Dach über dem Kopf und eine Würde zu haben, die niemand antastet. Die Aufforderung sich darauf einzulassen, gilt allen. Seit den Tagen der Apostelgeschichte werden solche Menschen einfach „Christen" genannt.

Zeit der Orden

Daneben aber gibt es von Anfang an Männer und Frauen, die alles liegen und stehen lassen, ihr Leben z.T. um 180° ändern, um frei zu sein für Jesus und seine Botschaft. Fast unbemerkt, aber folgerichtig, werden auch sie widerständig gegen die Gesellschaft, schlüpfen mit unterschiedlicher Akzentuierung und Intensität in die Rolle der Propheten und setzen deren Kritik im Namen Gottes fort: Sie beklagen oder bekämpfen durch ihr Wort, meist einfach durch ihr Leben, die Ungerechtigkeiten von Regierenden in Staat und verfasster Kirche sowie im Volk als unvereinbar mit dem Maßstab Jesu..
Die individuelle, geistige Ausprägung der Nachfolge hat im Laufe der Geschichte ganz unterschiedliche Formen und Schwerpunkte gezeitigt. Sie lassen sich etwas grob auf die geistigen Strömungen zurückführen, welche die alten Orden geprägt haben. Die jüngeren Gemeinschaften mussten sich zwar aus kirchenrechtlichen Gründen ins Schlepptau einer der vorhandenen alten Regeln nehmen lassen. Sie haben trotzdem über das alte Erbe hinaus ihre eigene fruchtbare Prägung gefunden.
Benedikt hat mit seinem „Ora et labora" in einer immer noch von der Sklaverei geprägten Gesellschaft die körperliche Arbeit, – und um diese geht es bei labora –, geadelt, und mit ihr alle Menschen, die Knechts- und Sklavenarbeit verrichten müssen, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.
Noch zur Zeit der deutschen und englischen Kolonien in Afrika konnten die Menschen dort das Zeichen verstehen, wenn weiße Mönche unter ihnen körperliche Arbeit verrichteten, während sich sonstige Weiße dazu schwarzer boys oder Untertanen bedienten. Afrikanische Menschen konnten erahnen, dass es sich bei der Vision vom Reich Gottes um eine künftige, hier ansatzweise gezeigte, geschwisterliche Gesellschaft ohne Rassendünkel handeln muss.
Als die politisch mächtig gewordene Kirche im 13. Jahrhundert in Machthändel und Machtmissbrauch zu ersticken drohte, hat ein Franz von Assisi der Kirche den armen, machtlosen Jesus nicht nur entgegengehalten, sondern entgegengelebt. Vielen seiner Zeitgenossen öffnet er so die Augen für die geistliche Not ihrer Kirche, die Hilfe brauchte, um den tödlich beengenden Panzer der Macht zu sprengen, weil sie immer noch, auch ihre Kirche, vor allem aber die Kirche ihres geliebten Jesus Christus ist.
Der ehemalige Offizier Ignatius von Loyola bringt seinen soldatisch gelernten Gehorsam ein, wird zum Beispiel dafür, dass es nur eine, endgültige Entscheidung geben kann, nämlich für Christus, gleich, was das für Folgen haben wird. Sozusagen in damaliger soldatischer Tradition: Sieg oder Tod, in jedem Fall aber Ehre.
Ähnlich haben Frauen gewirkt: Die große Teresa von Ávila z.B. prozessierte mit dem Heiligen Stuhl, Klara von Assisi kämpfte 40 Jahre lang mit wohlmeinenden Päpsten und Prälaten, um ihre Vision der Nachfolge Jesu im Sinne des Bruder Franz durchzusetzen. Mary Ward wurde sogar exkommuniziert, weil

sie nicht nachgeben wollte. Das Recht auf Seiten der Armen zu sein, selbst arm zu sein, für ein Stück Gerechtigkeit in einer von Männern bestimmten Kirche innerhalb einer Männergesellschaft zu sorgen, all dies musste erst erstritten werden, und zwar in erster Linie von der Kirche. Die Biographien vieler Ordensgründerinnen, aber auch von Gründern sind von solchem Ringen um Gerechtigkeit geprägt. Letztendlich hat es die Amtskirche meist begriffen, dass sie hier von Prophetinnen und Propheten wieder auf den Weg Jesu zurückgeführt werden sollte. Deshalb hat sie, wenn auch erst im Nachhinein, es immer wieder geschafft, während ihrer Lebenszeit unbequeme prophetische Gestalten als Vorbilder hinzustellen und so die ständige Versuchung, zum seelenlosen Machtapparat zu werden, gebremst.

Die Selig- oder Heiligsprechungen solch unbequemer Mahnender verführen allerdings leicht zu der Annahme, als hätte deren besonderes Charisma schon immer „zur ständigen Haltung oder Lehre der Kirche" gehört, wie eine beliebte Formel lautet. Mitglieder einer Ordensgemeinschaft, die Selige oder Heilige zu den Ihren zählen dürfen, übersehen ebenfalls leicht, dass die gegenwärtige Widerständigkeit einzelner Ordensmitglieder nicht einfach Unbotmäßigkeit oder Ungehorsam sein muss, sondern möglicherweise genauso ein Aufstand des Gewissens ist, eine Antwort auf die Zeichen der Zeit, wie das einst bei der Gründerpersönlichkeit oder anderen nachträglich zur Ehre der Altäre Erhobenen der Fall war. Erst der Austritt aus dem Orden hat aus der unbekannten Ordensfrau die Mutter Theresa werden lassen!

Wer stromliengeformt im Strom der Zeit liegt, wird keinen Wirbel erzeugen, wird niemand darauf aufmerksam machen, was sich alles unter der Oberfläche einer scheinbar ruhigen Zweidrittelgesellschaft abspielt, überspült und gewaltsam unter Wasser gehalten wird. Letztendlich steckt in jeder Ordensgründung auch ein Protest dagegen, dass sich in einer Gesellschaft, die sich auf christliche Grundwerte beruft, und dass sich in der Kirche selbst, der Maßstab Jesu nicht deutlich genug durchgesetzt hat: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei euch soll es nicht so sein..." (Mt 20, 25-26).

Für die Frauen und Männer, die für sich eine radikalere Jesusnachfolge gesucht haben, sei es in den alten Orden oder in ganz jungen Formen geistlicher Gemeinschaft, ist ein Doppeltes kennzeichnend: Die Faszination der Person Jesu und ein in ihr gründendes geradezu erotisch zu nennendes Gespür für Gerechtigkeit. Deshalb wirkt vermeintliche oder wirkliche Ungerechtigkeit in den eigenen Reihen so zerstörerisch.
Christen und Ordenschristen wissen, ihr Mühen um Befreiung von irdischen Bindungen, ihre Askese, hat, wie die Selbstentäußerung Christi, die im Hymnus des Philipperbriefs beschrieben ist, den Dienst an der Menschheit zum Ziel. Seit eineinhalb Jahrtausenden betet deshalb die Christenheit im Glaubensbekenntnis: „Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen.. und ist Mensch geworden."
Gott geht es um den Menschen und seine Würde. Dafür, so sagt unser Glaube, ließ sich Jesus in letzter Konsequenz am Schandpfahl hinrichten und ist zum Christus für alle geworden. Jede Ungerechtigkeit, die Menschen erleiden müssen, verletzt zugleich die Würde Gottes und wird deshalb in der religiösen Sprache als „Sünde" bezeichnet..

Strukturen der Sünde

Für zwischenmenschliche Ungerechtigkeiten, Sünden also, mag es Entschuldigung, Korrektur, Buße und Aussöhnung geben. Gegen die strukturelle Ungerechtigkeit, oder auch „sündigen Strukturen", diese eingefro-

rene Menschenverachtung, sind Einzelne machtlos und offenbart die erniedrigende Ohnmacht derer, die Gerechtigkeit und Respekt vor ihrer Würde einfordern. Dazu dienen einmal Gesetzestexte und staatliche Verordnungen, die von ihrem Geist her bereits von mangelndem Gerechtigkeitssinn zeugen, gar schlicht Unrecht sind. Ein andermal, wenn etwa von den „Gesetzen des freien Marktes" die Rede ist, stehen geradezu Naturgesetze Pate, aus denen es anscheinend für niemand ein Entrinnen gibt.

Dass Gesetze geschaffen werden, die in sich Unrecht sind, Recht gebeugt wird und Justiz korrupt sein kann, gehört seit jeher zu den bitteren Erfahrungen gerade der einfachen Menschen, die weder Macht noch Beziehungen haben. Von ehernen Gesetzen des Marktes war in früheren Zeiten dank mangelnder Wissenschaft nicht die Rede. Die Folgen des Spiels von Angebot und Nachfrage allerdings haben bereits die Menschen im Altertum erlitten. Jede Missernte und jeder Krieg brachten Teuerung, ließen die einen darben, gar Hungers sterben, und andere reich werden. Nach dem Wort Jesu muss sich der Mensch entscheiden, ob er Gott - und damit zugleich den Menschen- dienen will, oder dem Mammon (vgl. Mt 6,24) und damit zugleich Unrecht tun will. Im Sinne Jesu prophetisch gerecht zu denken, hieße mit anderen Worten, Gesetze, Verordnungen und ebenso die Mechanismen des Marktes haben dem Wohl der Menschen zu dienen und nicht umgekehrt. Ohne diese Grundausrichtung werden sie zu gefährlichen Instrumenten von Macht.

Option für die Armen

Für die Echtheit der Nachfolge Jesu hat die lateinamerikanische Kirche die „vorrangige Entscheidung zugunsten der Armen" (opción prefencial por los pobres) als Kriterium formuliert und der ganzen Kirche geschenkt. Da geht es um Nächstenliebe einer neuen Qualität. Sie fordert von Christen den Aufbau einer Gesellschaftsordnung, in der die Würde aller Menschen und Gerechtigkeit gegenüber allen, zum erkennbaren Grundgerüst gehört. Im Sinne Jesu wäre das eine qualitativ höhere Gerechtigkeit als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, erst recht eine andere als die der tyrannischen politischen Macht seiner Zeit. Es wäre erst recht eine höhere Gerechtigkeit als sie in der prägnanten Definition des Philosophen Aristoteles steckt. Danach bedeutet Gerechtigkeit „jedem das Seine" (suum cuique) zu geben. Abgesehen von der Tatsache, dass wir heute „jeder das Ihre" hinzufügen müssten, auch das aus Gerechtigkeit, vertritt der Philosoph des Altertums die Vorstellung, es gäbe Menschen, ja ganze Völker, die von Natur aus zum Herrschen, wie andere zum Sklavendasein bestimmt sind. Sklaven bekommen also, was ihnen von Natur aus zusteht, wenn sie in ihrem Zustand, notfalls mit Gewalt, niedergehalten werden. Dass in der einen oder anderen, etwas sublimeren Version, solches Denken auch noch heute in manchen Köpfen herumspukt, sich Menschen für etwas Besseres halten, weil sie in eine mitteleuropäische, statt in eine asiatische oder afrikanische Wiege gefallen sind, beweist nicht erst abscheulicher Rassismus.

Zeichen der Zeit

Wer sich auf das Evangelium eingelassen hat, wird solchem Denken mit aller Kraft entgegentreten, auch dann, wenn er oder sie sich selbst erst Gewalt antun, bzw. sich bekehren muss, um sich nicht von der scheinbaren Logik sog. Tatsachen verführen zu lassen.

Erst recht gilt das für Ordenschristinnen und - Christen. Sie haben häufig vielen anderen die Chance voraus, nicht nur einem internationalen Verband anzugehören, sondern heute auch in Gemeinschaften zu leben, in denen sie fast endzeitlich mit Schwestern und Brüdern „aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen" (vgl. Off 7,9) unter einem Dach nicht nur zusammenhausen, sondern das tägliche Leben miteinander gestalten: Im Beten und Feiern, in Streit und Versöhnung, in Schuld und Vergebung, in

Krankheit und Trauer. Für manche Ordensgemeinschaften ist das allerdings eine nicht ganz freiwillige Erfahrung. Haben sie sich doch erst mit dem Gedanken vertraut machen müssen, dass in spätestens 20 Jahren vielleicht nur noch der Name einer Straße, einer Brauerei, wie bei den Paulanern in München, oder ein Klosterlikör an die einstige Existenz ihrer Ordensgemeinschaft vor Ort erinnern wird.

Auf der Suche nach Gründen dafür ließe sich herrlich über die bösen Zeitläufte raisonieren, über die mangelnde Begeisterungsfähigkeit junger Menschen für einen ungewöhnlichen Lebensentwurf, über die generelle Konsumverfallenheit unserer Gesellschaft, über die geradezu autistische Grundeinstellung der allerjüngsten Generation, der auch noch das Gespür für Gerechtigkeit und Solidarität im Weltmaßstab abhanden gekommen zu sein scheint. Vielleicht gehört es aber zu den Zeichen der Zeit, verstanden als besondere Herausforderung Gottes, dass sozusagen im Laborversuch von Ordensgemeinschaften die Möglichkeit des Zusammenlebens von Menschen unterschiedlichster Herkunft vorgelebt wird und so Ängste vor Überfremdung und Identitätsverlust ganzer Nationen als bewältigbar erscheinen lassen. Der Laborversuch muss als Chance gewertet werden. Als Chance zunächst für die Kirche, die als Kirche Christi grundsätzlich keine nationalen, gar völkischen Schranken kennt; als Chance aber auch für die Menschheitsfamilie, die Modelle geschwisterlichen Miteinanders braucht. Also doch: „Zeit der Orden". Jedoch angesichts der Überalterung und mangelnden Nachwuchses in Europa, nicht als trotziges „Jetzt erst recht" verstanden, das den Untergang schon in sich birgt, sondern als Chance, auch eingefahrene europäische Schablonen der Nachfolge Christi abzustreifen und die Geschwisterlichkeit aller Menschen vor Gott vielleicht in ungewohnten Formen, aber überzeugend zu leben.

Solidarität

Die Anerkennung anderer Lebensentwürfe als authentischer Jesusnachfolge führt uns zur Solidarität und damit zum verstärkten Imperativ, der in der Aussage: „Ordensleute - engagiert für Gerechtigkeit und Solidarität" steckt.

Anders als bei der traditionell verstandenen, meist karitativ aufgefassten Nächstenliebe, stehen uns bei der geforderten Solidarität Partnerinnen und Partner gegenüber. Sie bestimmen selbst ihre Ziele, sowie die Mittel und Wege, die dorthin führen sollen. Von uns erwarten sie lediglich Unterstützung. Ihre Erwartung bzw. ihr Anspruch mag im gemeinsamen Glauben, im Verständnis von einer neuen Gerechtigkeit im Sinne Jesu, oder schlicht im Menschsein begründet liegen. Von Ordenschristinnen und - Christen wird dann erwartet, dass sie Solidarität mit den Schwachen üben im Dreiklang der prophetischen Tradition im alten Testament gegenüber Königen, Priestern und Volk. Dazu einige Beispiele.

Ein erstes Feld notwendiger Solidarität, die besonders Ordensgemeinschaften fordert, die in verschiedenen Ländern beheimatet sind, wird der Kampf gegen eine feindliche Übernahme der Politik durch die internationale Wirtschaft sein. Die lateinamerikanische Kirche spricht hier aus leidvoller Erfahrung von einem zügellosen Kapitalismus (capitalismo sin freno), den offensichtlich die Lebensbedingungen großer Teile der armen Bevölkerung kaum kümmern. In der Sozialenzyklika zum hundersten Jahrestag des Erscheinens des ersten päpstlichen Rundschreibens zur sozialen Frage, in „Centesimus annus", stellt Johannes Paul II. fest: „Dort herrschen noch die Regeln des Kapitalismus der Gründerzeit mit einer Erbarmungslosigkeit, die jener der finstersten Jahre der ersten Industrialisierungsphase in nichts nachsteht. In anderen Fällen ist noch der Boden der Grundfaktor der Wirtschaft.

Jene aber, die ihn bebauen, sind von seinem Besitz ausgeschlossen und befinden sich in der Lage halber Sklaven" CA 32.

Manchmal gewinnt man den Eindruck, die „Global players" spielen tatsächlich mit den Menschen, ihrem Leben, ihren Gefühlen und Rechten einschließlich derer der eigenen Kinder, solange sich das nach einer branchenüblichen Ausdrucksweise „rechnet".
In direktem Zusammenhang dazu steht wegen der wirtschaftlichen Schwäche vieler Länder die Entschuldungsfrage. Dabei geht es zunächst darum, Staaten zu entlasten, die nicht mehr in der Lage sind die Grundbedürfnisse ihrer Bevölkerung zu decken, weil bereits der Zinsdienst für die aufgelaufenen Schulden ihre ganze Finanzkraft aufsaugt. Hier gilt es den geistigen Prozess zu unterstützen, der die Einsicht in das Mitverschulden der Kreditgeberländer an der Überschuldung ermöglicht, zugleich ein Insolvenzrecht auch für Staaten befürwortet und schließlich das Lebens- und Überlebensrecht von Menschen höher ansetzt als noch so berechtigte finanzielle Rückforderungen (vgl. CA 34) von Gläubigern, die zudem meist das eingesetzte Kapital über Zinsen bereits zurückerhalten haben.
Die Unfähigkeit, Schulden zu begleichen hängt auch mit der Ungerechtigkeit zusammen, mit der die Arbeitsleistung in den von der Schuldenfalle betroffenen Ländern bewertet und bezahlt wird.

Orientierung

Wer es in diesem Zusammenhang wagt, auch vom gerechten Lohn in den betroffenen Ländern zu sprechen, wird in unserer zunehmend von Aktienbesitzern zu Aktienbesessenen sich wandelnden Gesellschaft weithin auf völliges Unverständnis stoßen. Für katholische Christinnen und Christen bietet die Enzyklika Papst Leo XIII. von 1891 eine bis heute nicht eingelöste und damit überholte Forderung. In diesem tatsächlich ersten Schreiben der Kirche zur sozialen Frage verlangt der Papst für den Arbeiter „einen genügenden Lohn, um sich mit Frau und Kind anständig zu erhalten, ist er zugleich auf Sparsamkeit bedacht, so wird er es.. auch dahin bringen, dass er einen Sparpfennig zurücklegen und zu einer kleinen Habe gelangen kann" (RN 35).
Dass unsere Verantwortlichen in der Wirtschaft sich mit solchen Forderungen einigermaßen schwer tun, ist bekannt und teilweise sogar verständlich. Beim Kollektiv der Aktionäre und Aktionärinnen ist ein Nachdenken über gerechten Lohn im Sinne der katholischen Soziallehre nicht zu erwarten, wie wir anlässlich gegenseitiger freundlicher oder feindlicher Übernahmen von Unternehmen in Europa in jüngster Zeit beobachten können. Das Schicksal der Belegschaften interessiert dabei schon hierzulande nicht, viel weniger noch das der Menschen in Billiglohnländern, die zudem ohne soziales Netz auf die Straße fliegen.
Wie man gerade bei solchen Vorgängen beobachten kann, spielen nationale Grenzen im Rahmen der wirtschaftlichen Globalisierung keine Rolle mehr. Deutschland gehört bis heute zu den Gewinnern der neuen Kolonialisierung, die diesmal von der Neuen Welt und nicht vom alten Europa ausgeht.
Unsere Gesellschaft ist drauf und dran, in einen Haifischkapitalismus hineinzuschlittern und da gilt es mit aller Macht entgegenzusteuern gemeinsam mit allen, denen Menschenwürde und Menschenrechte ein Anliegen sind.

Gemeinwesen gestalten

Ordenschristinnen und -Christen verstehen sich häufig als von Natur aus unpolitische Menschen und übersehen dabei eine wichtige Aufgabe ihrer Berufung, nämlich die „Option für die Armen" in die Gesellschaft umzusetzen helfen; eine Aufgabe, welche die Kirche heute ausdrücklich von Ordensmitgliedern erwartet[2].In diesem Sinn sind Christusglaube und Ordensleben immer eine politische Kraft. Sie wollen das Gemeinwe-

sen gestalten und gehen dabei von den fundamentalen Rechten der Schwachen und Armen aus. Das kann nicht ohne Widerstände, Enttäuschungen und bittere Niederlagen geschehen. Hier wären Phantasie und energischer Wille gefragt, beides findet sich bis heute nur auf der Mikroebene bei einzelnen Persönlichkeiten oder auch einzelnen Gemeinschaften.

Was z.B. erklärte Menschenrechte und von Staaten unterzeichnete Verpflichtungen tatsächlich wert sind, zeigt sich dann, wenn sich jemand darauf berufen wollte. Eine demokratisch gewählte Volksvertretung ist zwar viel, schlimmsten Falls aber lediglich eine Interessenvertretung einer Mehrheit von 51% der Wählenden. Ebenso ist Rechtsstaatlichkeit, also die Unabhängigkeit von Gerichten gegenüber den politischen Kräften eines Landes, sicher ein großes Gut, das es zu erhalten gilt, aber keineswegs eine Garantie dafür, dass die Rechtssprechung dem allgemeinen Rechtsempfinden entspricht. Auch im Rechtsstaat werden „im Namen des Volkes" von unabhängigen Richtern Urteile gesprochen, bei denen sich der Souverain, eben das Volk, geradezu missbraucht sieht. Wer dazu nicht Stellung bezieht, nicht Einfluss auf die bedrohte politische Kultur nimmt, macht sich mitschuldig.

Wir haben ein Gesetz...

Für den mit Polizeigewalt Abzuschiebenden z.B., der keinen anderen Ausweg mehr sieht, als sich selbst umzubringen, um der drohenden Folter oder dem gewaltsamen Tod in seinem Herkunftsland zu entgehen, ist es unerheblich, ob er rechtsstaatlich verordnet oder von einem regimehörigen Handlanger ausgewiesen und einem Ordnungshüter verfrachtet wird. Polizeibeamte werden für ihn unwillkürlich zu Schergen und die mit der Abschiebung beauftragten Beamten fühlen sich denn auch häufig als solche, werden ihrerseits zu Opfern. Wieviel Menschenverachtung muss ein Gericht in sich vereinen, um drohende Folter nicht als Hinderungsgrund für eine Abschiebung anzuerkennen, weil im betreffenden Land Foltern üblich sei. So, als wäre Folter lediglich eine Frage der Gewöhnung, und nicht eines der schlimmsten Verbrechen am Menschen, das Opfer und Täter zugleich erniedrigt.
Wer will dem Volk in der Gemeinde Pentling, in der Nähe von Regensburg, verständlich machen, dass in seinem Namen, aber unter seinem Protest, eine dreiköpfige Familie, bestehend aus der Mutter und zwei Kindern, durch Ausweisung getrennt wurde, weil nur das ebenfalls minderjährige Mädchen Bleiberecht hatte?[3] Steht in unserer Verfassung nicht der Schutz der Familie festgeschrieben und ist das Recht einer Familie nicht grundsätzlich vor staatliches Recht zu setzen? Oder spuken in den Köpfen von Recht-Schaffenden und Recht-Sprechenden immer noch Reste arischen Gedankenguts herum, so, als hätte Carl Zuckmayer dieses Denken nicht auf literarische Weise ein für allemal ad absurdum geführt?

Im Vergleich zu anderen Staaten mag unsere Bundesrepublik noch immer gut dastehen, wenn es um fundamentale Menschenrechte geht. Dennoch sind, wie auch der Bahr-Bericht belegt, der in diesen Tagen veröffentlicht wurde, erhebliche Defizite festzustellen, die es zu beseitigen gilt. Kurzfristig, in dem wir uns mit den Opfern im eigenen Land solidarisieren. Langfristig, indem wir unseren Einfluss geltend machen, um mitzuhelfen, dass der heranwachsenden Generation das Gespür für Gerechtigkeit nicht abhanden kommt und Gesetzgebung, Verordnungen und Ausführungsbestimmungen vom Respekt vor den Menschen und ihren fundamentalen Rechten geprägt werden.

Opfer der Vergangenheit

Es wäre geradezu pharisäisch, Schwache und Opfer, die unsere Solidarität brauchen, nur im politischen Raum und außerhalb der Kirche zu suchen.

Die Vereinten Nationen haben das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends unter das Motto gestellt: „Eine Kultur des Friedens schaffen" und der Ökumenische Rat der Kirchen unterstützt diese Initiative mit der Aufforderung: „Gewalt überwinden". Weil es auch in der Kirche Gewalt gab, hat Papst Johannes Paul II vor aller Welt ein Schuldbekenntnis abgelegt und damit Solidarität mit den Opfern der Vergangenheit bewiesen. Das mag und kann nicht alle Erwartungen befriedigen. Dennoch ist mit diesem Schuldbekenntnis ein reinigender Schlussstrich gezogen. Der Papst hat aber auch recht, wenn er neben der Schuld, welche die Kirche im Laufe der Geschichte auf sich geladen hat, auch die memoria martyrum der Vergessenheit entreißen möchte, das Ruhmesblatt mit den Namen derer, die für ihren Glauben und die Würde der Menschen ihr Leben drangegeben haben oder umgebracht wurden. Sie gehören auch, und zwar auf der Habenseite, zum Erbe der „Solidargemeinschaft-Kirche."

Verpflichtung für die Gegenwart

Was aber ist mit den Opfern von Ungerechtigkeit der Gegenwart? Dazu zählen Laien, die von kirchlichen Würdenträgern verdächtigt werden, nicht hinreichend zur Kirche zu stehen, weil sie etwa in Deutschland in dem weltweit einmaligen Sonderfall einer gesetzlich vorgeschriebenen Schwangerschaftsberatung zum Schutz des ungeborenen Lebens, vor ihrem Gewissen zu einer anderen Entscheidung gekommen sind als der Papst.
Was ist mit den Theologen, die Lehrverbot erhalten, obwohl sich teilweise sogar ihre Bischöfe schützend vor sie stellen wollten? Was ist mit den Frauen, die nicht einmal mehr angehört werden, wenn sie den altchristlichen Diakonat für sich wünschen, vom Priesteramt ganz zu schweigen?
Was bedeutet es, und wo stehen deutsche Orden, wenn z.B. in die Konferenz der Ordensoberen eines ganzen Kontinents beckmesserisch hineinregiert wird?
Was ist mit Bischofskonferenzen, die sich wie eine Filialleiterversammlung geschulmeistert fühlen, statt theologisch korrekt als Gremium von Apostelnachfolgern, die in Eigenverantwortung der Kirche vor Ort ihr eigenes Gepräge geben sollen in Theologie, Liturgie und Disziplin, wie das über Jahrhunderte üblich war?

Lehramt und Lehranstalt

Der lateinamerikanischen Kirche und ihrer spezifischen Theologie als Antwort des Glaubens auf die konkrete Situation, verdanken wir z.B. seit der III. Generalversammlung des Episkopates in Puebla 1979, dass die „vorrangige Option für die Armen" als Kernaussage des Evangeliums zum geistigen Schatz der gesamten Kirche geworden ist, ausgedrückt in der Sprache unserer Zeit. Sie hat seitdem in alle folgenden päpstlichen Lehrschreiben Eingang gefunden.

Die Glaubenskongregation konnte dies nicht ohne weiteres nachvollziehen und schrieb deshalb mit vorwurfsvollem Unterton: „Wir rufen ins Gedächtnis, dass die vorrangige Option für die Armen, wie sie in Puebla festgehalten ist, eine doppelte ist: für die Armen und für die Jugendlichen. Es ist bezeichnend, dass die Option für die Jugendlichen allgemein völlig in Vergessenheit geraten ist."[4]
Hier hat sich also die oberste Behörde in Glaubenssachen, allerdings theologisch nicht ganz sauber, zu Wort gemeldet.
Deshalb musste, aus seiner Verantwortung für die ganze Kirche und ihre Theologie, der brasilianische Bischof und Kardinal, Aloisio Lorscheider, korrigierend eingreifen. Er schreibt:

„Die vorrangige Option für die Armen ist eine vorrangige, prophetische und solidarische Option für die Armen, eine Option, die im Evangelium grundgelegt ist. Sie ist ein orientierendes Prinzip im Leben von Jesus Christus; der, obgleich er reich war, sich arm gemacht hat (vgl. 2 Kor 8,9). Die vorrangige

Option für die Jugendlichen ist nicht von solch prophetischer Qualität...Es handelt sich um eine pastorale Priorität".[5]
Ähnlich unverstanden fühlten sich während der Bischofssynoden in Rom Afrikaner und Asiaten.
Es reicht nicht, die Sünden Anderer in der Vergangenheit zu beklagen. Nur ein Umdenken wird ein in Bälde wieder fälliges, neues Schuldbekenntnis überflüssig machen. Dazu braucht es auch in der Kirche eine geschwisterliche Streitkultur. Nur dann kann sie als Hort der Freiheit, Verfechterin der Menschenrechte, als Gemeinschaft, die andere Maßstäbe setzt als die Welt, als sakramentales Zeichen des Reiches Gottes erkannt werden.
Dass der Kirche dies gelingt, dazu braucht sie, wie das alte Bundesvolk, Prophetinnen und Propheten, die ihr helfen, die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu verstehen. In diesem Sinn ist auch heute Zeit der Orden, wenn und soweit sie selbst nach außen und innen erkennbar in der Nachfolge Jesu für Gerechtigkeit und Solidarität stehen.

1 Der Krieg zwischen Äthiopien und Eritrea wird mit modernen ausschließlich im Ausland gekauften Waffen geführt. Beide Länder haben Tausende von Menschenleben wegen einer Dürrekatastrophe zu beklagen. Dennoch schicken sie mit diesen modernen Waffen zusätzlich Tausende im jeweilig anderen Land in den Tod.

2 Vgl. „Das gottgeweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt", Lineamenta zur Bischofssynode, Frage 24, Bonn, 9. November 1992.

3 Dazu gibt es außer Presseberichten ein Schreiben: Stellungnahme des Ökumenischen Netzes und Pax Christi, beide Regensburg, zur Abschiebung von Frau Aslanian.

4 Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über einige Aspekte der „Theologie der Befreiung" vom 6. August 1984 , VI, 4,6.

5 REB/44 700-708; 705, Observacões a Respeito da „Instrucâo sobre alguns Aspectos da Teologia da Libertacâo"

500 JAHRE ORDENSLEUTE IN BRASILIEN

Prof. Dr. Alberto Moreira

Vortrag auf der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Prokuratorinnen und Prokuratoren der missionierenden Orden im Deutschen Katholischen Missionsrat in Hofheim im Juni 2000.

Einleitung

Es wäre eine waghalsige Aufgabe, die Rolle der Ordensleute in Brasilien in den letzten 500 Jahren in einer kurzen Abhandlung wie dieser würdig referieren oder auswerten zu wollen. Die Präsenz und Wirkung der Ordensleute mischt sich mit der eigenen Geschichte des Landes, sie hat die Kultur des Volkes, die Weltanschauung und die Architektur der Landschaft selbst nachhaltig geprägt. Die Rolle der Orden ist vielfältig und facettenreich gewesen und noch heute bleibt es so. In Brasilien haben die Orden und Kongregationen wie in kaum einem anderen Land alle Chancen und Zeit gehabt, ihre Ziele und Projekte zu verfolgen. Deshalb auch ihre geschichtliche Verantwortung für das, was gut oder schlecht gemacht worden ist. Auf jeden Fall scheint es schwierig, wenn nicht unmöglich, die lange Geschichte auf einen Nenner zu bringen. Um zu verstehen oder auszuwerten, brauchen wir Kriterien; zunächst einmal Kriterien, die von der Geschichtsschreibung selbst gegeben werden, und zum anderen, Kriterien, die vom Evangelium ausgehen, zu dem wir und die vergangenen Epochen unmittelbar stehen oder gestanden haben.

Stellen wir uns einmal vor, in 500 Jahren treffen sich die Ordensleute wieder und machen eine kritische Auswertung der letzten fünf Jahrhunderte. Wie würden wir dann von den zukünftigen Generationen verstanden und bewertet werden wollen?

Ich glaube, wir würden ihnen sagen: Erstens, guckt zunächst auf die Geschichte: was ist wirklich passiert, was ist – soweit man das erkunden kann – wirklich geschehen? Was waren die entscheidenden Prozesse in der Gesellschaft, die den Lauf der Dinge bestimmten? Was stand auf dem Spiel bei den Machtverhältnissen, in Wirtschaft, Politik und Kultur und in den Interessenkonflikten? (gegen die Ignoranz) – Gefahr: ich habe es nicht gewusst.

Zweitens, was war dann unsere wirkliche Rolle in diesem Prozess? Haben wir selbst unsere eigene Geschichte verstanden und den Prozess kapiert, das heißt, worum ging es in unserer Gegenwart und was stand auf dem Spiel? Wenn ja, warum, wenn nicht, warum nicht? An welchen Hindernissen blieben wir verfangen; was hat uns erleichtert oder erschwert, den Lauf der Dinge und dementsprechend unsere Rolle zu bestimmen? Was war unser Einflussbereich und wie wirkte

sich das aus? (gegen die vermeintliche Impotenz oder Omnipotenz). – Ich konnte nichts machen –

Drittens, wollen (abgesehen von dem 'sollten') wir irgendein Projekt oder Ideal verwirklichen in der Gesellschaft oder war uns der Lauf der Dinge völlig egal? Wenn Projekte oder Ideen vorhanden waren, wie sahen sie aus und wie wirkten sie wirklich, das heißt, abgesehen von unseren gutgemeinten Intentionen? Wem kam das zugute? Welche gesellschaftlichen Prozesse und Menschengruppen wurden davon betroffen und wie? (Gegen die vermeintliche Neutralität oder 'historische Unschuld') – Ich habe alles getan –

Viertens könnten sowohl unsere wirkliche Rolle als unsere Projekte irgendwie mit unserem für die Zeit möglichen Verständnis des Evangeliums in Einklang gebracht werden? Dieses Kriterium ist wichtig, denn wir wollen durch den uns jetzt gegebenen Rahmen unserer Möglichkeiten verstanden werden, und nicht etwa durch Erkenntniskriterien einer fernen Zeit. Was können wir heute wissen, was sollen wir heute tun, was dürfen wir heute hoffen? (I. Kant) Also, wie verstanden wir das Evangelium und warum sind wir zu diesem Verständnis gekommen?

Fünftens, wir selbst sind sozusagen das Ergebnis dieser Geschichte, wir selbst sind nicht denkbar ohne diese Vergangenheit, aber was machen wir jetzt damit? Was wollen wir damit anfangen? Lohnt es sich, weiter zu machen, soll etwas verändert werden?

Deshalb möchte ich im folgenden versuchen, einfach einige, Kernfragen der brasilianischen Gesellschaft in wichtigen Perioden der Geschichte (Kolonialzeit, Republik und Gegenwart) aufzugreifen und die Rolle der Orden darin zu bestimmen. Ich hoffe, im Laufe der Darstellung werden die obengenannten Kriterien sichtbar, ohne dass ich sie explizit erwähne.

DIE CONQUISTA UND DIE KOLONIALZEIT (1500 – 1889)

Die Studien zu 500 Jahre Lateinamerika haben es, meine ich, genug dargestellt:
Lateinamerika ist ein Kapitel der Expansionsgeschichte Europas. Zwei Kontinente, Lateinamerika und Afrika, haben ihre eigene interne Geschichte und Dynamik unterbrochen und wurden in Zusammenhang gebracht durch den militärischen, kommerziellen und religiösen Expansionismus Europas.
Die Zeit der Kriege gegen die heidnischen Mauren und gleich später die Bewegung der Kontra-Reformation gegen die Protestanten schuf auf der iberischen Halbinsel die Idee der Cristandade oder des Orbis Christianus: eine geschichtliche, religiöse und gesellschaftliche Gesamtheit, „die einzig als wahr und menschlich angesehen wurde und in der sich der Wille Gottes verkörperte. Außerhalb dieses Orbis existierte der Andere, d.h. der Ketzer, der Ungläubige und der Heide, der in der Geschichte dem Werk des Widersachers Gottes und der Menschheit dient und bekehrt werden, also zur christlichen Identität gebracht werden muss. Im Weigerungsfall wird er bekämpft, unterworfen und vernichtet."

Dieses religiöse Denksystem diente sehr gut den Expansions- und kommerziellen Plänen der portugiesischen Krone. In Portugal gab es eine starke ideologische Prägung der portugiesischen Monarchie, die als heilig, von Gott besonders auserwählt angesehen wurde. Weil die Päpste im Norden Europas durch die Protestanten konfrontiert waren, gaben sie den portugiesischen und spanischen Herrschern immer mehr Privilegien. Das bildete, wie bekannt, die Grundlagen des Patronatregimes.

Wenn vielleicht die Entdeckungsreise des Pedro Alvares Cabral von einer Mischung von missionarischem Geist, Abenteuerlust, wissenschaftlicher Neugier, kaufmännischem

Kalkül und Profitgier motiviert war, die wirkliche Motivation für die Eroberung und die darauf folgende Kolonisierung Brasiliens lag wohl im kommerziellen Interesse. (Merkantilismus)

Brasilien wurde kolonisiert, um Portugal und Europa als Lieferant von Rohstoffen und Lebensmittel zu dienen, zunächst Brasilholz, dann Zucker, später Kaffee, Baumwolle, Kautschuk, Kakao, heute Orangensaft, Sojabohnen, Fleisch und Früchte.

Das bedeutete damals, dass das politische, ökonomische, religiöse und kulturelle Entscheidungszentrum nicht in der Kolonie lag, sondern in der Metropole. Das nennt man das 'koloniale System', wobei alles, was es an Naturressourcen, Menschen, Verwaltung in der Kolonie gab, streng gebunden war an das strategische Denken und Planen der Metropole.

Die Missionare, die nach Brasilien kamen, waren durchaus überzeugt von der gottgewollten Ordnung, in die sie eingefügt waren. Schon ihre Reise, anders als bei Weltpriestern, wurde von der Krone finanziert, nach einer strengen Überprüfung des Kandidaten. Kein Missionar durfte in die Kolonien geschickt werden ohne die explizite Erlaubnis der zuständigen königlichen Behörde. Sie wurden durch die 'Mesa de Consciência e Ordens' der weltlichen Verwaltung unterstellt, bekamen Hilfe und Bezahlung von der Krone, ihre Arbeit wurde kontrolliert, so wie auch die Bücher, die sie importieren und lesen durften.

DIE STELLUNG DER ORDEN ZUR SKLAVEREI

1. Einführung

Drei Realitäten von Sklaverei sind zu unterscheiden: die Sklaverei als Institution (wurde von Kirchenleuten mit ganz wenigen Ausnahmen stillschweigend akzeptiert); Sklaverei außerhalb des Gesetzes, d.h. illegale Sklaverei (Kirche und Orden haben diese Art stets verurteilt); Sklaverei in ihren Ausschreitungen (Sklavenmisshandlungen von Seiten der patrones wurden von der Kirche einstimmig verdammt, ohne Sklaverei als solche verurteilen zu wollen).
Rechtfertigung der Conquista als Voraussetzung für die Legitimierung der Sklaverei (Bulle Romanus Pontifex von Nikolaus V. 1554 – garantiert das Recht der Portugiesen auf die entdeckten/eroberten Regionen und gibt dem König Alfonso „die volle und freie Ermächtigung, jegliche Christus feindlichen Sarazenen und Heiden zu überfallen, zu erobern und zu unterwerfen und ihre Länder und Güter sich anzueignen").
Freiheit der Indianer durch Versklavung der Schwarzen: Der Bischof von Olinda, D. Azeredo Coutinho, veröffentlichte 1798 ein berühmtes Buch: Analyse zur Rechtmäßigkeit des Handels mit freigekauften Sklaven von der Küste Afrikas, und 1808 ein weiteres: Übereinstimmung der Gesetze Portugals mit den päpstlichen Bullen, mit der Absicht, den Sklavenhandel mit Afrikanern zu rechtfertigen und in Einklang zu bringen mit dem Verbot der Versklavung der amerikanischen Indianer. „... Keine der römischen Bestimmungen seitens der Kirchenleute in Amerika sind je auf afrikanische Sklaven angewandt worden." Selbst der Jesuit Antonio Vieira, entschiedener Verteidiger der Freiheit der Indianer, anerkennt die beiden Ausnahmefälle an, bei denen Indianer versklavt werden konnten: Gefangene in einem gerechten Krieg und Gefangene, die zu Menschenfresserei bestimmt waren. In der Praxis machten solche Ausnahmen das Verbot von Paul III. (1537) zu einer Illusion.

Ökonomisches Interesse – Untergründiges Motiv für die Sklavenarbeit: Wenn sich Ordensleute einerseits gelegentlich gegen die Instrumentalisierung des versklavten Menschen für merkantilen Profit aussprachen, dann bedienten sie sich andererseits der Skla-

venhaltung für ihre wirtschaftlichen Grundinteressen. Wenn sie soweit gingen wie der italienische Jesuit Jorge Benci, forderten sie von den Sklavenherren, dass sie ihre Verpflichtungen gegenüber den Sklaven halten und sie gut behandeln; auch weil das in ihrem eigenen wirtschaftlichen Interesse liege. So das Buch Bencis (Christliche Wirtschaft der Herren, die Sklaven regieren; Economia crista dos senhores no governo dos escravos, 1700). Ohne die Sklaverei wäre der Prozess der Akkumulation und Zentralisation des Kapitals unmöglich gewesen.

2. „Evangelium" des Mitleids und des Erbarmens

„Von wenigen Ausnahmen abgesehen, spielten die Ordensleute im System der Sklavenhaltung mit. Sämtliche Orden hatten in ihren Häusern und auf ihren Gütern Sklaven. So legitimierten sie durch ihr Verhalten die Institution der Sklaverei. Aber ebenso protestierten, auch diesmal mit ganz wenigen Ausnahmen, alle Ordensleute gegen das, was ihnen Grausamkeit und Übertreibung der geltenden Sklavenhaltung zu sein schien. Alle predigten den Sklaven und Sklavinnen ein Evangelium des Mitleids und des Erbarmens, obschon doch die Praxis der Sklavenhaltung selbst ein Verstoß gegen die Barmherzigkeit war." (Hugo Fragozo)

Die Kapuziner, zunächst aus Frankreich und dann aus Italien kommend, bildeten eine ehrenvolle Ausnahme von der allgemeinen Regel der schwarzen Sklaverei. Sie wehrten sich heftig gegen die Grausamkeit und Unmenschlichkeit der Sklaverei.
Besonders hervorzuheben als Stimmen gegen die Missbräuche der Sklaverei sind die Gestalten von Frei Carlos José von La Spezia OFMCap (18. Jahrhundert) und des Jesuiten Antonio Vieira (17. Jahrhundert): La Spezia: „Dort, in jenen Ländern, haben Habgier und Eigeninteresse ein Geschäft greifen lassen, das mir das tyrannischste und barbarischste zu sein scheint, das es unter Christen überhaupt geben kann; und das besteht im An- und Verkauf von armen Schwarzen und Ureinwohnern als Sklaven. Deshalb fahren Schiffe voller Afrikaner ständig nach Amerika hin und her; und dann werden die Menschen auf den öffentlichen Markt geschafft und wie eine Herde von Vieh verkauft. ...)

„Auch wenn die Orden durch ihre prophetischen Sprecher die Grausamkeit der Sklaverei anprangerten, hielten sie in ihren Häusern doch selbst Sklaven ...Wer vermag da noch zwischen der Forderung nach diesem Werke der Barmherzigkeit und der Praxis der Sklavenhaltung in den Klöstern Logik zu erkennen?

3. „Evangelium" des vernünftigen und gütigen Herrn Jorge Benci

Was den aus Italien stammenden Jesuitenpater Jorge Benci am meisten schockierte, war die Tatsache, dass „die Produktion des brutalsten Elends einer Klasse die Bedingung (war) für die Schaffung des Reichtums der anderen" (Economia, 31) und dass die Praxis der Sklavenhaltung Bedingung war für die Gewinnträchtigkeit der Arbeit. Er appelliert an das Gewissen der Herren: Obwohl Benci es ahnt, dass das System nicht reformierbar ist, versucht er es zu reformieren, indem er die Grundlagen einer gütigen Regierung für die Sklaven erarbeitet.

4. Das Evangelium der Ergebung und der Tröstung -Antonio Vieira

In der pastoralen Tätigkeit übten die Missionare den Sklaven, ihren oder anderen, die Frömmigkeit zu Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz ein, denn die Mutter Gottes wurde als 'Trösterin der Betrübten' ohnegleichen dargestellt. Vieira, der gegen die Unmenschlichkeit der schwarzen Sklaverei polemisiert, predigt mit pragmatischem Sinn die Ergebung in das Schicksal: nach seiner Ansicht

habe es in Gottes Plan gestanden, dass die Afrikaner von ihrem Erdteil nach Brasilien gebracht wurden, damit sie jetzt als Christen leben und gerettet werden sollen. (Sermoes 24 e 28)

„Was ihr tun müsst, ist, euch mit diesen Beispielen trösten, die Leiden der Arbeit eures Standes mit großer Geduld tragen, Gott herzlich danken für die Mäßigung der Sklaverei, in die er euch gebracht hat und – vor allem – sie nutzen, um sie zu tauschen gegen die Freiheit und das Glück im anderen Leben." (Sermoes, 84)

„Ihr wisst, wie der Stand eurer Gefangenschaft aussieht ... Es ist nicht nur ein Stand irgendeines Ordens, sondern eines der strengsten Orden in der ganzen Kirche ... eine Gruppe von Orden geht unbeschuht, die andere beschuht; euer Orden geht unbeschuht und unbekleidet. Euer Habit ist nichts als die Farbe eurer Haut... denn eure Kleidung ist die, mit der euch die Natur bedeckt oder entdeckt hat... Eure Armut ist ärmer als die der Minderbrüder, und euer Gehorsam ist unterworfener als derjenige derer, die wir die 'Geringsten' nennen... Eure Regel ist eine oder sind viele, weil sie ja der Wille oder die Willen eurer Herren ist... Eure Berufung ist die Nachfolge der Geduld Christi."

5. „Evangelium" der prophetischen Anklage gegen die Sklaverei

Weil in der offiziellen Kirche – vertreten durch die Päpste, die Kongregationen der Kurie, die Bischöfe, die Moraltheologen und die Kirchenlehrer – die Institution der Sklaverei als eine rechtmäßige Sache galt, sind um so mehr jene Stimmen zu bewundern, die die Fundamente der Sklaverei erschütterten.

1. – Vieira verurteilt die rechtliche Institution der Sklaverei nicht, aber seine Prämissen – logisch weitergedacht – hätten die Einrichtung ernsthaft in Frage gestellt. Trotz seiner zahlreichen mutigen Prämissen landet der Jesuitenmissionar wieder bei seinem Evangelium der Ergebung.
Zwei Kapuziner verdienen besondere Anerkennung: Frei Carlos José von La Spezia und Frei José von Bologna (oder von Barbarolo). Frei José von La Spezia, der vorher im Kongo war, wandte sich gegen die Institution der Sklaverei überhaupt, weil er aufdeckt, dass es dabei um nichts anderes geht als um den unwürdigen Handel mit menschlichen Personen als Waren. Die kirchliche Obrigkeit und der Gouverneur von Bahia klassifizieren die Haltung von Frei José als gefährlich und wiesen ihn aus.

Frei José von Bologna, der von 1770 – 1794 in Bahia arbeitete, war unübertroffen im Anprangern der Absurdität des Sklavenhaltersystems. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts kam es zu einer tiefgreifenden Gärung und Freiheitsbewegung im Bundesstaat Bahia. 1789 kam es zur Inconfidendia Bahiana (Bahianischer Treuebruch), deren Ziel die totale und absolute Befreiung der schwarzen Sklaven war (Aufstand der Schneider). Der Sauerteig für die Bewegung kam vom Kapuzinerkloster Piedade, wo viele Mitbrüder sich dafür engagierten.

6. Evangelium: Gute Nachricht oder schlechte Nachricht?

Man darf wohl die passende aber unbequeme Frage stellen, ob die gepredigte Botschaft an die Sklaven wirklich für sie frohe Botschaft war, oder eben eine schlechte Botschaft. Die frohe Botschaft von Jesus, dem Erlöser und Befreier, insbesondere für die Armen und Gefangenen, wurde sie wirklich gepredigt? Was half in der Praxis den Afrikanern die hochherzige Absicht zahlreicher Missionare, die meinten, die schwarzen Sklaven zu retten, indem sie sie aus der Wildnis Afrikas holten und nach Brasilien verfrachteten, wo sie im Lichte der Zivilisation und des Christentums leben (oder sterben) konnten?

Großgrundbesitz

- Anfangs nicht, später Konflikte mit den Großgrundbesitzern
- Zunächst hatten die Orden keinen Großgrundbesitz, später wohl durch Stiftungen
- Benediktinerfarm in Rio mit über 1.000 Sklaven – Karmeliten-Merzedarier-Jesuiten-Monarchie
- Patronatsregime von 1500 bis 1889
- Loyalität zur portugiesischen Krone

J. F. Hauck 1820: „Trotz der großen Zahl der revolutionären Ekklesiastiker – sowohl Priester als auch Bischöfe – waren sie Repräsentanten einer Staatsreligion, sich ihrer Amtsrolle bewusst und gefangen durch Strafen der Regierungsvertretung und verbunden mit den Interessen der Großgrundbesitzer.
Der Bischof von Bahia D. Frei Francisco de Sao Damaso (1814 – 1816), lehrt in einem pastoralen Brief, die wichtigste Pflicht eines Bürgers ist, treuer Untertan des Königs zu sein. Die Pfarrer sollen auf diese Treuepflicht gegenüber dem Herrscher insistieren, denn „keiner kann Gottes Gebot lieben, wenn er nicht seinen legitimen Herrscher liebt."

Das Patronatssystem wurde nicht in Frage gestellt, nur der Nuntius wollte 1808 die Lage ändern. Es fehlte der Kirche Brasiliens ein Zentrum, einen Einheitspunkt, jemand, der in ihrem Namen auf neue Wege hinweisen konnte. Die Orden am Ende der Kolonialperiode waren einfach zu dekadent, schwach, überfällig geworden, um diese Rolle übernehmen zu können.

Mit der Vertreibung der Jesuiten 1759 geriet außerdem das ganze Schulwesen in Bedrängnis. Es bildete sich ein Katholizismus der Volksfrömmigkeit
-devotionell,- familiär- Laienprediger- Heiligenkult- wenig Theologie und viel Andacht, viele Feste
-synkretisch: Indianerelemente – Negerelemente – iberische Elemente.

Diese Volksreligion bildet den kulturellreligiösen Boden der brasilianischen Bevölkerung. Neue Orden und Kongregationen wurden geholt, um dem entgegen zu wirken.

ENDE DES KAISERREICHES – REPUBLIK

Der Raub des Indianerlandes ging weiter, ebenso die Zerstörung ihrer Lebensweise, die Zwangseingliederung in die Gemeinschaft der Weißen bedeutete einfach ihre Ermordung. Anfang des 19. Jahrhunderts gab es noch rund 500.000 Indianer bei einer Gesamtbevölkerung von ca. vier Millionen. Es blieb für die Indianer keine Alternative außer der Zwangsintegration in die christliche Welt durch Taufe, durch das Vergessen des eigenen Lebens und durch die Repression und das Vergessen ihrer Tradition. Die Missionare leisteten allzuoft die Vorarbeit dieser Pazifikation. Auch später konnten sie nicht weg von der Logik ihrer Predigt: Frieden – nicht Submission gegenüber dem System.

Die Frauenorden

Das Bild der Städte wurde geprägt von den Frauenklöstern der Klarissen, Dominikanerinnen, Karmelitinnen u.a.m. Sie hatten mehrere Indianer- oder Negermädchen als Dienerinnen, bzw. Sklavinnen als Gabe. Frauenklöster nahmen unverheiratete Töchter des Bürgertums oder Witwen auf. Sie übernahmen meist Erziehungsaufgaben, z.B. die schulische Ausbildung der Töchter der reichen Familien oder die Betreuung von Waisenkindern.
Viele Beatas bildeten eine nichtoffizielle Hausgemeinschaft:

- ohne Bürokratie der Regierung
- ohne die schweren Gelübde der Ordensgemeinschaften
- für die Reklusen der armen und reichen Familien
- für die Wiedererziehung von Prostituierten
- für die Aufbewahrung von Frauen vor eifersüchtigen Männern
- sie lebten von Kuchen, Süßigkeiten, Kleider, Blumen und Handwerk

Die Gesetze gegen die Orden

- im M.G. waren Ordensleute verboten (1855: Verbot für Benediktiner, Karmeliten, Franziskaner und Merzedarier Verbot der Neuaufnahmen von Novizen)
- die Orden durften keine Profess annehmen
- die Regierung wollte die Besitztümer der Karmeliten und Benediktiner einziehen (reichste Orden)
- Große Klöster verwilderten, wurden teilweise völlig verlassen
- Ordensleute hatten große Bauten, gute Küche, literarische Kultur, sie waren die intellektuelle Elite

Die Romanisierung

1870 I. Vatikanum

- Konflikt von Bischöfen mit dem Staat wegen des Patronatsrechtes
- neue Kongregationen werden wegen der Antipathie gegen die alten Orden importiert
- 1820 Lazaristen des Vincenz von Paul aus Frankreich
- 1840 Kapuziner aus Italien missionieren in Amazonien
- auf das Papsttum konzentriertes ekklesiologisches Modell
- Ultramontanismus
- Katechismus und Sakramente
- Autorität der Geistlichkeit richtet sich gegen den Volkskatholizismus
- neue Devotionen, Herz-Jesu-Frömmigkeit
- apostolischer Elan und Distanz zur Welt: neue Ausbildung der Priester
- Vertrag zwischen Staat und Kirche revitalisiert die Orden.

Von 1880 bis 1930 kamen nach Brasilien:
3 Kongregationen aus Spanien
12 aus Italien
10 aus Frankreich
4 aus Holland
4 aus Deutschland
1 aus Belgien
1 aus Österreich
1 aus Uruguay
1 aus der Ukraine
insgesamt 38 Kongregationen in 50 Jahren

Bei den Frauenorden 1880 – 1930:
insgesamt 109 Kongregationen in 50 Jahren
9 aus Spanien
3 aus Österreich
24 aus Italien
28 aus Frankreich
3 aus Portugal

22 aus Brasilien selbst
1 aus Ägypten
1 aus Kolumbien
5 aus Belgien
1 aus Polen
1 aus Ukraine
1 aus Russland
1 aus Holland

Bei der Volkszählung im Jahre 1872 waren in Brasilien 2256 Weltpriester – 107 männliche und 286 weibliche Ordensleute registriert.
Im Jahre 1935 war die gesamte Zahl des Klerus 6269, davon 3803 Ordenspriester, die Zahl der männlichen Ordensleute nahm in 63 Jahren um das 35fache zu.
Die Ordensfrauen konnten sich zwischen 1872 und 1920 verzehnfachen: von 286 auf 2944. In fünfzehn Jahren, 1935 hatten sie sich noch einmal verdreifacht: 8826 Schwestern.
Durch die Krise des Liberalismus wuchs die Präsenz der Kirche im Erziehungswesen, in der Krankenversorgung und in der Sozialarbeit.
Die Grundorientierung: konservativ, innerkirchlich, weg von der Kultur des Volkes.
Ab 1964

- Sensibilität für die soziale Lage
- Arbeit mit den Landarbeitern im Nordosten

- Einfluss von Löwen/Belgien – katholische Aktion
- Vatikanum II/ Medellin/Puebla- neuer missionarischer Impuls- Inkulturation
- Infragestellung vieler Modelle und Pastoralmuster aus der Vergangenheit
- Befreiungstheologie – Nähe zum Volk
- Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit – Einfachheit – weg von Pomp und Luxus
- Studium der Kultur des Anderen – ethnische Fragen – Indiotheologie
- Nähe zur feministischen Theologie – neues Bewusstsein der Ordensfrauen

Daten zur Geschichte Brasiliens

1500	Ankunft der Flotte des Pedro Alvares Cabral mit neun Franziskanern und elf Weltpriestern an Bord
1534	Ankunft des Mem de Sá – Kolonisierung
1549 – 1759	Jesuiten in Brasil 453 Mitglieder
1585 – 1760	Franziskaner in Brasilien 1.160 Mitglieder
1580 – 1640	Brasilien und Portugal unter Hispanischer Herrschaft
1759	Vertreibung der Jesuiten durch Marquis v. Pombal
1789	Der Treuebruch (Inconfidencia) in Minas Gerais
1808	Der portugiesische Hof in Rio de Janeiro
1817	Revolte in Pernambuco- Schwarze/Karmeliter
1822	Politische Unabhängigkeit durch Pedro I., ökonomische Abhängigkeit von England
1888	Freilassung der Sklaven
1889	Ausrufung der Republik – ohne das Volk
1930	Putsch von Getulio Vargas ■ Krise der Kaffeewirtschaft ■ Industrialisierung ■ Gleichberechtigung ■ Kontrolle der Arbeiter
1945	Ende des Zweiten Weltkrieges Absetzung von Getulio Vargas- Demokratie
1960	Gründung von Brasilia – J. Kubitschek – die Modernisierung
1964	Militärputsch
1968	Ausnahmezustand – Verfolgung – Repression
1985	Demokratisierung – Suche nach Identität - Leben in Spannungsfeldern

Suche nach Identität – Leben in Spannungsfeldern

Sr. Thérèse Winter IMS Mannheim

Ein kurzes Blitzlicht aus den vergangenen Arbeitswochen: Bei einer Ordenstagung in der Schweiz, zu der etwa 60 Ordensmitglieder gekommen waren, werden die Anwesenden gebeten, sich und ihre Gemeinschaften vorzustellen und ein wenig zu erzählen, wo ihre Gemeinschaften in ihrer Entwicklung stehen, welche Schwierigkeiten oder Veränderungsprozesse gerade im Gang sind. Mir fällt die große Offenheit, aber auch die Ehrlichkeit auf, mit der die einzelnen versuchen zu antworten. Dabei zeigt sich bei genauem Zuhören, dass einige Stichworte immer wiederkehren. Auffallend oft das Stichwort Identität. Nahezu alle berichten vom Suchen der eigenen Gemeinschaft nach ihrem Selbstverständnis, besonders angesichts der Tatsache, dass die Gemeinschaften immer kleiner und immer älter werden. Dies scheint verstärkt eine Not der Frauengemeinschaften zu sein, die mehrfach sagten: „ Wir haben uns jahrzehntelang von unserer Arbeit her verstanden, von unseren Schulen, unseren Einrichtungen, unseren Krankenhäusern. Nachdem wir diese aufgeben mussten, tauchte immer mehr die Frage auf, wer sind wir eigentlich als Ordensfrauen heute in unserer Gesellschaft. Wir arbeiten daran, unsere Identität wiederzuentdecken." Im Zusammenhang damit wurden Themen wie die starke Überalterung angesprochen, auch die Spannung von Individualität und Gemeinschaft, und die Sehnsucht, wieder zum „Eigentlichen und Wesentlichen" hinzufinden. Es war spürbar bei den Rückmeldungen, dass neben der Orientierungslosigkeit auch eine Bereitschaft da ist, sich auf den manchmal schmerzhaften Prozess des Loslassens, der Veränderung und Erneuerung einzulassen.

Die Suche nach der eigenen Identität ist eine Frage, die den Menschen zeit seines Lebens beschäftigt. Sie wird meist dann neu aufgeworfen, wenn gewisse Sicherheiten zerbrechen, feste Strukturen sich auflösen, Grundsätzliches in Frage gestellt wird, sei es von außen oder auch von innen. Suche nach Identität ist ein nie abgeschlossener Prozess des Wachsens und des Reifens, der uns Menschen ein Leben lang begleitet. Ein solcher Weg ist meist mit Ängsten und mit Orientierungslosigkeit verbunden.

Im Bereich der Therapie wird menschliche Identität als eine Ganzheit gesehen, die auf fünf Säulen aufruht. (Vgl. Klemens Schaupp, Gott im Leben entdecken, S.31): der Körper, die Beziehungen, die Arbeit, der Besitz und die Werte.
Geraten zu viele Säulen zur gleichen Zeit ins Wanken, wird die Identität des Menschen brüchig. Er durchläuft Krisenzeiten, in denen bisherige Sicherheiten zerbrechen und kommende Sicherheiten noch nicht sichtbar sind. Solche Zeiten des Übergangs und des Umbruchs (Stichwort Schwellensituation) gehen mit schmerzhaften Erfahrungen einher, sie bergen allerdings auch die Chance, dass der Mensch sich neu auf wesentliche Faktoren besinnt, die sein Leben von innen her tragen und sinnvoll machen.
Die oben zitierte Aussage auf der Schweizer Ordenstagung passt in dieses Schema der fünf Säulen hinein: der Verlust der Arbeit

führt zur Frage nach der „eigentlichen" Identität. Daneben sind es die Säulen der Beziehungen (was bedeutet Gemeinschaft heute) und die der Werte (Stichwort Wertezerfall), die ins Wanken geraten sind.

Im Blick auf die Entwicklung der Ordensgemeinschaften in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten wird deutlich, dass diese Suche sich in verschiedenen Spannungsfeldern bewegt. Ich möchte, angeregt durch die Erfahrungen in der Schweiz, drei dieser Spannungsfelder herausgreifen und im Anschluss daran versuchen, thesenhaft bestimmte Optionen zu formulieren, die uns dann als Gesprächsgrundlage dienen sollen.

1. Das Spannungsfeld der Generationen:

Die Tatsache der Überalterung in unseren Gemeinschaften ist nicht zu übersehen. Ich möchte dies ganz kurz an meiner persönlichen Situation als noch jüngerer Ordensfrau deutlich machen:
Der Altersdurchschnitt in meiner Gemeinschaft beträgt 70 Jahre, ein Großteil der Schwestern befindet sich im Mutterhaus Schlehdorf, das mehr und mehr zum Altenheim wird. In den Räumlichkeiten der Schule und des Gästehauses arbeiten die wenigen Schwestern, die noch die Kraft zu einem beruflichen Einsatz haben, und die Schwestern unter 50 (in der deutschen Provinz 5 Schwestern) haben sich zusammengetan, um innerhalb einer kleinen Kommunität ihr Ordensleben zu gestalten. Die Trennung vom Großkonvent war für alle Beteiligten ein schmerzhafter Prozess. Mein Einblick in die Entwicklung von Ordensgemeinschaften, wie ich ihn jetzt innerhalb der Arbeit beim Institut bekomme, bestätigt, dass viele Gemeinschaften solche Erfahrungen teilen. Die Auflösung von Strukturen wie etwa das äußere Zeichen des Ordenskleides, die Klausur, gemeinsame Essens- und Rekreationszeiten, einheitliche Apostolate, wirken für viele Schwestern, die noch in einen anderen Ordensstil hineingewachsen sind, als äußerst bedrohlich. Sie vermuten in dieser Auflösung zugleich eine Aufweichung des Ordenslebens selbst.
Dass die jüngere Ordensgeneration heute versucht, Ordensleben anders zu leben, wird zugleich sehr oft als Infragestellung des eigenen Lebensentwurfes interpretiert. Dann sind Fragen wie etwa: Ja, haben wir denn alles falsch gemacht? keine Seltenheit. Leider habe ich es nur sehr selten erlebt, dass die unterschiedliche Perspektive von alt und jung tatsächlich in einen fruchtbaren Dialog hineingeführt hat. Meist überwiegen Ängste und Abgrenzungstendenzen.

Neben der Überalterung ist ebenfalls eine sehr große Ungleichzeitigkeit feststellbar. Ich weiß nicht, ob es jemals d i e Ordensfrau gegeben hat. Aber die Verständigung darüber, was Ordensleben eigentlich ist, war früher gewiss eindeutiger als heute. Dies zeigt sich in der Entwicklung der Gemeinschaften: Es gibt Gemeinschaften, die schon relativ früh begonnen haben, durch persönliche und gemeinschaftliche Weiterbildungskurse am Wachstum der Gemeinschaft zu arbeiten, die heute schon einen längeren Prozess der Veränderung hinter sich haben. Und es gibt Gemeinschaften, die erst jetzt allmählich aufbrechen.
Diese Ungleichzeitigkeit gibt es auch innerhalb einer einzigen Gemeinschaft. Wo Generationen zusammenleben, da kann es nicht ausbleiben, dass es zu Konflikten kommt, zumal junge Frauen, die heute in eine Gemeinschaft eintreten, meist mit einem ganz anderen Selbstbewusstsein, einer viel größeren Eigenständigkeit und intellektuellen Ausbildung kommen als früher. Nicht wenige von ihnen haben schon selbst einen Beruf ausgeübt, waren verantwortlich für ihren Lebensunterhalt und haben Verantwortung für andere übernommen. Ein Blick in die Ordensausbildung zeigt, dass die Frauen, die kommen, heute meist schon älter sind und ein ganzes Stück Lebensgeschichte hinter sich haben. Dass sie eine veränderte Einführung in das Ordensleben brauchen als noch

vor zehn Jahren, ist einleuchtend. Wie sehr wir innerhalb einer Gemeinschaft in unterschiedlichsten Welten leben, wurde mir kürzlich wieder bewusst an einem kleinen Beispiel: eine über 80jährige Schwester, die bis in ihr hohes Alter liest und sich theologisch weiterbildet, lobte die Sonntagspredigt des jungen Ortspfarrers, konnte aber mit dem Wort „Handy" überhaupt nichts anfangen.

Angesichts dieser Spannung stellt sich die Frage, wie sie für den Suchprozess fruchtbar gemacht werden könnte, wie Altes und Neues innerhalb einer Gemeinschaft zusammengehen könnte.
Klemens Schaupp hat versucht, auf struktureller Ebene einen möglichen Weg anzuzeigen, indem er von der Schaffung von Parallelstrukturen spricht. Beharrt man zu sehr auf den alten Strukturen und Überzeugungen, wird Neues nicht zugelassen. Menschen, die Lebendigkeit und Kreativität suchen, werden sich davon abkehren, weil sie keinen Lebensraum finden.

Werden alte Formen einfach abgebrochen und neue Modelle aus dem Boden gestampft, bleibt die Veränderung meist nur ein äußerlicher Prozess. Außerdem geht eine solche Tendenz immer mit sehr schmerzhaften Verletzungen und dem Gefühl von Verlust und Resignation einher. Ein positiver Übergang von alt zu neu könnte in der Schaffung von Parallelstrukturen liegen, das bedeutet, dass zur gleichen Zeit unterschiedliche Wege ausprobiert werden dürfen. In jedem Fall kann die Verständigung zwischen jung und alt nur gelingen, wenn es zu einem echten Gespräch zwischen den Generationen kommt, wenn auf beiden Seiten spürbar wird, dass man einander mit Achtung und Respekt begegnet.

THESE: Ein Schritt auf der Suche ist das Ernstnehmen der unterschiedlichen (Ordens-) Lebensgeschichten und das Zulassen verschiedener (Ordens-) Wege innerhalb einer Gemeinschaft.

2. Das Spannungsfeld von Individualität und Gemeinschaft

An diese These schließt sich fast unmittelbar das zweite Spannungsfeld an, das in der Diskussion in der Schweiz immer wieder als problematisch benannt wurde. Die „Emanzipation" mancher Ordensmitglieder von den Bedürfnissen der Gemeinschaft oder das Pochen auf das je eigene Charisma bringt nicht selten Ordensobere in die schwierige Situation, wie sie mit ihren Entscheidungen beiden, den Belangen der Gemeinschaft, aber auch den Belangen des einzelnen gerecht werden können.
Wohl kaum ein Begriff innerhalb der Ordensspiritualität hat einen solchen Verständniswandel vollzogen wie der Begriff der Gemeinschaft. Dies hat zum Teil äußere, zum Teil aber auch innere Gründe.
Rein äußerlich betrachtet werden unsere Gemeinschaften immer kleiner und weniger stabil. Sie erfordern heute andere Strukturen als früher. In einem Haus leben Schwestern, die den unterschiedlichsten Berufen nachgehen und damit ganz unterschiedliche Tagesrhythmen leben. Zeiten des gemeinsamen Betens und Lebens zu finden erfordert daher ein hohes Maß an Absprache und bewusster Pflege dieser gemeinsamen Zeiten. Es ist sehr viel stärker in die Verantwortung jeder einzelnen gestellt, das Gemeinschaftsleben mitzugestalten und mitzutragen. Und es erfordert die Bereitschaft, sich in Offenheit und mit der ganzen Persönlichkeit auf die Gruppe einzulassen. Die damit ermöglichte Nähe bringt natürlich auch vermehrte Konfliktsituationen mit sich, und es gehört Reife und Bereitschaft dazu, sich diesen Konflikten zu stellen und sie gemeinsam auszutragen.
Sandra Schneiders, eine amerikanische Benediktinerin, vermutet, dass die künftige Gestalt der Ordensgemeinschaften in diesen kleinen Gruppen bestehen wird und dass sich damit auch die Aufgaben und die Strukturen verändern werden.

Mit dem äußeren Wandel geht ein innerer Wandel einher. Der Großteil der älteren Ordensgeneration war noch in dem Verständnis erzogen worden, dass Gemeinschaftsleben dann richtig und gelungen ist, wenn möglichst alle alles zur gleichen Zeit miteinander teilen wie etwa die Gebetszeiten, die Essenszeiten, Rekreation und Arbeit. Konformität war positiv betrachtet ein wichtiger Garant für die Zusammengehörigkeit und für die klare gemeinsame Ausrichtung der Ordensmitglieder. Dabei spielten die eigene Lebensgeschichte oder persönliche Eigenarten eine geringe Rolle. Wichtig war der äußere Zusammenklang aller, an dem sich Zugehörigkeit zu dieser konkreten Ordensgemeinschaft und das Streben nach einem gemeinsamen höheren Ziel ablesen ließen. Negativ betrachtet blieb wenig Raum für individuelle Lebensgestaltung, für Austausch, Veränderung und freundschaftliche Nähe zu einzelnen Mitgliedern. Das Menschenbild, das hinter einer solchen Sicht steht, entspricht nicht mehr unserem heutigen Verständnis. Auch vor den klösterlichen Gemeinschaften hat die Entwicklung zur Individualisierung nicht halt gemacht.

Im Gegensatz zu früher wird heute verstärkt der Wert jeder einzelnen Person betont mit ihrer je einmaligen, von Gott geschenkten Berufung. Bei der Suche nach der eigenen Identität spielt diese persönliche Berufung eine zentrale Rolle. Dies zeigt sich unter anderem an der Tatsache, dass viele Verantwortliche, die in der Ordensausbildung stehen, spüren, dass die primäre Aufgabe darin besteht, die einzelnen jungen Menschen in ihrer Individualität und Persönlichkeit zu fordern, ihnen zu helfen, die eigene Berufung immer mehr zu entdecken. Dass damit zugleich ein Hineinwachsen in eine konkrete Ordensgemeinschaft stattfinden soll, macht diese Aufgabe besonders herausfordernd und manchmal schwierig.

Ein kurzer Blick in die heutige Ordenstheologie zeigt, dass das Thema von Gemeinschaft und Individualität viel diskutiert wird. Mir ist aufgefallen, dass darin der Wert von Gemeinschaft an sich nicht in Frage gestellt wird. Viel stärker geht es in der Diskussion um die Suche nach zeitgemäßen Formen von Gemeinschaftsleben. Die oben schon erwähnte Sandra Schneiders weist darauf hin, dass die Gleichsetzung von Gemeinschaft und „gemeinsamem Leben" eine historisch bedingte Festlegung war (Kirchenrecht von 1917), die aber nicht unbedingt konstitutiv für das religiöse Leben sein muss. Ein Blick in die Ordensgeschichte zeigt, dass Gemeinschaft immer ein wesentlicher Faktor des Ordenslebens war, dass interessanterweise aber immer unterschiedliche Gemeinschaftsformen nebeneinander bestehen konnten. Das lässt sich bereits bei den Wüsten- und alten Mönchsvätern beobachten, wie auch bei Benedikt, bei Franziskus, in unserer Zeit ein typisches Beispiel Thomas Merton. Es gab - und das stimmt gelassen - nie die Gemeinschaftsform schlechthin. (Eremitendasein, wo gemeinschaftliche Elemente auf ein Minimum begrenzt waren, ausgeprägtere Formen im monastischen Leben, die typische Weise des Zusammenlebens der apostolisch ausgerichteten Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts). In all diesen Bewegungen wird deutlich, dass Gemeinschaft nie ein statischer Begriff ist, sondern ein Fließen zwischen verschiedenen Polen, zwischen Alleinsein und Zusammensein, zwischen dem je eigenen Weg und dem Weg der Gemeinschaft als Ganzer, zwischen der Sehnsucht nach Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach gemeinschaftlichem Zeugnis. Martin Buber formuliert treffend: „Gemeinschaft ist, wo Gemeinschaft geschieht."

Hermann Schalück betont in seinem Nachdenken über die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit von Geistlichen Berufungen in den Zeiten der Postmoderne, dass das kommunitäre Leben heute vielleicht mehr denn je zu den prophetischen Zeichen des Ordenslebens gehört. Gerade in einer Gesellschaft, in der

gemeinschaftliche Bindungen an Tragfähigkeit verloren haben und zugleich die Sehnsucht nach haltbaren dauerhaften Bezügen groß ist, kann gelungenes Gemeinschaftsleben zu einer Predigt ohne Worte werden (siehe ein dominikanisches Leitwort: „Die Gemeinschaft ist unsere erste Predigt."). „Mit Sicherheit", so Schalück, „lädt die Religiosität der postmodernen Zeit uns ein, das stärker zu leben, was <postmoderne> Menschen zu Recht ersehnen, aber bei uns vielleicht nicht mehr finden: Eine lebensfreundliche, die menschlichen Sinne ansprechende und nicht total ritualisierte Spiritualität und Liturgie, mit dem <Erlebnis> von Schönheit, Ästhetik, Stil. Kommunitäten, die alle Sinne ansprechen, sind gefragt." (H. Schalück, Alles ist möglich, nichts ist gewiss, in OK 4/1999, S. 398)

THESE: Ein Schritt auf der Suche ist das Ausbalancieren von persönlichem Weg und gemeinschaftlichem Charisma. Im gelebten Wert von Gemeinschaft verwirklicht sich ein Stück Prophetie in unserer Gesellschaft.

3. Das Spannungsfeld von Aktion und Kontemplation. Ich möchte auf das Anfangszitat der Ordensfrau aus der Schweiz zurückkommen. Sie sagte:

„Wir haben uns jahrzehntelang von unserer Arbeit her verstanden, von unseren Schulen, unseren Einrichtungen, unseren Krankenhäusern. Nachdem wir diese aufgeben mussten, tauchte immer mehr die Frage auf, wer sind wir eigentlich als Ordensfrauen heute in unserer Gesellschaft. Wir arbeiten daran, unsere Identität wiederzuentdecken." Hinter diesen Worten steht zum Einen die Not der Aufgabe von wichtigen Apostolaten, zum Anderen aber die Gewissheit, dass Ordensleben sich letztlich von einer anderen und tieferen Bezogenheit versteht. Dieser Blick auf das Wesentliche, auf die Tiefe des geistlichen Lebens wird manchmal gerade in Krisenzeiten besonders notwendig und auch heilsam. Er macht deutlich, worum es letztlich bei allem Tun und Leisten gehen sollte.
Vermutlich geschieht es immer wieder im geistlichen Leben, dass dieser Blick verstellt und getrübt wird durch die Fülle der Aufgaben und Verantwortungsbereiche, die die Kirche übernimmt. Es ist eine Herausforderung, so Arbeit und Gebet miteinander zu verbinden, dass beide sich befruchten und nicht gegenseitig ausspielen. Gerade das apostolisch ausgerichtete Ordensleben lebt beständig aus dieser Grundspannung.

Was meint kontemplatives Leben?

In diesem Zusammenhang sei ein kurzes Wort zur „Instruktion über das kontemplative Leben" Verbi Sponsa gesagt, die letztes Jahr erschien. Sie beschäftigt sich vornehmlich mit der treuen Bewahrung der Klausurvorschriften, und zwar mit der Begründung, dass sich im Leben der Klausur eine besondere Tiefe der Gottesbeziehung ausdrücke. „Die klösterliche Einsamkeit ist eine große Hilfe, um die so verstandene Reinheit des Herzens zu erlangen, weil sie die Kontaktmöglichkeiten mit der Außenwelt auf das wesentliche beschränkt, damit diese nicht auf verschiedene Weise in das Kloster einbricht und dessen Atmosphäre des Friedens und der heiligen Einheit mit dem einzigen Herrn und mit den Schwestern stört. So schaltet die Klausur großenteils die Zerstreuung aus, die von vielen unnötigen Kontakten, von einer Fülle von Bildern, oft Quelle weltlicher Gedanken und eitler Wünsche, von Informationen und Emotionen herrührt, die vom einzig Notwendigen ablenken und die innere Einheit zerreißen." (VS 13) Kontemplation wird durch das ganze Dokument hindurch gleichgesetzt mit Klausur und Trennung von der Welt, dabei wird stark der asketische Akzent des Verzichtes betont. Damit geschieht eine spirituell nicht haltbare Verkürzung von Kontemplation. Auch kontemplativ lebende Ordensfrauen leben ihr Ordensleben für die Welt und im Bewusstsein der heilenden Kraft

ihres Betens mitten in der Welt. Bei diesem Dokument stellt sich beim Lesen die Frage, ob es angesichts der heutigen Krise geistlichen Lebens ein fruchtbares, hilfreiches Wort spricht.
Nach Barry/Connolly gibt es eine sehr schöne Definition dessen, was Kontemplation in einem allgemeinen Sinn meint. „Kontemplation beginnt, wenn einer aufhört, von seinen eigenen Belangen vollständig in Anspruch genommen zu sein, und er also damit anfängt, dass ein anderer Mensch, ein Ereignis, ein Thema seine Aufmerksamkeit findet." (Barry/Connolly S. 55) Diese Definition ist sehr allgemein, aber sie zeigt, dass der kontemplativ lebende Mensch einer ist, der sich noch von einer anderen Wirklichkeit faszinieren lässt, die größer ist als er selbst; der Räume in sich freihalten kann, die noch gefüllt werden können mit Menschen, mit Ereignissen, mit Erfahrungen, mit der Gegenwart Gottes. Kontemplative Erfahrung hält im Menschen das Bewusstsein lebendig, dass sein Leben mehr ist als die Summe seiner Aktivitäten, seines Planens und Kalkulierens, seiner Resignation und seiner Schuld. Für eine Erneuerung des Ordenslebens ist es von großer Bedeutung, dass diese kontemplative Grundausrichtung wieder in die Mitte rückt, damit Ordensleben transparent bleibt für die Grundbotschaft des menschenfreundlichen Gottes, der sich in Jesus Christus dem Menschen gleichgestellt hat. „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich" - (Röm 11, 18) diese paulinische Einsicht müsste auch immer wieder ablesbar sein an der Ordensexistenz.

Kontemplatives Leben verwirklicht sich in verschiedenen Haltungen, einige davon möchte ich verdeutlichen.

Es zeigt sich in einer Haltung der **Aufmerksamkeit**. Aufmerksamkeit fordert eine innere Freiheit und Leere, die Wirklichkeit mit allen Sinnen wahrzunehmen. Sie hilft, von allen vorgefertigten und verhärteten Meinungen und Urteilen zunächst einmal zu lassen und offen zu sein für Neues. Ich erinnere an die wertvollen Gedanken, die die französische Philosophin Simone Weil (1909 - 1943) zum Thema der Aufmerksamkeit formuliert hat. Auf ihrer höchsten Stufe, so sagt sie, kommt die Aufmerksamkeit dem Gebet gleich. Der aufmerksame Mensch ist der, der sich noch überraschen lassen kann, der noch staunen kann über die Fülle und den Reichtum des Lebens. Er ist auch ein Mensch, der Gott zutraut, dass er wirklich in unserer Zeit eingreifen kann, dass er rufen und bewegen kann.

Aus der Aufmerksamkeit erwächst das **wache Bewusstsein für das Hier und Heute.** Es gibt ein schönes und herausforderndes Wort von Alfred Delp, das der gläubige Ausdruck dieses Bewusstseins ist. „Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit." Unsere heutige Zeit ist, auch wenn sie ungünstig sein mag für die Förderung von geistlichen Berufen, die Zeit Gottes, und er ruft den Menschen, aber möglicherweise ganz anders als wir es meinen. Ich denke, die Frage nach der künftigen Gestalt von Ordensleben hat ihre Notwendigkeit und ihre Berechtigung; wenn aber zugleich nicht auch heute schon das Wesentliche davon gelebt werden kann, besteht die Gefahr, dass wir Leben auf morgen vertagen und heute nicht wirken, was gewirkt sein will. Der kontemplativ lebende Mensch reift in eine immer größer werdende **Selbstvergessenheit** hinein. Daher führt gerade die Kontemplation zum Nächsten hin und nicht von ihm fort. (Kontemplation mit offenen Augen) Solange wir als Ordensgemeinschaften nur um die eigene Problematik kreisen, uns ängstlich um den Weiterbestand sorgen, droht der Blick eng zu werden.
Und nicht zuletzt ist der **Humor** ein Zeichen für innere Weite und Freiheit, der uns bei aller Problematik immer wieder hilft, Abstand zu den kleinen und großen Nöten zu gewinnen.
„Gott hat Humor, denn er hat den Menschen

erschaffen." (Chesterton) Ich erinnere daran, dass Humor und Humilitas aus der gleichen lateinischen Wortwurzel stammen, dass also der Humor immer auch Ausdruck von Demut ist. Er beinhaltet das befreiende Wissen, dass wir als Menschen immer begrenzt bleiben werden, fehlerhaft sind, aber eben auch geliebte Geschöpfe Gottes. Perfektion ist kein Name Gottes, so könnte man das Wort von Martin Buber umwandeln.

THESE: Ein Schritt auf der Suche ist die Neubesinnung und Vertiefung der kontemplativen Grundausrichtung des Ordenslebens, die Raum gibt für das Handeln Gottes.

Der Ausgangspunkt der Überlegungen war die Frage heutiger Ordensgemeinschaften, spezifisch der Frauengemeinschaften, nach ihrer Identität. Es wurde versucht, einige der Spannungsfelder zu umschreiben, in denen sich diese Suche vollzieht, sie mehr oder weniger gelingt. Dies geht nicht ohne Auseinandersetzung und nur in dem Maß einer hohen Kommunikationsfähigkeit, zu der wir immer mehr hinfinden müssen im alltäglichen Miteinander. Was alle manchmal auseinanderstrebenden Kräfte und Richtungen eint, der Boden, auf dem die Antwort auf diese Frage nach der Identität steht, bleibt die Leidenschaft für Gott, oder um mit Hermann Schalück zu sprechen, „die Option für den lebendigen Gott". Ich möchte schließen mit seinen Worten: Es ist grundlegend, „dass unsere Gemeinschaften Orte der Gotteserfahrung sind. In einer historischen oder soziologischen Sicht könnte dieser Aspekt an den Rand gedrängt werden. Doch ich meine, dass es in der postmodernen Zeit für das geweihte Leben nichts wichtigeres gibt als die Option für den lebendigen Gott. Die Qualität des geistlichen Lebens und unserer Lebenskultur muss bei allen Plänen absolute Priorität haben. Ohne eine Kultur des geistlichen Lebens in unserem kontemplativen Gedächtnis bauen wir alle unsere Projekte auf Sand. ( ) Nur wenn wir uns gegenseitig Rechenschaft geben können vom Glauben und von der Hoffnung, die in uns leben, wenn wir unsere persönliche und gemeinschaftliche Existenz dem Geist Gottes anvertrauen ( ), können wir Zeugen der universalen Liebe des Schöpfers sein." (Hermann Schalück, in: UISG 112,2000, S. 33)

Literatur:
Klemens Schaupp, Gott im Leben entdecken, Würzburg 1996
Sandra Schneiders, New Wineskins, New York 1986
Hermann Schalück, Alles ist möglich, nichts ist gewiss, in: OK 4/1999
Hermann Schalück, Welche Anregung ist in den Ordensgemeinschaften in der Zeit der Postmodeme gefordert?, in: UISG 112/2000
William Barry / William Connolly, Brennpunkt Gotteserfahrung im Gebet, Leipzig 1992

Ausbildungsprogramm nach VERBI SPONSA

(Herbert Schneider OFM, Rom, 11.8.2000)

Die jüngste Instruktion der Kongregation für die Institute des gottgeweihten Lebens vom 13.Mai 1999 bringt im Teil III (Nr. 22-26) unter dem Titel „Ausdauer in Treue" wichtige Ausführungen über die Ausbildung, so dass daraufhin Föderationen und Klöster fragen, wie demnach eine RATIO FORMATIONIS auszusehen habe.

Wir werden im folgenden fragen, wie die Ausbildung (Formatio) gemäß diesem Teil III aussieht und wie sie im Rahmen des Gesamttextes zu verstehen ist.

1. KAPITEL

1. Formatio als Aufstieg (ascensio)

1.1 Vom Herzen zu Gott hin. In Nummer 22 wird das Ziel der Formatio beschrieben. In einer Anthropologie vom Herzen des Menschen her, das zu Gott gekehrt ist, wird die Bildung als Weihe an Gott verstanden. Diese Weihe ist das Ziel der Bildung.

1.2 Die Weihe an Gott wird verwirklicht durch die con-formatio, d.h. die Gleichgestaltung mit Christus. Mit Jesus Christus gleichzeitig und konform zu leben, ist der Weg bzw. das Mittel zu dem genannten Ziel.

Wer sich jedoch konform mit Christus macht, tritt in einen Umgestaltungsprozess ein, in eine Transformation in die Gestalt Christi selbst und in einen Mitvollzug seiner Weihe (Konsekration) an Gott.

1.3 Dieser Vorgang der Formatio über die Con-formatio und Trans-formatio ist gewiss ein gelungener Entwurf. Die Formatio ist kein von außen erfolgtes Handeln. Es geht um die Gleichzeitigkeit mit Christus und um ein Mitleben mit ihm, so dass schließlich eine Umgestaltung in ihn erfolgt. Das Ziel ist damit ein Leben in und aus Christus. Die Lebensweihe ist ein Überstieg (transitus bzw. Pascha) mit Christus und in Christus zu Gott, dem Vater.

1.4 Diese Formatio, die zur Con-formatio und Trans-formatio führt und sich in der Weihe (Consecratio) an Gott erfüllt, verwirklicht sich in der Kontemplation, d.h. im liebevollen Gewahren der Gegenwart Gottes. Damit ist der Grundvorgang der Formatio in prägnanter Weise positiv bestimmt.

2. Formatio als Aufstieg in Stufen

In Nr. 23 werden nun vier Stufen der Formatio deutlich. Die Stufen werden gemäß einem geistlichen Aufstieg zum Geheimnis Gottes (Mysterium Dei) verstanden.

2.1 Die Formatio beginnt auf der ersten Stufe mit dem **Charisma** des einzelnen bzw. der Gemeinschaft. Charisma ist der Ruf Gottes, der an einen Menschen persönlich ergeht, damit er einen bestimmten Auftrag in der Kirche wahrnimmt. Die Achtung dieses Charis-

mas bzw. der persönlichen Berufung des einzelnen wird gemäß dem eingangs beschriebenen anthropologischen Ausgangspunkt verstanden. Formatio wird dadurch nicht lediglich ein Wirken von außen an dem Menschen, sondern erweist sich als Aufmerksamkeit für das, was Gott im Menschen wirkt. Betont wird die Hilfe zur Ausdauer/Treue gegenüber dem Wirken Gottes im Menschen. Dabei sind die Phasen der menschlichen Entwicklung zu sehen, in denen dieses Charisma sich ausgestaltet.

2.2 Der Mensch steht mit seiner Berufungsgeschichte jedoch nicht allein da. Er ist gemäß der zweiten Stufe einbezogen in eine **Kultur** mit ihrem jeweiligen Niveau. Dies prägt den Menschen und seine Qualität und seine Reife, das kontemplative Leben zu führen.

Dies bedeutet auch, die Fähigkeiten zu entwickeln, die Kultur eines Lebens in Klausur zu entwickeln. Die Kultur der Klausur ist jedoch auch geprägt von der christlichen Kultur des Lebens und sollte sie deutlich machen. Darum ist ein Leben in Klausur gerade auch eine Weise christlicher Kultur.

2.3 Im Blick auf die dritte Stufe ist das Leben in Kontemplation und Klausur hineingehoben in die **Revelatio,** d.h. die christliche Offenbarung, wie sie sich in Glauben, Liturgie, Gebet, Spiritualität und Theologie darstellt. Im Bejahen und Tun dieses christlichen Lebens verbindet sich der Mensch mit dem Mysterium Christi, d.h. seiner göttlichen Herkunft und Herrlichkeit. Die Formatio ist eine Hinführung und eine Annahme der Herrlichkeit Christi, die er vom Vater hat.

2.4 Die vierte und letzte Stufe besteht darin, dass die Formatio dem kontemplativen Menschen es ermöglicht, für das eigene Leben aus dem **Mysterium Gottes** selbst zu schöpfen. Es wird angeraten, dazu Methoden zu empfehlen, die nicht dem Zufall überlassen sind, sondern beständig bleiben.

3. Formatio als Aufstieg in Gemeinschaft

Formatio von der Gemeinschaft her wird in den Nummern 24 - 26 dargelegt, dass nämlich die gesamte Formatio grundsätzlich ihren Ort in der Gemeinschaft des Klosters hat.

3.1 Das Kloster als **Ort** der Formatio (Nr. 24) wird als der Bereich des geistlichen und schwesterlichen Umgangs gesehen, und dies mit dem Herrn in ihrer Mitte. Dazu bedarf es einer Wachsamkeit für ihn, der wirklich da ist und nicht als Fremder in seiner Gemeinschaft leben will.

3.2 Der **Kommunität** des Klosters kommt die Kompetenz für die Ausbildung zu, vor allem, um das eigene Patrimonium zu pflegen und die Einheit zu leben (Nr. 25).

3.3 Jedoch steht die Kommunität nicht isoliert da, vielmehr ist ihre Formatio im Zusammenhang der **geistlichen Familie,** zu der sie gehört, zu sehen (Nr. 26), so dass in der Kooperation der Geist der Formation vertieft und im Zusammenhang gesehen wird, nicht nur dann, wenn ein einzelnes Kloster selbst nicht mehr zur Formatio hinreichend fähig ist, sondern grundsätzlich.

4. Ergebnis

4.1 Schaut man auf das Ganze dieses Konzeptes, so kann man gewiss vom positiven und anregenden Verständnis von Bildung (formatio) sprechen, welche für die Ausarbeitung einer RATIO FORMATIONIS von Hilfe sein wird.

4.2 Nimmt man das genannte Konzept jedoch für sich, so muss man feststellen, dass eigentlich nur die menschliche Seite des **Aufstiegs** zu Gott behandelt wird, also von **unten nach oben,** nicht jedoch die andere Seite des initiatorischen **Abstiegs** des Handelns Gottes als des ersten Bildners des Menschen,

so dass allein mit ihm der Aufstieg der menschlichen Bildung möglich und - christlich gesehen - sinnvoll wird.

4.3 Nur eine einzige Stelle (Nr. 24,2) weist jedoch auf dieses Handeln Gottes im Abstieg zu uns darauf hin, wenn es heißt:

- Die Schwestern zu lehren, sich vom Mysterium Gottes zu nähren (Aufstieg),
- der ständig sich selbst gibt (Abstieg).

Dies soll uns dafür aufmerksam machen, im Gesamttext in diese Richtung ergänzend weiterzufragen.

2. KAPITEL

1. Formatio als Abstieg (descensio)

1.1 Wenn auch nicht ausdrücklich als Formatio ausgegeben, so ist doch in den Nummern 1-8 Grundlegendes für eine Ausbildung **von oben nach unten gesagt,** d.h. von Gott und seinem Handeln am Menschen her. Allerdings wird auch hier häufig vom Aufstieg gesprochen. Das Wort selbst taucht in Nr. 3.5 auf (iter perennis ascensionis ad Patris mansionem = Weg des stetigen Aufstiegs zur Wohnung des Vaters).

Allerdings ist die Dimension des Abstiegs Gottes und seines Handelns am Menschen klar zum Ausdruck gebracht. Weil dies nun am Anfang der Instruktio steht, hat es auch Bedeutung für den gesamten Text: „Das Geheimnis des Sohnes, der die Liebesgemeinschaft mit dem Vater lebt" (Überschrift zu Nr. 3).

1.2 Sogleich zu Beginn (Nr. l) wird (wie in Nr. 22) die con-formatio mit Christus im Gebet betont, und dies in der Weise, dass das Gebet der Schwester mit dem Gebet Jesu Christi verbunden wird. Es ist also nicht die kontemplative Schwester, die von sich aus oder anläßlich Jesu Christi betet, vielmehr wird ihr Gebet verstanden als Gleichgestaltung mit dem Gebet Jesu Christi, das in ihrem Gebet führend ist. Dadurch wird in der Kontemplation das Gebet **in** Christus die Hauptwirklichkeit. Man wird es weiterführen dürfen und sagen, dass Christus sein Beten in der Schwester weiterführt.

1.3 In der Teilhabe an Christus ist Christus selbst der eigentlich Handelnde und mit ihm zusammen lebt die Schwester ihre Beziehung zu Gott, der von sich aus vor allem in Jesus Christus zuerst seine Beziehung mit der Schwester eingegangen ist. Sie wird diese Beziehung lobend und dankend im Gebet bestätigen und übernehmen. Daher ist es ihr Leben, dass Jesus Christus sie in sein Pascha-Mysterium herein nimmt und sich dieses Pascha-Mysterium in ihr wirksam gegenwärtig macht.

2. Die bräutliche Bildung

2.1 Ausdrücklich wird betont, dass Christus sich als Bräutigam gibt und die Schwester mit ihrem ganzen Leben zu sich hinzieht (Nr. 3 und Nr. 4). Formatio hat mithin zur Aufgabe, Christus als den Bräutigam in der Schwester wirksam werden zu lassen und das Herz der Schwester dafür zu bereiten und zu öffnen.

Also beginnt die Formatio mit dem Wirken Christi selbst, der der erste und oberste Bildner ist.

2.2 Die Formatio hat es mit der Bildung der bräutlichen Liebe zu tun, wobei diese Liebe als Geschenk des Bräutigams erfahren wird. Der Geschenkcharakter der bräutlichen Liebe, die von Christus geweckt wird, ist zentrales Thema der bräutlichen Bildung.

Gott selbst will von sich aus sich die Menschheit anverloben und anverwandeln. Darin geschieht der wunderbare Tausch der Liebe.

2.3 Wir lieben, weil Gott uns zuerst die Liebe geschenkt hat, mit der wir ihn lieben. In

unserer Liebe bejahen wir die Liebe Gottes in uns. Auf diese Weise werden wir zum Lob seiner Herrlichkeit. Das Leben in der Klausur erklärt sich aus diesem Geheimnis der Liebe.

3. Exklusivität des Wohnens Gottes in der Seele

3.1 Es wird deutlich gemacht, dass Christus nicht nur in der Seele der Schwester Wohnung nehmen will (vgl. Joh 14,21-23), sondern auch im Schweigen des Klosters selbst. Die Schwestern wohnen also nicht allein, vielmehr wohnen sie dort zusammen mit Jesus Christus. Wo Schwestern sich dies klar machen, verändert es die innere Weise des Klosterlebens. Das Kloster wird zum eigentlichen Christus-Bereich, in welchem Christus der Haupt-Bildner ist.

3.2 Die Schwester wird in Arbeit und Lob Christus in ihrem Herzen willkommen heißen, wozu sie gerade durch ihre Jungfräulichkeit bereitet ist (Nr. 4,5).

3.3 Indem die Schwester Christus und mit ihm Gott in die Intimität ihrer Lebens und ihrer Gemeinschaft hereinlässt, lebt Kirche. Die Schwester selbst und ihre Gemeinschaft leben das Herz der Kirche (Nr. 6,2; Nr. 8,3). Wie das Herz im Verborgenen des Leibes schlägt und das Leben unermüdlich erhält, so leben die kontemplativen Schwestern in steter Freude und im Verborgenen den Herzschlag der Liebe der Kirche, die ihrem Bräutigam Jesus Christus vermählt ist.

4. Ergebnis

4.1 In anregender Weise wird hier der Abstieg Gottes zum Menschen ausgesagt, wodurch erst der Aufstieg des Menschen zu Gott möglich wird. Wichtig ist es für unseren Gedanken der Formatio, dass dieser Abstieg Gottes ein Handeln ist, das meine Liebe liebt und sie zur Gottesliebe erhebt.
4.2 Dieser Abstieg ist lebendige Begegnung, die Leben fördert. In der Formatio wird es bedeutsam, wie sehr der Mensch aus der zuvorkommenden Liebe Gottes lebt. Diese Wirklichkeit ist grundlegend für das Gelingen der Ratio formationis.

4.3 Der die Formatio ausdrücklich behandelnde Teil III wäre unvollständig, wenn es die Formatio nach Teil I nicht gäbe.

Jede Ordensgemeinschaft insgesamt, jede Höhere Oberin und jede einzelne Schwester werden darauf zu achten haben, dass die beiden Bereiche: Formatio von unten und Formatio von oben zusammengehen, so dass Ordensleben ein Ganzes wird und dadurch eine ganzheitliche Bildung gewährleistet werden kann.

M
Mitteilungen der Ordenskorrespondenz
abgeschlossen am 10.11.2000

Aus dem Vatikan

Fachkongress über die Zukunft der christlichen Mission

Rom. Rund 300 Missionswissenschaftler aus allen Erdteilen berieten anlässlich der Heiligjahrfeier der Missionare über die Zukunft der christlichen Mission. Der Kongress, der vom 18. bis 21. Oktober an der Päpstlichen Universität Urbaniana stattfand, ging mit einem feierlichen Papstgottesdienst auf dem Petersplatz zu Ende. Die Debatten und Vorträge standen ganz im Zeichen der Rückbesinnung auf den unveränderbaren Kern der christlichen Botschaft.

Zum Auftakt der Begegnung wandte sich der Sekretär des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Bischof Walter Kasper, gegen jedes imperialistische Verständnis christlicher Mission. Gerade weil das Verständnis von Einheit und Einzigkeit der christlichen Heilsordnung in der Liebe Jesu Christi gegründet sei, könne es nicht für eine imperialistische These gehalten werden, die andere Religionen vereinnahme oder unterdrücke. So habe Mission auch nicht mit Welteroberung zu tun, „selbst wenn sie in der Geschichte oft so missverstanden wurde", führte Bischof Kasper weiter aus.

In zahlreichen Referaten wurde das Thema der Inkulturation angesprochen, wobei sich eine deutliche Akzentverschiebung bemerkbar machte. Stand in der missionswissenschaftlichen Diskussion noch bis in die 90er Jahre die Frage im Vordergrund, wie die christliche Liturgie und Botschaft in andere Kulturen verpflanzt und dem jeweiligen örtlichen Verständnishorizont angepasst werden kann, dominiert jetzt das Bemühen um eine unverfälschte Übersetzung: Wie kann das Christentum so vermittelt werden, dass

es im örtlichen Kontext korrekt und ohne Abstriche am Wesentlichen verstanden wird.
Der Präsident der Päpstlichen Akademie für Theologie in Rom, Prof. Marcello Bordoni, brachte die neue Richtung in einem theologisch-philosophischen Vortrag auf den Punkt. Er warnte darin vor der inzwischen weit verbreiteten missverständlichen Annahme, wegen der geschichtlichen und kulturellen Bedingheit bei der konkretren Ausformulierung bestimmter kirchlicher Lehren sei auch deren dogmatischer Inhalt bloß zeit- und kulturbedingt und somit nur von relativer Gültigkeit.
Ein in der Schweiz lebender afrikanischer Missionswissenschaftler machte in einem Vortrag aus protestantischer Sicht deutlich, unter welchen unterschiedlichen Aspekten Jesus in afrikanischen Kulturen verstanden wird. Bemerkenswerte neue Perspektiven gab es auf dem Kongress auch aus Südamerika. Ein im brasilianischen Belo Horizonte lehrender Jesuit warf die Frage auf, wie die kirchliche Verkündigung in Lateinamerika nach dem Ende ihrer jahrzehntelangen Konzentration auf das Soziale aussehen wird.

Die vollständigen Texte der Vorträge, die bei einem Theologenkongress im Vatikan vom 25. bis 27. Februar d. J. gehalten wurden, sind in einem Band mit dem Titel „I1 Concilio Vaticano II" erschienen. Der hochkarätig besetzte internationale Kongress war der Rezeption und Umsetzung des Zweiten Vatikanums in der Kirche gewidmet. In dem Buch sind u.a. die Beiträge des deutschen Theologen J. Pottmeyer zur Kirche als „communio" und von Kardinal Joseph Ratzinger über das „christologische" Kirchenverständnis des Konzils nach „Lumen gentium" enthalten. Eine deutschsprachige Ausgabe ist in Vorbereitung. OR 6.10.00

Weltmissionssonntag: Dienst der Mission und Aufruf an die Jugend

Vatikanstadt (Fides) – Über 70.000 Menschen haben am Sonntag, den 22. Oktober auf dem Petersplatz an den Feiern zum Weltmissionssonntag teilgenommen. Am selben Tag wurde auch der 22. Jahrestag der Papstwahl von Johannes Paul II. gefeiert, der sein Amt 1978 mit einem historischen Aufruf zu Mission begann: „Öffnet Christus die Pforten!".
Dem Weltmissionssonntag, der jedes Jahr auch in den Pfarreien auf der ganze Welt begangen wird, wurde dieses Jahr auf dem Petersplatz ein ganz besonderer Platz im Rahmen der Feiern zum Heiligen Jahr gegeben. Die Feiern auf dem Petersplatz hatten wahrhaft universalen Charakter. Neben dem Präfekt der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, Kardinal Jozef Tomko, waren auch der Sekretär der Kongregation, Erzbischof Marcello Zago und der Beigeordnete Sekretär, Erzbischof Charles A. Schleck, die vier Generalsekretäre der Päpstlichen Missionswerke, Mitglieder der Kongregation und der Päpstlichen Missionswerke sowie Vertreter der 127 Nationen anwesend, die in den Tagen zuvor am Weltmissionskongress und am Internationalen Missiologiekongress teilgenommen hatten. Doch vor allem nahmen Pilger aus der ganzen Welt, sowohl aus reichen Ländern (Amerika, Europa, Australien) als auch aus armen Kirchen, wie Lesotho, Angola, Burkina Faso teil.
Nachdem er Kardinal Tomko für sein Grußwort gedankt hatte, zitierte der Papst einen Abschnitt aus dem Evangelium: „Denn der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele" (Mk 10,45). Dies bezeichnete Johannes Paul II. als „gute Nachricht" des Evangeliums und „Selbstdarstellung" Jesu Christi, der gekommen ist um durch seinen Dienst bis zum Tod der Welt das Leben zu geben. Je-

sus, der Diener und Sohn Gottes ist somit auch Vorbild, das uns den „Sinn und den Stil der Mission" verdeutlicht. Im Gegensatz zu einer aktionsbezogenen Mentalität, die auf Ergebnisse und auf Tätigwerden abzielt, betonte der Papst die Notwendigkeit des „kontemplativen" Charakters des Missionars. Ohne den Blick auf Christus zu richten, kann er „Christus nicht auf glaubhafte Weise verkünden". Die Mission bedeutet „Dienst" am Menschen, Aufmerksamkeit gegenüber den anderen und ihren kulturellen und religiösen Werten sowie ihren Bedürfnissen. Doch der „wichtigste und größte Dienst ist die Verkündung des Evangelium Jesu und das Bekanntmachen des Erlösers". Da sie sich am Stil des Dienstes Christi ausrichtet, besitzt die Mission nicht den „Geist der Herrschaft, der „Rivalität" oder des „Wettbewerbs".

Als Beispiel für diesen Stil bezeichnet der Papst das „Spektakel" zahlreicher Missionare und Missionarinnen, die „im Stillen und ohne Unterstützung das Evangelium Verkünden und vorher noch von ihrer Liebe zu Christus zeugen, oft sogar bis zur Hingabe des eigenen Lebens". ER erinnerte in diesem Zusammenhang auch daran, dass „die Mission Werk des ganzen Gottesvolkes ist" und erwähnte in diesem Zusammenhang insbesondere auch an den Beitrag, den alle den Päpstlichen Missionswerken zur Verfügung stellen, vor allem „die Kleinen, ... Kranken, ... Armen und deren Spenden."

Vor Abschluss der Messe erinnerte der Papst daran, dass einige Missionare, die am Kongress teilgenommen hatten, auch eine Scholle der Erde aus den fünf Kontinenten in großen Bambusvasen zum Altar gebracht hatten. Johannes Paul II. setzte in eine Vase, in der die Erde aus allen fünf Erdteilen gesammelt worden war als Symbol des Friedens und der Heiligkeit der Mission der Kirche einen kleinen Olivenbaum. „In diese ‚Erde aus allen Erdteilen'" so der Papst, „setze ich zur Erinnerung an diesen Festtag im Heiligen Jahr, einen Olivenbaum als Symbol des Friedens. Das Evangelium Christi ist in der Tat ein ‚Evangelium des Friedens'. Alle Völker mögen sich Christus öffnen und den Weg des Friedens finden." Sodann überreichte der Papst 11 Laien das Holzkreuz als Symbol des Sendungsauftrags. Die Missionare kamen aus Afrika (Nigeria, Togo, Benin), Asien (Philippinen, Bangladesch, Indien), Europa (Irland, Tschechien, Malta) und Amerika (Kuba, Haiti, Vereinigte Staaten) und werden aus ihren Kontinenten noch innerhalb dieses Jahres in andere Länder gehen um dort „zu Beginn des dritten Jahrtausends" Christus zu verkünden. Mit dem Gebet für „zahlreiche neue Missionsberufe", forderte der Papst auch die Jugendlichen („seine" Hoffnung) auf, „Christus die Pforten" zu öffnen und die eigenen Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen. Zum Abschluss des Gottesdienstes stiegen hunderte weisse, rote, gelbe, grüne und blaue Luftballons als Symbol für die fünf Kontinente in den Himmel. (Fides 27/10/2000)

Von der Mission zum Beruf

Kommentar zur Missionsgebetsmeinung für den Monat November 2000: „Wir beten, dass eine vertiefte Einsicht in die Aufgaben der Ordensgemeinschaften zum Entstehen von neuen und heiligen Berufen für das Ordensleben beitragen möge."

Rom (Fides) – Wir wollen von einer vor kurzem veröffentlichten vergleichenden Statistik über das Ordensleben ausgehen. die insbesondere die Veränderungen in der Zeit von 1978 bis 1998 berücksichtigt: Ordenspriester: 75.802/140.424 (-11,4%); Laienbrüder; 75.802/57.813 (-23,73%) Ordensschwestern: 990.768-814.779 (-17,76%). Wenn man jedoch die Daten der einzelnen Kontinente betrachtet, gibt es mancherorts auch ein Wachstum. Die Zahl der Ordenspriester ist in Asien zum Beispiel von 13.973 auf 17.119

(+23,72) angestiegen. Die Zahl der Laienbrüder stieg in Afrika von 5.248 auf 7.025 (+33,86%) und in Asien von 6.508 auf 7.764 (+19,30%). Auch die Zahl der Schwestern stieg sowohl in Afrika als auch in Asien, jeweils von 35.473 auf 51.304 (+44,63%) und von 91.585 auf 134.035 (+46,35%). Doch insgesamt gesehen sind die Zahlen in allen drei Kategorien weiterhin sinkend.

Um ein exaktes Bild abzugeben, sollten andere Daten und Vergleiche herangezogen werden, doch für unsere Ziele sind die oben aufgeführten Zahlen ausreichend, denn das, um was wir in diesem Monat beten ist der qualitative anstieg der Berufe des gottgeweihten Lebens, das heisst, jener Berufe, die nach Heiligkeit streben und aus einem tiefen Bewusstsein vom missionarischen Charisma der Ordensinstitute herangereift sind.

Eine besondere Beziehung

Zwischen dem gottgeweihten Leben und der Mission ad gentes, auf die wir uns insbesondere beziehen besteht ein enges und aus den Ursprüngen entstandenes Band. Dies beweist auch die Missionsgeschichte der Vergangenheit und der Gegenwart. Seit der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde in den Kirchendokumenten nicht nur auf das Bestehen dieses Bandes hingewiesen, sondern auch dessen Bedeutung und Wesen erläutert.

Der Papst zu den falschen Auslegungen der Erklärung Dominus Jesus

Rom (Fides) – Die Bekenntnis zu Christus „als einzigem Sohn" ist keine Geringschätzung der anderen Religionen, noch leugnet die katholische Kirche die Möglichkeit des Heils für Nichtchristen: der Papst wolle persönlich die Hauptthemen der vor kurzem veröffentlichten Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre „Dominus Jesus" erläutern, um zahlreiche falsche Interpretationen, zu denen es seit der Veröffentlichung gekommen war zu korrigieren. Vor dem Angelus-Gebet am Sonntag, den 1. Oktober , betonte der Papst deshalb: „Bei unserem Bekenntnis zu Christus als einzigem Sohn, durch den wir selbst das Antlitz des Vaters sehen (vgl. Joh 14,8) handelt es sich nicht um Arroganz und Geringschätzung der anderen Religionen, sondern um einen freudigen Dank dafür, dass Gott sich uns geoffenbart hat, ohne dass wir selbst etwas dazu getan haben. Und Er hat uns gleichsam damit beauftragt, das was wir empfangen haben weiterzugeben und den anderen mitzuteilen, was uns zuteil wurde, damit die Wahrheit und die Liebe, die Gott ist, allen Menschen zuteil werde."

Die Erklärung, die vom Papst, wie er selbst betonte, in besonderer Form gebilligt wurde, verleugnet den Nichtchristen nicht das Heil, „sondern verweist auf dessen Herbeiführung durch Christus, der Gott und Mensch in sich vereint. Gott schenkt allen sein Licht auf eine der jeweiligen inneren und äußeren Situation angepasste Weise, indem er jedem seine heilbringende Gnade auf die ihm bekannte Weise schenkt. Das Dokument will jene wesentlichen christlichen Elemente klar darlegen, die den Dialog nicht behindern, sondern dessen Grundlagen aufzeigen, denn ein Dialog ohne Grundlagen wäre dazu bestimmt zu einem leeren Wortwechsel zu degenerieren."
Dasselbe gilt auch für die Frage der Ökumene. „Wenn das Dokument, mit Zitaten aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil erläutert, dass die „einzige Kirche Christi in der Katholischen Kirche besteht (subsistit)", dann heißt dies nicht, dass die anderen Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften geringgeschätzt werden", erklärte Papst Johannes II. weiter. „Diese Überzeugung wird von dem Bewusstsein begleitet, dass es sich dabei nicht um ein Verdienst der Menschen handelt, son-

dern um ein Zeichen der Treue Gottes, die stärker ist als menschliche Schwächen und Sünden ... Die Katholische Kirche leidet darunter, wie es in dem Dokument heisst, dass wahre Teilkirchen und kirchliche Gemeinschaften mit wertvollen Heilselementen von ihr getrennt bleiben. Das Dokument bringt somit noch einmal dieselbe ökumenische Begeisterung zum Ausdruck, die auch meiner Enzyklika Ut unum sint zugrunde lag."

Abschließend wünschte sich der Papst, dass diese Erklärung „nach vielen falschen Auslegungen, nun endlich ihre klärende und gleichsam für die Öffnung bereitmachende Funktion ausüben" möge. (6/10/2000)

Zum 95. Geburtstag von Seiner Eminenz, Franz Kardinal König, Alterzbischof von Wien

Brückenbauer zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen Ost und West

Wien. Ein „Fest der Vielfalt" für Kardinal König war am letzten Sonntag im September, dem 24. d. M., die Feier seines 95. Geburtstags. Im Stephansdom hat der emeritierte Erzbischof Franz Kardinal König, zusammen mit seinem Nachfolger, Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn, und Achille Kardinal Silvestrini, Präfekt der Kongregation für die Orientalischen Kirchen, Eucharistie gefeiert.
Anwesend waren viele Bischöfe, Weihbischöfe und Prälaten in Vertretung aller österreichischen Diözesen sowie Äbte, Priester und Ordensleute. Zusammen mit Oberhirten aus Tschechien, Polen und Jugoslawien hatten sich auch die 14 Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich eingefunden. Zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, darunter Bundespräsident Thomas Klestil, waren ebenfalls anwesend.

Die Wahl des „Sonntags der Völker" zu Ehren von Kardinal König war nicht zufällig. Der Apostolische Nuntius Erzbischof Donato Squicciarini wies auf die Bedeutung dieses Tages hin und verlas die Botschaft des Heiligen Vaters zu diesem Anlass. In seinem Schreiben dankte Papst Johannes Paul II. Kardinal König für sein unermüdliches pastorales Wirken zu Gunsten der Katholiken, der österreichischen Nation sowie der Weltkirche und nannte ihn „einen Brückenbauer" zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen Ost und West, mit echter ökumenischer Leidenschaft und großer Offenheit für den Dialog der Religionen.

An diesem Fest hatten alle 22 fremdsprachigen Wiener Pfarreien und nichtchristliche Gruppierungen teilgenommen. Anas Shakfeh richtete als Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft an Kardinal König am interreligiösen Stand auf dem Domplatz ein Grußwort.

Kardinal Schönborn begrüßte die Anwesenden zu Beginn der Eucharistiefeier und erinnerte daran, dass Kardinal König zunächst kein besonderes Fest gewollt hatte, aber dann gern damit einverstanden war, die geplante Ehrung zu seinem 95. Geburtstag am „Sonntag der Völker, dem Fest der Vielfalt", stattfinden zu lassen. Bei der Erklärung der sonntäglichen Schriftlesungen unterstrich Kardinal Schönborn die Werte der Achtung des Mitmenschen, der Gastfreundschaft, der mitbrüderlichen Zusammenarbeit und der Solidarität in der Nächstenliebe gegen jeden Geist ängstlicher Abkapselung und Intoleranz, des Neides und der Zwietracht. Kardinal König sprach am Ende der kirchlichen Feier ein kurzes, an alle anwesenden Freunde gerichtetes Dankeswort und erinnerte an eine Reihe von Prioritäten, gleichsam als sei-

ne ganz persönliche, von innen her kommende Hinterlassenschaft an die Zuhörer. Er betonte, die Religion gehörte zum Wesen des Menschseins.
Das Gute ist in jedem Menschen und überall vorhanden, obwohl es oft vom Bösen übertönt wird, das sich übermächtig aufspielt. Die Ermutigung zu einem offenen ehrlichen Dialog liegt auf der Linie des Zweiten Vatikanischen Konzils, das der ökumenischen Bewegung und dem Dialog mit den nichtchristlichen Religionen einen großen Rückhalt verschafft hat.
Nach Beendigung der Feier brachte Kardinal Silvestrini, Präfekt der Kongregation für die Orientalischen Kirchen, in einem Saal des Domes in Anwesenheit von Kardinal Schönborn, des Apostolischen Nuntius, der Bischöfe und der Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich dem Jubilar seine herzliche Mitfreude über diesen Tag zum Ausdruck.

Ansprache von Achille Kardinal Silvestrini, Präfekt der Kongregation für die Orientalischen Kirchen

„Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig" (Ps 90(89),10).

Meine liebe, hoch verehrte Eminenz, der Herr hat Ihnen zu unserer Freude und zur Erbauung aller einen Zusatz an Kraft und weitere Jahre gewährt, ein Geschenk, das uns gestattet, Ihnen heute unseren Respekt und unsere Bewunderung zu zollen und Ihnen unsere Dankbarkeit auszudrücken. Für uns sind und bleiben Sie einer der großen Zeugen und einer der hauptsächlichen Urheber des „Aggiornamento" der Kirche, das das Zweite Vatikanische Konzil und die Päpste Johannes XXIII. Und PaulVI. gewollt haben. Die Zeugen hindern uns daran, zu vergessen ...
Mehr als ich werden Ihnen andere, Eminenz, ihre und unsere Anerkennung für Ihr pastorales Wirken, für Ihren Beitrag zum interreligiösen Dialog und für Ihren Mut bei der Unterstützung der in Europa verfolgten, katholischen und orthodoxen Kirchen aussprechen.
Ich für meinen Teil, als Präfekt der Kongregation für die Orientalischen Kirchen, möchte kurz Ihre Tätigkeit zugunsten des christlichen Orients – des orthodoxen sowohl wie des katholischen Orients – ins Gedächtnis zurückrufen sowie an die einzigartige Rolle erinnern, die die Stiftung „Pro Oriente" zugunsten der Versöhnung und der Einheit der Christen gespielt hat und noch immer spielt. Gerade Sie, Eminenz, sind seit Jahrzehnten zusammen mit „Pro Oriente" der Initiator und unermüdliche Promotor des „Dialogs, der vom Licht und von der Macht des Heiligen Geistes getragen ist", nach einem Wort Johannes Pauls II. in der Enzyklika Ut unum sint (Nr. 61).
Mit unter den Ersten ist Ihnen die Notwendigkeit des Dialogs der katholischen Kirche mit den orthodoxen Kirchen in Europa und den altorientalischen orthodoxen Kirchen bewusst geworden. Sie haben Begegnungen und Gespräche zwischen diesen orthodoxen Kirchen und den katholischen orientalischen Kirchen gefördert, die für das Voranschreiten einer realistischen und mühsamen Aussöhnung unabdingbar sind, einer Aussöhnung, die leider zum großen Teil noch auf sich warten lässt.
Geduldig haben Sie eine Methode des Dialogs erarbeitet, die beispielhaft bleibt. Die großen apostolischen Kirchen des Westens und des Ostens müssen über die Ursachen nachdenken, die in der Lehre liegen, die sie in der Vergangenheit getrennt haben und welche heute verhindern, der Welt gemeinsam ihren Glauben zu verkünden und zusammen die Heiligste Dreifaltigkeit zu preisen.
„Pro Oriente" hat es dank Dutzender Studientreffen gestattet, unerwartete Ziele zu erreichen, deren Früchte allen bekannt sind. Der theologische Dialog hat jedoch noch ei-

ne echte christliche Gastfreundschaft nötig, die aus menschlicher Sympathie, aus der Achtung vor dem kulturellen Erbe des christlichen Ostens, aus dem liebenden Hören der Kirchen des Orients auf Christus Jesus, aus gemeinsamem Beten besteht. Die christliche Gastfreundschaft ist ein wertvoller Raum, in dem die Kirchen auf die Stimme des Heiligen Geistes hören, der die katholische Kirche durch die Schwesterkirchen des Ostens ruft und befragt.

Anlässlich Ihres 90. Geburtstags hat Kardinal Agostino Casaroli eine Grußbotschaft an Eure Eminenz gerichtet, in der er wunderbar diese Ihre Haltung zusammenfasst: „Blick und Herz nach Osten gerichtet" (In: 30 Jahre „Pro Oriente", Innsbruck-Wien, 1995, S.41-42).

Begegnung, Dialog und Gastfreundschaft bringen eine noch tiefere Dimension mit sich: das gemeinsame Zeugnis der Kirchen des Westens und des Ostens für den „Erlöser der Welt", „damit die Welt glaubt". Wie Papst Johannes Paul II im Apostolischen Schreiben Orientale lumen sagt: „Unsere Worte werden sich für immer im himmlischen Jerusalem begegnen, wir bitten aber und wollen, dass jene Begegnung in der heiligen Kirche, die sich noch auf der Pilgerschaft zur Fülle des Reiches befindet, vorweggenommen werden möge" (Nr. 28).

Eminenz, hochwürdigster Herr Kardinal, diesen Weg haben Sie aufgezeigt und uns eröffnet. Deshalb bringen wir Ihnen unsere aufrichtige, herzliche Dankbarkeit zum Ausdruck und wünschen Ihnen: Ad multos annos!

22 Jahre Pontifikat von Johannes Paul II.

Vatikanstadt. Johannes Paul II., der am 16. Oktober 1978 im zweiten Konklave des Drei-Päpste-Jahres auf den Stuhl Petri gewählt worden war, hat den 22. Jahrestag seiner Wahl begangen. Das 22. Dienstjahr, das Große Jubiläumsjahr 2000, ist für ihn zugleich das arbeitsintensivste. In seinem Pontifikat, das schon jetzt zu den längsten der Kirchengeschichte gehört, besuchte er bei seinen 92 Auslandsreisen 123 Länder, die meisten davon mehrmals. Weitere 138 Reisen unternahm er innerhalb Italiens und besuchte 291 Pfarreien in der Diözese Rom. Bei insgesamt 966 Generalaudienzen, die in der Regel jeden Mittwoch stattfinden, begrüßte er mehr als 15,6 Millionen Gläubige in der Audienzhalle, auf dem Petersplatz oder in der Petersbasilika. Viele Glückwünsche aus der ganzen Welt trafen im Vatikan ein.

Aus der Mission

UGANDA

Comboni Missionar von LRA-Rebellen ermordet

Kampala (Fides) -Der italienische Comboni Missionar P. Raffaele di Bari wurde am 1. Oktober von den Rebellen der LRA (Lord's Resistance Army) im Norden Ugandas ermordet. Gegen 10.30 Uhr hatte der Priester seine Mission Pajule verlassen, da er in Acholibur einen Gottesdienst feiern und das Sakrament der Taufe spenden wollte. Kurz nach Verlassen der Missionsstation wurde sein Auto von den Rebellen überfallen. Eine Schwester und ein Katechet, die mit ihm fuhren, konnten sich in Sicherheit bringen, während der Missionspater noch am Tatort starb. Der aus dem süditalienischen Barletta (Bari) stammende Pater Raffaele war 71 Jahre alt und lebte und arbeitete seit 1969 in Uganda. Er war bekannt für sein Engagement im Rahmen der Evangelisierung und der menschlichen Förderung, doch auch für seine Stellungnahmen gegen die Gewalt der LRA-Rebellen, die seit 10 Jahren unter der Bevölkerung im Norden des Landes ein Klima des Schreckens verbreiten. In diesem Zusammenhang war der italienische Priester bereits in der Vergangenheit bedroht worden. (6/10/2000) Fides

ALGERIEN

Die Kirche verändert ihr Antlitz im Schmelztiegel der Gewalt

Algier (Fides) – Seit Anfang Oktober starben bereits 154 Menschen: die algerische Krise ist noch weit von einer Lösung entfernt. Unterdessen hat sich infolge der Gewalt auch das Profil der algerischen Kirche verändert: es gibt immer weniger europäische Missionare, während die Zahl der Katholiken, die aus den Ländern südlich der Sahara nach Algerien kommen steigt. „Die Beweise dafür haben wir von der algerischen Bevölkerung erhalten", erklärte ein einheimischer Kirchenvertreter gegenüber Fides, „diese Menschen haben uns die algerischen Eigenschaften unserer kleinen Kirche aufgezeigt."

Die Spirale der Massaker begann 1992 mit der Einstellung des Wahlprozesses bei den ersten freien Wahlen innerhalb eines Mehrparteiensystems, aus der die Islamische Heilsfront als Sieger hervorgegangen war, die später von der Regierung als ungesetzlich bezeichnet wurde. Die Eskalation des Konfliktes zwischen den Regierungsstreitkräften und dem muslimisch geprägten Terrorismus hat bisher insgesamt über 100.000 Todesopfer gefordert.

Dies wirkte sich auch auf die katholische Präsenz aus, die infolge der Unruhen zunehmend geringer wurde: zwei Drittel aller Schwestern haben Algier verlassen, wo auch insgesamt rund 40 Einrichtungen geschlossen werden mussten, die zuvor von Missionspersonal betrieben worden waren. Zahlreiche europäische Familien haben das Land verlassen; unterdessen gibt es heute mehr katholische Studenten, die zum Studium an algerischen Universitäten aus den Ländern südlich der Sahara kommen.

Die von der Auswanderung der Ordensleute am meisten betroffene Diözese ist Algier: hier ging die Zahl der Schwestern in den Jahren von 1993 bis 2000 von 222 auf 75 zurück (-66%), während es im Vergleich nur zwei Priester weniger gibt (anstatt 23 im Jahr 1993 sind es heute 21): in der Diözese Constantina-Ippona ist die Zahl der Priester von 27 auf 22 gesunken, während die Zahl der Schwes-

tern von 68 auf 35 (-49%) sank. In der Diözese Laghouat ging die katholische Präsenz um ein Drittel zurück.

Gleichzeitig stieg jedoch das Interesse und die Wertschätzung gegenüber der Religion und insbesondere gegenüber der christlichen. Jeden Monat wird die Kathedrale Notre Dame d'Afrique (in AIgier) von durchschnittlich rund 2.500 Algeriern besucht und nach Aussage von Erzbischof Henry Teissier von Algier „ist die Zahl der Personen, die Interesse an der katholischen Präsenz haben, angestiegen: die Präsenz der Christen in der Stadt wird heute akzeptiert und viele empfinden sie sogar als wünschenswert und wollen sich ihren Aktivitäten anschliessen. Das freundschaftliche Verhältnis wird zunehmend vertieft und viele stellen sich spirituelle und humane Fragen, die unseren ähnlich sind, auch wenn dies auf verschiedenen Ebenen geschieht". Ein weiteres positives Zeichen ist die Wiedereröffnung der vor fünf Jahren geschlossenen Ordensgemeinschaft der Weißen Väter in der Oase Ghardaia (mitten in der Wüste, Diözese Laghouat). 1995 war ein Mitglied der Ordensgemeinschaft bei einem Angriff verletzt worden.

Seit 1996 gab es keine Opfer unter katholischen Ordensleuten mehr. Insgesamt wurden 19 Kirchenvertreter ermordet, zuletzt Bischof Claverie von Orano, der zusammen mit seinem Fahrer am 1. August 1996 von einer Autobombe getötet worden war. (27/10/2000) Fides

INDIEN

50jähriges Jubiläum der Missionarinnen von der Nächstenliebe

New Delhi (Fides) – Die Kongregation der Missionarinnen von der Nächstenliebe auch als Schwestern von Mutter Teresa bekannt feiern ihr 50jähriges Gründungsjubiläum. Nach einem halben Jahrhundert hat die Kongregation heute über 4.000 Mitglieder, die in 647 Ordensgemeinschaften auf der ganzen Welt leben (davon 207.000 in Indien) und in Krankenhäusern, Gefängnissen, Alters- und Pflegeheimen tätig sind

Der Orden verwaltet insgesamt 450 Bildungseinrichtungen, 1.100 mobile Krankenstationen, über 100 Zentren für Unterernährte und 670 Heime für Obdachlose, Alkoholiker, Drogenabhängige und Aidskranke.

Die Kongregation feierte ihr 50jähriges Gründungsjubiläum mit einem Tag der ewigen Anbetung. In Delhi und Kalkutta wurden Messen gefeiert, mit denen „Gott für das große Geschenk, das er uns mit Mutter Teresa gemacht hat", gedankt werden sollte", wie Schwester Mala aus der Kongregation der Missionarinnen von der Nächstenliebe gegenüber Fides erklärte.

In einem Schreiben an die Generaloberin der Missionarinnen von der Nächstenliebe, Schwester Nirmala, gratulierte auch Papst Johannes Paul II. am 2. Oktober zum Gründungsjubiläum und ermutigte die Schwestern in ihrem Wirken. Mutter Teresa bezeichnete er in seinem Schreiben als „leuchtendes Beispiel der Bereitschaft zum hochherzigen Dienst am Nächsten".

Mutter Teresa erhielt am 7. Oktober 1950 vom damaligen Erzbischof von Kalkutta, Ferdinand Perrier, die Erlaubnis zur Gründung eines religiösen Ordens. 1972 wurde Mutter Teresa von der indischen Regierung für ihr Engagement mit dem „Jawaahar Lal Nerhu"-

Preis ausgezeichnet. Sieben Jahre später erhielt sie den Friedensnobelpreis. Mutter Teresa starb am 5. September 1997. Es wurde bereits ein Seligsprechungsprozess eingeleitet. (27/10/2000) Fides

ISRAEL

„Wir brauchen einen regionalen Frieden, der. auf dem guten Willen der Völker gründet" Interview mit P. David Jaeger OFM

ROM (Fides) – „Der Friede wird nicht ‚auf dem Papier' oder bei diplomatischen Cocktails gemacht. Der Frieden entsteht, indem man in den Herzen der Völker Gefühle des gegenseitigen Vertrauens, der Wertschätzung und des Willens zum Zusammenleben entstehen lässt", erklärte P. David Jaeger OFM in einem Gespräch mit Fides, während gleichzeitig heftige Ausschreitungen zwischen Israelis und Palästinensern gegen den im ägyptischen Sharm el-Sheik vereinbarten Waffenstillstand verstießen. Der israelische Franziskanerpater David Jaeger, der nach einem Aufenthalt in Jerusalem erst vor kurzem nach Rom zurückgekehrt war, war Konsultor der Kustodie im Heiligen Land und unterrichtet als Professor für Kirchenrecht am Päpstlichen Athenäum „Antonianum" in Rom. Fides sprach mit ihm über die dramatischen Perspektiven im Heiligen Land.

P. Jaeger, sie sind erst vor kurzem aus dem Heiligen Land zurückgekehrt. Welches Klima herrscht dort?

In den Herzen der Menschen guten Willens herrscht vor allem Trauer. Im vergangenen Sommer schien es so als ob nach 7jährigen schwierigen Verhandlungen definitive Friedensvereinbarungen zwischen Israel und Palästina zustande kommen könnten. In wenigen Monaten ist nun die Situation wieder in eine Kluft aus Hass und Gewalt abgestürzt. Heute sind die Aussichten auf die Wiederaufnahme des Dialogs und auf Schritte in Richtung Frieden sehr ungewiss.

Welche Gründe gibt es für diese plötzliche Explosion?

Ein Grund dafür ist, dass man nicht vorbereitet ist. 1993 zur Zeit der Vereinbarungen von Oslo hatten die Führungskräfte beider Seiten verstanden, dass die jeweilige öffentliche Meinung im Land noch nicht bereit war, den beachtlichen Verzicht zu akzeptieren, den ein Frieden mit sich gebracht hätte. Deshalb wurde eine Politik der kleinen Schritte bevorzugt und die schwierigsten Themen bis zuletzt aufgeschoben. Diese Strategie hat mit sich gebracht, dass man bis zur letzten Verhandlungsphase nicht ausreichend vorbereitet war. Man hatte sich zum Beispiel nie mit der Jerusalem-Frage befasst, obschon alle wussten, dass dieses Thema angesprochen werden musste. Die schwierigsten Probleme, die erst im letzten Moment behandelt wurden, haben sich als unlösbar erwiesen.

Haben auch andere Faktoren mitgewirkt?

Der Friedensprozess wurde stets als eine elitäre Angelegenheit betrachtet. Die palästinensische Bevölkerung konnte keine Vorteile erkennen: während der gesamten Verhandlungszeit wurde das Kolonisieren fortgesetzt. Die Zahl der israelischen Siedler hat sich während der letzten 7 Jahre fast verdoppelt, die Bestimmung palästinensischer Autonomiegebiete hat zu einer Fragmentierung des palästinensischen Gebiets geführt und den Übergang vom einen zum anderen Gebiet erschwert. Die palästinensische Autonomiebehörde hat sich nicht durch transparentes und demokratisches Vorgehen oder die Achtung der Bürgerrechte des eigenen Volkes ausgezeichnet. Im Gegenteil, für viele hat sich die Situation verschlechtert und in der öffentlichen Meinung des palästinensischen Volkes hat sich zunehmend eine gewisse Entmutigung breit gemacht.

Als der Gipfel von Camp David scheiterte, gab es keine neuen Gründe der Hoffnung mehr. Camp David war ein entscheidender Prüfstand für den Friedensprozess. Nachdem die

Vereinbarungen nicht zustande kamen, stagnierten die Verhandlungen. Die Frustration unter den Palästinensern hat zugenommen. Aus dem Gipfeltreffen von Camp David ist die palästinensische Regierung geschwächt hervorgegangen: es schien, als ob sie dem eigenen Volke nichts mehr zu bieten hätte.

Wie kam es zur Diskussion um den „Tempelberg"?
Die Betonung der Frage um den Besuch auf dem Tempelberg (auf dem sich die Omar- und die Alqsa-Moschee befinden) ist eigenartig. An dem Ort befand sich einst der erste jüdische Tempel doch seit 13 Jahrhunderten befinden sich dort muslimische Wallfahrtsorte. Vor Camp David hätte niemand gedacht, dass dies zum Stein des Anstosses im Rahmen bei den Verhandlungen werden könnte. Das Problem wurde zu einer Frage von grundlegender Bedeutung, und man versteht kaum weshalb, doch das Hauptinteresse hat sich auf die zukünftige Kontrolle über diesen Ort konzentriert. In dieser Phase der Betroffenheit und Verzweiflung kam es zu dem Besuch Scharons am 29. September, mit dem politischen Ziel eindeutig klarzustellen, dass Israel den Anspruch auf die Kontrolle über den Tempelberg besitzt. Es handelte sich um eine Herausforderung für die Palästinenser und die israelische Regierung mit den heute bekannten Folgen.

Wie beurteilen Sie die Rolle der Massenmedien in diesem Konflikt?
Dieser Konflikt wird zweifelsohne von den Bildern gekennzeichnet, die Art der jeweiligen Wahrnehmung wiedergeben. Die erste Reihe von Bildern, die die Welt erschütterte, war die Direktaufnahme des Mordes an einem 12jährigen Palästinenserjungen. Sie spiegelten das Empfinden der Palästinenser und der arabischen Welt wider. Die zweite Reihe von Bildern dokumentierten den Mord in Ramallah und zeigten einen Palästinenser, der am Fenster seine blutigen Hände zeigte. Dies bestimmt das israelische Wahrnehmen. Der Konflikt wird von diesen Bildern symbolhaft wiedergegeben und vertieft, da sie sich in der kollektiven Vorstellung der beiden Völker festsetzen. Deshalb besteht die Herausforderung darin, die Auswirkungen zu überwinden und zu gewährleisten, dass Israelis und Palästinenser sich erneut gegenseitig in ihrer Menschlichkeit wahrnehmen und nicht nur über die unmenschlichen Aspekte der letzten Ereignisse.

Das Verhalten der Massenmedien verdient jedoch auch Respekt und Lob. Korrespondenten und Fernsehteams haben ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um der Welt die wahren Fakten zu liefern. Diese Wahrheit mag traurig und schrecklich sein, doch sie ist absolut notwendig. Es ist Aufgabe der Medien, die Welt und die sich bekämpfenden Völker über die Realität des Konflikts zu informieren.

Wie sieht die Zukunft für Israel und Palästina aus ?
Was die Zukunft der Beziehungen zwischen Israel und Palästina in entscheidendem Maß gefährdet ist das Sich-Ausbreiten einer Atmosphäre der gegenseitigen Verdächtigung, der Angst und des Hasses. Der Frieden wird nicht ‚auf dem Papier' oder bei diplomatischen Cocktails gemacht. Der Frieden entsteht, indem man in den Herzen der Völker Gefühle des gegenseitigen Vertrauens, der Wertschätzung und des Willens zum Zusammenleben auf einem so kleinen Territorium entstehen lässt. Das Wiedererwecken des gegenseitigen guten Willens ist deshalb dringend notwendig: dies ist der größte Schaden, der behoben werden muss.

Wie sieht der konkrete Weg aus, der zu solchen Zielen führt?
Man würde es sich zu einfach machen, wenn man die Fortsetzung der Verhandlungen anstelle von deren Aufschiebung forderte. Ein Aufschub dient jedoch nur dazu, die derzeitige negative Einstellung zu festigen. Verhandlungen sollten jedoch nicht nur Füh-

rungsreihen und Streitkräfte berücksichtigen, sondern auch das alltägliche Leben der Menschen im Auge behalten.

Die Verhandlungen sollten angesichts des tiefen Hasses und des Misstrauens international begleitet werden.
In diesem Zusammenhang sollte auch der Selbstausschluss Europas erwähnt werden, das alles in den Händen der Vereinigten Staaten gelassen hat. Bereitschaft, Kompetenz und Opfer der amerikanischen Behörden verdienen zweifelsohne Anerkennung, doch sie reichen nicht aus. Ich hätte mir eine aktive, bewusste und gewissenhafte Beteiligung Europas gewünscht.
Camp David hat uns eine weitere Lektion erteilt: es muss der Frieden in der gesamten Region angestrebt werden, denn es handelt sich nicht um ein bilaterales Problem, auch die benachbarten Länder der Region, d.h. Jordanien, Syrien und der Libanon sind beteiligt. Man kann nicht von einem Problem der palästinensischen Diaspora sprechen, ohne diese drei Länder zu berücksichtigen. Die Lösung liegt in einer Rückkehr nach Madrid: politischer und juridischer Bezugspunkt dieser Friedensverhandlungen ist die Nahostfriedenskonferenz, die 1991 in Madrid getagt hat und an der alle diese Länder teilgenommen haben, die erneut an den Verhandlungstisch geladen werden sollten.
Welche Rolle können Katholiken auf lokaler und internationaler Ebene spielen ?
In Israel und Palästina sind die Katholiken eine verschwindend kleine Minderheit, die nicht sehr ausschlaggebend sein kann. Die Katholiken auf der ganzen Welt können für eine Bewusstseinsbildung sorgen, damit die Öffentlichkeit einen gerechten und dauerhaften Frieden unterstützt. Sie sollten die eigenen Regierungen dazu auffordern, die bereits bekannte Position des Heiligen Stuhls im Zusammenhang mit einem international garantierten Sonderstatus für Jerusalem zu unterstützen, der heute notwendiger ist denn je.
Die Rolle der Katholiken besteht auch darin, die Welle der Gewalt gegen Juden und jüdische Einrichtungen in Amerika, Europa und in anderen Teilen der Welt zu stoppen. Diese Welle der Gewalt ist besorgniserregend und darf nicht toleriert werden (27/10/2000)

VIETNAM

Benediktiner von Thien An protestieren gegen die Beschlagnahme ihrer Grundstücke
Hue (Fides/Eglises d' Asie) – Mit zwei offenen Briefen an die regionalen Verwaltungsbehörden und den Premierminister, deren Wortlaut am 14. September in vietnamesischer Sprache von der Nachrichtenagentur Vietcatholic News veröffentlicht wurde, protestieren die Mönche eines auf dem Thien An-Hügel in der Nähe von Hue gelegenen Benediktinerklosters mit Nachdruck gegen einen Regierungsbeschluss, mit dem die Beschlagnahme eines Großteils ihres Grundbesitzes zum späteren Bau eines Vergnügungsparks veranlasst werden soll.
Die Ordensleute waren am 27. April dieses Jahres von Beauftragten des Volksausschusses des Verwaltungsdistrikts Huong Thuy über die bevorstehende Beschlagnahme in Kenntnis gesetzt worden. Ein entsprechender Beschluss Nr. 1230/QD-TTg war vom Regierungschef am 24. Dezember 1999 also bereits vier Monate zuvor unterzeichnet worden. Die Ordensleute, die keine Kopie des Textes erhalten hatten, wurde mitgeteilt, dass rund 495.929 qm ihres Grundbesitzes beschlagnahmt und den Fremdenverkehrsbehörden von Hue zur Verfügung gestellt werden sollen, die auf dem Grundstück einen Vergnügungspark eröffnen werden. Der Beschluss, heißt es im Protestbrief der Mönche von Thien An, erstaune um so mehr, als 25 Jahre nach dem Regimewechsel die Regierungspolitik in der letzten Zeit eher zu einer Rückgabe der Kirchengüter als zu ihrer Beschlagnahme tendierte. Seit der Gründung des Klosters im Jahr 1940 war der Anspruch

der Benediktinermönche auf die betreffenden Grundstücke im Grundbuch der Provinz Thua Thien-Hue vermerkt. In dem jetzigen Regierungsbeschluss werden die Grundstücke als unbewirtschaftetes und nichtbenutztes Land bezeichnet:. während die Gemeinde Thuy Bang, in deren Zuständigkeitsbereich sich das Kloster befindet, die Mönche erst 1996 offiziell als rechtliche Verwalter der Grundstücke anerkannt hatte. Im Juli 1999 hatte eine Kommission, die zur Sondierung des Grundstücks in das Kloster gekommen war, den rechtlichen Wert des Auszugs aus dem Grundbuch, in dem das Eigentum des Klosters ausgeführt wird, beanstandet.

Nach Aussage der Klosterverwaltung wird durch die Beschlagnahme des Grundstücks auch der Lebensunterhalt der Mönche gefährdet, die durch ihre Ordensregeln dazu verpflichtet sind, von der eigenen Arbeit zu leben. Auf den von der Regierung beschlagnahmten Grundstücken befindet sich unter anderem ein Orangenhain, dessen Früchte im ganzen Land für ihre besondere Qualität bekannt sind, ein Gemüsegarten und Weideland für 28 Ochsen. Der Beschlagnahme der Grundstücke, die von den Mitgliedern des kontemplativen Ordens zum eigenen Lebensunterhalt bewirtschaftet werden, waren keinerlei Gespräche vorausgegangen, wie dies das Gesetz über die Landnutzung für solche Fälle vorschreibt.
In einem Schreiben vom 11. Juli bestätigte eine Gruppe von Priestern der Diözese Hue den Benediktinermönchen, dass dank der Arbeit des religiösen Ordens der Pinienwald von Thien An nicht nur zu einer Oase der spirituellen Einkehr für Katholiken geworden ist, sondern auch zu einem Ort, an dem jedermann sich kostenlos erholen konnte. Dies werden in Zukunft nicht mehr so sein, bedauern die Priester, da zum Bau des Vergnügungsparks zahlreiche Bäume gefällt werden

PANORAMA DER WELTRELIGIONEN

INTERNATIONALER FIDESDIENST – 20. Oktober 2000 – Nr. 4210 – ND 631

	1990	2000	2025 (stime)
Weltbevölkerung	5.266.442.000	6.066.049.000	7.823.703.000
Christen(alle Konf.)	1.747 .462.000	1.999.566.000	2.616.670.000
Muslime	962.356.000	1.188.240.000	1.784.876.000
Hindu	685.999.000	811.337.000	1.049.231.000
Buddhisten	323.107.000	359.982.000	418.345.000
Atheisten	145.719.000	150.090.000	159.544.000
keine Religion	707.118.000	768.159.000	875.121.000
Neue Religionen	92.396-000	102.356.000	114.720.000
Stammesreligionen	200.035.000	228.367.000	277.247.000
Sikh	19.332.000	23.258.000	31.378.000
Juden	14.189.000	14.434.000	16.053.000
Nichtchristen	3.518.980.000	4.055.483.000	5.207.033.000
Anglikaner	68.196.000	79.650.000	113.746.000
Kahtoliken (nicht röm.)	5.239.000	6.688.000	9.635.000
Orthodoxe	203.766.000	215.129.000	252.716.000
Protestanten	296.339.000	342.035.000	468.594.000
Röm. Katholiken	929.455.000	1.056.920.000	1.361.965.000

Quelle: „International Bullettin of Missionary Research" – Januar 2000.

müssten und der Park danach weniger wohlhabenden Besuchern nicht mehr zugänglich sei. Der Klerus von Hue bezeichnete die Regierungsmaßnahme als eine Herausforderung für die katholische Gemeinschaft und als Gewaltakt gegen das monastische Leben und insbesondere als undankbares Verhalten gegenüber denjenigen, die diesem Ort zu einem kulturellen Leben verholfen hatten. (29/9/2000) Fides

ISRAEL

Kustodie im Heiligen Land: „Macht den unverantwortlichen Beschluss im Zusammenhang mit dem Bau der Moschee in Nazareth rückgängig"

Rom (Fides) – Die Delegation des Heiligen Landes in Italien forderte in einem offiziellen Kommuniqué alle Katholiken auf, auf die Regierung Israels Druck auszuüben, damit der „unverantwortliche Beschluss", mit dem der Beginn der Bauarbeiten für die Moschee in Nazareth auf dem Platz vor der „Verkündigungsbasilika" genehmigt wurde, rückgängig gemacht wird.

Die Sondierung Baugrundstücks für die Moschee, mit der am 4. September begonnen wurde, bereitet allen christlichen Kirchen im Heiligen Land große Sorge. Noch am 14. August hatte der israelische Minister Shlomo Ben Ami, der für die Genehmigung des Baus der Moschee mitverantwortlich ist, bei einem Besuch in Rom den Vatikan „beruhigt", was die Heiligen Stätten der Christen in Israel und Jerusalem anbelangt. Es folgt der Wortlaut des Kommuniqués der Delegation des Heiligen Landes in Italien in eigener Übersetzung:

„Aus Israel erhalten wir die Nachricht, dass in Nazareth mit der Sondierung des Grundstücks für den Bau einer Moschee in unmittelbarer Nähe der Verkündigungsbasilika, dem von der Kustodie der Franziskaner im Heiligen Land betreuten Heiligtum des Fleischgewordenen Wortes, begonnen wurde. Eine Vertretung der israelischen Regierung, die die Genehmigung des Baus im Gegensatz zur einstimmigen Meinung der christlichen Welt beschlossen hat, war dabei anwesend. Diese Nachricht muss die Christen auf der ganzen Welt in Alarm versetzen, die der Kustodie im Heiligen Land bereits ihre Solidarität zum Ausdruck gebracht haben, da eine Moschee – gegen deren Bau sich auch wichtige Persönlichkeiten der muslimischen Welt, der palästinensische Präsident und verschiedene israelische Persönlichkeiten ausgesprochen haben – das bekannte Heiligtum, die Ordensleute, die es betreuen und die Pilger, die es besuchen möchten, gefährden würde. Katholische Gläubige, die Hierarchie der Kirche und die Verbände müssen sich deshalb mit einem dringlichen Appell an die israelische Regierung wenden, damit die bereits bekannte Forderung der Kirche – sowohl der Ortskirche als auch der Weltkirche – nach einer Rücknahme des unverantwortlichen Beschlusses, mit dem die Errichtung eines permanenten Konfliktherdes genehmigt wird, durchgesetzt werden kann"

Interventionen des Präsidenten und verurteilte das Vorgehen gewisser israelischer Regierungskreise, die sich auf eine Realisierung des Bauprojekts, das auch von den muslimischen Behörden der Nachbarländer kritisiert wird, versteift haben.
Die Propaganda der israelischen Regierung spricht von „Konflikt zwischen einheimischen Christen und Muslimen, von der Mittlerrolle der Regierung, deren Beschluss als „Kompromiss" bezeichnet wird. Diese Propaganda kann ohne Bedenken als Lüge bezeichnet werden. Bei dem Baugrund handelt es sich um Staatsbesitz. Die Versuche der Muslime es in ein „für den muslimischen Kult bestimmtes" Grundstück umzuwandeln wurden von den zuständigen Behörden so-

wohl in der ersten als auch in der zweiten Instanz abgelehnt. Die Regierung hat aus Eigeninitiative beschlossen, den aufsehenerregenden und unbegründeten Forderungen der Extremisten nachzugeben.

Auf dem Gelände befand sich eine staatliche Schule, die vom Stadtrat demoliert wurde um einen Platz vor der Basilika zu schaffen und den Pilgern den Besuch zu vereinfachen.

Der Bau einer Moschee, der von Extremisten gefordert wird – die sich den Anforderungen der Gesetze und der öffentlichen Ordnung mit Gewalt oder Nichtbeachtung widersetzen – bedeutet, dass der Platz neben dem Heiligtum in einen permanenten Versammlungsort der gefährlichsten Elemente der Gegend verwandelt und die Kultfreiheit sowie die Sicherheit von Ordensleuten, Pfarrgemeindemitgliedern und Pilgern ständiger Gefahr ausgesetzt wird.

Gelingt es der katholischen Welt nicht, die israelische Regierung dazu bewegen, diesen unverantwortlichen und den Interessen der öffentlichen Ordnung und der eigenen Bürger widersprechenden Beschluss rückgängig zu machen, wird die christliche Präsenz im Heiligen Land großen Schaden nehmen und dies wird unvorhersehbare negative Auswirkungen auf die Gemeinde, die Institutionen, die Gläubigen und die Heiligen Stätten insbesondere auch in Jerusalem mit sich bringen. P. David Jaeger OFM(15/9/2000) Fides

Aus den Ordensvereinigungen

Pater Peter Marzinkowski ist neuer Provinzial der deutschen Provinz der Spiritaner

Das Provinzkapitel hat Pater Peter Marzinkowski zum neuen Provinzial der deutschen Provinz gewählt. Er wird Pater Konrad Breidenbach ablösen, der nach sechs Jahren Amtszeit nicht mehr zur Verfügung stand. Das Kapitel tagte vom 5.-12. Juni 2000 in Knechtsteden.

Pater Marzinkowski, 61, lebt derzeit noch in der Diözese M'baiki in Zentralafrika als Generalvikar und Pfarrer. Er wurde am 19. März 1939 in Liegnitz geboren, trat 1961 in die Missionsgesellschaft ein und wurde 1966 zum Priester geweiht.

Er war viele Jahre im Senegal und in Zentralafrika im Einsatz. Von 1982 bis 1985 war er in Deutschland im Projekt „Missionar auf Zeit" tätig. Danach war er sechs Jahre lang Mitglied des Generalrats der Kongregation in Rom. Seine neue Aufgabe in Deutschland wird er sicherlich mit missionarischem Geist erfüllen! (Kontinente)

Personelles

Nach dreißigjähriger Amtszeit trat **Abt Dr. Placidus Mittler OSB** zum 30. September 2000 von seinem Leitungsamt als regierender Abt der **Benediktinerabtei Michaelsberg** in Siegburg zurück und schied damit auch aus der VDO aus. Abt Placidus war damit einer der dienstältesten VDO-Mitglieder. Der in Oberkassel bei Bonn geborene Placidus Mittler trat 1948 in den Siegburger Konvent der Benediktiner ein und legte am 5. Oktober 1949 mit zwanzig Jahren seine ersten Ordensgelübde ab. 1970 wurde er von den Mitbrüdern zum 49. Abt in der Geschichte der traditionsreichen Benediktinerabtei auf dem Siegburger Michaelsberg gewählt, die 1064 vom damaligen Kölner Erzbischof Anno gegründet wurde, dessen Reliquienschrein zu den Kostbarkeiten der Abtei gehört. Abt Dr. Placidus Mittler nahm an der Arbeit der VDO stets großen Anteil: Er versäumte kaum eine Mitgliederversammlung und war viele Jahre lang Mitglied der VDO-Kommission Pastorale Grundfragen.

Erzabt Notker Wolf OSB von St. Ottillen ist zum **Abtprimas der Benediktinischen Konföderation** gewählt worden. Er tritt damit die Nachfolge von Abtprimas Marcel Rooney OSB an, der aus Gesundheitsgründen vorzeitig von seinem Amt zurücktrat. Als Abtprimas ist Notker Wolf der höchste Repräsentant des Benediktinerordens und leitet die Primatialabtei Sant'Anselmo in Rom. Zur Abtei auf dem Aventin gehören die gleichnamige päpstliche Hochschule und ein internationales Studienkolleg. Die erste Amtsperiode des neuen Abtprimas beträgt acht Jahre. Ein Termin für die Wahl des Nachfolgers als Erzabt von St. Ottilien ist noch nicht festgelegt. – Notker Wolf wurde im Jahr 1940 in Bad Grönenbach im Allgäu geboren und trat 1961 in die Erzabtei St. Ottilien ein. Nach der klösterlichen Ausbildung und dem Studium der Philosophie und Theologie empfing er im Jahr 1968 die Priesterweihe. Von 1971 bis 1977 lehrte er als Professor für Naturphilosophie und Wissenschaftstheorie an der Benediktinerhochschule Sant'Anselmo. Im Jahr 1977 wurde er zum Erzabt von St. Ottilien und zum Abtpräses der Missionsbenediktiner gewählt, zu denen 1100 Mönche in 20 Klöstern weltweit gehören. Seit 1995 war er bereits Stellvertreter des Abtprimas der Benediktiner.

Wie DIE TAGESPOST in ihrer Ausgabe vom 7.10.2000 meldete, wurde **P. Jeremias Schrö-**

der (35) am 5. Oktober 2000 zum neuen Erzabt der Benediktinerabtei St. Ottilien und zum Präses der Missionskongregation St. Ottilien gewählt. Wie das Kloster am gleichen Tag mitteilte, tritt der gebürtige Bad Wörishofener damit als derzeit jüngster Erzabt in Deutschland die Nachfolge von Notker Wolf an, der nach 23-jähriger Amtszeit kürzlich zum Abtprimas der Benediktinischen Konförderation gewählt worden war. Laut Statuten kann nur zum Erzabt gewählt werden, wer mindestens 35 Jahre alt ist. Schröder trat 1985 in das Kloster St. Ottilien ein. Er studierte Philosophie und Theologie in Rom sowie Geschichte in Oxfort. Die Weihe zum Priester erfolgte 1992. Seit 1994 war Jeremias Schröder in der Noviziatsausbildung sowie als Archivar und Sekretär im Kloster St. Ottilien tätig. Die erste Aufgabe des neu gewählten Erzabtes war die Leitung des Generalkapitels der Missionsbenediktiner, das am 8. Oktober in der Abtei Königsmünster im Sauerland begann. Stammkloster und Sitz der Kongregationsleitung ist die 1887 gegründete Erzabtei St. Ottilien.

Symposion zum Thema „Priesterausbildung" für 2002 geplant

Die Leitung des Pastoralseminars an der Phil.-Theol. Hochschule in Münster, das verantwortlich ist für die erste Phase des zweiten Abschnitts der Priesterausbildung, plant im Januar 2002 ein Symposion mit dem Titel „Priesterausbildung – Erfahrungen, Krisen, Perspektiven". Aufgabe des Pastoralseminars ist es, Ordensmänner aus verschiedenen Ordensgemeinschaften und Abteien in Deutschland auf ihren Dienst als Diakon und dann als Priester vorzubereiten und sie dafür auszubilden.

Zu diesem Symposion eingeladen werden die ca. 260 Absolventen, die seit 1984 am Pastoralseminar ausgebildet wurden, außerdem die Vertreter der am Pastoralseminar beteiligten Ordensprovinzen und Abteien, deren Ausbildungsleiter und auch die Regenten der deutschen Bistümer. Dabei sollen Erfahrungen bezüglich der Erfordernisse heutiger Priesterausbildung gesammelt und diese mit Hilfe von Referenten aus soziologischer und pastoraltheologischer Sicht und aus dem Blickwinkel der Theologie der Spiritualität beleuchtet werden, um Perspektiven für die Priesterausbildung zu gewinnen.
Das Generalsekretariat der VDO erfuhr von der Planung dieses Symposions durch eine Anfrage des Sekretariats der Kommission IV für geistliche Berufe und kirchliche Dienste der Deutschen Bischofskonferenz, wohin sich die Organisatoren des Symposions mit Bitte um finanzielle Unterstützung gewandt hatten.

Rom-Pilgerfahrt 2001 im Anliegen der geistlichen Berufe

Das Freiburger Zentrum für Berufungspastoral wendet sich mit einem Rundschreiben an alle „Verantwortliche in den Ordensgemeinschaften" und lädt anlässlich des 75-jährigen Bestehens der Gebetsgemeinschaft für geistliche Berufe (Päpstliches Werk für geistliche Berufe) zu einer Pilgerfahrt nach Rom im kommenden Jahr 2001 im Anliegen der Berufungen ein. Angestrebt wird eine große Wallfahrt vom 27. Mai bis 2. Juni 2001 mit ca. 1000 Personen (zwei Züge), um so ein „Zeichen der Hoffnung" zu setzen. Man hofft, dass auch Ordensleute – vor allem auch jüngere Ordensleute – an dieser Pilgerfahrt teilnehmen.

Beiliegend finden Sie ein Ankündigungsplakat und zwei Prospekte sowie das Anschreiben von Direktor Dr. Rainer Birkenmaier verbunden mit der Bitte, das Plakat an geeigneter Stelle auszuhängen und in Ihrem Umfeld für eine Teilnahme an der Pilgerfahrt nach

Rom zu werben. Weitere Plakate und Prospekte können angefordert werden im Freiburger Zentrum für Berufungspastoral (Schoferstr. 1, 79098 Freiburg.
Tel. 0761 / 3890660, Fax 0761 / 3890669, eMail: IBKFR@t-online.de).

Brandkatastrophe in der Hochschule der Pallottiner in Vallendar

Erst kurz nach Erscheinen des letzten VDO-Rundschreibens Anfang September wurde bekannt, dass bereits am 6. August 2000 eine Brandkatastrophe das Gebäude der Pallottiner-Hochschule in Vallendar sehr stark in Mitleidenschaft gezogen hat. Wie Provinzial P. Norbert Hannappel SAC dem Generalsekretariat der VDO mitteilte, entstand der am Sonntag Abend gegen 18.00 Uhr entdeckte Brand durch eine unachtsam weggeworfene, noch brennende Zigarettenkippe im Dachgeschoss der Hochschule, der sich schnell über 2/3 des Daches ausbreitete. Dies konnte auch die Vallendarer Freiwillige Feuerwehr, die sehr schnell eingetroffen war, nicht verhindern. Sie bekämpfte von der großen Leiter herab und mit einigen Boden-Mannschaften von außen und vor allem auch innerhalb des Gebäudes den Brand und verhinderte, dass er sich über den Altbau hin ausbreitete. Die Löscharbeiten gingen weiter bis 7 Uhr am Montag Morgen.

Menschen sind bei dem Brand nicht zu Schaden gekommen, aber der materielle Schaden ist sehr groß. Der Dachstuhl und die Zimmer im 3. Stock des Hochschulgebäudes sind verbrannt, die Zimmer darunter bis hin zum Erdgeschoss und Keller sind durch die Wasserschäden unterschiedlich stark beschädigt. Die Bibliothek ist vor allem mit ihrem Tiefmagazin unter der Aula schwer getroffen. Betroffen sind auch direkt einige Wohnungen der Mitbrüder, die Wohnungen der Ausbildungskommunität und die Zimmer und Räume des „Forum Vinzenz Pallotti" sowie die Räume der Fakultät. Das ist etwa 2/3 des gesamten Baues.

Die Gebäudeschäden zusammen mit den Schäden der Einrichtung werden mindestens die Summe von 10 Millionen DM erreichen. Die Feuerversicherung wird den Gebäudeschaden übernehmen. Was an der Einrichtung aus Versicherungsmitteln getragen wird steht noch nicht fest. Zu diesem materiellen Schaden kommen zusätzlich die finanziellen Verluste durch den Ausfall der Veranstaltungen des Forums und bisher nicht in Blick geratene Schäden im Zusammenhang mit der Brandkatastrophe. Die Norddeutsche Provinz der Pallottiner geht davon aus, dass sie zur Schadensbeseitigung eine Summe von etwa 2 bis 3 Millionen DM aufbringen muss.

Die spontane Hilfsbereitschaft vieler hat die Pallottiner ermutigt, ein Spendenkonto einzurichten {Kto. Nr. 401 5921, Sparkasse Koblenz, BLZ 570 501 20) und um Zuwendungen zur Aufbringung der Mittel für die Beseitigung der Schäden zu bitten damit die Hochschule bald wieder ihre Arbeit weiterführen kann.

Kapuzinerpredigten im Internet

Ab sofort sind „Kapuzinerpredigten" im Internet abrufbar. Fünf Patres aus Altötting und München machen sich abwechselnd auf der neu gestalteten Homepage **www.Kapuziner-bayern.de** Gedanken zum Evangelium des folgenden Sonntags. Die Besucher der Internetsite können sich außerdem über Geschichte und Spiritualität des Ordens informieren, der seit 400 Jahren in Bayern tätig ist. Die Kapuziner betreuen unter anderem die Wallfahrer in Altötting. Marienverehrer finden auf der Homepage auch

ein elektronisches Anliegen- und Votivbuch, in das sie ihre Fürbitten oder Ihren Dank an die Muttergottes von Altötting eintragen können. (DT/KNA)

Symposium Ordenstheologie

Das Institut der Orden (IMS) weist noch einmal auf das **Symposium** für interessierte Mitglieder von Ordensgemeinschaften, Säkularinstituten und anderen geistlichen Gemeinschaften hin, das nächstes Jahr im Februar (23.02.-25.02.2001) im Exerzitien- und Bildungshaus der Pallottinerinnen in Limburg stattfinden wird. Unter dem Titel „Erneuerung zwischen Aushalten und Gestalten – Analysen und Orientierungen zum Konzept des <Refounding>" werden Impulsreferate aus theologisch-spiritueller, sozialpsychologischer und -philosophischer Perspektive die Möglichkeit zu Austausch und Diskussion bieten. Gestaltet werden diese Tage von den Mitgliedern der Arbeitsgruppe Ordenstheologie am Institut der Orden. Die Anmeldung bis spätestens 10. Dezember 2000 bitte bei:
Frau Maria Klein
Institut der Orden
D 6/5
68159 Mannheim

Zehn Jahre Generalsekretariat in Bamberg

Das Generalsekretariat der VDO und des DKMR befindet sich nun schon seit zehn Jahren am Standort Bamberg. Die ungewöhnlich klingende (und vielleicht deshalb leicht zu merkende) Adresse „Am Knöcklein 13" wurde ab dem 16. Oktober 1990 zur neuen Heimat des Generalsekretariats, das seit der Wiedergründung der VDO nach dem zweiten Weltkrieg seinen Sitz bisher in Köln hatte. Dort war es zunächst unter Generalsekretär P. Paul Obergarz SJ (1945-1953) bei den Jesuiten in Köln-Sülz untergebracht und wechselte mit den nachfolgenden Generalsekretären P. Josef Flesch CSsR (1953-1962) und P. Karl Siepen CSsR (1962-1989) zu den Redemptoristen nach Köln-Mülheim. Seit der Gründung des „Katholischen Missionsrates" im Jahr 1953 wird das Generalsekretariat der VDO in Personalunion und Bürogemeinschaft mit dem Generalsekretariat des (D)KMR geführt.
Mit dem Amtswechsel 1989 zu Karmelitenpater Wolfgang Schumacher aus Bamberg war zunächst noch kein Standortwechsel des Generalsekretariats verbunden. Erst nachdem die Bamberger Karmeliten die Bereitstellung eines geeigneten Hauses „Am Knöcklein 13" in Aussicht stellten, wurde an eine Verlegung der Büro- und Geschäftsräume für VDO und des DKMR gedacht. Erwogen wurde damals angesichts der gerade erfolgten Wiedervereinigung Deutschlands und der angekündigten Verlegung der Bundeshauptstadt von Bonn nach Berlin auch schon als Alternative zu Bamberg, das Generalsekretariat wieder nach Berlin zu verlegen, wo es bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unter den Generalsekretären P. Ansgar Sinnigen OP (1923-1940) und P. Odilo Braun OP (1940-1945) im Nachbarhaus des Dominikanerklosters in Berlin-Moabit (Oldenburgerstraße) seinen Sitz gehabt hatte. Der erste hauptamtliche Generalsekretär der damals „Superiorenkonferenz" genannten Vereinigung von Ordensobern, der Steyler Missionar P. Friedrich Schwager (1919-1923), hatte sein Büro in Hangelar bei Sankt Augustin.

Der Umzug des Generalsekretariats mit mehr als 140 Umzugskartons voller Akten von Köln nach Bamberg erfolgte am 15./16. Oktober 1990. Die kirchliche Einweihung der neuen Büro- und Geschäftsräume nahm der damalige Bamberger Erzbischof Dr. Elmar Maria Kredel am 9. Mai 1991 in Anwesenheit

der Vorsitzenden und Vorstandsmitglieder von VDO, DKMR und AGCEP sowie zahlreicher Gäste aus dem kirchlichen und weltlichen Bereich vor.
In den zehn Jahren, in denen sich das Generalsekretariat nun „Am Knöcklein 13" in Bamberg befindet, haben sich die Aufgaben dort zunehmend erweitert.

- So kam beispielsweise 1991 das „Solidarwerk der katholischen Orden Deutschlands" hinzu und 1992 die „Schlichtungsstelle der deutschen Ordensobern- Vereinigungen".

- Die Arbeitsgemeinschaft der Cellerare und Prokuratoren (AGCEP) etablierte im Bamberger Generalsekretariat der VDO ihre Geschäftsstelle.

- Die Union der Ordensobern-Vereinigungen Europas (UCESM) vertraute dem Generalsekretariat der VDO in Bamberg das Finanzressort an.

- Die Aktion „Kloster auf Zeit" erfuhr einen dramatischen Nachfrage-Anstieg durch die Auflage der Informations- und Adressen-Broschüre „ATEM HOLEN".

- Es gelang eine deutliche Intensivierung der Zusammenarbeit mit Gremien der Deutschen Bischofskonferenz und des Verbandes der Diözesen Deutschlands sowie mit dem Generalsekretariat der „Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands" (VOD). Die früher eher sporadischen Zusammenkünfte der Vorstände von VDO, VOB und VOD wurden im Rahmen der „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensobern-Vereinigungen" (ADOV) intensiviert und aufs neue institutionalisiert.

- Die sozialversicherungsrechtlichen Rahmenbedingungen für Ordensleute im Blick auf Kranken-, Renten- und Pflegeversicherung veränderten sich durch entsprechende Reformgesetze der Bundesregierung und mussten in unzähligen Verhandlungen des Generalsekretariats mit Ministerien, Behörden, Fachverbänden, kirchlichen Dienststellen und Ordensgremien neu gestaltet und in ihrer ordenskonformen Umsetzung gefestigt werden. Dadurch wurde das Bamberger Generalsekretariat zunehmend zu einer Fachstelle für sozialversicherungsrechtliche Fragestellungen im Ordensbereich.

- Der Informationsfluss zwischen Generalsekretariat und Ordensoberen wurde intensiviert durch häufigere Aussendung umfangreicher Rundschreiben.

Die Arbeit im Generalsekretariat wird weiterhin bisher nur von drei Personen geleistet: Mit dem für alle Bereiche zuständigen hauptamtlichen Generalsekretär, der auch alle Außenkontakte wahrnimmt, ist eine hauptamtliche Sekretariatsmitarbeiterin ganztags für den DKMR-Bereich (Altersversorgung von Missionskräften und Projektförderung) und eine weitere Halbtags-Mitarbeiterin vorwiegend für Versandaktionen (Atem holen, Jahrbuch Mission, Rundschreiben, Protokolle), Tagungsorganisation (Mitgliederversammlungen, Fachtagungen, Studienwochen, Grundkurse) tätig und leistet wichtige Zuarbeit im Bereich der Projektförderung des DKMR.

Im Zuge der derzeitigen Überlegungen zur Neustrukturierung der VDO und des Generalsekretariats erwägt der VDO-Vorstand, die Aufgabenverteilung im Generalsekretariat durch Einstellung weiterer Mitarbeiter ggf. neu zu regeln, zumal weitere Tätigkeitsfelder wie die Medien- und Öffentlichkeitsarbeit der VDO deutlich intensiviert werden müssten. Angedacht wurde auch schon eine engere Zusammenarbeit der Generalsekretariate von VDO (Bamberg) und VOD (Neuwied)

bis hin zu einer mittelfristig angestrebten Bürogemeinschaft, um Synergie-Effekte zu erzielen, indem man Arbeitskraft und Sachverstand noch mehr bündelt.

Vom Söldnerheer zum Orden: Zum 450. Todestag des hl. Johannes von Gott

Unter dem Titel „Das Herz befehle" werden mehr als sechzig künstlerische Dokumente eines radikalen Beispiels engagierter christlicher Lebenskunst präsentiert. Die Barmherzigen Brüder von Regensburg haben dazu Exponate aus den Ordensprovinzen Bayern, Österreich und Polen zusammengetragen, die den heiligen Johannes von Gott, Gründer des Ordens der Barmherzigen Brüder, in seiner Zeugenhaftigkeit näher bringen sollen. Neben der Ikonographie wird auch die „abenteuerliche" Biographie jenes 1495 in Portugal geborenen Mannes dargestellt, der zunächst Hirte war und als Söldner im Heer Karls V. gegen die Türken kämpfte, ehe er bewegt durch eine Predigt des Seligen Johannes von Avila zu einem Milizionär der christlichen Nächstenliebe wurde.
Der Schwerpunkt der Kunstwerke liegt überraschend auf der Moderne. Unter diversen Beispielen von Neuromantik, Spätexpressionismus und sakralem Realismus ragt vielleicht Anton Hafners Gemälde „Brand des Hospitals in Granada" heraus. Es zeigt den Heiligen bei der Rettung eines Kranken – jedoch nicht mit verklärtem, sondern mit vernichtendem Blick, so als wisse er, dass andere nicht desgleichen tun würden. Kleinod der Ausstellung ist eine Kopie der Heiligenfigur des Rokkoko-Bildhauers Ignaz Günther aus Nymphenburger Porzellan, deren Original sich derzeit im Stift Melk befindet.

Die Schau im Diözesanmuseum Obermünster am Emmeramsplatz in Regensburg ist täglich außer Montag von 10 Uhr bis 16 Uhr geöffnet (Tel.: 0941 / 59532-2530).

Heimgang

Pater Heinrich Drenkelfort SVD verstorben

St. Wendel/Rom. Am 16. September ist der langjährige freie Mitarbeiter der deutschsprachigen Wochenausgabe des L'Osservatore Romano, P. Heinrich Drenkelfort, im Alter von 77 Jahren verstorben. Drenkelfort wurde am 15. Januar 1923 als ältestes Kind des Ingenieurs Joseph Drenkelfort und seiner Ehefrau Maria, geb. Niemeyer, geboren. Die Steyler Missionszeitschriften, die von der Familie gelesen wurden, erweckten in ihm den Wunsch, selbst einmal das Wort Gottes als Missionar zu verkünden. Damals konnte er noch nicht ahnen, dass er als Mann des Wortes eine andere Form der Verkündigung übernehmen würde. Er kam 1934 als Gymnasiast in das Steyler Missionshaus St. Arnold bei Rheine und wechselte 1938 nach St. Josef in Geilenkirchen. Dann bestimmten das NS-Regime und der Zweite Weltkrieg seine nächsten Lebensjahre. Mit Sondergenehmigung konnte Heinrich – er war erst 16 Jahre alt – das Noviziat in St. Augustin beginnen. Dort legte er am 20. Juli 1941 die ersten Gelübde als Ordensmann ab. Bald darauf wurde das Seminar in St. Augustin beschlagnahmt und geschlossen. Reichsarbeitsdienst und Militäreinsatz, der ihn nach Frankreich, in die baltischen Staaten sowie in den Balkan und nach Südrussland führte, schlossen sich an.

Im Mai 1945, gleich nach Kriegsende, konnte er nach St. Augustin zurückkehren, dort bei dem mühevollen Wiederaufbau mitarbeiten und das Theologiestudium beginnen. Am 27. August 1950 empfing er von Bischof Heinrich Leven SVD die Priesterweihe.

Sein erster Einsatz als Neupriester war im Missionshaus St. Wendel, wo er vor wenigen Wochen. sein Goldenes Priesterjubiläum feiern konnte. Er ‚unterrichtete am Gymnasium in den Fächern Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte. 1951 bot sich ihm in Ingolstadt die Möglichkeit des sogenannten Kriegsabiturs. Anschließend ging er zum Studium an die Universität nach Bonn. Ein Knochentumor machte eine Amputation des linken Beines erforderlich.

Er kam zurück nach St. Wendel und wurde dann bald als Lehrer nach St. Peter in Tirschenreuth versetzt. Zwischenzeitlich ordnete und katalogisierte er 16 000 Bände der Bibliothek in St. Wendel. Von 1958 bis 1963 war er in der Nachrichtenabteilung des Generalats in Rom tätig. Von 1967 bis 1974 war er Hausgeistlicher bei den Schwestern in Laupheim. Danach wurde er nach Rom zurückgeholt, arbeitete als Archivar des Generalates, und man übertrug ihm die Leitung des deutschen Komitees zur Vorbereitung des Heiligen Jahres 1975. Inzwischen hatte sich Drenkelfort gründliche Kenntnisse in sieben Fremdsprachen erworben, so dass er als Übersetzer für das Generalat SVD, den Hl. Stuhl, die Kongregation für die Glaubenslehre und den L`Osservatore Romano tätig wurde.

Bei Konferenzen und internationalen Tagungen war er als Simultanübersetzer gefragt. Zwischenzeitlich war er für ein halbes Jahr in Manila (Philippinen), um dort in Tagaytay eine Bibliothek aufzubauen. 1995 erzwang sein gesundheitlicher Zustand die Rückkehr nach St. Wendel in die Alten- und Pflegeabteilung. Auch hier arbeitete er weiter an Übersetzungen. Es machte ihm Freude, wenn er dem Hausökonomen berichten konnte: Ich habe mit Übersetzungen wieder einen Beitrag zu meinem Lebensunterhalt verdient.

Wir danken P. Drenkelfort für seinen unermüdlichen Einsatz im Dienst am Wort Gottes.

OR 22.9.00

Am Rand notiert

Irritierende Ordensleute und nachdenkliche Passanten

1.000 Teilnehmer und Bischof Lettmann beim Ordenstag in Münster

Münster (pbm), Bruder Lambertus hält einer Frau einen Einkaufswagenchip entgegen mit dem Aufdruck „Gott öffnet Türen". „Muss ich mich jetzt bekehren?", fragt sie und liest den Spruch: „Nein, das ist nun gar nicht mein Ding", sagt's und geht weiter. Die Tür ist zu. – Eine Szene auf dem Wochenmarkt in Münster am Samstag (30. September). Der Arbeitskreis „Jugend und Orden" hat am Rand des Ordenstages der Diözese vor dem St.-Paulus-Dom einen Stand aufgebaut unter dem Motto „Ordensleute stellen sich", Und sie stellen sich ablehnenden, gelangweilten aber auch vielen neugierigen Passanten.

Warum das Ganze? „Hallo, unsere Lebensform gibt es noch", begründet die in Zivil gekleidete Schwester Eva Maria. Aufmerksamkeit erregen, Position beziehen, Informationen weitergeben – das wolle der .Stand der Ordensleute. Und die Reaktion? „Überwiegend positiv! Einige junge Leute waren zunächst irritiert und mussten erst nachdenken, damit sie Ordensleute richtig einordnen konnten", berichtet die 36-Jährige. Die meisten Antworten seien positiv gewesen; einige sehr gute Gespräche hätten die Ordensmitglieder führen können. Sie selber erzählt, dass es für sie der Reiz ihrer Lebensform ist, mit anderen Glaube und Leben zu teilen. Ordensleute stellen sich gegen die gängigen Trends der Gesellschaft wie sie sich etwa in Mode und Konsum zeigen; leben anders, alternativ, sagt die gelernte Sozialpädagogin.

In einem Vortrag vor den Teilnehmern des Ordenstages ermuntert die Referentin Schwester Thérèse Winter, sich der Resignation zu widersetzen. In Anlehnung an ein Wort der Dichterin Rose Ausländer „Dein gebrochenes Jetzt hinkt in die Hoffnung" meint sie, dass dieses Bild die gegenwärtige Situation der Orden durchaus treffe. Die Zahlen sind ebenfalls eindeutig: Die Mitgliederzahlen der Ordensgemeinschaften im Bistum gehen seit Jahren zurück; derzeit liegen sie bei rund 3.650 Mitgliedern – 1997 waren es noch 4.300. Schwester Thérèse lädt die Schwestern und Brüder ein, sich zu erzählen von Vergangenem, Schönem und Schwerem. Sie fordert dazu auf, die Gegenwart zu bejahen und gelassen zu werden, weil „wir selbst nicht die Macher und Planer unseres Lebens und Bestehens sind, sondern dass dahinter ein Größerer wirkt und waltet".

Gesprächskreise, Begegnung, geistliche Musik und Anbetung sind Bestandteile des Ordenstages. Sein Höhepunkt ist ein feierlicher Gottesdienst der mehr als 1.000 Ordensleute mit Bischof Reinhard Lettmann. Er erinnert an das Leitwort des Tages „Von deinem Ja zu uns leben wir". In der Schöpfung habe Gott sein Ja zu den Menschen und zur Welt gesprochen. „Wenn Gott Ja zu uns sagt, dürfen wir mit unserem Ja antworten." Dies sei ein Wagnis, weil der Mensch Gott vertrauen müsse. „Er kann es, weil Gott ihm und er Gott in die Augen schaut." Lettmann ermutigt zur Bejahung von Gott, zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zur Welt.
50. Jg. / Nr. 40 Pressedienst Bistum Münster
05.10.2000

Maria Laach

Die Redaktion von „Magnificat" steht jetzt unter der Leitung des Benediktinerpaters Ambrosius Leidinger. Das Septemberheft präsentierte sich in einem neuen Layout und wird wie bisher in Kooperation mit dem Verlag Butzon & Bercker herausgegeben. „Magnificat" ist ein täglicher Begleiter, der das kirchliche Stundengebet und die Lesungen des Tages im Monatsrhythmus zugänglich macht. Das Stundenbuch gibt weiter Anregung zur persönlichen Besinnung und kommentiert jeden Tag eine der Lesungen.
OR 6.10.00

Assisi

Auf den Tag genau drei Jahre nach dem Erdbeben von 1997 ist in Assisi das Museum der Basilika des hl. Franziskus wieder eröffnet worden. Die rund 200 Ausstellungsstücke, darunter wertvolle Gemälde, liturgische Gefäße und Gewänder des 13. und 14. Jahrhunderts, waren nach dem Erdbeben als Wanderausstellung in Paris, New York, San Francisco und Mailand gezeigt worden.
OR 29.9.00

Deutscher Spiritaner wird Bischof am Amazonas!

Pater Meinrad Merkel CSSp wird Bischof von Humaitá

Kurz vor Redaktionsschluss erreichte uns die Nachricht von der Ernennung von Pater Francisco Meinrad Merkel, 55, zum Bischof von Humaitá. Seit 1972 ist der neuernannte Bischof als Missionar in Brasilien tätig und leitete zuletzt das Pater-Libermann-Zentrum in Salete in der Diözese Rio do Sul. Der neue Bischof wurde am 22. September 1944 in Hardheim, Odenwald geboren, trat 1966 bei den Spiritanern ein. Er studierte in Knechtsteden/Dormagen und in St. Georgen/Frankfurt und wurde 1971 zum Priester geweiht. Nach seiner Aussendung nach Brasilien übernahm er dort verschiedene Aufgaben in der Seelsorge. Von 1987 bis 1989 war er in Deutschland tätig.

Der Vorgänger im Amt, Bischof José Balestieri, Salesianer, wird zusammen mit den spiritanischen Mitbrüder im Amt Dom Mosé Pontelo, Weihbischof in Cruzeiro do Sul, und Dom Sergio Castriani, Weihbischof in Téfé, den neuen Bischof am 15. Oktober 2000, dem Fest der Hl. Theresa von Avila, weihen.
Die Diözese Humaitá umfasst eine Größe von 93689 Quadratkilometern und entspricht damit in etwa der Größe von Portugal. Die Bevölkerungsdichte ist sehr gering, mit nur einem Einwohner pro Quadratkilometer. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung von 94000 beträgt 78000. Es gibt derzeit nur vier Priester, von denen einer Diözesanpriester ist, und die anderen drei einem Orden angehören. Franziskanerinnen aus Thuine sind auch in den insgesamt nur sechs Pfarreien der Diözese präsent. Ein weites Gebiet und sicherlich keine leichte Aufgabe für einen neuen Bischof! Ausführlicher wird kontinente von der Bischofsweihe in der nächsten Ausgabe berichten!
OR 27.10.00

Bischof Lehmann und Kardinal Sterzinsky mit Bundesverdienstkreuz geehrt

Berlin. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof Karl Lehmann, und der Erzbischof von Berlin, Georg Kardinal Sterzinsky sowie 48 weitere Bürgerinnen und Bürger sind vom Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Johannes Rau, mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Unter den Ge-

ehrten war u.a. auch der evangelische Altbischof von Magdeburg, Werner Krusche.
Bischof Lehmann erhielt das Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband. Der Vorsitzende der Bischofskonferenz stehe „für klare Positionen und zugleich für die Fähigkeit zum Dialog auch in schwierigen Fragen des Glaubens und des Lebens als Christ in der heutigen Zeit", heißt es in der Begründung. Er habe „auch in heiklen Bereichen Orientierung gegeben und die Beachtung der Grundwerte eingefordert". Er sei weltweit „an führender Stelle ein wichtiger Partner im Diskurs über die Ökumene".
Kardinal Sterzinsky, der ebenfalls das Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband erhielt, habe in der Zeit des Umbruchs bis heute in besonderem Maße den Prozess des Zusammenwachsens im Erzbistum Berlin aktiv begleitet. Dabei setze er „auf Behutsamkeit bei der Eingewöhnung in die veränderten Lebensumstände", hieß es in der Begründung. Der Kardinal habe auch »die Ökumene vor Ort gestärkt« und sich damit als „Brückenbauer" erwiesen. Sein Einsatz gelte besonders den Obdachlosen und Kriegsflüchtlingen.

Gebhard Fürst zum Bischof geweiht

Rottenburg. Gebhard Fürst (51), ehemaliger Leiter der Akademie des Bistums Rottenburg-Stuttgart, ist am 17. September im Rottenburger Dom zum neuen Bischof geweiht worden. An dem Gottesdienst mit einer Vielzahl von Symbolen nahmen 36 Bischöfe teil, darunter der Freiburger Erzbischof Oskar Saier, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, der Apostolische Nuntius Erzbischof Giovanni Lajolo, Bischof Walter Kasper sowie der bisherige kommissarische Leiter der Diözese, Weihbischof Johannes Kreidler. Papst Johannes Paul II. hatte Fürst am 7. Juli ernannt. Bischof Fürst sprach sich während des Gottesdienstes für zeitgemäße Formen der Verkündigung aus. Er äußerte sich überzeugt, dass viele auf die erlösende Botschaft Jesu Christi warteten. Die Christen müssten davon so glaubhaft Zeugnis geben, dass die Menschen daraus Hoffnung schöpfen könnten.
OR 22.9.00

„Ulrichsmedaille" für Sr. Therese Habersetzer

Eine besondere Auszeichnung konnte Schwester Therese Habersetzer in Augsburg entgegennehmen: der Bischof von Augsburg, Viktor Josef Dammertz überreichte ihr die Ulrichsmedaille. Diese bischöfliche Auszeichnung wird jeweils jährlich nur einmal vergeben. Damit wurde die Arbeit von Schwester Therese im Haus Emmaus in Weilheim gewürdigt. Das Haus Emmaus bietet Obdachlosen und Frauen in Notsituationen Unterkunft und Hilfe an. Schwester Therese nahm die Ehrung auch stellvertretend entgegen für die anderen MitarbeiterInnen in der Seelsorge für Menschen ohne Unterkunft. Sie lebt seit 1995 zusammen mit den Frauen in der Einführungszeit der Missionarinnen Christi im Haus Emmaus
(Kontinente Missionarinnen Christi/München)



Neue Bücher

Bericht

Felix Schlösser CSsR, Hennef / Sieg

DER WEG ZUM JAKOBSGRAB – EIN WEG DER HOFFNUNG

Schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts findet sich in den Märtyrerlisten der fränkischen Mönche Florus und Usuard die Nachricht von einem Apostelgrab „an Spaniens äußerstem Ende und in der Nähe des Meeres". Damals blieb der Jakobskult noch auf Galicien beschränkt. Doch schon bald brachen Pilger aus dem Frankenreich über die Pyrenäen nach Santiago auf. Das Jakobsgrab wurde neben den Wallfahrtszentren Jerusalem und Rom zum volkstümlichsten Heiligtum. Immer mehr zog es Menschen auf langen, beschwerlichen Pilgerwegen dorthin. Sie sahen darin ein Sinnbild irdischer Pilgerschaft hin zum Ziel ihres Lebens in Gott. Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert beginnt der Pilgerstrom schlagartig abzuflauen und der camino gerät fast völlig in Vergessenheit. Die Wege nach Santiago werden erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder zu von vielen Menschen beschrittenen Pilgerwegen. Seit etwa zwanzig Jahren hat der Zustrom der Pilger auf ungeahnte Weise zugenommen. Im Heiligen Jahr 1999 – ein Jubeljahr findet immer dann statt, wenn das Fest des heiligen Jakobus auf einen Sonntag fällt – wurden weit über 100.000 Pilger und Millionen von angereisten Besuchern registriert. In wachsender Zahl entscheiden sich Menschen aus aller Herren Länder für den Fußweg nach Santiago de Compostela.

Der Europarat erhob 1987 die Pilgerwege nach Santiago zur „ersten Kulturstraße Europas", und die UNESCO erklärte ihn 2000 zum „Weltkulturerbe der Menschheit". Das Interesse am Jakobsweg wurde zweifellos auch durch die Medien mit ihren meist sehr ansprechenden Sendungen in Fernsehen und Rundfunk gefördert. In der Entsprechung von Nachfrage und Angebot ist dann auch der Buchmarkt voll eingestiegen. Aus der Vielzahl der Bücher habe ich fünf ausgewählt – in der Bandbreite von Dokumentation, Tagebuch und romanhafter Literatur. Die diesbezüglichen Hinweise werden sich auf einige inhaltliche Schwerpunkte beschränken und möchten lediglich dazu einladen, das eine oder andere Buch zur Hand zu nehmen und sich davon anregen zu lassen.

Zuerst sei ein Buch vorgestellt, das in diesem Frühjahr erschienen ist. Es präsentiert sich als ein voluminöser, inhaltlich aufschlussreicher und mit reichem Bildmaterial ausgestatteter Band[1]. Ulrich Wegner will den Jakobsweg als „eine Route der Sehnsucht" den Lesern nahebringen. Er zeigt auf, dass „die Lust am Pilgern" gar nicht so neu ist und lenkt den Blick auf die außerbiblischen und biblischen Prozessionswege; die ersten schon 5000 Jahre vor Christus begangen. In dem Kapitel Wallfahrt tut Not erkennt er in ihnen „die alte Unruhe der Heilssuche"(S. 34-43). Anschließend erhebt er die Wurzeln des Jakobskultes (S. 44-65) und geht dann den Motiven der Pilger nach: Strafe für Ehebruch, Brandstiftung oder Totschlag; von Neugier getrieben – auf der Suche nach Kuriosem; Abbauen – Flucht vor den Problemen daheim; Selbsterfahrung – Auszeit oder Sport? (S. 66-71). In diesen Zusammenhang gehören auch die Gedanken zu „Spiritualität und Esoterik des Weges" (S. 238-247). Dem Leser werden in Wort und Bild Wegstrecken und Pilgerstraßen vor Augen gestellt: der Aragön-Weg, der Navarra-Weg und der Frankenweg als der längste (S. 20-32). Die Schilderung des „harten Passweges ins fremde ‚Elent'" erinnert an die Gefahren, denen die Pilger früherer Zeiten ausgesetzt waren (S. 76-89). Eingehend informiert werden wir auch über die „Dienste der unbehausten Massen – Mönche, Einsiedler, fromme Laien (S. 90-99), über die „Krise der Fernwallfahrt" (S. 162-167), über die Reconquista, in der die spanischen Christen mit Jakobus einen Heiligen Krieg führen wollten (S. 168-175) sowie über die „Lenker und Förderer" des Pilgerweges (S. 90-115). Es fehlen auch nicht Pilgerberichte aus Mittelalter und Neuzeit (S. 176-183). Die Kapitel Alle denkbaren Klänge und Wunder, Ritterepen, Pilgerlieder (S. 138-161) schildern in bunter Vielfalt, was alles am Jakobsweg zum Klingen gebracht und phantasiereich ausgemalt wurde. Der Verf. lädt in den Kapiteln Kirchenbau auf Wanderschaft (S. 126-175) sowie Entlang der Pilgerroute – Schwelgen in Kunst und Natur (S. 184-237) dazu ein, sich auf den Weg nach Santiago zu begeben. Auch wer den Weg schon gegangen ist, wird in dem Buch insgesamt vieles von dem wiederfinden und nacherleben, was er selber schon er-gangen hat.

Bereits 1991, zum Jubeljahr 1992, und jetzt wieder neu aufgelegt, hat der Herder-Verlag in einer preiswerten Sonderausgabe ein Santiago-Buch herausgebracht mit Farbbildern von Rudolf Tießler[2]. Auf hundert Seiten stehen uns die Wege nach Santiago in Bildern mit beigefügten Erläuterungen vor Augen (S. 16-116). Im einführenden Kapitel (S. 10-15) wird dem, der sich auf den Pilgerweg nach Santiago begeben will, ein Zugang eröffnet: als Wegsuche des Glaubens, der er in seiner Geschichte immer gewesen ist, mit all sei-

[1] WEGNER, Ulrich: Der Jakobsweg. Auf der Route der Sehnsucht nach Santiago de Compostela. Freiburg 2000: Herder. 263 S., geb., DM 78,- (ISBN 3-451-27249-3).

[2] BENESCH, Kurt: Santiago de Compostela. Der Pilgerweg zum Jakobsgrab. Freiburg Sonderausgabe 2000: Herder. 199 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-451-27297-0).

nen Höhen und Tiefen. Der Pilgerweg selbst ist schon das Ziel, weil nur der, der ihn geht, zu ahnen vermag, wohin seine Spuren führen. „Nirgendwo sonst wird er so viel über die tiefsten Sehnsüchte des Menschen erfahren wie hier, wo in tausendjähriger Kontinuität alle die Lasten und Hoffnungen offenbar werden. Seine Suche nach Gesundheit, Glück und Frieden, nach Versöhnung mit Gott oder auch mit sich selbst. Das brennende Verlangen nach Ewigkeit" (S.15). Im 3. Kapitel geht der Verf. dem nach, was sich alles an Geschichten, Legenden, Mirakeln um die Verehrung des Apostels Jakobus und sein Grab gerankt hat (S. 117-134). Danach umreißt er das kulturelle Umfeld und zeigt die geschichtlichen Hintergründe auf: die Auseinandersetzungen zwischen Islam und Christentum, die Kreuzzüge und die Reconquista (S. 135-149). Bilderreich werden dann die Pilgerwege – „viele Wege und ein Weg" – nachgezeichnet (S. 150-177). Im letzten Kapitel, in dem einige Pilgerlieder wiedergegeben sind, kann man nachlesen, wie es im Laufe der Jahrhunderte den Pilgern auf ihren mühseligen und gefahrvollen Wegen ergangen ist und was sie trotz allem weiterziehen ließ. Und wie die, die sich zur Wallfahrt nach Santiago aufmachen, in rechter Weise pilgern sollten (S.178-191). „Eh' ich die Reise beginne, tut es not, dass ich mich auf mich selber besinne. An die Mauer stoße, bis diese fällt und mich nicht mehr gefangen hält" (Altes Pilgerlied).

Ein weiteres Buch hat es verdient, in diesem Jahr neu aufgelegt zu werden; mit einigen wenigen Anpassungen sowie der Ausstattung mit historischen Abbildungen (1982 bei Herder; Originalausgabe 1978 bei Hachette: Priez pour nous à Compostelle)[3]. In ihm finden wir Berichte und Aufzeichnungen von Santiagopilgern, von denen die aufschlussreichsten aus Originalquellen und historischen Abhandlungen von den französischen Journalisten Pierre Barret und Jean-Noel Gourgang aufgespürt, erzählerisch entfaltet und mit historischem Hintergrund versehen wurden. Es ist ihnen gelungen, aus ihnen eine Religions-, Kultur- und Sittengeschichte der Santiagowallfahrt zu entwickeln, die den Leser fasziniert und ihn nicht mehr loslässt. Um dem Leser ein Bild von der bunten Vielfalt der Pilger und deren Herkunft zu machen, seien die Quellen angeführt, aus denen die beiden Autoren geschöpft haben: Aymeri Picaud, Mönch aus Poitou (12. Jhd.); Nompart 11., Herr von Caumont (1417); Jean de Tournai, Gerber aus Nordfrankreich, und sein Gefährte Sire Guillaume (1488); Berman Künig, Mönch aus der Straßburger Gegend (1495); Arnold von Harrf, junger rheinischer Edelmann (1496); Jean Taccouen, Herr von Zielbeke und flämischer Lehnsherr (1512); Domenico Laffi, Pfarrer aus Bologna, und sein Malerfreund Domenico Codici (1670); Guillaume Manier, Schneider aus der Picardie, und seine Gefährten Antoine Delaplane, genannt Delorme, Jean Hermand, Antoine Baudry mit dem Beinamen La Couture (1726); Jean Bonnecaze und seine Bearneser Freunde Gomer, Pétrique und Pierre Laplace (1748); ein ungenannter Engländer (um 1380) und ein ebenso anonymer Pilger aus Florenz (1477). „Ihnen allen", so die Verfasser, „ist über die Jahrhunderte hinweg eines gemeinsam: Sie sind nach Santiago de Compostela gepilgert und haben einen Bericht über ihre Wallfahrt oder wenigstens eine Beschreibung ihrer Marschroute hinterlassen. Aus ihrem Geist ist dieses Buch entstanden. Ihnen sei es auch gewidmet" (S. 9).

Zum Genre der Tagebücher gehört das Buch von Lee Hoinacki, Philosoph, Theologe, Professor für Politische Wissenschaft[4]. Als 65jähriger hat er sich allein von Bremen zu

[3] BARRET, Pierre – GURGAND, Jean-Noël: Auf dem Weg nach Santiago. In den Spuren der Jakobspilger. Freiburg Neuausgabe 2000: Herder. 318 S., geb., DM 49,80 (ISBN 3-451-27099-4).

[4] HOINACKI Lee: El camino ein spirituelles Abenteuer. Allein auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela Reihe: Herder/Spektrum; 4928 Freiburg 3. Aufl. 2000: Herder 316 S. kt., DM 24,80. (ISBN 3-451-04928-7).

Fuß auf den Weg nach Santiago gemacht. Ein Freund hatte ihm einiges über Santiago de Compostela erzählt. Nach der Lektüre eines kleinen Büchleins wollte er nichts weiter lesen. „Ich fühlte, je weniger ich wusste, desto aufgeschlossener würde ich gegenüber den Menschen und den Dingen sein, die mich entlang des Pfades erwarteten, auf dem tausend Jahre so viele Menschen gepilgert waren. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, daß ich lerne, indem ich für mich ausspreche, was ich fühle und denke – indem ich aufschreibe, was ich erlebt habe und was sich in mir abgespielt hat. Daher nahm ich ein Schulheft und einen Stift mit auf die Reise. Jeden Abend vor dem Einschlafen schrieb ich nieder, was mich an diesem Tag berührt und beeindruckt hatte" (S. 10). Die vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen geben fast wortwörtlich wieder, was Lee Roinacki im Mai und Juni 1993 auf dem camino erlebt hat. Lediglich hat er einige historischen Fakten und erläuternden Bemerkungen mit einfließen lassen. Ivan Illich über den Autor: „Hoinacki wandert nicht. Er pilgert. Ein moderner Mensch entdeckt auf faszinierende Weise, was Pilgerschaft heißt."

Henri Vincenot erzählt in seinem Roman „Die Sterne von Compostela"[5] von einem jungen Mann aus dem 13. Jhd., Jehan le Tonnerre, der in einer Zisterzienserabtei in Burgund nicht nur handwerklich mit der Errichtung von Kirchen vertraut gemacht wird, sondern auch mit dem geheimen Wissen keltischer Druiden, ohne das die Bauweise der großen mittelalterlichen Kathedralen nicht zu erklären sei. Darin wird Jehan von seinen Meistern eingeweiht und begibt sich auf eine Initiationsreise nach Compostela. Nach Hause zurückgekehrt, arbeitet er erneut am Kirchbau mit, nun mit dem Wissen um seine innere Gestalt und der in ihr wirkenden Kräfte.

Der in diesem Buch beschriebene Weg wird für Jehan de Tonnerre dann doch noch zu einem Jakobsweg. Am Ende seiner abenteuerlichen Reise stößt der nach geheimem Wissen suchende Zimmermann auf ein noch tieferes Wissen: auf die Offenbarung des Zimmermanns von Nazareth mit seiner Botschaft von Liebe und Vergeben. Jehan begreift dann immer mehr, was dies für ihn bedeuten kann. Auf dem Rückweg schleppt er seinen todkranken Wegbegleiter, einen skurrilen „Propheten", der ihn in die Mysterien der Abteikirchen und Kathedralbauten eingeführt hatte, auf dem Buckel nach Vézelay hinauf. Und zu Hause angekommen, kann er seiner ihm untreu gewordenen geliebten Reine verzeihen und nimmt sich ihres von einem anderen gezeugten Kindes an.

[5] VINCENOT, Henri: Die Sterne von Compostela. Roman. Reihe: Herder/Spektrum, Bd. 5852. Freiburg 2000: Herder. 336 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-451-04852-3).

Neue Bücher

Rezensionen

Orden und Spiritualität

AUGUSTINUS, Aurelius:

MEINE MUTTER MONIKA.

Hrsg. von Agostino TRAPÈ. München 1.Aufl. der Neuausgabe 1998: Verlag Neue Stadt. 107 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-365-7).

Dass er schlechterdings alles seiner Mutter Monika zu verdanken habe, bekannte Augustinus von Hippo, der berühmteste der lateinischen Kirchenväter, nicht nur einmal. Grund genug, dieser Mutter, die bekanntlich auch zu den Heiligen zählt und deren Fest am Tag vor dem ihres Sohnes gefeiert wird, etwas genauer nachzuspüren. So tat es Agostino Trapè, Herausgeber des vorliegenden Büchleins „Meine Mutter Monika". Darin sind Texte des Heiligen über sein Verhältnis zu seiner Mutter gesammelt, und es wird deutlich, wie sehr sie es war, die Augustin, von Natur ein unsteter Geist, Orientierung gab. Andererseits war sich auch Monika nicht zu gut, sich von ihrem Sohn unterweisen zu lassen – ein Zeichen ihrer menschlichen Reife, mit der sie gleichermaßen fähig zur Autorität wie auch bereit zur Unterordnung war. Schließlich war Monika auch von ihrer ganzen Art her beispielhaft: Sie zeigte eine bemerkenswerte Reife als Christin, die sich mit den großen Fragen des Lebens auseinander setzte. Andererseits hatte sie auch einen Sinn fürs Praktische – und mahnte zuweilen die allzu philosophische Runde um ihren Sohn, das Essen nicht zu vergessen.

Monika – eine emanzipierte Christin vor rund 1700 Jahren und, wie ich meine, eine faszinierende Frau, die auch für Männer vorbildhaft sein kann. Insofern kann dem Herausgeber und dem „Neue Stadt Verlag" für die Veröffentlichung dieser Texte nur gedankt werden.

Raymund Fobes

KNER, Anton – HAAS, Johannes:

ZUM HELFEN BERUFEN.

Berufung am Beispiel der „Vierzehn Nothelfer". Reihe: Berufung – KIM Broschüren, H.4. Ingolstadt, Weibern 1999: KIM-Zentrale. 48 S., kt., DM 6,- (ISBN 3-7721-0219-0).

In früheren Zeiten galten sie wahrhaftig als Helfer in vielfacher Not: die Vierzehn Nothelfer. Gemeint sind jene 14 Heiligen, die vielerorts verehrt werden und ebenso oft auf Gemälden oder Altären abgebildet sind. Dass diese Heiligen auch dem Menschen heute noch etwas zu sagen haben – trotz Versicherungen und Feuerwehr, trotz Notarzt und Psychotherapeut –, das möchte das vorliegende Büchlein zeigen.

Anstoß zur Entstehung gab der Altar der Nothelfer im oberösterreichischen Zell am Pettenfirst, dem Heimatort von P. Johannes Haas, Herausgeber des Büchleins und Ordensmitglied der Oblaten des hl. Franz von Sales. Die Nothelfer von Zell sind auch in der Kleinschrift abgebildet.

Johannes Haas möchte den Leser für die Berufung jener Nothelfer sensibilisieren, sie waren – so sagt es der Buchtitel – zum Helfen berufen. Die Nothelfer von damals – so Haas – sollen dazu beitragen, dass wir auch heute sensibel für Not werden, denn im Letzten ist ein jeder berufen, Hilfe zu leisten. Nicht zuletzt deshalb wird das Buch auch von der KIM-Bewegung vertrieben, dem „Kreis junger Missionare", der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Berufungen in der Kirche zu wecken.

Was uns die Nothelfer zu sagen haben, das erschließen im Weiteren Gebete und Ausführungen zu den Nothelfern des bekannten Priesters und Schriftstellers Monsignore Anton Kner aus Untermarchtal. Es sind sehr anschauliche Texte, die deutlich machen, dass die Vierzehn Nothelfer es wahrlich verdienen, dass man sich immer wieder gern neu auf sie besinnt.

Raymund Fobes

DAIKER, Angelika:

ÜBER GRENZEN GEFÜHRT.

Leben und Spiritualität der Kleinen Schwester Magdeleine.
Ostfildern 1999: Schwabenverlag. 247 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-7966-0962-7).

Dieses Buch erzählt die Geschichte einer Frau, die nicht unbedingt als erste genannt wird, wenn es um große Frauen und Männer der Kirche geht. Es handelt sich um eine Französin, Ende des letzten Jahrhunderts geboren, die die Höhen und Tiefen dieses bewegten 20. Jahrhunderts miterlebte und schon lange bevor die Emanzipation der Frau vielerorts zum Programm erhoben wurde mit dem Ziel, Frauen eine geistige und materielle Unabhängigkeit zu ermöglichen, eine erstaunliche Eigenständigkeit und Souveränität in der Verfolgung ihrer Überzeugungen und Ziele praktizierte. Allerdings nicht als Frauenrechtlerin, Politikerin oder als Wissenschaftlerin, sondern als eine bescheidene Ordensfrau, die in der Mitte ihres Lebens aufbricht und über nationale, soziale und ethnische Grenzen hinweg dorthin geht, wohin Gott sie nach ihrer Überzeugung hingestellt hat – zu den einfachen Menschen, vor allem zu denen, die eher am Rande der Gesellschaft leben. An ihrer Biographie, die in diesem Buch mit viel Kompetenz, detailliertem Sachwissen und Engagement dokumentiert ist, lässt sich beispielhaft ablesen, was es heißt, authentisch und konsequent nach seinem Glauben zu leben und dadurch die Menschen von dem zu überzeugen, woran man glaubt. Vor sechzig Jahren gründete diese Frau die Gemeinschaft der Kleinen Schwestern Jesu, die ihre Glaubens- und Lebenspraxis fortsetzen – unter den Menschen zu sein, mit ihnen zu arbeiten, zu leiden und sich zu freuen und durch diese Form der Solidarität ihre Freundschaft zu gewinnen, zu der auch das Interesse an ihrem Glauben gehört. So sind diese Schwestern – in der konsequenten „Nachfolge" ihrer Gründerin – auf ihre eigene unaufdringliche, aber wirksame Weise Zeugen und Missionarinnen. Und eben dadurch imponieren sie vielen Zeitgenossen, auch solchen, die sonst kaum etwas übrig haben für Religion und Glaube, weil sie leben, wovon sie überzeugt sind. An ihrer Gründerin, um die es in diesem Buch geht, imponiert, dass sie mit dieser modernen Form der Verkündigung bereits zu einer Zeit begonnen hat, als in der Kirche vor allem die amtlich bestellten Verkünder der christlichen Botschaft das Sagen hatten. Dies ist die eine Botschaft dieser lebendig und ansprechend verfassten Biographie. Die andere: Menschen wie Schwester Magdeleine machen Mut, sich selbst und dem Vertrauen in den menschenfreundlichen Gott treu zu bleiben, der vor allem ein Freund derer ist, die sonst zu kurz kommen.

Matthias Hugoth

ADVENT FEIERN.

Sieben Themen für die Praxis. Hrsg. von Uwe GRIESER und Jörg HEIMBACH. Gütersloh 1998: Gütersloher Verlagshaus. 180 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-579-03076-0).

Ähnlich wie das Osterfest bekam auch Weihnachten eine Vorbereitungszeit, der man den Namen Advent gab. Volksfrömmigkeit und Brauchtum, die sich schon sehr früh auf das Weihnachtsfest konzentrierten, haben auch dem Advent einen besonderen Stellenwert im Bewusstsein der Christen beschert, wobei freilich nicht alles dem Geist der Liturgie und dem Sinn dieser Tage entsprach.

Die Stärke dieses Buches besteht darin, dass es tatsächlich Schwerpunkte der adventlichen Botschaft aufgreift und diese nicht theoretisierend, sondern mit Blick auf die Praxis und mit Hilfe von Texten aus Bibel und Liturgie entfaltet. Die sieben ausgewählten und unter einem Leitwort stehenden Themen (Sehnsucht, Lachen, Geduld, Schönheit, Endgültigkeit, Eros und Glück) scheinen auf den ersten Blick nicht alle adventlichem Gedankengut zu entsprechen, die Auslegungen der alt- und neutestamentlichen Perikopen beweisen das Gegenteil. Der Bogen reicht vom Gedanken der Erwartung bis zu dem der Erfüllung. Wir sind Menschen, die warten und die versuchen, die Zeichen zu lesen, auch wenn wir sie nicht immer verstehen; Menschen, die Gottes Kommen gelegentlich zu sehen glauben und doch immer wieder blind dafür sind; Menschen, die sich nach Glück sehnen und sich so oft als glücklos erleben; Menschen, die Gottes Schönheit begehren und daran leiden, wenn sie verborgen und unerreichbar bleibt. Das letzte Kommen Gottes, in dem alles offenbar wird, und auf das wir sehnlichst mit der ganzen Schöpfung warten, steht noch aus. Aber das soll unsere Sehnsucht nicht dämpfen, vielmehr lebendig erhalten.

Die hier gebotenen Andachten mit ihren Auslegungen biblischer Texte, mit Liedvorschlägen und liturgischen Gebeten sowie weiteren Gestaltungsanregungen lassen auch Raum für individuelle Ausdrucksformen, für Schweigen, Gebet und gemeinsames Singen und bieten vielfältige, oft neue Impulse für ein vertieftes Verständnis des weihnachtlichen Mysteriums.

Franz Karl Heinemann

WEIHNACHTEN.

Fest der Menschwerdung. Hrsg. von Christa HELLSTERN.
Graz 2000: Verlag Styria. 141 S., geb., DM 48,- (ISBN 3-222-12795-6).

Auch wenn das hier vorgestellte Buch den Untertitel „Fest der Menschwerdung" trägt, es gehört nicht in die Reihe der zahlreichen Publikationen, die sich zum Ziel gesetzt haben, die theologische oder spirituelle Bedeutung der christlichen Weihnachtsbotschaft zu erschließen. Es handelt sich vielmehr um ein Sachbuch religionsvergleichender und kulturgeschichtlicher Art, das die verschiedenen und im Laufe der Zeit veränderten Inhalte dieses Festes quer durch die Kulturen beschreibt, wobei freilich auch die christliche Sichtweise zur Sprache kommt.

Das Inhaltsverzeichnis belegt mit seinen 14 Kapiteln den weitgespannten Rahmen der behandelten Themen: Die Geburt Christi – Lehren der Kirchen – Das Fest der Sehnsucht – Gottesgeburt und Menschwerdung – Was bedeutet Menschwerdung? – Was heißt Erlösung? – Das Geheimnis der Geburt – Bilder der Gottesmutter – Im Vergleich der Religionen – Festzeit Weihnachten – Neue Riten zur Weihnacht – Stimmen der Dichter – Hymnen zur Weihnacht – Lieder zur Weihnacht..

Die Autorin unterrichtete nach dem Studium der Pädagogik an verschiedenen Schulen und lebt heute als Schriftstellerin in Mailand. Sie verfügt über ein vielseitiges Wissen und versteht es, ihr Thema interessant und ansprechend darzustellen. Das gilt eingeschränkt auch für die Kapitel und Abschnitte, die sich mit dem christlichen Verständnis von Gottessohn und Gottesgeburt, mit Menschwerdung und Erlösung befassen, in denen zahlreiche Theologen und theologische Schulen mit ihren Auffassungen zitiert werden, aber selten eine kritische Bewertung geboten wird, die dem Leser helfen könnte, sich ein eigenes Urteil zu bilden. So bleibt trotz des reichen Materials und mancher eindrucksvoller Formulierungen ein Gefühl der Unverbindlichkeit, das vielleicht teilweise durch die gut ausgewählten Darstellungen weihnachtlicher Motive, die zu den schönsten Bildern der Kunstgeschichte gehören, gemildert werden kann, weil sie oft mehr über das Geheimnis der Weihnacht aussagen als manch geschriebenes Wort.

Franz Karl Heinemann

SCHERER, Bruno Stephan:

VERHÜLLTES, ENTHÜLLTES ANTLITZ – DIE KIRCHE.

Gedichte und Gebete.
Würzburg 1998: Echter. 192 S., kt., DM 29,00 (ISBN 3-429-02090-5).

Kirche als „Mutter", Kirche als „Heimat" – wer von den kritischen Zeitgenossen steht solchen Kirchenvorstellungen heute nicht skeptisch gegenüber? Und leicht ließen sich zahlreiche Beispiele aneinanderreihen, die gegen solche positiv besetzten Assoziationen sprechen. Dennoch – so die Überzeugung des Autors dieser Gedichte und Gebete – entsprechen die Vorstellungen von Mutter und Heimat dem eigentlichen Wesen der Kirche. Dieses muss nur wieder neu zugänglich gemacht werden. Das erfolgt in der Regel dadurch, dass in Vorträgen und Seminaren, in Zeitschriften und Büchern der Versuch unternommen wird, das, was Kirche wesentlich ist und worin ihre Bedeutung für die Menschen besteht, in einer dem modernen Zeitgenossen verständlichen Sprache darzulegen oder in Diskussionsrunden kritischen Gesprächspartnern gegenüber zu behaupten. Der Autor des vorliegenden Buches hat einen anderen Weg gewählt: In seinen Gedichten und Gebeten kreist er um elementare Erfahrungen des Menschen mit sich selbst, mit der Natur, mit dem, was der Glaube nach dem Zeugnis des Bibel an Deutungen, an Zuspruch und Anspruch für den Einzelnen und für die Menschen überhaupt bereit hält. Dabei werden – manchmal unmittelbar, dann wieder nur in Andeutungen – Bezüge zur Kirche hergestellt. Sie bietet einen spirituellen Horizont, vor dem eine Auseinandersetzung mit den Fragen des Lebens und den Aussagen des Glaubens erfolgt. Deren „Ergebnisse" freilich sind selten gradlinig und eindeutig: Mal bleiben Fragen offen, mal münden sie in Bekenntnisse, dann wieder werden sie zu Gebet, Lob, Dank und Bitte. – Man muss sich Zeit nehmen und eine innere Offenheit mitbringen, um einen Bezug zu diesen Texten zu finden. Dann allerdings dürfte sich mancher darunter finden, der einem zusagt und als Trost, Ermutigung und Bestärkung gut tut.

Matthias Hugoth

HEUEL, Uli:

MUT FÜR JEDE WOCHE.

52 Impulse zum Auftanken.
Graz 1998: Styria. 229 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-222-12631-3).

Wer kennt nicht das seltsam unruhige Gefühl, das einen bisweilen am Sonntagabend befällt, wenn bewusst wird, dass wieder mal ein Wochenende vorbei ist und eine neue Woche mit ihren Alltagsmühen vor einem liegt? Jeder weiß, dass wieder viele Anforderungen auf einen zukommen; dazu kommen noch die Ziele, die wir uns selber setzen, und eine ganze Reihe von Ansprüchen von den Menschen in unserer unmittelbaren Umwelt, denen wir genügen wollen. In dieser Situation kann es gut tun, inne zu halten und sich zu vergewissern, was man eigentlich erreichen will, nach welchen Gesichtspunkten wir unsere Prioritäten setzen sollen, wie wir unsere Kräfte richtig einsetzen. Dass bei einer solchen Selbstvergewisserung auch religiöse Gedanken eine Rolle spielen und hilfreiche Anhaltspunkte bieten können, verdeutlicht das vorliegende Buch. Der Autor entfaltet darin 52 Leitgedanken, deren praktische Umsetzung dazu beitragen kann, dass der Alltag gelingt – von „Optimistisch nach vorne schauen" über „Starkes Selbstwertgefühl entwickeln", „Mit Humor leichter leben" und „Ehrfurcht empfinden" zu „In den Nöten des Lebens durchhalten" und „Dankbarkeit spüren und zeigen." Bei jedem Leitsatz erfolgen zunächst unter der Überschrift „So nicht weiter!" kritische Anfragen an die eigene Einstellung und Verhaltensweise im Blick darauf, was mit dem jeweiligen Grundsatz gemeint ist, dann unter dem Motto „Ich fange neu an!" einige ermutigende und auffordernde Ausführungen zu einer veränderten Alltagspraxis, schließlich folgen „Impulse aus der Bibel" und literarische „Worte der Ermutigung". Den verschiedenen Gedanken und Texten gemeinsam ist eine ausgesprochen monologisch angelegte Auseinandersetzung mit der Frage, wie kann ich mich mit mehr Mut und Gottvertrauen und mit einem neuen Bewusstsein meiner eigenen geistigen Kräfte und seelischen Ressourcen gelassener den Herausforderungen des Lebens stellen? Das ist eine sehr persönliche Frage; deshalb sprechen nicht alle Texte gleichermaßen an – manche treffen gerade so, wie sie hier stehen, unmittelbar zu, manche berühren mich momentan kaum. Dennoch sollte man dieses Buch im Bücherschrank präsent haben, um immer wieder mal nachzulesen, wie sich der Mut für die Woche stärken lässt.

Matthias Hugoth

DIE CHAGALL BIBEL.

Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift.
Stuttgart 1998: Verlag Katholisches Bibelwerk. 895 S., Ln., DM 298,–
(ISBN 3-460-31955-0).

Die Besonderheit dieser Bibelausgabe kommt schon im Titel zum Ausdruck. In direkter Verbindung zum Text der Einheitsübersetzung finden sich hier 180 hervorragend reproduzierte und biblisch inspirierte Gemälde, Radierungen, Gouachen und Aquarelle Chagalls, der aus gutem Grund als der größte Künstler der Bibel im 20. Jahrhundert gilt. Seine Bilder faszinieren und verzaubern Menschen unterschiedlicher Kultur und Herkunft. Das mag zunächst mit der Wirkung zu tun haben, die seine Farben in den Betrachtern auslösen, sicher aber auch mit der Tatsache, dass seine Bilder nie gegenstandslose, einfache Farbkompositionen sind, sondern kreatürliche Figuren und Gestalten zeigen, die in ihrer Vielschichtigkeit vom Einfallsreichtum ihres Schöpfers Zeugnis geben. Auch wenn Chagalls Kennzeichnung als „Maler der Bibel" eine unzulässige Eingrenzung seines Gesamtoeuvres darstellt, die Bibel ist seit 1931 das eindeutig dominierende Thema in seinem umfangreichen Lebenswerk. Die Mehrzahl der Abbildungen stammen aus den Veröffentlichungen: „Bibel" – Radierungen zur Bibel, „Dessin pour la Bible" – Zeichnungen zur Bibel, Lithographien zur Bibel, „Message Biblique Marc Chagall" – Ölgemälde für das gleichnamige Nationalmuseum in Nizza und „Die Geschichte des Exodus" – Lithographien zum Buch Exodus. Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang, dass mehr als zehn Jahre nach Chagalls Tod erstmalig in dieser Ausgabe 37 von ihm selbst kolorierte Radierungen der Verve-Bibel (1956) zugänglich gemacht wurden.

Chagall war stets ein bekennender Jude. Es ist darum nicht überraschend, dass sein ganzes Werk von der durch die Bibel bestimmten jüdischen Lebensform geprägt ist, die er im Haus der frommen Eltern und Großeltern, bei Verwandten, Freunden und Nachbarn kennen und lieben gelernt hatte, wie ein Satz aus seinen im Original Jiddisch geschriebenen Gedichten eindrucksvoll bezeugt: „Mein Volk, alle wollen in deinem Herzen die Tafeln (die Tora des Mose) zerbrechen, deine Wahrheit, deinen Gott zertreten, vernichten...Ich werde deine Wahrheit mit den Mitteln meiner Farben vor allen Völkern der Welt herausmeißeln". Diese jüdische Grundeinstellung zeigt sich besonders deutlich in seiner Auseinandersetzung mit dem Thema Gott. An der Stelle eines Bildes von Gott stehen bei Chagall drei Zeichen, die er vielfach variiert und in immer neue Zusammenhänge einordnet: der Gottesname JHWH, der Lichtkreis und der Engel-Bote von drüben nach hier, der auffallend häufig in seinem Schaffen auftaucht. Dieser war für ihn offensichtlich ein Zeichen dafür, dass göttliche und menschliche Welt durchlässig zueinander sind, wenn die Menschen offen bleiben und sich nicht abkapseln gegen das Drüben

der Welt Gottes. Diese Überzeugung spielt auch bei den weitverbreiteten Darstellungen des Gekreuzigten eine Rolle. Jesus von Nazaret ist nach Chagalls Worten das Zeichen für „unseren jüdischen Märtyrer", den er fast immer mit Nimbus, Inschrift und Nägelmalen abbildet. Das einfarbige Lendentuch der christlichen Tradition ersetzt er dagegen durch den jüdischen Gebetsschal und legt ihm in manchen Darstellungen auch die jüdischen Gebetsriemen an. Auf diese Weise verbindet er jüdische Kennzeichen mit den Herrlichkeitszeichen des Christus und erinnert die Christen gleichzeitig daran, dass der Herr der Kirche ein Jude war, was viele von ihnen lange Zeit verdrängt hatten.

Der großformatige, 896 Seiten umfassende Band bietet den Text der Bibel leserfreundlich in drei Spalten, die zusätzlich durch verschiedenfarbige Haupt- und Zwischenüberschriften übersichtlich gegliedert sind. Die knappen, aber das Wesentliche hervorhebenden Bilderläuterungen und eine Einführung in das Werk Chagalls, besonders in seine biblischen Werkzyklen, stammen von Christoph Goldmann, einem evangelischen Pfarrer und Theologen, der sich durch zahlreiche Publikationen zu Marc Chagall, u.a. durch seine Dissertation „Message Biblique Marc Chagall – Der Bildmidrasch eines jüdischen Malers zur hebräischen Bibel" (1989) und durch das 1995 publizierte zweibändige Werk „Bild und Zeichen bei Marc Chagall" als ausgezeichneter Kenner des großen Künstlers erwiesen hat. Der Anhang bietet außerdem ein Abkürzungsverzeichnis, einen kurzen Beitrag über die Textvorlagen der Einheitsübersetzung, eine Liste mit den Namen der Übersetzer und ihrer Mitarbeiter, eine Zeittafel zur biblischen Geschichte, einen Bildquellennachweis, weitere Hinweise zu den Bildern, eine Biographie Marc Chagalls und eine ausgewählte Bibliographie sowie auf 28 Seiten eine Art Kurzkommentar, der dankenswerterweise Anmerkungen zur Textgestaltung und Textüberlieferung enthält, die oft zum besseren Verständnis problematischer Bibelstellen beitragen. Das Buch ist nicht billig, aber wer es einmal in Händen gehalten, darin gelesen und seine Bilder betrachtet hat, hat dafür gewiss Verständnis, weil er weiß, dass er immer wieder nach ihm greifen wird.

Franz Karl Heinemann

WACHTER, Emil:

KÖNIG DAVID.

Mit einer Hinführung von Karl Lubomirksi und Texten von Emil Wachter.
Ostfildern 1996: Schwabenverlag. 128 S., 54 ganzseitige Farbtafeln, geb., DM 68,–
(ISBN 3-7966-0792-6).

Der Zeichner, Maler, Bildhauer, Theologe und Kunstprofessor Wachter kann wie wenige andere Künstler auf ein umfangreiches, vielgestaltiges und weithin anerkanntes Oeuvre zurückblicken, wobei die religiösen Themen, ähnlich wie bei Chagall, den eindeutigen Schwerpunkt seines Schaffens bilden. Die Bibel, vor allem das Alte Testament, ist für ihn ein unerschöpflicher Quell künstlerischer Inspiration, die ihn in die Lage versetzt, biblische Szenen in gegenwärtige Wirklichkeit zu übersetzen. Die Baden-Badener-Autobahnkirche und die Fenster von St.Marien in Neuss zählen zu seinen bekanntesten Werken und haben wohl deswegen zahlreiche Besucher beeindruckt, weil es hier offensichtlich einem Künstler gelungen ist, Religiosität und künstlerisches Schaffen in Einklang zu bringen.

Der vorgestellte schöne Bildband enthält 54 ganzseitige, auf Papier gezeichnete oder mit Aquarell und Aquarellstiften gefertigte Porträts von Saul und David, den beiden „Hauptdarstellern" auf der Bühne, sowie vielen „Nebenfiguren", unter ihnen Samuel und Natan, Goliat und Ahimelech, Absalom und, ganz am Schluss, der junge Salomo, der Sohn Davids und Batsebas. Sie wurde gleich viermal porträtiert neben jenen anderen faszinierenden Frauen, die ebenfalls, wenn auch in unterschiedlicher Weise, im Leben Sauls und Davids eine Rolle gespielt haben: Michal, die Tochter Sauls und erste Frau Davids, Abigajil, die David nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes Nabal heiratete, Tamar, die Tochter Davids und Schwester Absaloms sowie die Hexe und Totenbeschwörerin von En Dor, die Saul vor der Schlacht am Gebirge Gilboa um Rat fragte. Zwei Aquarelle zeigen die wichtigsten Schauplätze der beiden Könige, die Wüste Juda und das besonders gelungene Bild von Jerusalem aus dem Jahre 1979. Von fünf Aquarellen abgesehen, die in den siebziger Jahren entstanden sind, stammen alle anderen aus den Jahren 1981-1995.

Wachters Werke aus der ersten Schaffensperiode sind hauptsächlich abstrakt. Später wandte er sich verstärkt der gegenständlichen Form zu, wofür es verschiedene Gründe gab, nicht zuletzt die Erkenntnis, dass eine völlig ungegenständliche Darstellung die Aufgabe der Kirche als Verkünderin nicht gerade erleichtert und für die Mehrzahl der Gläubigen auch nicht zugänglich ist. Seine Bilder sind in der Folgezeit farbiger, dichter, vielschichtiger und symbolhafter geworden, zugleich aber auch ergiebiger, wenn sich der Betrachter den entsprechenden biblischen Zugang verschafft. Wachter konnte als ausgebildeter Bibeltheologe an die durch und durch anschaulichen, plastischen und lebensnahen Schilderungen der biblischen Erzählungen anknüpfen, ohne der Versuchung zu erliegen, sie nur wirklichkeitsnah nachzuzeichnen. Wie unbefriedigend solche Versuche ausfallen können, zeigen Beispiele aus dem gerade zu Ende gegangenen Jahrhundert, die die Bibel durch das Bild erschließen wollten. Man denke nur an die Schulbibeln unserer Kindheit, an die Flucht in archäologische, zeit- und kulturgeschichtliche Illustrationen, an das Heranziehen schöner Fotos aus dem Heiligen Land, an die Verwendung von Umrissskizzen handelnder Personen bis hin zu den gut gemeinten, aber eher peinlichen Bibelcomics. Wachter spricht sei-

ne eigene Sprache und hat eine eigene, unverwechselbare Handschrift, die eine Atmosphäre nachdenklicher Distanz schafft, die den Betrachter nicht überfällt und vergewaltigt, sondern anspricht, zum Mitdenken bewegt und auf eine Reflexion des eigenen Lebens drängt. Eine Erklärung dieses Phänomens liefert der Künstler selbst in dem kleinen Beitrag im Anhang des Buches, der unter der Überschrift „Saul und David" steht, und in einem darauf folgenden Kurzkommentar zu den Bildern, in dem es heißt: „Ab den sechziger Jahren entstanden mehr und mehr auch freie, aus der Imagination gemalte Menschenbilder.... Unter diesen imaginären „Porträts" stellten sich dann viele als in der Bibel beheimatet heraus, darunter immer wieder und in den verschiedensten Lebensaltern auch David und die berühmten Namen, die in seinen Umkreis gehören....David also nicht, weil ich jetzt ein Bild von ihm malen möchte, sondern das Bild entsteht ohne Absicht, und beim Anschauen stellt sich heraus: Das ist David, oder so könnte Batseba ausgesehen haben. Keine Illustration also, sondern freie Bilder, die eine Geschichte mitbringen oder auch verschweigen."
Tatsächlich haben die Köpfe und Gesichter der biblischen Gestalten, die Wachter zeichnet und malt, eine bestürzende, vor allem entlarvende Wirkung auf den nachdenklichen Betrachter, der plötzlich entdeckt: Das sind nicht nur Menschen von damals, sondern auch Menschen unserer Tage, aus deren Gesicht mal Hass oder Zorn, mal Staunen oder Zweifel, Zärtlichkeit oder Mut, Resignation oder Tod herausschauen. Es sind Spiegelbilder, jahrhundertealt und doch unglaublich lebendig, weil sie von Erwählung und Verwerfung, Schuld und Vergebung, Liebe und Hass sprechen.

Die Beiträge dieses bibliophilen Bandes, angefangen von Lubomirksis Hinführung zum Werk Wachters über die kommentierenden Bildtexte und die anderen genannten Textbeiträge des Künstlers, liefern einen tiefen Einblick in dessen Werk und zeigen einen wesentlichen Aspekt seines Schaffens. Das Buch ist ein herausragender Beitrag zur zeitgenössischen Kunst der Bibel, eine „Bibelübersetzung" in Form und Farbe unserer heutigen Wirklichkeit.

Franz Karl Heinemann

LEHNERT, Volker A.:

DIE PROVOKATION ISRAELS.

Die paradoxe Funktion von Jes 6,9-10 bei Markus und Lukas. Ein textpragmatischer Versuch im Kontext gegenwärtiger Rezeptionsästhetik und Lesetheorie.
Reihe: Neukirchener Theologische Dissertationen und Habilitationen, Bd. 25.
Neukirchen-Vluyn 1999: Neukirchener Verlag. XI,337 S., kt., DM 68,-
(ISBN 3-7887-1744-0).

Das vom NT mehrfach zitierte und schwer verständliche Verstockungszitat Jes 6,9f untersucht Lehnert erstmalig mit Hilfe des Instrumentariums der Textpragmatik. Seine Fragestellung ist somit leserorientiert. Der Verf. ist sich bewusst, dass viele seiner Überlegungen notwendig hypothetisch bleiben müssen, weil sich die textpragmatische Analyse auf etwas im Text nicht Gesagtes, aber möglicherweise Gemeintes richtet. Nach der Darstellung grundlegender Arbeiten zum Problem der Verstockung und exegetischer Einzelprobleme und deren Verständnis in der Literatur folgt eine ausführliche methodologische Zwischenbemerkung, die mit den Methoden und der Terminologie (vgl. auch das Glossar auf S. 338) der Textpragmatik vertraut macht und am Beispiel des Buches Jona als einer paradoxen Intervention illustriert. Nach diesen Vorbereitungen folgt die pragmatische Lektüre von Jes 6,9f; Mk 4,10-13 und des lukanischen Doppelwerkes (Lk 8,9f und Apg 28,16-31).

Jes 6,9f ist eingebettet in einen Text, der sowohl mit der Gattung „Berufungsbericht" assoziiert als auch nach der Gattung „Vergabe eines außergewöhnlichen Auftrags" komponiert ist und viele Heilstraditionen aufnimmt, sie aber meist durch Umkehrung verfremdet. Der Imperativ des Verstockungsauftrags ist rhetorisch paradox. Durch diese paradoxe Intervention soll der Leser zum Widerspruch gegen die scheinbare Intention Gottes auf der Textebene provoziert werden. Der Auftrag, das Volk zu verstocken, wird so zum impliziten Umkehrruf. Sein illokutiver Akt, d.h. das eigentlich Gemeinte, soll dem Leser zu einer neuen Sichtweise seiner Situation vor Gott verhelfen und ihm dadurch Augen und Ohren öffnen. Das spätere Judentum entschärft den harten Gerichtston von Jes 6,9f auf unterschiedliche Weise und bestätigt so das ambivalente pragmatische Sinnpotential des wörtlichen Sinns (lokutionärer Akt) von Jes 6,9f.
Auch in Mk 4,10-13 ist die Verstockungsaussage als paradoxe Intervention zu verstehen, die aus der antiken Rhetorik und Historiographie, aus der jüdischen Literatur und dem NT (vgl. Hebr 6,4 u.a.) bekannt ist. Spannungen und Ambiguitäten zwingen den Leser dazu, eine eigene Deutung zu finden. In Mk 4,10-12 soll er durch eine rhetorisch-hypothetische Strategie davor bewahrt werden, denen draußen gleich zu werden. Kritische und schwankende Leser sollen durch paradoxe Intervention provoziert werden, nach mehr Einsicht zu streben. Die in Mk 4,10-12 erkannte Illokution sucht L. an ausgewählten Texten des MkEv, Mk 16,1-8 („fehlende" Auferstehung), der Funktion der Jünger und den sog. markinischen Randfiguren (Bartimäus u.a.) zu verifizieren. Aus diesen Beobachtungen ergibt sich ein Gesamtbild der markinischen Pragmatik. Jesus wird dem Leser zu Beginn von der Himmelsstimme als „mein geliebter Sohn" vorgestellt (1,11), der zur Verkündigung der Gottesherrschaft gekommen ist, die die Umkehr verlangt (1,15). Dem steht der finale Verstockungssinn in 4,10-12 paradox gegenüber. Der Text verwendet die Stilmittel der Paradoxie, Umkehrung, Verfremdung und Ambiguität.

Die nichterzählte Reaktion auf die Verstockungsaussage in Mk 4,10-12 lässt den Leser danach fragen, ob er zu den Verstehenden oder zu den Verstockten gehört. Er soll auf verschiedene Weise dazu befähigt werden, auf die Nähe der Herrschaft Gottes in Jesu Person und Geschick (14,22-24) zu schließen und paradoxerweise den Gescheiterten als den Auferstandenen glauben. Im verlängerten Markusschluss (16,9-20) wird wirkungsgeschichtlich erstmalig ein Teil der Strategie des impliziten Lesers explizit. Der Evangelist erweist sich deutlich als „rhetorisch geschickter Sprachkünstler, der seinerseits missverstanden bzw. uminterpretiert worden ist, wie die 'Klärungen' der Seitenreferenten belegen" (180).

Lukas lässt das Verstockungszitat in der Mk-Parallele (Lk 8,12) aus und verschiebt es aus literarisch-strategischen Gründen auf den Schluss seines Doppelwerkes und akzentuiert so die Verstockungsaussage für die Erzählgegenwart. Dadurch, dass der implizite Umkehrruf (Mk 4,12) nach Lk 8,12 im Kontext der Glaubensbehinderung durch den Teufel steht, wird der Mensch zunächst von seiner Verantwortung für den Unglauben entlastet. Die so nahegelegte Beruhigung wird erst in Apg 28,25-28 jäh erschüttert, wo Lk in den zeitgenössischen Trennungsprozess zwischen Kirche und Synagoge in paradoxer Intervention eingreift, um so die Leser zu provozieren. Die schon in der erzählten Welt als eingetreten proklamierte Verstockung legt den zu verändernden Zustand als paradoxe Intervention unveränderlich fest, um diesen zu verändern. Das entspricht der paradoxen Funktion des hebräischen Textes Jes 6,9. Der oft Lk angelastete Antijudaismus ist auf dem Hintergrund der innerjüdischen Diskussionslage als Strategie innerjüdischer Binnenkritik im Rahmen frühjüdischer Polemik zu werten. Der offene Schluss der Apg fordert vom Leser eine Vervollständigung. Die intendierte Reaktion (Perlukation) besteht in der Provokation der Juden durch den Judenchristen Lukas zur Eifersucht infolge der Zuwendung zu den Heiden, was Apg 28 als Röm 9-11 sachlich nahe ausweist. Wie Paulus gibt Lk die eschatologische Hoffnung für Israel nicht auf.

Die pragmatische Auslegung lenkt mit der Kategorie des impliziten Lesers auf den potentiellen Leser und sucht die Bedeutung in dem, was der Leser hervorbringen soll, ohne die Bedeutung allein der Produktivität des Lesers zuzuschreiben. Sie macht deutlich, dass die Autoren des NT (und des AT) rhetorisch geschickt den Leser in die Erzählung einbeziehen und seine Entscheidung herausfordern. Die gründliche Studie Lehnerts beweist, dass die Frage nach dem, was die Texte nicht aussagen, in manchen Fällen helfen kann, biblische Aussagen sachgemäßer zu verstehen. Die Textpragmatik soll die historisch-kritische Methode auch aus der Sicht des Verf. nicht ersetzen, sondern ergänzen. Genau das hat die vorliegende Arbeit mit Erfolg getan.

Heinz Giesen

PAULINISCHE CHRISTOLOGIE.

Exegetische Beiträge. Hans Hübner zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Udo SCHNELLE und Thomas SÖDING in Verbindung mit Michael LABAHN.
Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 271 S., kt. DM 98,- (ISBN 3-525-53521-X).

Dreizehn Autoren behandeln in der vorliegenden Festschrift zu Ehren des emeritierten Göttinger Neutestamentlers H. Hübner wesentliche Aspekte der paulinischen Christologie und legen damit eine Art Handbuch zu diesem zentralen Thema paulinischer Theologie vor.

K. Backhaus zeigt, dass die Beziehung zwischen Christologie und Ethik als das Verhältnis zwischen Heilsindikativ und ethischem Imperativ nur unzureichend beschrieben ist. Indikativ und Imperativ fallen vielmehr ineinander. Ethik ist nach Paulus nichts anderes als gelebte Treue zu Christus. Der Frage, welche Bedeutung der Jude Paulus für Israel hat, geht J.D.G. Dunn nach. Nach der binitaren Bekenntnisformel in 1 Kor 8,6 ist der präexistente Christus sowohl Schöpfungs- als auch Erlösungsmittler. Diese Erkenntnis geht nicht auf traditionsgeschichtliche Beobachtungen zurück, sondern verdankt sich dem Offenbarungshandeln Gottes, wie O. Hofius zeigt. Bei der Erklärung des Heilsgeschehens setzt Paulus die Wirkung des Kyrios und des Pneuma zueinander in Beziehung (F.W. Horn). Das Wirken des Geistes versteht er vom Wirken des Kyrios her; Geist und Kyrios sind jedoch niemals identifiziert. Einen weitgehend vernachlässigten Aspekt paulinischen Wirkens, seine Wundertätigkeit, stellt B. Kollmann dar. Dabei zeigt sich, dass die lukanische Darstellung in der Apg und die Aussagen des Paulus selbst in entscheidenden Punkten übereinstimmen, aber auch Unterschiede zu registrieren sind. A. Labahn und M. Labahn betonen zu Recht die soteriologische Funktion und die eschatologische Qualität des Sohn Gottes-Prädikats. Obwohl relativ selten verwendet, ist die Sohn Gottes-Aussage für Paulus der entscheidende Antrieb seiner Verkündigung. Christus ist der hermeneutische Schlüssel für das Verständnis des ATs, insofern nach Paulus der Inhalt der Schrift erst in Christus offenbart wird (M. Müller). J. Riches fragt nach der Rolle des Gesetzes im Leben des Gerechtfertigten. Nach Gal 3 ist das Gesetz für Paulus ein Instrument, mit dem die Engel, d.h. dämonische Mächte, die Menschen verführen, die so in den Kerker der Sünde eingeschlossen werden, bis dass der Glaube die Befreiung aus deren Macht möglich macht. Verantwortlich dafür ist das kosmologisch-dualistische Weltbild, das Paulus mit Hilfe apokalyptischer Gedanken entwirft, in dem sich deterministische und voluntaristische Aussagen als Antinomie gegenüberstehen. Heil kann es deshalb nur durch einen Herrschaftswechsel geben, der in Christus eine neue Verantwortlichkeit ermöglicht. D. Sänger stellt die paulinische Kreuzestheologie in den Kontext frühchristlicher Kreuzesinterpretationen. Aufgrund von drei vorgegebenen Kriterien kommt er zu dem Ergebnis, dass es neben Paulus nur im JohEv eine Kreuzestheologie gibt. Obgleich spezifisch kreuzestheologische Aussagen nur in 1/2Kor, Gal und Phil vorkommen, wo sie sich kritisch-polemisch an christliche Gemeinden wenden, sind sie nicht nur situationsbedingt. Die christologischen Hoheitstitel, die in konzentrierter Form grundlegende Gedanken paulinischer Theologie widerspiegeln, benennen bei Paulus die eigentliche Mitte seiner Theologie, dass das Heil gegenwärtig ist (U. Schnelle). K. Scholtissek betont bei seiner Reflexion über die christologisch-soteriologische Bedeutung des irdischen Jesus bei Paulus zu Recht, dass der Apostel – wie die gesamte frühe Kirche –

den Gekreuzigten als den Auferweckten verkündigt. Denn gerade durch seine Auferstehung erhält der Irdische in seiner Prä- und Proexistenz sein ganzes Gewicht. Der Frage, wie sich die Christologie des Paulus unter ihren verschiedenen Rücksichten zu seiner Rechtfertigungslehre verhält, erörtert Th. Söding. Ein wichtiges Ergebnis ist, dass die paulinische Christologie, obwohl durch und durch soteriologisch geprägt, nicht soteriologisch funktioniert ist. Jesus kommt zwar die Funktion des entscheidenden Heilsmittlers zu; er ist aber kein mit einer anderen Gestalt auswechselbarer Funktionär Gottes. Die Rechtfertigungslehre hat so ihre breite Basis in der Christologie, führt aber zugleich tiefer in diese ein. Die Rechtfertigungslehre geht nicht der Christologie voraus, sondern ist deren Folge. N. Walter macht deutlich, dass Paulus das AT nicht für christologische Schriftbeweise, sondern als Deutehorizont und die von ihm angeführten Texte als Deutehilfen für seine Christologie und seine Evangeliumsverkündigung verwendet.

Die Übersicht zeigt, dass die Festschrift tatsächlich ein „Handbuch" paulinischer Christologie werden kann. Es ist deshalb schade, dass es neben einer kurzen Auswahl von Bibelstellen keine Register gibt. Da die Beiträge durchweg sehr viele Anmerkungen haben, ist es zudem zeitaufwendig, den vollen Titel ausfindig zu machen, wenn er später als Kurztitel wiederholt wird. Diese formalen Mängel sollten bei einer möglichen zweiten Auflage behoben werden.

Heinz Giesen

HANDBUCH RELIGIÖSE GEMEINSCHAFTEN UND WELTANSCHAUUNGEN.

Im Auftrag der Kirchenleitung der velkd
hrsg. von Horst RELLER, Hans KRECH, Matthias KLEIMINGER.
Gütersloh 5., neu bearb.und erw. Aufl. 2000: Gütersloher Verlagshaus. 1111 S., geb., DM 168,00 (ISBN 3-579-03585-1).

Das vorliegende „Handbuch Religiöse Gemeinschaften und Weltanschauungen" erscheint in fünfter Auflage und kann auf eine fast 5ojährige Geschichte zurückblicken. Nachdem infolge der Bevölkerungsbewegung nach dem II. Weltkrieg in der VELKD bei der Seelsorge verschiedene neue Probleme auftraten (z.B. die Gültigkeit der Taufe in den verschiedenen Gemeinschaften und die Möglichkeit der gegenseitigen Übernahme des Patenamtes), wurde eine genauere Kenntnis der verschiedenen Glaubensgemeinschaften, ihrer Bekenntnisse und religiösen Gebräuche notwendig. Aus anfänglichen Feldforschungen im Bereich der Freikirchen, Sondergemeinschaften und Sekten, die zunächst zu einer Lose-Batt-Sammlung führten, wurde 1978 die erste Ausgabe des Handbuches, die immer wieder den neuen Verhältnissen angepasst wurde, was sich auch in der Erweiterung des Titels zeigt, der bis zur 4. Auflage nur „Handbuch religiöse Gemeinschaften" hieß.

Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte des Werkes, in seine vor allem informierende Absicht und in seinen Gebrauch, bringt das Kernstück des Werkes auf annähernd 1000 Seiten seine Informationen. Diese beziehen sich auf folgende Hauptgruppierungen: 1. Freikirchen (von Brüdergemeinden bis zu den Quäkern), 2. Sondergemeinschaften (z.B. Adventisten), 3. Sekten (vom Apostelamt Juda bis zu den Zeugen Jehovas), 4. Synkretistische Neureligionen und Bewegungen (von den Afro-brasilianischen Kulten bis zum Universellen Leben), 5. Esoterische und neugnostische Weltanschauungen und Bewegungen (von der Anthroposophie bis zur Theosophie), 6. Missionierende Religionen des Ostens, Neureligionen (vom hinduistischen bis zum schiitischen Kontext), und zum ersten Mal: 7. Kommerzielle Anbieter von Lebensbewältigungshilfen und Psycho-Organisationen (wie z.B. Scientology).

Jede dieser Gemeinschaften wird genau und ausführlich dargestellt hinsichtlich ihrer Entstehung und Geschichte, ihrer Lehre, ihrer Stellung zu den altkirchlichen Bekenntnissen, den traditionellen Kirchen und zur Ökumene. Besonders wichtig für die Praxis sind ihr Gebrauch der Sakramente, ihre Rituale, sowie ihre Organisation. Eine Angabe der Quellen, weiterführender Literatur sowie eine Beurteilung und Ratschläge für den seelsorglichen Umgang mit ihnen stehen jeweils am Ende.

Schon diese Information ist von ungeheurem Wert und von großer Brauchbarkeit, was durch den Anhang noch vermehrt wird. In ihm gibt die Evangelisch-lutherische Kirche die gleiche Information über sich selbst, zudem finden sich hier verschiedene Ratschläge für die Seelsorge und auch noch kurze

Hinweise auf Gemeinschaften, die wegen geschwundener Bedeutung nicht mehr in die Neuauflage aufgenommen sind. Ein Verzeichnis der wichtigsten Sanskrit-Begriffe und ein mehr als 80seitiges Register vollenden das eindrucksvolle Werk, das von einer ungeheueren Arbeitsleistung zeugt und für die Seelsorge von nicht zu übersehender Bedeutung ist.

Viktor Hahn

GOTTESBEGRIFF, WELTURSPRUNG UND MENSCHENBILD IN DEN WELTRELIGIONEN.

Hrsg. von Peter KOSLOWSKI. Reihe: Diskurs der Weltreligionen, Bd.1. München 2000: Wilhelm Fink Verlag. X,186 S., kt., DM 48,- (ISBN 3-7705-3488-3).

Die Weltausstellung EXPO 2000 Hannover steht unter dem Thema „Mensch, Natur, Technik", was den Anspruch einer umfassenden Information über die moderne Welt ausdrückt. Zu den begleitenden Veranstaltungen dieser Ausstellung gehört auch ein DISKURS DER WELTRELIGIONEN, der die Thematik der Weltausstellung um die religiöse Dimension des menschlichen Lebens erweitern und „Mensch, Natur, Technik in der Sicht der Religionen" greifbar machen will. Aus diesen Gesprächen soll eine Buchreihe hervorgehen, deren erster Band vorliegt. In ihm werden die Beiträge und Diskussionen des ersten Gespräches (vom 3. und 4. September 1999 in Emden) veröffentlicht, das dem „Gottesbegriff, Weltursprung und Menschenbild in den Weltreligionen" galt. Der Herausgeber, P. Koslowski, Professor für Philosophie und politische Ökonomie in Witten, Religionsphilosoph und ausgewiesener Kenner der Materie, führt in den Konflikt der Religionen und in die Aufgabe einer Philosophie der Weltreligionen ein. Drei Beiträge mit anschließendem Gedankenaustausch beschäftigen sich mit der genannten Thematik im Hinduismus (R. Balasubramanian), Buddhismus (S. Ueda) und frühen Judentum (Y. Lorbeerbaum), zwei weitere mit Disput gelten dem gleichen Inhalt in Christentum (M. Welker) und Islam (M. Aminrazavi). Endlich versuchen zwei weitere Vorträge je eine Synthese aus buddhistischer (J. Laube) und christlicher Sicht (A.Kreiner), wieder mit Diskussion. Ein abschließendes Gespräch zwischen den Vertretern der Weltreligionen wird kurz referiert, und eine Vorstellung der Referenten und Diskussionsredner sowie ein Personenregister schließen den übersichtlichen Band ab.

Über die Bedeutung des Dialogs der Religionen heute braucht nichts gesagt zu werden; dass er auch auf der Expo geführt wird, ist zu begrüßen; dass der Religionsphilosophie in diesem Disput eine wichtige Rolle zukommt, unterliegt keinem Zweifel, auch wenn sie dem Glaubenden nicht genügt, wie nicht zu übersehen ist. In diese Problematik und ihre Bedeutung einzuführen, ist der Band willkommen.

Viktor Hahn

HÄRING, Hermann:

DAS BÖSE IN DER WELT.

Gottes Macht oder Ohnmacht?
Darmstadt 1999: Primus Verlag. VI, 247 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3- 89678-138-3).

Im Jahr 1985 hatte der Verfasser in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt seine Darlegung Das Problem des Bösen in der Theologie veröffentlicht. Nach ursprünglicher Bitte des Verlags um eine Neuauflage liegt jetzt stattdessen eine umfassende Neubearbeitung vor, die nicht nur den erweiterten Diskussionsstand vorstellt, sondern auch versucht, angesichts einer weithin säkularisierten Öffentlichkeit die Frage nach dem Bösen offener und härter zu diskutieren. Dies spiegelt sich im veränderten Titel: Das Böse in der Welt, Gottes Macht oder Ohnmacht. Das Buch will so das Gespräch über die Grenzen des christlichen Glaubens hinweg führen, auch wenn es der christlichen Tradition und Theologie verpflichtet bleibt.
Nach einer Einführung, welche grundlegende Fragen vorlegt und so das Problem des Bösen als eine menschliche Grundfrage mit den verschiedensten philosophischen und theologischen Implikationen ausweist (I), versucht H. sich diesem Problem schrittweise zu stellen, wobei er im großen dem Bogen seiner Darlegungen von 1985 folgt.
Zunächst in der Darstellung der biblischen Sicht unter der zentralen Thematik von Not und Errettung (II), woran sich der letztlich philosophische Versuch schließt, das Böse als Negation in ein gutes Weltsystem zu integrieren (III). Die Mitte des Buches bilden die Darlegungen über das Böse als Problem der Freiheit (IV) und über das Theodizeeproblem (V), bevor die abschließenden Erwägungen die Frage noch einmal in ihrer ganzen Schärfe zeigen, wenn sie von Gott zwischen Ohnmacht und Macht sprechen (VI).
Es ist dieser letzte Abschnitt, wo die Erweiterungen gegenüber der ersten Auflage besonders deutlich werden und ausdrücklich die Sicht der christlichen Theologie vorgestellt und diskutiert wird. Wer H. kennt, wird gerade hier auch seine kritischen Fragen an gängige Theorien erwarten und finden. In diesen Disput hier einzusteigen, ist von Rahmen und Schwierigkeit her unmöglich und muss dem Fachdisput überlassen bleiben. Vermerkt sei lediglich, dass die bleibende Unmöglichkeit einer Lösung der Frage nach dem Bösen mit aller Deutlichkeit gezeigt und die in Christus sichtbare Liebe als einzige Antwort herausgestellt wird.

Beeindruckend ist die Kenntnis der Literatur, die der Verfasser besitzt; nicht weniger beeindruckt seine geistige Kraft, das mit der Frage nach dem Bösen gegebene Umfeld zu strukturieren und zu ordnen. Problematisch bleibt bei dieser Arbeit, dass das Buch, so wie es da ist, eher den Versuch eben des Verfassers darstellt, sich selbst Klärung zu verschaffen, als diese wirklich zu vermitteln. Häring hat es wohl selbst so empfunden, wenn er im Vorwort die Grenzen bedauert, die ihm im Umfang des Buches auferlegt waren. So sind die vielen Textanmerkungen, die in Klammern nur die Namen von Gewährsleuten vermerken, nur dem hilfreich, der sich ähnlicher Kenntnisse erfreut oder bereit ist, weiterzuarbeiten. Für eine solche weitere Beschäftigung mit dem Thema Anregung und Wegweisung zu schenken ist der eigentliche Nutzen der beeindruckenden Studie. Wer sich aber eine schnelle Hilfe erwartet, wird sicher enttäuscht resignieren, da die schweren Gedanken wenig auf Vermittlung ausgerichtet sind.

Von daher ist wieder einmal der Text der Werbeinformation des Verlages (auf der Rück-

seite des Einbandes und in Informationsschriften abgedruckt), das Werk behandle das Problem in allgemeinverständlicher Form, falsch, aber als Reklame allgemein verständlich. Literaturverzeichnis und die üblichen Register verstärken den Wert der umfassenden und so hilfreichen Untersuchung.

Viktor Hahn

RATZINGER, Joseph – BALTHASAR, Hans Urs von:

MARIA – KIRCHE IM URSPRUNG.

Freiburg i.Br., Einsiedeln 1997: Johannes Verlag. 160 S., kt., DM 32,-
(ISBN 3-89411-338-3).

Joseph Kardinal Ratzinger, Leiter der Glaubenskongregation in Rom, und Hans Urs Kardinal von Balthasar, im Jahr 1988 verstorbener eidgenössischer Theologe, verband nicht nur eine tiefe Freundschaft, beide ergänzen sich auch hervorragend durch ihre Theologie. Eines ihrer großen Themen ist die Gottesmutter Maria, ein höchst interessantes und – gerade in unserer Zeit – kontrovers diskutiertes Problem. Vorliegendes Buch gibt in verschiedenen Texten Zeug-nis von der marianischen Theologie der beiden Denker. Besonders geht es dabei um die ekklesiologische Dimension der Mariologie.
Maria ist für die beiden Autoren vor allem das Urbild der dienenden und glaubenden Kirche. Damit tut die Kirche gut daran, auf sie zu blicken. Und damit muss auch einer Mariologie jenseits der Christologie eine Absage erteilt werden. Denn so wie die Kirche ihren letzten Blick auf Jesus Christus lenkt, so tat dies auch Maria.
Glaubende ist Maria nicht nur in ihrem Ja zur Menschwerdung des Sohnes, sie ist es auch unter dem Kreuz. Was Glauben heißt, das wird, wie Joseph Ratzinger in einem Kommentar zur Papstenzyklika „Redemptoris mater" erklärt, gerade in der Situation des Kreuzes sichtbar. Glauben ist nämlich die Einheit mit dem Willen Gottes – was sich nirgends in solcher Brisanz zeigt wie unter dem Todesgalgen von Golgotha: „Der Glaube tritt in seine äußerste Kenose, er steht im totalen Dunkel." Gerade „das Dunkel Marias" nun „ist das Vollwerden" der „Willensgemeinschaft" zwischen der Mutter und dem Sohn (vgl. 42f).

Doch ist es an Maria nicht nur zu leiden, sie hat auch Grund zur Freude. „Freue dich, du Gnadenvolle", sagt der Engel zu Maria – und dies, weil der Retter in ihr geboren wird – in ihr Wohnung nehmen wird. Damit liegt wieder eine interessante Parallele von Maria zur ecclesia vor: „Und wozu anders sollte ecclesia da sein als dafür, Gott Wohnung zu werden in der Welt?" fragt Joseph Ratzinger. Gott handelt, so sagt er weiter, als Person in der Begegnung mit Personen. Mithin ist es Aufgabe der Kirche, respektive eines jeden einzelnen Mitglieds in ihr, Gott eine Wohnung zu bereiten, durchlässig für Gott zu sein. Kardinal Ratzinger zeigt so ganz deutlich, dass Glauben als Durchlässigkeit für Gott mit all seinen Konsequenzen – vor allem einer Abkehr von der Ichverwurzeltheit, die nur das Ich verteidigt und behütet" – Freude macht und Gnade also ein gutes Geschenk

ist. Selbstverleugnung um Gottes Willen, so mag man diesen Gedanken weiterdenken, wird so nicht zum Joch, sondern zur großen Chance.

Auf den Gnadencharakter des Menschseins und der Welt weist näherhin auch Hans Urs von Balthasar hin, wenn er die marianische Prägung der Kirche kennzeichnet. Dabei zeigt Balthasar zunächst auf, dass sich letztlich keiner sich selbst verdankt. Dass wir geworden sind, das liegt nicht an uns, sondern an unseren Eltern und an Gott. Mithin verdankt sich auch Jesus seiner Mutter und dem Vater im Himmel, dem er den Namen „Abba – Väterchen" gibt. Dieses gnadenhafte Sich-Verdanken führt bei Jesus zu einem Handeln im Dienst des Vaters. Die Sendung wird zur Konsequenz der Gnade. Tatsächlich wurde das in Maria Wirklichkeit. Durch ihren Dienst für Gott, durch ihren Glauben, verdankte sich Jesus ihr und in analoger Weise – nicht in gleicher, weil Maria in ihrem Glauben unerreicht ist – kann und soll dies auch jedes Glied der Kirche.

Damit ist die Kirche eine sich-verdankende und sich-verschenkende Kirche, und solchermaßen ist sie für Balthasar eine weibliche Kirche: „Weiblich ist die Kirche zuerst, weil ihr Erstes und Umfassendes ihr Sich-Verdanken ist, empfangend, wie weitergebend. Und nur damit sie ihre primäre Weiblichkeit nicht vergisst, nur damit sie immer eine Empfangende, nie eine Besitzende und Selbstverfügende wird, ist ihr das männliche Amt eingestiftet, das den spendenden Herrn der Kirche (aber innerhalb ihres weiblichen Empfangens) zu repräsentieren hat." (126) Das hat, wie Hans Urs von Balthasar an anderer Stelle sagt, zur Konsequenz, dass gerade das Amt auch als Dienst zu verstehen ist. Dabei hat es vor allem die Aufgabe, die Vielfalt der Dienste zu koordinieren, dass sie im Ganzen und für das Ganze wirken und damit Gottes Reich fruchtbar wird. Und in diesem Sinn empfiehlt Hans Urs von Balthasar: „Und so müssen Petrus und alle amtlichen Diener immer hinhorchen auf den in der marianischen (also empfangenden und dienenden, der Rezensent) Kirche wirkenden und schaffenden Geist, und diesem Geist, der aus den Heiligen ... spricht, auch gehorchen." (157). Ganz deutlich wird hier, wie zentral für das Amt das geistliche Leben ist, das Hinhören auf Gott in der Weise, wie es Maria tat. Sie ist, so die Konsequenz der Ausführungen Balthasars, letztlich unerlässliches Vorbild derer, die ein Amt haben.

Noch viele Themen zur Mariologie behandeln die Aufsätze: die Frage der Mittlerschaft der Gottesmutter, Wege zur Marienfrömmigkeit, Gedanken zur Jungfrauengeburt und anderes mehr.

Alles in allem ist das Buch ein Kompendium zu mariologischen Fragen, die vor allem, aber nicht nur im Kontext der Ekklesiologie zu sehen sind. Es sind Gedanken, die zum Weiterdenken anregen und die letztlich jedes Glied der Kirche betreffen. Beide Autoren führen den Leser zu einer theologisch tiefgehenden Mariologie und Ekklesiologie, die hervorragend die Bedeutung der Gottesmutter für die Kirche darstellen und überdies überzeugend dazu einladen, sich als Glied der Kirche dem Glaubens- und Lebensweg Mariens anzuschließen.

Raymund Fobes

BOFF, Leonardo:

ETHIK FÜR EINE NEUE WELT.

Düsseldorf 2000: Patmos. 128 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-491-72438-4).

Das Interesse daran, dass der Reichtum der Natur für Leben und Menschheit gleichermaßen erhalten bleibt, zwingt uns zu gewissen Elementen eines Mindestkonsens. Auch zunehmende Verarmung, wachsende Umweltzerstörung und ansteigende Kurven strukturell bedingter Arbeitslosigkeit machen einen ethischen Menschheitspakt erforderlich" (S. 7) – mit dieser nüchternen und zugleich beunruhigenden Feststellung wird der Leser gleich zu Beginn dieses Buches konfrontiert. Ernüchternd deshalb, weil die existentiellen Gefährdungen der natürlichen, ökonomischen und sozialen Lebensgrundlagen nicht mehr zu leugnen sind, sondern alle Überlegungen und Pläne für die Zukunft bestimmen. Beunruhigend deshalb, weil für eine grundlegende Veränderung der Zustände und Verhältnisse ein „ethischer Menschheitspakt" notwendig ist, der jedoch nur nach einer nachhaltigen kollektiven Bewusstseinsänderung zustande kommen dürfte. Dazu möchte der Autor mit seinem Buch beitragen. Er sieht die Notwendigkeit einer Weltethik dringend geboten, weil die soziale Krise, die Krise des Arbeitssystems und die ökologische Krise inzwischen „planetarische Ausmaße" angenommen haben. (S. 9) Die neue Sichtweise, die für die Gestaltung des gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Lebens notwendig ist, ist kosmologisch, und die Ethik, die wir brauchen, hat planetarische Dimensionen. Dazu muss allerdings ein ethischer Diskurs stattfinden, der universale Geltung hat. Genau dies ist mit dem Begriff „Weltethos" gemeint. Er hat programmatischen Charakter: Es muss ein Weg gefunden werden, wie die in den Religionen der Welt und den humanistischen Strömungen vorfindbare ethische Potenz gebündelt werden kann, damit ein die Nationen umgreifendes Ethos entsteht, das sowohl der Natur, den Menschen heute – den armen und benachteiligten zumal – und den kommenden Generationen zu ihrem Recht verhilft. Boff kommt es bei seinem Beitrag für den hierfür notwendigen Diskurs vor allem darauf an, die Dignität der Natur und die Ansprüche der Armen und der Opfer ungerechter Zustände zur Geltung zu bringen. Dazu holt er bei seinem Argumentieren zum Teil weit aus – es geht ja darum, sich bei der Begründung eines Ethos für die Moderne mit den Strömungen auseinander zu setzen, die zu einem solchen Unterfangen gegenläufig sind. Doch im letzten Teil wird Boff dann doch wieder konkret und auch für den wissenschaftlich weniger geübten Leser leichter zugänglich, dort nämlich, wo er den Gedanken eines Pathos und einer Achtsamkeit als Grundlage eines menschlichen Ethos entfaltet, wo er die dem Weltethos verpflichteten elementaren Haltungen und Handlungen des Menschen erörtert und Elemente einer entsprechenden Spiritualität entfaltet. Das Buch liest sich nicht leicht „herunter", weil es unterschiedliche Stimmungen vermittelt: Mal erfolgt eine befreiungstheologisch bestimmte Parteinahme für die Natur und für den Teil der Menschheit, der unter Armut und

Ungerechtigkeit leidet; dann wieder eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ethischen Standpunkten und unterschiedlichen Menschenbildern; schließlich kosmologische Betrachtungen zu den Möglichkeiten, eine Mentalität zu entwickeln, die von der Verpflichtung aller allen gegenüber bestimmt ist. Ein typisches Boff-Buch: engagiert, rational anspruchsvoll und spirituell bereichernd.

Matthias Hugoth

MARSCH, Michael:

KOMM, SCHÖPFER GEIST.

Heilung durch die Bibel.
Reihe: Topos plus Taschenbücher; 314.
Graz 1999: Styria. 144 S., kt., DM 16,80 (ISBN 3-7867-8314-4).

Der Autor hat in seinen zahlreichen Publikationen immer wieder versucht, dem Leser einen Zugang zu der heilenden Kraft des Glaubens zu eröffnen. Dabei ging es ihm nie in erster Linie um eine Auseinandersetzung darüber, was für und gegen den Glauben spricht, wie seine Inhalte und die Ansprüche, die er an den Glaubenden richtet, rational begründet werden können. Dass es Gott gibt, dass er sich den Menschen geoffenbart hat und noch immer unter ihnen durch seinen Geist wirksam ist, gehört für ihn zur Grundlage eines christlichen Lebens in den Kontexten dieser Welt. Das Leben in diesen Kontexten ist oft ungerecht, kann krank machen, lässt viele auf Hilfe, Trost und Unterstützung angewiesen sein. Dass für die, die davon betroffen sind, der Glaube eine heilende, tröstende und das Leben verändernde Kraft besitzt, versucht der Autor in dem vorliegenden Buch plausibel aufzuzeigen. Dazu hat er biblische Texte ausgesucht, die sich vor allem durch ihre Verheißungs- und Aufforderungsintention auszeichnen. Die assoziativen und meditativen Interpretationen des Autors sollen die jedem Kapitel vorangestellten Perspektiven konkretisieren: der Heilige Geist als innere Wirkkraft der Kirche, Glaube als Grundton kirchlichen Alltags, Hoffnung als Wegweisung kirchlichen Lebens, Liebe als Praxis kirchlichen Miteinanders. Wer den in diesem Buch zugrundegelegten bodenständigen Glauben teilen kann, wird in den Ausführungen eine Bestätigung finden und sich ermutigt sehen in seiner Überzeugung, dass der Glaube eine lebensbestimmende und heilende Kraft haben kann. Der Skeptiker wird das Buch entweder bald aus der Hand legen oder sich zu einer Auseinandersetzung herausgefordert fühlen.

Matthias Hugoth

SCHLÖGEL, Herbert:

PROFI & PROFIL.

Zum Ethos pastoraler Berufe.
Regensburg 2000: Fr.Pustet. 127 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-7917-1727-8),

Wer heute als Mann oder Frau professionell einen pastoralen Beruf wählt, „muss Profil zeigen!" Um die Ausdeutung und die Ausleuchtung dieses Profils geht es Schlögel. Aus der konkreten Erfahrung mit Pfarrern, Diakonen, Pastoralreferenten/ innen, Gemeindereferenten/ innen sowie mit Ordensleuten in vielfältigen pastoralen Bezugsfeldern entstand ein Buch, das vom gegenwärtigen „Ist-Stand" ausgeht.

Streiflichter, Theologischer Rahmen, Haltungen und Verortungen lauten die vier Kapitel, wobei die Haltungen (Ethos) den größten Raum einnehmen.
Die Steiflichter sind kein Schwarzweißgemälde. Die uns umgebende Wirklichkeit hat zahlreiche Phänomene, die höchst ambivalent bleiben und in ihrer Bedeutung für pastorale Berufe benannt werden: Globalisierung, Individualisierung und Pluralisierung sind Kennzeichen der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die Bewegung von einem personal geprägten zu einem abstrakten Gottesbild hin schwächt oder löscht die intensive personale Gottesbeziehung. Die Bewegung zur Konfessionslosigkeit steigt, in den alten Bundesländern 12%, in den neuen Bundesländern 72%. Kirche und ihre Hauptamtlichen stehen in einer sehr differenzierten und zum Teil widersprüchlichen Situation, die oft völlig neu, aber nicht chancenlos ist.

Das Ethos pastoraler Berufe entstammt der Berufung, die eine ganz persönliche Beziehung zu Gott und den Menschen aufbaut. Jeder/ jede bringt seinen Namen, sein Talent, sein Charisma ein. Gott schließt mit dem Berufenen einen (biblischen) Bund, der basiert auf Freiheit, ist motiviert durch die Liebe, zeigt sich im Respekt gegenüber dem und der anderen, wird getragen durch Vertrauen.

Den Menschen als Bild Gottes zu verstehen, benennt für den pastoralen Dienst als Kriterien die Würde der Person und ihre soziale Natur. Berufung in die Nachfolge Christi und in seine Jüngerschaft führt Seelsorger und Seelsorgerinnen in die „Nachfolgeelite", aber macht sie nicht frei von Widersprüchen und Spannungen untereinander und nicht selten in sich selbst!

Pastoraler Dienst ist Berufung und Beruf. Konfliktreiche oder gelungene Beispiele skizzieren den Alltag und machen überzogene oder verstandene und verarbeitete sakramentale Bezogenheit deutlich. Die Vielfältigkeit des pastoralen Dienstes erfordert eine starke Kompetenz in theologischer Kenntnis, pastoraler Befähigung und spiritueller Grundausrichtung. Weiterbildung und Supervision sind angezeigt, um Schwierigkeiten zu lösen und den Beruf angemessener auszufüllen.

Haltungen – Tugenden – nehmen den meisten Raum des Buches ein, weil die Theologiegeschichte und die Bibel zu diesem Thema herangezogen werden, um daraus „Profil" zu erkennen und zu beschreiben. Der starke Verweis auf Klaus Müllers Homiletik (Regensburg 1994) ist gut, denn für die Seelsorge gilt analog wie für den Prediger/ die Predigerin die institutionelle, die methodische, die personale, die thematische Kompetenz.
Frustrationsfähigkeit steht bei den Grundhaltungen vor Kreativität und Kommunika-

tionsfähigkeit, weil hier die Offenheit oder Gegenläufigkeit der heutigen Kirchenbilder und deren zum Teil konflikthafter Verwirklichungsprozess angesprochen sind. Beim Umgang mit Enttäuschungen gibt es keine Patentrezepte, aber hilfreiche Gesichtspunkte zur realistischen Analyse und zur Weiterentwicklung der eigenen Kompetenz und des eigenen Profils.
Die Haltung der Transparenz umfasst Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Demut. Ausgehend von der Tugendlehre des Thomas von Aquin werden sehr konkrete Situationen benannt und Lösungswege aufgezeigt. Umgang mit Konflikten und Verantwortungsbereitschaft sind als Herausforderung in diesem Abschnitt eingehend behandelt.

Frömmigkeit als Haltung nimmt bei Schlögel den meisten Raum ein, 30 Seiten! Sehr differenziert und klar führend werden geistliches Leben und soziales Engagement, Gewissensbildung – Gewissenserforschung, Umkehr, Buße und Beichte, Versöhnung beschrieben und an vielen praktischen Beispielen erläutert. Frömmigkeit als gläubige Grundhaltung kann nur authentisch selbst (vor-) gelebt vermittelt werden. Dass dieses Bemühen nie eine Einbahnstraße ist, könnte stärker und beglückender erläutert werden!
Keuschheit als Tugend gilt für den zölibatär Lebenden wie für die Verheirateten in unterschiedlicher Weise. Aber stets geht es um die Bejahung der eigenen Sexualität, um das ausgewogene Gleichgewicht von Nähe und Distanz, um einen schmerzlichen Prozess, der kaum jemandem erspart bleibt.
Verlässlichkeit spiegelt die Treue Gottes im pastoralen Dienst, sie bringt die Beziehung Gottes zu uns Menschen zum Ausdruck. Zusagen halten, die Spannung zwischen dem Gesagten und dem Getanen nicht zu groß werden lassen, gegenseitige Abhängigkeiten vermeiden und Diskretion bewahren erhöhen das Vertrauenskapital.
Gerechtigkeit und Klugheit als klassische Tugenden machen das Handeln in der Seelsorge transparent und in die Zukunft weisend. Insgesamt sind alle genannten Haltungen auf die Zukunft hin ausgerichtet. Um in der Gegenwart das Richtige zu tun, ist es notwendig, eine Perspektive für die Zukunft zu haben.
Die Auswahl von drei pastoralen Feldern mit Pfarrei, Krankenhaus, Verwaltung überrascht bei der dritten Verortung.
Offenheit, Fähigkeit auf Vielfalt einzugehen und Einfachheit präzisieren das Ethos kirchlicher Berufe in der Pfarrei. Sehr konkret werden Entwicklungen und Verhalten beim Namen genannt, um alle in einer Gemeinde zu bestärken, die letztendlich auf dem gemeinsamen Weg der Nachfolge Christi sind.
Krankenhaus ist ein hochkomplexes und multifunktionales Unternehmen. Seelsorgekontakte nicht auf die Patienten beschränken, Angehörige sowie die Bediensteten sind in den Blick zu nehmen. Das medizinische Sachwissen reicht allein nicht aus, medizinethische Kompetenz ist gefragt und bringt die geistliche Dimension des seelsorglichen Handels zum Tragen.
Verwaltung als Verortung zu benennen, ist nicht selbstverständlich. Jedoch bedeuten finanzielle und personelle Ausstattungen für die Gemeinden Leben! Mittelzuweisung und Personalschlüssel müssen transparent und gerecht sein. Wann, wie und wo in den Ordinarien oder Generalvikariaten gebetet wird, ist sehr unterschiedlich. Communio - Ekklesiologie in den kirchlichen Verwaltungen spürbar machen, ist ein (zu) hoher Anspruch!
„Profi & Profil" ist kein billiges Handbuch. Es geht tiefer! Dabei werden nicht nur „Profis" Gewinn von dieser Lektüre haben. Alle in den Feldern der Seelsorge Tätigen können Klarheit und Kraft finden.

Adolf Opheys

SOCHA, Hubert:

RECHTLICHER KOMMENTAR ZUM GESETZ DER GESELLSCHAFT DES KATHOLISCHEN APOSTOLATES.

Rom 2000: Generalat der Pallottiner. LXXXII, 963 S., kt.
(Preis nicht mitgeteilt).

Selten hat man im Bereich des klösterlichen Eigenrechts ein so voluminöses Buch in der Hand gehalten: Mit seinen 963 Seiten alleine zum Eigenrecht der Gesellschaft des katholischen Apostolates (SAC) ist es in quantitativer Hinsicht umfangreicher als eines der drei deutschsprachigen Ordensrechtswerke, die jeweils das komplette ius religiosum behandeln (Primetshofer, 3.Aufl. 1988 mit 250 SS., Sebott, 1.Aufl. 1995 mit 349 SS., Henseler 2.Aufl. 1998, 503 SS.).

Die Gesellschaften des apostolischen Lebens, die im CIC/1917 „Gesellschaften des gemeinsamen Lebens ohne Gelübde" genannt wurden, sind jene klösterlichen Verbände, die gemäß can.731 §1 CIC/1983 durch das brüderliche Leben in Gemeinschaft gekennzeichnet sind, wobei die Mitglieder in der Regel keine Profess ablegen; es gibt aber unter ihnen Gesellschaften, in denen die Mitglieder durch irgendeine in den Konstitutionen festgelegte Bindung gemäß can.731 §2 die evangelischen Räte annehmen. Die Weihe in der SAC zählt zur Gruppe der Inkorporationsweihen (S.92 Randnummer 230).

Die Societates stehen damit den Instituten des geweihten Lebens gegenüber, die sich wiederum in Religioseninstitute und Säkularinstitute gliedern, die Religioseninstitute verzweigen sich dann noch einmal in Orden und Kongregationen. So hat sowohl das Ius religiosum des CIC die Doppelbezeichnung „Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens", wie auch die entsprechende zuständige römische Behörde diese Doppelbezeichnung im Namen führt: „Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens".

Der große Kommentar von Hubert Socha ist somit kein Kommentar allgemein zum Ordensrecht, auch nicht allgemein über die Gesellschaften des apostolischen Lebens, sondern allein ein Kommentar zum Gesetz der Gesellschaft des katholischen Apostolates (SAC). Was er aber auf diesen fast tausend Seiten an historischen Hintergründen, Bezügen, Verweisen, Belegen, Querverbindungen, Kommentierungen etc. bietet, das ist bei weitem mehr als ein für den Rest des Ordenswesens unbedeutendes und lediglich das Eigenrecht eines einzigen Verbandes betreffendes Opus.

Zur Entstehungsgeschichte des Werkes heißt es im Vorwort des Generalrektors: „Schon nach der Veröffentlichung des erneuerten Gesetzes der Gesellschaft im Jahre 1981 wurde der Wunsch nach einem Handbuch laut, das den Oberen und Erziehern die Beweggründe aufzeige, die zu dieser oder jener Aussage unseres Gesetzes führten, und erläutere, wie dieses im Leben und Aposto-

lat unserer Gesellschaft, der Hausgemeinschaften und der Mitglieder angewandt wird." Desweiteren wird im Vorwort die Arbeit verschiedener „juridischer Kommissionen" zur Vorbereitung des Handbuches beschrieben. Diese Vorarbeiten dauerten sechs Jahre. „In seiner Sitzung vom 24.März 2000 würdigte der Generalrat die Arbeit der Internationalen Juridischen Kommission, anerkannte P. Hubert Socha als Autor dieses Textes und erklärte diesen als 'offiziellen Rechtlichen Kommentar zum Gesetz unserer Gesellschaft...'".

Der Generalrektor gibt im Vorwort selbst so etwas wie eine eigene Rezension, wenn er schreibt: „Der Kommentar ist erschöpfend und geht ins Detail, zugleich bietet er einen Reichtum an Informationen zur Geschichte unserer Gesellschaft und der Entwicklung ihrer Strukturen. Er ist ganz der Heiligen Schrift und der Lehre der Kirche verpflichtet, schöpft aus den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils und der neueren kirchlichen Lehräußerungen wie auch aus den Schriften Pallottis und dem rechtlichen und spirituellen Erbe unserer Gesellschaft. Er bietet eine allgemeine Einführung zum Thema des geweihten Lebens und behandelt in ganz besonderer Weise das pallottinische Leben aus der Weihe. Der Kommentar wird für viele Jahre eine unschätzbare Quelle für Informationen sein."

Diesem Urteil schließt sich der Rezensent an. Er hat nun zwar nicht alle 963 Seiten des Buches lesen können. Aber ein gezieltes Herumblättern im Buch, ein Aufsuchen von problematischen und viel diskutierten Themen des Ordensrechts, erweist schon bald die Meisterschaft dieses Kommentars. Die Art und Weise des Vorgehens erinnert ein wenig an den Münsterischen Kommentar, dessen Mit-Autor Hubert Socha ist. In der Kopfleiste ist das jeweils behandelte Thema in einem Stichwort angegeben; zu Beginn eines Themas erscheint fettgedruckt der Gesetzestext, der sodann in einzelnen Randnummern kommentiert wird. Erläuterungen in Fußnoten kennt der Münsterische Kommentar zwar nicht, Socha macht hingegen eifrig davon Gebrauch. Vorangestellt ist ein enormes Quellen- und Literaturverzeichnis, ein sehr ausführliches Stichwortverzeichnis am Ende erleichtert den Zugang zu diesem Buch.

Somit ergibt sich von selbst der Adressatenkreis für diesen empfehlenswerten „Rechtlichen Kommentar": zunächst die Mitglieder der SAC, für die er ja eigentlich bestimmt ist, sodann Mitglieder der Gesellschaften des apostolischen Lebens, die bei allem Proprium des SAC-Eigenrechts immer noch genug Allgemeingültiges für alle Gesellschaften hierin finden werden; schließlich natürlich all jene, die sich mit dem Ordensrecht (im weiteren Sinne des Begriffs) befassen, seien es Professoren, Studenten oder Ordensleute.

Rudolf Henseler

Neue Bücher

Hinweise

LOHFINK, Gerhard:

GOTTES VOLKSBEGEHREN.

Biblische Herausforderungen.
München 1998: Verlag Neue Stadt. 274 S., geb., DM 38,- (ISBN 3-87996-392-4).

In Europa und den USA wurden in den letzten Jahren „Kirchenvolksbegehren" durchgeführt mit dem Ziel, die Kirche zu erneuern. Diese Absicht ist zweifellos lobenswert, doch ist der eingeschlagene Weg zur Erreichung dieses Zieles auch der richtige Weg? Der Autor dieses Buches, der bekannte Neutestamentler Gerhard Lohfink, sieht die Lösung dieser Aufgabe anders und fragt nach Gottes Begehren. Wie wünscht Gott sich sein Volk, damit es seinen Auftrag erfüllen kann? Eine Antwort darauf finden wir in der Bibel, aus der hier wichtige Texte ausgewählt wurden, die sachkundig, einfühlsam und aktuell zugleich ausgelegt werden. Auf diese Weise erhält der Leser Antwort auf Fragen, die uns heute bedrängen und die tatsächlich die Erneuerung der Kirche fördern können, wenn sie nur ernst genommen werden.

PEREIRA, Lancelot:

DIE VERZAUBERTE DUNKELHEIT.

Dem Geheimnis auf der Spur.
Reihe: Philosophie, Bd. 27.
Münster 1999: LIT Verlag. 218 S., kt., DM 34,80 (ISBN 3-8258-4281-9).

Die stürmische Entwicklung in vielen Bereichen der Wissenschaft und Technik löst keineswegs immer Begeisterung aus, sondern verunsichert im Gegenteil so manchen Zeitgenossen, der sich überfordert fühlt und nicht in der Lage sieht, die verschiedenen Mosaiksteinchen zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufügen. In dieser Situation ist ein Buch besonders willkommen, dessen Autor, im vorliegenden Fall ein Theologe und Naturwissenschaftler, es versteht, Zusammenhänge zu entdecken, die freilich letztlich für uns Menschen geheimnisvoll bleiben. Das muss kein Nachteil sein, denn Geheimnisse können auch Verzauberung auslösen, die dem Menschen trotz aller Widrigkeiten neuen Schwung und Freude am Leben schenkt. Dieses Buch ist voller Überraschungen und vermittelt dem Leser reiche spirituelle Erfahrungen, die ihre Wurzeln nicht zuletzt in den mystischen Traditionen dieser Welt haben.

ICH HABE MEINE EIGENE RELIGION.

Sinnsuche jenseits der Kirche.
Hrsg. von Hermann KOCHANEK.
Zürich, Düsseldorf 1999: Benziger. 253 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-545-20159-7).

Die Beiträge dieses Buches, von namhaften und kompetenten Autoren verfasst, beschreiben sogenannte religiöse Aspekte, die heute in zunehmendem Maße in fast allen Bereichen unserer Erlebnisgesellschaft aufzuspüren sind, nicht nur in New Age und Okkultismus, sondern eben auch in Sport und Kunst, Musik und Ästhetik, in Therapie und Fernsehprogrammen. Die hier vorgelegte durchweg präzise Beschreibung dieses Phänomens ist gewiss notwendig und hilfreich, weil nur so eine solide Grundlage für die kritische Auseinandersetzung mit derartigen Strömungen gegeben ist. Fragwürdig bleibt allerdings die daraus abgeleitete These, die Religion befinde sich heute keineswegs auf dem Rückzug, sondern erlebe gewissermaßen einen neuen Frühling. Die Übernahme und Verwendung religiös bestimmter Begriffe und Redewendungen garantiert noch lange nicht auch die Übernahme der damit ursprünglich verbundenen Inhalte. Wie oft erleben wir im Alltag, dass Menschen zwar die gleiche Sprache sprechen, den Worten aber verschiedene Bedeutungen unterlegen. Angesichts dieser Tatsache sollte man treffender von „pseudoreligiösen" Strömungen sprechen, um nicht falsche Hoffnungen zu wecken, die sich schon sehr bald als irrig erweisen könnten.

BAUER, Benedikt:

GEISTLICHE VATERSCHAFT – KONTUREN EINER KONZEPTION GEISTLICHER BEGLEITUNG.

Reihe: Bonner dogmatische Studien, Bd. 30.
Würzburg 1999: Echter. X,272 S., kt., DM 39,- (ISBN 3-429-02094-8).

Die Krise der Glaubensvermittlung hat in den vergangenen Jahren zu einem Suchen nach neuen Wegen der Glaubensweitergabe geführt. Dabei treten an die Stelle rein theoretischer Konzepte zunehmend personale Ansätze in den Blick. Unter diesen Ansätzen befindet sich auch die „geistliche Vaterschaft". Diese Konzeption einer „geistlichen Begleitung" ist bereits in frühchristlichen Schriften anzutreffen und hat besonders in der monastischen Tradition eine starke Verbreitung gefunden.

Vor dem Hintergrund eines gegenwärtig kritischen Verständnisses von Vaterschaft verfolgt die vorliegende Untersuchung Spuren geistlicher Vaterschaft im frühen Christentum, zeichnet die Konturen dieser vielgestaltigen Konzeption geistlicher Begleitung nach und fragt nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Die Anknüpfung an die erfahrbare Wirklichkeit der Vaterschaft ist ein Vorzug dieser Konzeption, wirft aber auch Fragen auf, die im Rahmen dieser Dissertation zwar angedeutet, aber nicht erschöpfend beantwortet werden konnten.

GORITZKA, Richard:

DER SEELSORGER ROBERT GROSCHE

(1888-1967).
Dialogische Pastoral zwischen Erstem Weltkrieg und Zweitem Vatikanischen Konzil.
Reihe: Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Bd. 39. Würzburg 1999: Echter Verlag. 298 S., kt., DM 39,- (ISBN 3-429-02149-9).

Der Seelsorger und Theologe Robert Grosche gehört zu den prägenden Gestalten der Vorkriegs- und Nachkriegszeit, die über ihren unmittelbaren Wirkungskreis hinaus Beachtung fanden. Das Zweite Vatikanische Konzil steht am Ende seines Lebens. In ihm begegnet man dem relativ seltenen Typus eines Seelsorgers, der sein pastorales Tun im Kontext seiner Zeit reflektiert, der den Anspruch des Christentums publizistisch vertritt und der mit seinen Öffnungsbemühungen hin zu den Künsten und den anderen christlichen Konfessionen kulturelle und ekklesiale Spaltungen zu überwinden trachtet.
Die vorliegende Untersuchung löst das Desiderat einer Gesamtdarstellung zu Grosches Werk und Wirken ein, in dem sie eine „dialogische Pastoral" als dessen Zentrum thematisiert. Der Verfasser verortet Grosche in den kirchengeschichtlichen Strömungen seiner Zeit und analysiert umfangreiches Quellenmaterial aus dem veröffentlichten und unveröffentlichten Nachlass für die erforderliche Rekonstruktion seiner Seelsorge. Die Analysen führen unter Berücksichtigung der jeweiligen Kontexte zur Erkenntnis der entscheidenden pastoralen Optionen und der ihnen zugrundeliegenden theologischen Prinzipien. Die Arbeit identifiziert den inneren Zusammenhang von Theologie und Praxis der Seelsorge Robert Grosches und leistet damit einen Beitrag zur Geschichte der Seelsorge im 20. Jahrhundert.

TEBARTZ-VAN ELST, Franz-Peter:

GEMEINDE IN MOBILER GESELLSCHAFT.

Kontexte – Kriterien – Konkretionen.
Reihe: Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Bd. 38. Würzburg 1999: Echter. 815 S., kt., DM 88,- (ISBN 3-429-02148-0).

Die bisherige Territorialpfarrei gerät zunehmend in die Diskussion. In dem Maße, wie die Möglichkeiten und Herausforderungen zur Mobilität den Lebensradius der Menschen erweitern, verändern sich auch ihre konkreten Glaubensbezüge. Immer seltener ist die Wohnortpfarrei identisch mit dem Ort gesuchter und erfahrener Kirchenzugehörigkeit. Die Gemeinde in mobiler Gesellschaft steht damit vor der Herausforderung, ihre Verortung in soziologischer, theologischer und pastoralpraktischer Hinsicht zu überdenken.

In dieser hermeneutischen Schrittfolge versucht diese umfangreiche Studie die Chancen und Grenzen des Territorialprinzips offenzulegen: Kirchengeschichtliche Erinnerungen machen bewusst, dass kirchliche Versammlung zwar einen festen Ort braucht, dieser aber nicht auf das Territorium der Pfarrei enggeführt werden darf. Eine theologische Vergewisserung versucht den Communioort von Gemeinde in der Orientierung am Ortskirchenverständnis des II. Vatikanums als Einheit in Vielfalt zu begreifen. Wie dieses Gemeindeverständnis praktisch ausgestaltet werden kann, bringen Konkretionsvorschläge in die Diskussion. Auch wo gegenwärtig die knapper werdenden personellen wie finanziellen Ressourcen die Frage nach der Zusammenlegung mehrerer Pfarreien zu lebensfähigen Gemeinden aufwerfen, wird die „Gemeinde in mobiler Gesellschaft" zu einer pastoralen Handlungsperspektive. In diesem aktuellen Problemhorizont werden in diesem Buch Kriterien entwickelt, die zu Konzeptionen ermutigen wollen.

„GEBT ZEUGNIS VON EURER HOFFNUNG".

93. Deutscher Katholikentag 10.6.- 14.6.1998 in Mainz.
Dokumentation. Hrsg. vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken.
Kevelaer 1999: Butzon & Bercker. 903 S., kt., DM 84,- (ISBN 3-7666-0189-X).

In einer schwierigen Zeit des Umbruchs in Kirche und Gesellschaft gab der Katholikentag in Mainz Zeugnis von einem lebendigen Glauben, einer offenen und vielgestaltigen Kirche sowie von dem Willen der Christen, sich in die Gestaltung von Kirche, Staat und Gesellschaft einzubringen. Dass er dies tun konnte, verdankt er der Offenheit, mit der er in seinem Erscheinungsbild und seinem Programm sowie in der Beteiligung von gesellschaftlichen und kirchlichen Gruppen seinen Anspruch verwirklicht hat, Ort des Dialogs der Kirche und Welt zu sein. Diese Offenheit war es, die in Mainz den Blick von den Rändern mit ihren verengten Forderungen und einseitigen Orientierungen auf die Mitte gelenkt hat. In den Dokumentationen und Berichten des vorliegenden Berichtbandes spiegeln sich die zahlreichen geistig-spirituellen, ökumenischen, politisch-gesellschaftlichen, historischen und kulturellen Dimensionen dieses Jubiläumskatholikentages wider. Es bleibt zu hoffen, dass dieses Buch mit seinem immensen Material nicht sofort im Bücherschrank verschwindet, sondern Anstoß zu einem intensiven Studium gibt, damit die vielfältigen Anregungen auch tatsächlich aufgegriffen werden und Gestalt annehmen.

LUBICH, Chiara:

ERST IN DER NACHT SIEHT MAN DIE STERNE.

München 1999: Verlag Neue Stadt. 94 S., geb., DM 24,80 (ISBN 3-87996-505-6).

Chiara Lubich ist einer breiten Öffentlichkeit als Gründerin der Fokolar-Bewegung bekannt. Ihre in deutscher Sprache erschienenen Werke haben mittlerweile eine Gesamtauflage von fast 500.000 Exemplaren erreicht. In diesem neuen Buch geht es um die Schattenseiten des Lebens und um die Möglichkeiten ihrer Bewältigung. Wie erst die Nacht den Blick auf den Sternenhimmel freigibt, können schmerzliche Erfahrungen tiefer erahnen lassen, was das Leben ist. In solchen Momenten ist nicht billiger Trost gesucht, sondern Worte, die begleiten und tragen. Die Betrachtungen der Autorin entspringen offensichtlich einer solchen Erfahrung. Sensibel für die Härte des Lebens lenkt sie behutsam den Blick auf den, der gerade in diesen Augenblicken uns nahe ist. Aus den Texten spricht tiefes Vertrauen auf jenen Gott, dem das Leid vertraut ist, weil er unter uns als Mensch gelebt hat, spricht die Überzeugung, dass sich in der Nacht Horizonte auftun können, die im Alltag sonst verborgen bleiben. Die Pracht der Sterne sehen wir erst, wenn es dunkel wird.

FARBEN FÜR DAS UNAUSSPRECHLICHE.

Hundert Worte über die Kunst. Hrsg. von Dietlinde ASSMUS.
München 1999: Verlag Neue Stadt. 112 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-504-8).

WORTE INS SPIEL GEBRACHT.

Hundert Worte von Klaus Hemmerle. Hrsg. von Hanspeter HEINZ.
München 1999: Verlag Neue Stadt. 112 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-87996-503-X).

Zwei weitere Bändchen der ansprechenden Reihe liegen vor, von denen das erste besonders Freunden der Kunst gefallen wird. Die Herausgeberin, Dietlinde Assmus, hat 100 kurze Texte von Künstlern aus verschiedenen Kulturepochen ausgewählt, die das Geheimnis und die Faszination der Kunst beschreiben, die in der einen oder anderen Gestalt wohl jeden Menschen berührt, auch wenn er diese Erfahrung nur unvollkommen in Worte zu fassen versteht. Die abgedruckten Texte von bekannten Dichtern, Malern und Musikern fügen sich zu einem facettenreichen, vielfarbigen Bild, das überraschende Einblicke und neue Denkanstöße vermittelt.

Der Herausgeber des zweiten Bändchens, Prof. Heinz, hat Worte des 1994 verstorbenen Bischofs von Aachen, Klaus Hemmerle, zusammengetragen, der zeitlebens ein vielgefragter Redner und auf Grund seiner zahlreichen Bücher und anderen Beiträge ein geschätzter Autor gewesen ist. Er verstand es wie nur wenige, Gedanken, überlieferte Formeln oder theologische Redewendungen durch Bezug auf das konkrete Leben fast spielerisch in Sprache zu kleiden und griffig zu formulieren. Die gebotenen kurzen Sentenzen sind nur eine Kostprobe, die hoffentlich manchen Leser ermuntert, sich intensiver mit dem Werk des Mannes zu beschäftigen, der die Dinge treffend beim Namen nennt, der zum Schmunzeln, aber auch immer wieder zum Nachdenken und Schweigen einlädt.

MINI-TERMIN-POSTER 2000.

Jetzt geht's los. Mit Power ins dritte Jahrtausend.
Eichstätt 2000: Franz-Sales-Verlag. DM 2,- (ISBN 3-7721-0222-0).

Dieser Taschenkalender für Ministrantinnen, Ministranten und junge Christen ist seit 50 Jahren im gesamten deutschen Sprachraum verbreitet und, wie die hohe Auflage beweist, offensichtlich auch sehr beliebt. Wie seine Vorgänger präsentiert sich auch der neue MINI in bewährter Aufmachung. Er bietet ein übersichtliches Kalendarium mit liturgischen Hinweisen und Platz für Notizen und Termine, interessante Beiträge zum Thema „Jetzt geht's los – Mit Power ins 3. Jahrtausend", Gebete zum Nachdenken und hoffentlich auch zum Nachbeten sowie einige Rätsel, Witze und die berühmten Geschichten von „Zamperl, dem Oberministranten" und „Stani Meyer, der Tempellaus". Die 143 Seiten sind durchgehend farbig, mit vielen Fotos und Graphiken gestaltet, das Format ideal für jede Schul- und Hosentasche. Das MINI-Termin-Poster ist dekorativ, farbig, übersichtlich und praktisch, geeignet für die Sakristei, das Jugendheim oder Wohnzimmer und kann helfen, keinen Termin, Geburtstag oder Dienst zu vergessen.

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt.

Die Rezension erfolgt nach dem Ermessen der Schriftleitung.

BARRET, Pierre – GURGAND, Jean-Noël: **Auf dem Weg nach Santiago.** In den Spuren der Jakobspilger. Freiburg Neuausgabe 2000: Herder. 318 S., geb., DM 49,80 (ISBN 3-451-27099-4).

BECKER-HUBERTI, Manfred: **Lexikon der Bräuche und Feste.** 3000 Stichwörter mit Infos, Tipps und Hintergründen. Freiburg 2000: Herder. 480 S., geb., DM 49,80 (ISBN 3-451-27317-9).

Beiträge zur Spiritualität des Paulinermönchtums. Hrsg. von Stanislaw SWIDZINSKI. Collectio Paulina im Kreisarchiv Bodenseekreis (Archivum Ordinis Sancti Pauli Primi Eremitae; 2/4). Auslieferung: Friedrichshafen 1999: Amt für Geschichte und Kultur des Bodenseekreises. 236 S., kt., Preis nicht mitgeteilt (ISBN 83-86744-95-2).

BENESCH, Kurt: **Santiago de Compostela.** Der Pilgerweg zum Jakobsgrab. Freiburg Sonderausgabe 2000: Herder. 199 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-451-27297-0).

BIESINGER, Albert: **Kinder nicht um Gott betrügen.** Anstiftungen für Mütter und Väter. Ein Ratgeber. Freiburg 10. Aufl. 2000: Herder. 158 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-451-27327-6).

BRINKMANN, Frank Thomas: **Praktische Homiletik.** Ein Leitfaden zur Predigtvorbereitung. Stuttgart 2000: W.Kohlhammer. 191 S., kt., DM 35,– (ISBN 3-17-016471-6).

DEICHGRÄBER, Reinhard: **Tage der Einkehr mit biblischen Geschichten.** Reihe: Transparent, Bd. 61. Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 152 S., kt., DM 27,80 (ISBN 3-525-01827-4).

FELDMANN, Christian: **Johannes XXIII.** Seine Liebe – sein Leben. Freiburg 2000: Herder. 237 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-451-27326-1).

Gottesbegriff, Weltursprung und Menschenbild in den Weltreligionen. Hrsg. von Peter KOSLOWSKI. Reihe: Diskurs der Weltreligionen, Bd. 1. München 2000: W. Fink Verlag. X,186 S., kt., DM 48,– (ISBN 3-7705-3488-3).

Handbuch religiöse Gemeinschaften und Weltanschauungen. 5., neu bearb. und erw. Aufl. von Horst RELLER, Hans KRECH, Matthias KLEIMINGER. Gütersloh 2000: Gütersloher Verlagshaus. 1111 S., geb., DM 168,– (ISBN 3-579-03585-7).

HINSEN, Peter: **Vom Wort Gottes leben.** Predigten und Fürbitten für die Sonntage und Hochfeste im Lesejahr C. Mainz 2000: Matthias-Grünewald-Verlag. 198 S., kt., DM 38,– (ISBN 3-7867-2261-7).

HOINACKI, Lee: **El camino – ein spirituelles Abenteuer.** Allein auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela. Reihe: Herder/Spektrum, Bd. 4928. Freiburg 3. Aufl. 2000: Herder. 316 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-451-04928-7).

JOHANNES XXIII: **Weisheit eines weiten Herzens.** Zur Seligsprechung des Papstes am 3. September 2000. Hrsg. von Maria OTTO und Franz JOHNA. Freiburg 2000: Herder. 141 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-451-27319-5).

La sostanza dell' effimero. Gli abiti degli Ordini religiosi in Occidente. Catalogo a cura di Giancarlo ROCCA. Roma 2000: Edizioni Paoline. 646 S., kt., Lit 220000.

Life and Death Matters. The Practice of Inculturation in Africa. Edited by Anthony J. GITTINS. Reihe: Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, Nr. 72. Nettetal 2000: Steyler Verlag. 175 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-8050-0443-5).

LOHSE, Eduard: **Das Neue Testament als Urkunde des Evangeliums.** Studien zur Theologie des Neuen Testaments III. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testments, Bd. 192. Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 262 S., Ln., DM 88,– (ISBN 3-525-53876-6).

Neues Lexikon des Judentums. Hrsg. von H. SCHOEPS. Gütersloh überarb. Aufl. 2000: Gütersloher Verlagshaus. 896 S., Ln., DM 39,80 (ISBN 3-579-02305-5).

Paulinische Christologie. Exegetische Beiträge Hans Hübner zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Udo SCHNELLE und Thomas SÖDING. Göttingen 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 271 S., kt., DM 98,– (ISBN 3-525-53521-X).

ROM. Ein literarischer Reiseführer. Hrsg. von Franz Peter WAIBLINGER. Mit Fotos von Gertrud LEUTENEGGER. Darmstadt veränderte Neuausgabe 2000: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. XI, 290 S., geb., DM 49,90 (ISBN 3-534-14994-7).

SCHLÖGEL, Herbert: **Profi und Profil.** Zum Ethos pastoraler Berufe. Regensburg 2000: Fr. Pustet. 127 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-7917-1727-8).

SCHOLTISSEK, Klaus: **In ihm sein und bleiben.** Die Sprache der Immanenz in den johanneischen Schriften. Reihe: Herders biblische Studien, Bd. 21. Freiburg 2000: Herder. XI,436 S., geb., DM 98,– (ISBN 3-451-27096-X).

Spiritualität der Weltkulturen. Hrsg. von Erwin MÖDE. Graz 2000: Verlag Styria. 343 S., geb., DM 39,80 (ISBN 3-222-12798-0).

VINCENOT, Henri: **Die Sterne von Compostela.** Roman. Reihe: Herder/Spektrum, Bd. 5852. Freiburg 2000: Herder. 336 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-451-04852-3).

VORGRIMLER, Herbert: **Neues theologisches Wörterbuch mit CD-ROM.** Freiburg 2000: Herder. 698 S., Ln., DM 68,– (ISBN 3-451-27340-3).

WEGNER, Ulrich: **Der Jakobsweg.** Auf der Route der Sehnsucht nach Santiago de Compostela. Freiburg 2000: Herder. 263 S., geb., DM 78,– (ISBN 3-451-27249-3).

Weihnachten. Fest der Menschwerdung in Kultur und Religion. Hrsg. von Christa HELLSTERN. Graz 2000: Verlag Styria. 141 S., geb., DM 48,- (ISBN 3-222-12795-6).

Wie wird man Christ? Taufe, Firmung, Erstkommunion in der Spannung von Theologie und pastoraler Wirklichkeit. Hrsg. von Manfred PROBST und George AUGUSTIN. Reihe: Pallottinische Studien zu Kirche und Welt, Bd. 3. St. Ottilien 2000: EOS Verlag. 416 S., kt., DM 35,– (ISBN 3-8306-7027-3).